Conversations=Lexicon
11,1

GESCHENK
FRESENIUS

<36630149380011

<36630149380011

Bayer. Staatsbibliothek

Supplemente
zum
Conversations-Lexicon
für
die Beſitzer
der Stuttgarter Ausgabe in zehn Bänden.

Enthaltend
die wichtigſten neuen Artikel und Verbeſſerungen
der Leipziger fünften Auflage.

In vier Abtheilungen.

Erſte Abtheilung
A bis E.

Stuttgart,
bei A. F. Macklot.
1819.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

GESCHENK
FRESENIUS

Supplemente

zum

Conversations-Lexicon.

Erſte Abtheilung.

A bis E.

Dieſe Supplemente ſind mit dem in Leipzig erſcheinenden Abdruck gleichlautend und dienen für die Beſitzer

a) der Stuttgarter Ausgabe in zehn Bänden,

b) der Stuttgarter Ausgabe in ſieben Bänden,

c) der erſten, zweiten, dritten und vierten Leipziger Ausgabe.

Die Herren Käufer werden zufolge deſſen dem Buchbinder von den hier angeführten drei Titeln denjenigen bezeichnen, welchen er dem Bande vorzuſetzen hat.

Anmerkung. Die mit einem * bezeichneten Abſchnitte ſind neue Bearbeitungen von im Werke ſelbſt ſchon abgehandelten Artikeln; die mit † aber liefern Nachträge zu derſelben Rubrik in den frühern Bänden.

A.

A. A. C. bedeutet gewöhnlich anno Christi, im Jahre Chriſti; A. c. — anno currente, im laufenden Jahre; A. p. anno praeterito, im vorigen Jahr.

* Aachen, eine Stadt zwiſchen dem Rhein und der Maas, mit 2100 Häuſern und 26,000 Einwohnern. Die Gegend um Aachen iſt höchſt angenehm. Die Stadt liegt in einem heitern Thale, umgeben von ſchönen Hügeln. Wie alt die Stadt ſey, beweiſt, daß ihrer bereits beim Plinius unter dem Namen Veterra erwähnt wird; auch war ſie zu Cäſars und Druſus Zeiten den Römern wohl bekannt, und Spuren römiſchen Daſeyns finden ſich bei der Stadt und in der Gegend. Hier erhielt Kaiſer Carl der Große 742 ſein Daſeyn; hier ſtarb er auch, nachdem er Aachen zur 21. Stadt ſeines Reichs erhoben, 814. Welche Freiheiten er und mehrere Kaiſer dieſer Reichsſtadt gegeben, iſt faſt daraus abzunehmen, daß auch, „die Luft frei machte in Aachen, ſogar die Reichsächter.“ Sie war Krönungsſtadt und verwahrte anſehnliche Reichskleinodien. Die Bürger waren im ganzen Reiche frei von Hand- und Kriegsdienſt, Pfändungen, Gefängniß, Zoll- und andern Abgaben, ſo ſonſt reiſende Kaufleute zu entrichten hatten ꝛc. Am 2. Mai 1668 ward hier Friede zwiſchen Frankreich und Spanien, am 18. October 1748 Friede zwiſchen Frankreich, England und den Niederlanden geſchloſſen. Den Markt ſchmückt die Bildſäule Carls des Großen aus Erz, umgeben von zwei großen ſchwarzen Adlern, die, ſo wie Carl, ihre Blicke hinrichten nach ſeiner ehemaligen Pfalz, von welcher jetzt der preußiſche Adler herabblickt. Bildſäule und Adler ſind auf dem Brunnen des Markts angebracht. An der Stelle, wo ehemals ein römiſches Kaſtell geſtanden, bauten die fränkiſchen Könige eine Pfalz, die Geburtsſtätte des großen Carl. Nachdem dieſe 882 von den Normannen zerſtört, von Otto III. aber um 933 wieder hergeſtellt worden, machte man ſie im 14ten Jahrhundert zum Rathhaus. Dies Gebäude enthält manches Sehenswerthe, wie die hohen, gewölbten Säle, mit Ueberbleibſeln altdeutſcher Kunſt, den Krönungsſaal mit vielen Bildniſſen, das Bruſtbild Buonaparte's nebſt ſeiner erſten Gemahlin, gemalt von David, einen Thurm, welcher römiſchen Urſprungs iſt ꝛc. Der Münſter entſtand durch Kaiſer Carl von 796 — 804, und war mit großer Pracht ausgeſchmückt. Der Form nach rund, ward er von acht Pfeilern gehalten, in deren Bogen 32 Säulen mit korinthiſchen Knäufen emporſtrebten. Die Säulen brachen die Franzoſen im Revolutionskriege aus und führten ſie nach Paris; von dort ſind ſie, wiewohl nicht alle, 1815 wieder zurückgebracht. Im Jahr 1353 baute man den hohen Chor daran, im edlen, kühnen Styl. Mitten in demſelben erhebt ſich das Grabmal Carls des Großen, mit der einfachen Aufſchrift: Carolo magno. Oben darüber ſchwebt an einer Kette eine coloſſe Krone von Silber und vergoldetem Kup-

ſer, die Friedrich I. hieher geſchenkt; ſie iſt zugleich ein Leuchter für 48 Kerzen. In dem Hochmünſter ſteht auf fünf Marmorſtufen der weiße, marmorne Stuhl, auf welchem mehrere Kaiſer bei der Krönung ſaßen, und über welchen dann Goldplatten gelegt wurden. Vor der ſogenannten Wolfsthüre des Münſters ſtanden ſonſt auf einem Geſimſe eine Wölfin und ein Kieferzapfen von Bronce. Auch ſie wurden nach Paris geführt, doch ſind ſie neuerdings zurückgekehrt und haben ihre alte Stelle wieder eingenommen. Die Franziskanerkirche zeichnet eine ebenfalls aus Paris zurückgekehrte herrliche Kreuzabnahme von Rubens aus. Die Einwohner ſind größtentheils Katholiken. Ein Theil derſelben, die ſogenannten Kappesbauern, leben von Feld- und Gartenbau; andere treiben bürgerliche Nahrung, wobei der Zufluß der Badegäſte ſehr zu ſtatten kommt; die übrigen leben von Fabriken und Handel. Die vorzüglichſten Fabriken ſind die Tuch- und Caſimirfabriken von Kelleter, van Hautem, Braf ꝛc.; die Stecknadelfabrik von Migeon und Chervier, die Nähnadelfabriken von Naſtor, Stertz ꝛc. Die wichtigſten Wechſelgeſchäfte macht das Haus Schlöſſer. Die hieſige Volksſprache iſt ein Gemiſch von allen benachbarten Sprachen, dem Plattdeutſchen, Flämiſchen, Holländiſchen, Walloniſchen, Franzöſiſchen ꝛc. und abſcheulich anzuhören. In der Stadt Aachen entſpringen eigentlich ſechs warme und eine kalte mineraliſche Quellen. Die vorzüglichſte derſelben iſt die Kaiſerquelle, welche auch von ihrem eingeſchloſſenen Dunſt den ſogenannten Bandſchwefel abſetzt. Der eigentliche Trinkbrunnen iſt hinter der neuen Redoute und wird, ſo lange Kurgäſte da ſind, von 6 — 9 Uhr gepumpt; doch trinkt man jetzt meiſtens das Waſſer des Kaiſersbrunnens. Bei der Kaiſerquelle iſt das Kaiſerbad. Außer dieſem ſind noch bei den obern Quellen: das neue Bad, das Bad zur Königin von Ungarn, oder das kleine Bad, das Quirinusbad. Bei den untern Quellen ſind: das Herrenbad, das Roſenbad, das Armen- oder Komphausbad. In dieſen Bädern finden zugleich die Fremden bequeme Wohnungen. Die Badegemächer ſind trefflich, mit vier bis fünf Fuß tiefen Bädern, ganz maſſiv, nach alt-römiſcher Art, an den meiſten Zimmer mit Betten und Kaminen. Auf dem Drieſch iſt ein eiſenhaltiger Sauerbrunnen, der, wegen Aehnlichkeit mit dem Pouchonwaſſer in Spaa, der Spaabrunnen genannt wird. Das Aachner warme Mineralwaſſer iſt beſonders nützlich bei Verderbniß der Säfte, chroniſchen Hautausſchlägen, Podagra, Gliederkrankheiten, ſcorbutiſchen Geſchwüren, Säure in den erſten Wegen, Contracturen und andern Krankheiten von Queckſilber und Bleigiften, Verſtopfungen der Eingeweide u. ſ. w. Das Waſſer iſt hell, ſo lange es friſch iſt und ſeine natürliche Wärme hat. Wenn es kalt iſt und ſeinen ſchwefelhaften Geruch verloren hat, wird es milchicht und trübe; auch ſchlägt es dann einen blaſſen, erdigen Bodenſatz nieder, indeſſen auf der Oberfläche ein aſchfarbnes ſchmierigtes Häutchen entſteht. Es hat den Geſchmack fauler Eier. — Nur ohngefähr 500 Schritt von Aachen liegt der Flecken Burdſcheid, der mehrere warme Quellen enthält. Die obern Quellen kommen im Orte ſelbſt hervor, die untern hingegen im Thale unter freiem Himmel. Das Waſſer kann zum Waſchen und Färben der Tuche ſehr bequem verwendet werden. Die obern Quellen enthalten gar kein hepatiſches Gas und ſetzen keinen Schwefel ab; hiedurch unterſcheiden ſie ſich von den untern und den zu Aachen. Auch in Burdſcheid ſind Tuch-, Caſimir- und

Nähnadelfabriken. Die in der hieſigen Gegend befindlichen Steinkohlenlager und Schwefelkieſe deuten auf die Urſache der vielen warmen Quellen zu Aachen und Burdſcheid hin.

Abbas, Abbaſſiden, ſ. Kalif.

Abbreviatoren heißen die Secretäre in der päpſtlichen Canzlei, welche auf die vom Papſt ſignirten oder mit Reſolution verſehenen Bittſchriften die Concepte der Breven entwerfen, dieſe Concepte dann vollſtändig auf Pergament ausſchreiben, einregiſtriren, collationiren und mit den üblichen Liquidationen an die Dataria ausfertigen, wo das Datum dazugeſetzt wird. Die 12 erſten Abbreviatoren haben Prälatenrang und Kleidung, 22 andere ſind vom niedern Klerus, die übrigen Laien Das Amt eines Abbreviators vom erſten Range wurde im vorigen Jahrhundert noch mit 2000 Scudi bezahlt. E.

Abdeichen heißt, wenn eine gewiſſe Commun, die zur Erhaltung gewiſſer Deiche (Dämme) verbindlich war, ſich mit Bewilligung der Obrigkeit aus dieſer Verbindlichkeit ziehet, dagegen aber auch ihre fernere Waſſerſicherheit durch eigne Deiche zu erreichen ſucht.

Abdomen, in anatomiſcher Bedeutung, der Unterleib. Abdominal-Muskeln ſind daher die Muskeln der Unterleibs oder die Bauch-Muskeln.

Abellagium nennt man das Eigenthumsrecht, das der Lehnsherr in Bezug auf die in einem Walde ſeines Lehnsträgers wildhauſenden Bienenſchwärme beſitzt.

Abendpunkt, der Durchſchnittspunkt des Aequators und Horizonts an der Abendſeite des Himmels. An den beiden Tagen der Nachtgleichen geht die Sonne im Abendpunkt unter.

Abformen, ſ. Abguß.

Abklatſchen nennen die Buchdrucker die Manipulation, wenn ſie einen Abdruck nicht mittelſt der Preſſe machen, ſondern dadurch zu Stande bringen, daß ſie das Papier auf den Satz legen, und durch Bürſten darauf feſtdrücken.

Ablegaten heißen in der diplomatiſchen Sprache, Geſandte vom zweiten Range, die mit einem minder wichtigen Auftrage an einen Hof geſendet werden, z. B. päpſtliche Prälaten, die an einem Hofe, wo kein Nuntius iſt, ein kurzes Geſchäft abmachen ſollen. Dieſer Titel iſt mit dem von Envoyé gleichbedeutend. (S. Geſandten.)

Abnorm (ab norma), von der Regel (norma), d. i. der Naturregel abweichend unregelmäßig, daher auch ſo viel als krankhaft, z. B. abnormer Zuſtand, krankhafter Zuſtand. Abnormitäten ſind regelwidrige, krankhafte Erſcheinungen an Naturgegenſtänden, z. B. Ballen, ſtatt regelmäßiger Füße, ſechs Finger ſtatt fünfen u. dergl.

Abo, die Hauptſtadt in Finnland. am bothniſchen Meerbuſen, mit 1100 Häuſern und 12,000 Einwohnern, welche einen bedeutenden Handel treiben. Es giebt hier Tabacks-, Zucker-, Segeltuchfabriken, Schiffswerfte und eine Univerſität, welche die Königin von Schweden Chriſtina 1640 errichtete. Im Jahr 1743 wurde hier zwiſchen Rußland und Schweden nach einem für letzteres ſehr unglücklichen Kriege, ein Friede geſchloſſen, in welchem Rußland einen Theil des eroberten Finnlands zurück gab. (S. Friedensſchlüſſe.)

Aborigines, (lat.) werden bei den Geſchichtſchreibern die älteſten Einwohner eines Landes genannt, die ſich, bei der Ausbreitung des menſchlichen Geſchlechts, zuerſt darin niedergelaſſen haben, und über deren Urſprung (origo) und Herkunft ſich nichts beſtimmtes ſagen läßt. Bei den römiſchen Geſchichtſchreibern wird die Völkerſchaft ſo genannt, die vor der Ankunft der Trojaner in der Gegend des heutigen Roms wohnte.

Abplattung der Erde. Newton war der erſte, welcher zeigte, daß die Erde gegen die Pole hin abgeplattet ſeyn müſſe, wegen des täglichen Umſchwingens um die Axe, und daß dieſe Abplattung etwa $\frac{1}{230}$ betragen würde. (S. d. Art. Gradmeſſung.) — Aus der Theorie des Schwunges folgt, daß die Abplattung $\frac{1}{230}$ ſeyn würde, wenn die Erdkugel, als ſie anfing ſich zu drehen, in einem völlig flüchtigen Zuſtande war. Da aber Niemand damals gegenwärtig war, der ſolches beobachtete, ſo war dieſe Zahl etwas ungewiß. Man konnte die Abplattung alſo nicht aus der Theorie beſtimmen, ſondern muß ſie aus wirklichen Meſſungen herleiten. (S. Geſtalt d. Erde.) Da aus den neuern Gradmeſſungen folgte, daß die Figur der Erde nicht durchaus gleichförmig ſey, ſondern daß ſie örtliche Ungleichheiten habe, die z. B. ihr in Frankreich eine Abplattung geben, die ſo ſtark iſt, daß ſie $\frac{2}{300}$ beträgt, ſo hat man ihre Figur noch auf einem anderen Wege zu beſtimmen geſucht als durch Meſſungen. Die Größe der Abplattung der Erde wirkt nämlich auf die Nutation (Wanken der Erdaxe) und auf das Fortrücken der Nachtgleichen, wie in dieſen beiden Artikeln gezeigt worden, und aus der Größe dieſer beiden Elemente läßt ſich die Größe der Abplattung herleiten. Hierdurch hat man ſie denn zu $\frac{1}{302}$ gefunden, welche Beſtimmung vielleicht die genaueſte iſt, da eine ſo große Anzahl Beobachtungen bei der Rechnung zum Grunde gelegt worden, und da bei dieſer Art die Abplattung zu beſtimmen gleichſam die ganze Kugel auf der Wage der Bewegungen liegt, welche die Himmelskörper miteinander machen, und auf welcher ſie ſich wechſelsweiſe im Gleichgewicht halten. Das übrige hierhin Gehörige findet ſich im Artikel: Wanken der Erdaxe und Fortrücken der Nachtgleichen.
Bg.

Abrahamiten oder böhmiſche Deiſten wurde eine Anzahl unwiſſender Landleute aus der Pardubitzer Herrſchaft in Böhmen, die dem Toleranzedict Joſephs II. vertrauend 1782 aus ihrer Dunkelheit hervortraten und ſich zu dem Glauben bekannten, den Abraham vor der Beſchneidung gehabt habe, von den inquirirenden kaiſerlichen Beamten genannt. Sie nahmen außer der Lehre von dem einigen Gott und dem Vater Unſer nichts aus der Bibel an. Weil ſie weder den Juden, noch einer der recipirten chriſtlichen Confeſſionen angehören wollten, wurde ihr Geſuch um Religionsfreiheit abgewieſen. Der in Sachen der Religion weniger, als gewöhnlich angenommen wird, aufgeklärte Kaiſer Joſeph ließ dieſe ſonſt unbeſcholtnen Leute, da ſie allen Bekehrungsverſuchen widerſtanden, 1783 aus ihrem Eigenthum vertreiben, und durch militäriſche Gewalt zu zwei bis vier vereinzelt nach verſchiedenen Grenzorten von Ungarn, Siebenbürgen und Slavonien transportiren, wo die Männer unter die Grenzbataillone geſteckt und zum Theil (im Bannat) nebſt ihren Weibern zum catholiſchen Glauben gebracht wurden. Mehrere ſind auf ihren Deismus geſtorben. (S. Geſchichte der böhmiſchen Deiſten, Lpz. 1785.)
E.

Abſchnitt wird in der Geometrie der Theil der Fläche genannt, der durch eine gerade Linie, die zwei Punkte des Umfangs der Fläche berührt, getrennt wird. So bildet jede Sehne eines Zirkels einen Abſchnitt.

Abſolutorium (lat.) ein Erlaßurtheil, wodurch jemand von einer Verbindlichkeit, Verantwortung u. ſ. w. losgeſprochen wird. Insbeſondere werden auch Austrittsbeſcheinigungen, nach erledigten Verbindlichkeiten, ſo genannt, z. B. Abgangsbeſcheinigungen von Schulen u. dergl.

Abſorbentia, Heilmittel, welche die Feuchtigkeit des Körpers an ſich ziehen, und die Säuren, z. B. im Magen einſaugen.

* Abt, (aus dem hebr. Abbas Vater) wurde anfangs jeder alte Mönch, ſeit dem 5ten Jahrhundert aber nur der Vorſteher eines Kloſters genannt. Dieſer hat unbedingten Gehorſam (Obedienz) von ſeinen Mönchen zu fordern, das ganze Kloſter zu beaufſichtigen, über die Beobachtung der Ordensregel zu wachen, die Kloſtergüter zu verwalten und dafür reichliche Einkünfte zu genießen. Schon ſeit dem 6ten Jahrhundert waren die Aebte ſtets Kleriker, ſeit der Kirchenverſammlung zu Nicäa 787 zur Ertheilung der kleineren Weihen an ihre Mönche berechtiget, doch im Weſentlichen der Gerichtsbarkeit ihrer Diöceſan-Biſchöfe noch bis in das 11te Jahrhundert überall unterworfen und von einander unabhängig. Mit den Reichthümern der Klöſter wuchs aber auch das Anſehn der Aebte; mehrere, beſonders in Gegenden, wo die Ausbreitung des Chriſtenthums von den Klöſtern ausgegangen war, erhielten biſchöfliche Titel und Rechte, alle, als Prälaten der Kirche, den Rang gleich nach den Biſchöfen und das Stimmrecht auf Kirchenverſammlungen. Gleiche Vorzüge und Rechte behaupteten die Aebtiſſinnen, als Vorſteherinnen der Nonnenklöſter; nur haben ſie in höchſt ſeltnen Fällen auf Synoden geſtimmt, und das Ordiniren, die Verwaltung der Sacramente und anderer prieſterlicher Amtshandlungen wurde ihnen im 9ten Jahrhundert ausdrücklich unterſagt. Um dieſe Zeit kamen durch die Gunſt oder Noth der Könige Abteien häufig in Laienhände. Was ſchon im 8ten Jahrhundert habſüchtige Barone von einzelnen Klöſtern erzwungen hatten, bewilligte die Schwäche der Karolinger ihren Partheigängern als Kaufpreis für Treue und Kriegsdienſt, da den Königen über die auf dem Gebiet ihrer Kron- und Hausgüter oder ſonſt durch königliche Milde geſtifteten Abteien (Monasteria regalia) das Patronatrecht ohnehin zuſtand. So hatten bis in das 10te Jahrhundert eine Menge der anſehnlichſten Klöſter auf dem Gebiet der römiſchen Kirche Laienäbte oder Abtgrafen (Abbatos milites, Abbacomites,) die alle Einkünfte dieſer Pfründen an ſich riſſen. In ſolchen, weltlichen Herren anheimgefallenen Klöſtern, mußte die geiſtliche Aufſicht durch beſondere regulirte Unteräbte, Decane oder Prioren geführt werden. Den Prinzen oder Prinzeſſinnen des königl. Hauſes wurden Abteien als Tafelgüter geſchenkt, die reichſten behielten ſich die Könige ſelbſt vor, (ſo war Hugo Capet Abt von St. Denis bei Paris und St. Martin zu Tours) bisweilen fielen Nonnenklöſter auch Männern zu, und Mönchsklöſter vornehmen Frauen. Doch galt dieſer, auch im byzantiniſchen Kaiſerthume eingeriſſene Mißbrauch meiſt nur auf Lebenszeit der damit beſchenkten Laien. Sie hießen Commendaturäbte, weil die Form der Schenkung eine Empfehlung der Klöſter unter ihren Schutz war. Dem Eifer der im Anfange des 10ten Jahrh. die Reform des Kloſterlebens betrieb, gelang allmälig die Abſtellung

ſolcher Schenkungen an Laien, und man ſah nun ſeltner kriegeriſche Aebte, die in Perſon die Heeresfolge leiſteten, obwohl die unter königlichem Patronat ſtehenden Klöſter noch lange gehalten blieben, ihre Vaſallenpflicht im Kriege durch Contingente an Geld und Leuten abzutragen. Dagegen führten die Obern der Feldgeiſtlichkeit in den Lägern den Titel Feldäbte, wie denn überhaupt der Abtsname im Mittelalter häufig nicht nur zur Bezeichnung obrigkeitlicher (Abbas populi, der Prätor zu Genua) und nicht regulirter geiſtlicher Würden, ſondern auch für die Vorſteher religiöſer und luſtiger (z. B. Abbas cornardorum, stultorum, Narrenabt) Brüderſchaften gebraucht wurde. In Folge jener von Clugny ausgegangenen Reform entſtanden neue Klöſter ohne Aebte, denen der Abt dieſes Stammkloſters der verbeſſerten Benedictiner nur Prioren oder Proabbates, auch Coabbates vorſetzte, die von ihm abhängig blieben. Von andern Orden außer den Benedictinern nennen nur die grauen Mönche von Vallombroſa, die Ciſtercienſer, Bernhardiner, Feuillans, Trappiſten, Grandmontaner, Prämonſtratenſer und einige Congregationen der regulirten Chorherren die Vorſteher ihrer Klöſter Aebte. Bei den übrigen Orden ſind die Titel Majores, Ministri, Prioren oder Rectoren für die Superioren üblich. Aebtiſſinnen haben, auſſer den weiblichen Zweigen der genannten Orden, die Nonnen von Fontevraud und die weltlichen Chorfrauen. Dieſe ſind ſtets unter der Gerichtsbarkeit ihrer Diöceſan Biſchöfe geblieben, dagegen die Aebte der eximirten Klöſter keinen andern Herrn als den Papſt anerkennen. Die infulirten Aebte genießen das im Mittelalter häufig durch päpſtliche Legaten an Benedictineräbte verliehene Recht, ſich biſchöflicher Titel und Inſignien zu bedienen (vergl. d. Art. Inful.) Die biſchöfliche Gewalt mit eignen Diöceſen hatten aber nur wenige derſelben, z. B. die Aebte zu Fulda und Corvey in Deutſchland, zu Montecaſſino bei Neapel, zu Catanea und Montereal in Sicilien, in Frankreich keiner. Vor der Periode der Säculariſationen gab es, jedoch bloß in Deutſchland, gefürſtete Aebte, z. B. zu Fulda, Kempten, S. Emmeran in Regensburg, gefürſtete Aebtiſſinnen zu Gandersheim, Quedlinburg, Herford, Ober- und Niedermünſter zu Regensburg, weil ſie unter die geiſtlichen Reichsfürſten gehörten, daher auch ihre Abteien 1803 als Fürſtenthümer ſäculariſirt wurden. Die Wahl der Aebte ſteht in der Regel den Capiteln ihrer Klöſter zu; bei den eximirten folgt darauf die päpſtliche, bei den nicht eximirten die biſchöfliche Beſtätigung; doch wurden von Alters her viele Abteien in Italien vom Papſt, und in Frankreich vom Könige vermöge des Patronatrechtes vergeben. Weltgeiſtliche, die dergleichen Pfründen genießen, ohne die Ordensregeln zu beobachten, heißen Säcularäbte, dagegen ihre Vicarien in den Klöſtern ſelbſt, wie alle Aebte, die ſelbſt aus dem Mönchsſtande ſind, Regularäbte. Oft wählten jüngere Söhne vornehmer Familien den weltgeiſtlichen Stand, um durch königliche Gunſt Säcularäbte zu werden, und bei einer durch keine Mönchsregel gebundenen Lebensart doch die Einkünfte einer Abtei zu beziehen. Weil man auch ſolche Expectanten Abbés nannte, wurde daraus ein Titel für junge amtloſe Weltgeiſtliche überhaupt, die in Frankreich vor der Revolution in der überall zuläſſigen ſchwarzen Abbékleidung die Geſellſchaften vom guten Tone füllten und ſich den Künſten der gebildeten Unterhaltung widmeten. (Man vergl. d. Art. Abbé.) Seit der Revolution, welche die Abteien in Nationalgüter verwandelte und jenen Expectanten den

Gegenſtand ihrer Bewerbungen nahm, hat ſich dies Völkchen in Frankreich ſeltner gemacht. Zahlreich iſt es aber noch in Italien, wo man jeden jungen Gelehrten, der nur die Tonſur, wenn auch ſonſt noch keine Weihen hat, Abbate nennt. Den Abtstitel führen auch evangeliſche Theologen, welche bei ihren geiſtlichen Aemtern Abteien inne haben und daher als Prälaten zu den Landſtänden gehören. Solche Aebte giebt es noch im Würtembergiſchen; in Niederſachſen, wo nach der Reformation mehrere Klöſter zum Beſten der Geiſtlichkeit erhalten worden waren, iſt bei Einziehung derſelben unter franzöſiſch-weſtphäliſcher Herrſchaft dieſe Würde abgeſchafft worden. Die Vorſteher der Klöſter in der griechiſchen Kirche heißen Higumeni, Mandoä und die Generaläbte Archimandriten. E.

Abzehrung, ſ. Atrophie.

Acapulco, eine ſpaniſche Seeſtadt am Auſtralocean im Vicekönigreiche Neuſpanien mit einem vortrefflichen Hafen, aber höchſtens 4000 Einwohnern, berühmt durch die große 30 Tage dauernde Meſſe, die jährlich im December, wenn die Galeone von Manila in ihren Hafen einläuft und die Schätze Aſiens in Umlauf bringt, gehalten wird. Dann erhebt ſich die Stadt zu einem der lebhafteſten glänzendſten Oerter, der jedoch nach Beendigung derſelben ſogleich zu ſeiner vorigen Oede zurückkehrt, indem ein brennendes und tödtliches Klima den längern Aufenthalt in dieſer Stadt verbietet; die bleibenden Einwohner wandeln gleich Geſpenſtern umher.

Achelōus, der Gränzfluß zwiſchen Aetolien und Acarnanien, auf dem Pindus entſpringend. Als Flußgott iſt Achelous berühmt. Heſiodus nennt ihn einen Sohn des Oceanus und der Thetys, Andere anders. Er kämpfte mit Hercules um die Deianira (ſ. d. Art.), verwandelte ſich, als dieſer ihn zu Boden geworfen, in eine fürchterliche Schlange, dann in einen Stier, und flüchtete, nachdem er ein Horn verloren, beſchämt in die Wellen ſeines Fluſſes. Aus dem abgebrochenen Horne erzählt man, machten die Nymphen das Horn des Ueberfluſſes. Er war der Vater der Sirenen (ſ. d. Art.).

Acker, eigentlich der Boden, welcher landwirthſchaftlich bearbeitet und zur Erziehung der Kulturpflanzen benutzt wird. Genau genommen bedient man ſich dieſes Ausdrucks zum Gegenſatze der Gärten, der Holzungen, Wieſen, Triften, Aenger ꝛc. So ſagt man z. B. das Landgut A. hat wenig Aecker, aber viele Wieſen, Holzungen ꝛc. Immer wird dabei vorausgeſetzt, daß der Boden in Kultur genommen ſey, und mit den gebräuchlichen Geräthen (Ackerwerkzeugen, Ackergeräthe) bearbeitet d. i. beſtellt werde. Wenn der Acker auch insbeſondere zum Getreidebau benutzt wird, ſo werden doch andere Gewächſe nicht ausgeſchloſſen, z. B. die behackten Früchte, Fabrik- und Handelspflanzen, wie Flachs, Taback, Kamillen, man ſagt alsdann Tabacksacker ꝛc. Der Landwirth theilt den Acker mannichfaltig ein, z. B. hinſichtlich ſeiner Ertragsfähigkeit in guten, ſchlechten, hinſichtlich ſeiner Beſtandtheile, ſeiner Lage, ſeiner Tiefe ꝛc. — Uneigentlich gebraucht man dieſen Ausdruck auch ſtatt Feld, Erde, Erdreich, Land, womit man, genau genommen, aber ganz andere beſtimmte Begriffe verbindet. Den Acker bearbeiten heißt ackern, was im Großen mit dem Pfluge, dem Hakken, dem Exſtirpator, der Egge und Walze, im Kleinen mit dem Spaten, dem Karſten und dem Harken geſchieht. Pl.

Acker, ein Feldmaß, das hauptſächlich nur in Sachſen und in England vorkommt. Ein ſächſiſcher Acker hält 300 Quadratruthen,

dagegen iſt ein engliſcher Acker (Acre) gleich einem Magdeburger Morgen, $104\frac{9}{10}$ Quadratruthen. Anderwärts mißt man das Feld nach Morgen, Juchart, Tagewerken u. ſ. w.

*Ackerbau, (uneigentlich auch Feldbau, Landbau, Feldwirthſchaft), iſt derjenige Theil der Landwirthſchaft, welcher das geſammte Ackerweſen in ſich begreift. Der Zweck iſt, den Acker durch die Kunſt in Stand zu ſetzen, daß er nicht nur die größtmögliche Menge der landwirthſchaftlichen Pflanzen, ſondern dieſe auch in der beſten Qualität hervorbringen kann. So einfach der Ackerbau den Unkundigen immer ſcheinen mag, ſo iſt doch ſeine Lehre, d. i. ſeine wiſſenſchaftliche Darſtellung, dermaßen umfaſſend, daß ſie die ſämmtlichen Naturwiſſenſchaften, als hauptſächlich Pflanzenkunde (Botanik), Mineralogie, Chemie und Phyſik, und aus der Mathematik beſonders Geometrie, Hydraulik ꝛc. vorausſetzt. Die Zuſammenſtellung der durch die Erfahrung aufgenommenen und durch die Wiſſenſchaften bewieſenen Lehrſätze oder Regeln heißt die Ackerbauwiſſenſchaft, dieſe angewandt die Ackerbaukunſt. Betrachten wir auf der andern Seite die große Wirkung des Ackerbaues in ſtaatswirthſchaftlicher Hinſicht, ſo entgeht uns nicht, daß in allen cultivirten und einigermaßen bevölkerten Ländern die hauptſächlichſten Subſiſtenzmittel daraus hervorgehen. Es iſt darum auch nicht zu verwundern, wenn ganze Völkerſchaften Perſonen, die im Ackerbau neue einflußreiche Erfindungen machten, oder ſie bei ihnen einführten, göttlich verehrten, z. B. die Aegyptier den Oſiris, die Sicilianer die Ceres oder Iſis, die Römer den Staturn ꝛc. In Aegypten iſt der Ackerbau am mehrſten gewürdigt worden, hier machte der Ackerbauerſtand den erſten des Volks aus. Die Wiſſenſchaften ſelbſt wurden nach der Anwendung, die ſie beim Ackerbau fanden, benannt, z. B. die Kunſt Körper zu meſſen, Geometrie, alſo Feldmeßkunſt. Dieſes Land verſorgte einſt, ſo lange nämlich der Ackerbau die immer nöthige Unterſtützung erhielt, mit dem Ueberfluſſe ſeiner Produkte, bei eigner ſtarken Volkszahl manches andere Land; und jetzt, da der Ackerbauer daſelbſt Verachtung trägt, iſt dieſes Land zur Sandwüſte herabgeſunken. Was man in Europa bis jetzt zur Aufhülfe des Ackerbaues that, verdient, in Betracht ſeiner Wichtigkeit, kaum einer Erwähnung, aber deſto mehr das ſyſtematiſche Verfahren, denſelben zu unterdrücken, Tadel, und muß als ein Beweis angeſehen werden, daß man bei hoher Bildung höchſt einſeitig ſeyn kann. — Beim Ackerbaue kommen hauptſächlich folgende Punkte in Betracht: die Urbarmachung; ſie wird bewirkt durch Wegräumung der Bäume, Sträucher und anderer Pflanzen, und geſchieht durch Rodung, und bei den letztern durch Abbrennen, welches man das Schwenden nennt, durch Wegſchaffung oder Verſenken der großen Steine; tiefliegende Plätze werden durch mehr oder minder umſtändliche Vorrichtungen entwäſſert oder trocken gelegt. Minder koſtſpielig und umſtändlich werden neue Aecker durch das bloße Aufbrechen mit Ackerwerkzeugen, Pflug und Haken oder beſonders dazu geeigneten Maſchinen, wie der Raſenſchäler, gewonnen. Da ſelten ein neuer Acker eben genug liegt, um in der Folge gehörig bearbeitet zu werden, ſo gehört hieher auch noch das Einebnen, wodurch nämlich die ſchroffen Anhöhen abgeſtoßen, und die tiefen Stellen ausgefüllt werden. Ein ſolcher Acker, der nun Neubruch heißt, bedarf überdieß noch mancher Behandlung, ehe er mit Pflanzen beſtellt werden kann. Hieher gehört, daß ihm durch wiederholtes Anwenden der Ackergeräthe eine egale, d. i. gleichtiefe und wohl ge-

mengte Krume verſchafft werde. Denn wenn die Pflanzen mit ihren Wurzeln auf Roherde ſtoßen, ſo werden ſie krank und ſterben alsbald ab. Roherde heißt nämlich das Erdreich, welches von der Luft nicht durchdrungen worden iſt. Dieſe Beſchaffenheit nimmt jedes Erdreich an, welches verdeckt gelegen hat. Durch ſorgfältiges Aufrühren werden die zuſammengeballten Stücke zertrümmert, und in Krume verwandelt, in welche die Luft leicht eindringen kann. Je nachdem ein Neubruch mehr oder weniger Roherde hat und dieſe geſchloſſen liegt, um ſo mehr bedarf er Bearbeitung und Zeit, zur Tragbarkeit zu kommen. — Weil die Anlage neuer Aecker nicht nur ſehr umſtändlich iſt, ſondern auch öfter mehr Koſten macht, als wofür man ſchon urbar gemachte kaufen kann, ſo wägt der Landwirth genau ab, welches er klüglich zu thun habe. Es werden darum gewöhnlich auch nur da mühſam Aecker urbar gemacht, wo dieſe überhaupt in einem hohen Preiſe ſtehen, oder wenn man ſich von den neuen großen Nutzen verſpricht. Ein urbar gemachter Acker bedarf ferner nach Maßgabe der darauf zu erzielenden Pflanzen und in Betracht der beabſichtigten Verhältniſſe, eine gleichſam immerwährende Beſtellung, die, bei jeder neuen Pflanzung angewendet werden muß. Sie beſteht theils in der mechaniſchen Bearbeitung des Ackers, theils in der Erhaltung ſeiner nöthigen Fruchtbarkeit. Eines Theils geſchieht das, wenn ſolche Pflanzen darauf erbauet werden, die des Ackers Kraft am wenigſten erſchöpfen, und andern Theils, wenn demſelben ſolche Stoffe zugeführt werden, die den Acker wiederum um ſo viel mit fruchtbaren Theilen bereichern, als die erzielten Pflanzen zu ihrer Nahrung ihm entzogen haben. Dieſe Düngemittel zu verſchaffen, erfordert manche weitläuftige und koſtſpielige Veranſtaltung, wie Futtergewinn, die darauf begründete Viehhaltung, Düngerfuhren, Bereitung eines Kompoſts, Anwendung des Mergels, Kalkes, Gypſes, Moors oder Schlammes, Pferchung. Da ſich auf die Erhaltung der Triebkraft des Ackers die Ernten gründen, ſo kommt auf die Reihefolge der Pflanzen, die ſo genannte Rotation, ſehr viel an. Hierauf gründen ſich die Ackerbauſyſteme, davon die wichtigſten folgende ſind: 1) das Dreifelderwirthſchaftsſyſtem. Es kam zuerſt in den römiſchen Provinzen auf, verbreitete ſich durch ganz Europa, und blieb bis auf unſere Zeiten in Deutſchland das herrſchendſte. Da ſich aber die Verhältniſſe, unter welchen es eingeführt wurde, verändert haben, ſo iſt es trotz ſeiner Allgemeinheit auf den wenigſten Gütern mehr paſſend, ſondern ſteht den Fortſchritten des Ackerbaues entgegen. Es hat einen dreijährigen Turnus a) Brache, b) Wintergetreide und c) Sommergetreide; man ſagt auch gleichbedeutend Art, daher Brachart, Winterart und Sommerart. Da hierbei der Acker jedes dritte Jahr keine Ernte gibt, ſo hat man, wo der Hutzwang der Verbeſſerung nicht entgegen ſteht, in ſo ferne eine Abänderung gemacht, daß man im Brachjahre ebenfalls allerlei Pflanzen, aber doch kein Getreide bauet. Weil ſie ins Brachjahr fallen, ſo hat man ſie Brachfrüchte genennt. Die gewöhnlichſten ſind: Kartoffeln, Rübenarten, Kohlarten, Taback, Flachs, Erbſen, Wicken, Linſen, Buchweizen oder Heidekorn, Spark (Spergula arvensis L.). Da ferner dieſe Gewächſe in einem Sommer gleichſam als eingeſchoben erzielt werden, ſo heißen ſie auch Beſömmerungsfrüchte, ſie erbauen das Beſömmern. Dieſe Verbeſſerung des Dreifelderwirthſchaftsſyſtems iſt jetzt durch ganz Deutſchland mit der Einführung der Stallfütterung ziemlich gemein worden. Die erſtere Methode,

wo die Brache nicht zum Erbau ſolcher Früchte benutzt wird, nennt man zum Unterſchiede der letztern die **Dreifelderwirthſchaft mit reiner** (d. i. nicht beſaamter) **Brache**, ſo wie die zweite die **Dreifelderwirthſchaft mit beſömmerter Brache**. — 2) Das **Fruchtwechſelwirthſchaftsſyſtem** hat einen längeren Turnus, mindeſtens 4 Jahre und das eigene, daß es in der Regel nicht zwei Mal Getreide unmittelbar auf einander bauet, ſondern eine minder zehrende Pflanzenart dazwiſchen bringt, z. B. folgender Turnus: a) Raps, b) Wintergetreide, c) behackte Früchte, d) Gerſte, e) Erbſen, f) Wintergetreide; oder a) behackte Früchte, b) Gerſte, c) Klee, d) Hafer, e) Erbſen, f) Roggen, g) Wicken, h) Roggen. Dieſes Wirthſchaftsſyſtem iſt zwar im Einzelnen ſchon früher da geweſen, aber in neuern Zeiten durch den Scharfſinn der Engländer ausgebildet, durch **Thaer** aber noch mehr vervollkommnet und in Deutſchland zur Kenntniß gekommen und in die Stelle der Dreifelderwirthſchaft getreten. Es verſtattet am leichteſten Abänderungen, und begünſtiget den Anbau der Fabrik- und Handelspflanzen, beſchäftiget viele Menſchen und begünſtiget die Viehzucht. Es ſetzt aber völlig freies Eigenthum voraus. 3) Die **Koppelwirthſchaft**, auch Schlagwirthſchaft, weil man die Abtheilungen oder Felder, Koppeln oder Schläge nennt. Dieſes Syſtem ſcheint in den älteſten Zeiten in Deutſchland allgemein üblich geweſen zu ſeyn, denn **Tacitus** ſagt: Arva per annos mutant et superest ager. (Sie wechſeln jährlich die Felder, und der Acker iſt überflüſſig vorhanden.) Freilich mag man damals nicht ſonderlich ſo ſyſtematiſch die Aecker zum Getreide und Grasbau gewechſelt haben, als jetzt geſchieht, denn es war Boden genug vorhanden. Dieß Syſtem erhielt ſich im nördlichen Deutſchland, wie in Holſtein ꝛc, und bildete ſich nach den wechſelnden Zeitverhältniſſen aus. Der **Landdroſt von der Lühe** führte es in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auf ſeinen Gütern in Meklenburg ein, fand anfänglich heftigen Widerſpruch, nachher aber ſo allgemeine Nachahmung, daß gegenwärtig dieſes Syſtem, wiewohl unter mancher Modification, in ganz Meklenburg eingeführt iſt, weshalb man es auch nicht ſelten in Schriften die Meklenburger Wirthſchaft nennt. Es paßt da hin, wo vieles, aber wenig bevölkertes Land iſt, und beſteht darinnen, daß man das Land in eine gewiſſe Zahl von Schlägen oder Koppeln d. i. Felder abtheilt; z. B. in 10, 12, 13, 18, jeden einige Jahre z. B. 4, 5, 6, zu Graswuchſe, um das Vieh darauf zu weiden und Heu zum Winterfutter zu gewinnen, unaufgebrochen liegen läßt, dann aufbricht und etliche Jahre mit Getreide beſaamt. Es trifft ſich in der Regel, daß die Hälfte der Felder zum Graswuchſe oder Weide (hier Dreiſch oder Dreeſch genannt), benutzt und die andere Hälfte mit Getreide beſtellt wird. — Endlich erfordert der Ackerbau nicht nur Zugvieh, ſondern auch mancherlei Maſchinen und Werkzeuge. Zu den erſtern gehört der Pflug, eine Maſchine die, wenn wir auf ihre Wirkung ſehen, unſtreitig mehr leiſtet, als jede andere auf der Welt. Ihre Conſtruction iſt empiriſch das geworden, was ſie jetzt iſt. Merkwürdig iſt hierbei der Umſtand, daß bis jetzt noch keinem Mathematiker gelungen iſt, den Pflug aus ſeiner Conſtruction zur Wirkſamkeit zu berechnen. Erſt wenn uns die Verhältniſſe deſſelben genügend bekannt ſeyn werden, werden wir im Stande ſeyn, den möglichſt vollkommenen Pflug zu erbauen. Schlüßlich iſt zu bemerken, daß die mannichfaltigen Arbeiten, welche während des Wachs-

thums der Pflanzen auf dem Felde vorgenommen werden, z. B. das Reinigen vom Unkraute, das Auflockern der Krume, wie das Behacken, welches bei mehrern Gewächſen, als bei Kartoffeln, Rüben, Taback u. ſ. w. nöthig iſt, — und die vielfachen Erntegeſchäfte zum Ackerbau gezählt werden. Die Verhältniſſe des Ackerbaues ſ. im Art. Landwirthſchaft. Pl.

Ackermann (Rudolf) in London, geboren in Schneeberg im ſächſiſchen Erzgebirge, wo ſein Vater ein geſchickter Sattler war, erlernte, nachdem er den früheren Unterricht auf der lateiniſchen Stadtſchule ſeiner Vaterſtadt erhalten hatte, die Profeſſion ſeines Vaters und ging dann, nach dem ſo oft geſcholtenen und doch (mit gewiſſen Einſchränkungen) ſo nützlichen Handwerksgebrauch ſeines Vaterlandes, als Geſell auf die Wanderung. Er kam nach Paris und arbeitete dort einige Zeit in den Werkſtätten geſchickter Kutſchenfabrikanten, wanderte dann in die Niederlande und kam nach Brüſſel, wo er in der berühmten Langiſchen Kutſchenfabrik bald willkommene Aufnahme und die erwünſchteſte Gelegenheit fand, ſeine Kenntniſſe und ſeinen Geſchmack für Verſchönerungen im Reiche der Moden, beſonders in Beziehung auf alles, was zum Wagen-Luxus gehört, immer mehr auszubilden. Er übte hier auch ſeine ſchon früher erlangte Fertigkeit im Zeichnen und Coloriren von Muſtertafeln im Fache der Kutſchenfabrication und anderer Modeartikel. Sein reger Trieb, „vieler Menſchen Städte zu ſehen und Sitten zu kennen" trieb ihn mit unwiderſtehlichem Reiz in die große Welt- und Handelsmetropole an der Themſe. Anfangs mußte er ſich da ſehr knapp behelfen. Denn als bloßer Geſelle bei einem gewöhnlichen Coachmaker wollte er nicht in Arbeit gehen. Er lernte dort einen deutſchen Landsmann **Facius** kennen, welcher auf ſeine eigene Hand ein Modejournal unternommen hatte, und anfangs ſich gar nicht ſchlecht dabei ſtand. Da bedachte ſich Ackermann nicht lange, und gab nun auf ſeine eigne Hand einzelne Hefte von Muſterblättern zu neumodiſchen Kutſchen und Curricles heraus, die er ſelbſt erfunden, gezeichnet und colorirt hatte. Sie erregten durch Neuheit und Eleganz der Formen bald allgemeine Aufmerkſamkeit. Man kam und beſtellte ſich bei ihm allerlei Muſterzeichnungen. Dieß legte den Grund zu einem Kunſthandel, der ſich durch ſeine raſtloſe Thätigkeit, Zuverläſſigkeit und Genauigkeit in Geſchäften bald ſo erweiterte, daß er eine für Unternehmungen der Art paſſende Engländerin heirathen, Londoner Bürger werden und ein Kunſtmagazin begründen konnte, welches nun unter der einladenden Benennung Repository of Arts im Mittelpunkte der Stadt, im Strand, zu den Sehenswürdigkeiten der brittiſchen Metropole gehört, daß er durch ſeine erfindungsreichen und geſchmackvollen Speculationen mehrere hundert Menſchen beſchäftigt, und ſich die Gunſt des brittiſchen Publikums, ja ſelbſt des Prinz-Regenten und der königl. Familie, wovon die Prinzeſſin Eliſabeth ihm ſelbſt ſehr zierliche Zeichnungen von ihrer Hand zur Herausgabe anvertrauete, in weiterm Umfang erwarb. Jede neue Erfindung iſt ihm willkommen, jede wurde durch ſeine Bemühungen noch vollkommener — denn er kannte und übte den Zauber der Verbeſſerung, was man Improvement nennt — und überall wurde in Modeſachen ſein Name mit zuerſt genannt. So war zu Anfang dieſes Jahrhunderts einer der erſten, welchen die damals zuerſt mannichfach verſuchte Manier, wollene und gefilzte Stoffe, Lederwerk und Papier dem Waſſer undurchdringlich (Water-proof) zu machen, gelang, und damit eine Zeitlang einen

bedeutenden Handel zu treiben. So bediente er ſich der vor kurzem in England zuerſt angewandten Gasbeleuchtung in den Sälen und Leſezimmern ſeines Kunſt- und Buchhandels mit großem Erfolg, und wurde Verleger einer nützlichen Schrift des Chemikers Accum (Practical Treatise on Gaz-Light) über die Gasbeleuchtung, die durch den Bergrath Lampadius in Freiberg auch nach Deutſchland verpflanzt worden iſt. So macht er eben jetzt die gelungenſten Verſuche mit dem Steindruck, und giebt regelmäßig lithographiſche Hefte heraus, um die Engländer, die bis jetzt dieſe Erfindung nicht achteten und ſie für zu ärmlich hielten, auf ihre mannichfaltigen, nun auch in Paris öffentlich autoriſirten Vortheile aufmerkſam zu machen. Sein Hauptgeſchäft blieb aber ſtets ein ausgebreiteter Handel mit Bilderbüchern aller Art und mit Muſtern für alle Verzierungskünſte, Meublement, (ſein Upholsterer's Magazine wird allgemein geſchätzt) Stickerei, Handzeichnungen (ſeine Rural Scenes und Cottages dienen allgemein zu Vorlegeblättern) und mit Farben, Bleiſtiften, Pinſeln und Zeichenpapieren aller Art. Er hat eine der ſtärkſten Sammlungen von Spott- und Zerrbildern, theils aus eignem, theils aus fremdem Verlage, die er, ſo wie andere Kupferſtiche und Mezzotintos in kleinen und großen Portefeuilles auch den Familien auf dem Lande und in der Provinz ausleiht, oder in ganzen Sendungen nach Oſt- und Weſtindien abſchickt. Um einen monatlichen Bericht von allem, was neu iſt und anlockt, erſtatten zu können, giebt er ſeit 8 Jahren regelmäßig ein prächtiges Modejournal unter dem Titel: Repository of Arts, Literature, Fashions heraus, wovon die erſte Reihe in 14 Bänden 18 Pf. Sterling koſtet, und die neue Reihe (New Series) bereits 30 Nummern zählt. Jedes Heft hat 3 bis 4 ſchöne ſauber colorirte Kupferſtiche, und koſtet einzeln 4 Schillinge. Seit 8 Jahren ſah er ſich in den Stand geſetzt, eine Reihe topographiſcher Werke mit aller Pracht brittiſcher Aquatintablätter unter Begünſtigung der reichen Sammler in Großbritannien zu unternehmen, die bereits eine kleine Bibliothek ausmachen und durch Genauigkeit in der Zeichnung und Nettigkeit in der Ausführung ſchwerlich von irgend einer ähnlichen Unternehmung in irgend einem Lande übertroffen werden. Sein erſtes Werk der Art iſt der ſogenannte Microcosm of London in 3 Quartbänden mit 104 colorirten Aquatintablättern, das Innere der öffentlichen Londner Gebäude und Verſammlungsplätze, Gerichtshöfe, Hallen, Magazine u. ſ. w. mit lebendigen Volksſcenen ſtaffirt darſtellend. Einzelne Abbildungen daraus hat Baumgärtner in Leipzig zu liefern angefangen. Darauf ließ er in derſelben Größe und Zierlichkeit die äußere und innere Anſicht von der Weſtminſterabtei, von den Univerſitäten Oxford und Cambridge, von den Schulen zu Eaton, Windſor und dem Charterhouse folgen. Die ganze Sammlung in 9 Bänden in Royalquart koſtet 60 Pf., und bald werden keine gute Abdrücke davon mehr zu haben ſeyn. In den Religions Emblems (wovon eine deutſche dichteriſche Bearbeitung von Arthur v. Nordſtern nebſt den Originalabdrücken bei Brockhaus erſchienen) und Hobinol Field-Sports by Somervile vereinigt er die erſten jetzt lebenden Holzſchnittkünſtler in England, um, was England in dieſem Kunſtzweige leiſtet, zu zeigen. Seine Tour to the Picturesque by Dr. Syntax und ſeine Dances of Death and of Life mit Caricaturen von Rowlandſon haben großen Beifall gefunden und ſind durch viele Auflagen gegangen. Sogar das in der engliſchen Liturgie allgemein gebrauchte Ge-

betbuch Common Prayer book hat Ackermann mit ſchönen Bildern von Thurſton und Burney gezeichnet und von Scott geſtochen, herausgegeben. Ackermann, Vater einer zahlreichen und hoffnungsvollen Familie, die er zum Theil in Jfferten bei Peſtalozzi erziehen ließ, und ein unermüdeter Wohlthäter ſeiner unbemittelten Verwandten in Sachſen, zeigte ſich bei dem im Jahr 1813 entſtandenen Hülfsvereine zur Unterſtützung der durch den Krieg Verunglückten in Deutſchland als einen der thätigſten Menſchenfreunde, und gedachte dabei beſonders ſeines eigentlichen Vaterlandes Sachſen mit reger Vaterlandsliebe. Er wurde auch vom Erzbiſchof von Canterbury bei der Vertheilung der vom Parlamente votirten 100,000 Pf. zur Unterſtützung der Kriegsbeſchädigten vorzüglich gebraucht, und unterzog ſich mit beiſpielloſer Uneigennützigkeit und Aufopferung ſeiner Zeit und Geſundheit beinahe 2 Jahre hindurch den mühſamen Details in Führung der Correſpondenz, Ausmittlung des dringenden Bedürfniſſes und Vertheilung. Er hat viel Thränen getrocknet, und Tauſende ſegnen ihn in und außer Sachſen. Der König von Sachſen erkannte ſein Verdienſt und ließ ihm durch den ſächſiſchen Geſandten, den Baron von Juſt, das Ritterkreuz des ſächſiſchen Verdienſtordens einhändigen, aus der Meißner Porzellanfabrik erhielt er nebſt ſeinen übrigen Collegen in der Weſtminſter-Comité prächtige, dazu beſonders gemalte Porzellanvaſen zum Geſchenk, und Herzog Leopold von Sachſen-Coburg ſchenkte ihm vor und nach ſeiner Vermählung mit der Prinzeſſin Charlotte ſein volles Zutrauen, als einem erprobten Landsmann, in Beſorgung von allerlei Kunſtſachen. B.

Acoluth, in der catholiſchen Kirche der Gehülfe oder vielmehr Unterdiener des Prieſters bei Verrichtung des Meßopfers; im Deutſchen auch Altardiener genannt. Es entſtand dies Amt und dieſe Benennung in der römiſchen Kirche gegen das Ende des dritten Jahrhunderts.

† Acre, auch Akka, und im Mittelalter Ptolemais, der Hauptort eines osmaniſchen Paſchaliks, welcher zwiſchen den Paſchaliks Damask und Tarablus liegt; und gegen 420,600 Einwohner zählt. Die Stadt hat ohngefähr 15,000 Einwohner; der Hafen iſt verſandet, dennoch aber noch immer einer der beſten an dieſer Küſte, und treibt einen lebhaften Handel. Der Ort iſt dadurch bekannt, daß er zu den Zeiten der Kreuzzüge der vornehmſte Landungsplatz der Kreuzfahrer, und der Sitz des nachher ſo berühmten Militärordens der Johanniter war.

Activ und Paſſiv, (lat.) bezeichnet thätig und leidend, d. h. eine Wirkſamkeit äußernd, oder die Aeußerung fremder Wirkſamkeit empfangend. Man verbindet es mit vielen andern Begriffen, als. z. B. Activ- und Paſſivhandel, (ſ. d. Art.) Activ- und Paſſivſchuld u. ſ. w. Insbeſondere wird das Verbum in dieſen beiden Kathegorien betrachtet.

Acutus, ſ. Accent.

Adamianer und Adamiten hat man 1) eine angeblich im 2ten Jahrhundert entſtandene chriſtliche Secte; 2) einen während der Huſſitiſchen Unruhen um 1421 in Böhmen entdeckten Ketzerhaufen darum genannt, weil beide Parteien, entweder um den Stand der Unſchuld Adams nachzuahmen, oder um ihre Stärke in der Beherrſchung natürlicher Triebe zu erproben, gewohnt geweſen wären, bei ihren Verſammlungen ohne Unterſchied des Geſchlechts unbekleidet zu erſcheinen. Das Gerücht von den älteren Adamiten, die als Ver-

ächter der Ehe und ausſchweifende Wollüſtlinge beſchrieben werden, ſcheint durch einen Spottnamen der übelberüchtigten Carpocratianer entſtanden zu ſeyn. (Vergl. den Art. Gnoſis.) Nicht viel ſicherer ſind die Nachrichten von den neueren Adamiten, die nach ihrem angeblichen Stifter Picard auch Picarden (vielleicht Begharden) genannt wurden. Sie zeigten ſich um 1421 auf einer Inſel im Fluſſe Luſinicz, wo Ziska ſie überfiel, ohne ſie völlig zu vernichten. Denn noch in den folgenden Jahren waren ſie in Böhmen und Mähren weit verbreitet, und den Huſſiten, mit denen ſie den Widerwillen gegen die Hierarchie gemein hatten, beſonders wegen ihrer Verwerfung der Tranſubſtantionslehre verhaßt. Später haben ſie ſich unter den Reſten der Taboriten verloren, und dieſe ſelbſt ſind daher bisweilen mit den Adamiten verwechſelt worden. E.

Adams (John Quincy), der älteſte Sohn des berühmten amerikaniſchen Präſidenten John Adams, war in den Jahren 1801 und 1802 bevollmächtigter Miniſter der vereinigten Staaten zu Berlin. Während dieſer Zeit bereiſete er ganz Schleſien, und theilte ſeinem Bruder in Philadelphia die ganze Beſchreibung deſſelben in Briefen mit. Dieſer folgte der Aufforderung mehrerer Gelehrten und gab ſie im Portfolio, einem Journal von Philadelphia, nach und nach im Druck heraus. Sie erregten gleiches Intereſſe durch die Belehrung über ein daſelbſt beinahe noch völlig unbekanntes Land, ſo wie durch den Geiſt für Ordnung und Frieden, welchen ſie überall athmeten. Vorzüglich aber beſchäftigten ſie ſich mit dem Manufacturweſen von Schleſien, weil hieraus ſeinem Vaterlande mancher Vortheil erwachſen konnte; ſo wie auch mit einer Beſchreibung der Fortſchritte der Erziehung ſeit der Errichtung der Bildungs-Seminarien durch Friedrich den Großen. Ein kurzes Kapitel iſt mehrern Notizen über die merkwürdigſten ſchleſiſchen Schriftſteller gewidmet. — Dieſe ſämmtlichen Briefe wurden im Jahr 1804 in einem Band in 8vo zu Baden gedruckt, und eine geographiſche Karte beigefügt, da der Verfaſſer im letzten Theil derſelben Geographie, Topographie und Geſchichte von Schleſien nach deutſchen Schriftſtellern behandelt und dieſe oft berichtigt. — Hiervon erſchien im J. 1805 eine ſehr geſchätzte Ueberſetzung von Frieſe. — Sobald Jefferſon zum Präſidenten der vereinigten Staaten ernannt war, rief er Adams von Berlin zurück. Die Föderaliſten-Partei, der er zugethan war, verſchaffte ihm eine Profeſſur am Kollegium Howard in der Provinz Maſſachuſets, wonach er denn als Deputirter dieſer Provinz in den Senat kam. Hier verließ nun Adams die Partei, welcher ſein Vater und er all ihr Glück verdankten, und trat auf die Seite der Demokratiſchen. Der Präſident ſandte ihn als Miniſter nach Rußland, von wo aus er im J. 1814 als einer der Bevollmächtigten der vereinigten Staaten bei den europäiſchen Mächten auftrat, und endlich im März 1815 zum Miniſter ſeines Vaterlandes am Hof von St. James ernannt wurde.

Adamberger (Maria Anna) geb. Jaquet, eine der vorzüglichſten und liebenswürdigſten deutſchen Schauſpielerinnen, wurde 1752 in Wien geboren, und ſtarb daſelbſt 1804, nachdem ſie faſt ein halbes Jahrhundert ein dankbares Publikum durch unvergeßbare Kunſtleiſtungen entzückt hatte. Als Tochter des würdigen Hofſchauſpielers Jaquet betrat ſie ſchon als Kind mit ihrer Schweſter Katharina (die leider ein zu früher Tod den ſchönſten Hoffnungen entriß) die Bühne, deren ſchönſte Zierde ſie nachher wurde. Nach einigen Verſu-

chen im tragiſchen Fache widmete ſie ſich dem naiven, und ſpielte dies Fach von der Roſina im „Juriſt und Bauer" bis zur Gurli und Margaretha in den „Hageſtolzen" mit einer bewunderungswürdigen Natur, Mannichfaltigkeit und Vollendung. Ihr Ton war melodiſch, herzlich und innig, ihre Haltung voll Charakter und Wahrheit, ihre ganze Darſtellung wohl motivirt, zuſammenhängend und bedeutſam. Sie hatte nie aus Büchern ſtudirt, aber ihr glücklicher Genius ließ ſie die Natur mit einem ſichern Gefühle für die geheimen Wunder derſelben beobachten. Im Februar des Jahrs 1804 hatte ſie das letzte Mal die Bühne betreten; dreiviertel Jahre ſpäter ſtarb ſie. Sie hatte ſich 1781 mit dem Hofſänger *Adamberger* vermählt; ihre Tochter *Antonie* erbte die glücklichen Anlagen ihrer Mutter. Ihre Jugend verbitterte ihr der Schmerz, den Tod eines liebenswürdigen Bräutigams, *Theodor Körner*, beweinen zu müſſen. Dieſer zarten Liebe verdanken wir manches liebliche Lied des unvergeßlichen Sängers. Im J. 1817 verheirathete ſie ſich, nnd verließ die Bühne, auf der ſie ſchon Liebe und Bewunderung ſich erworben.

Adamsapfel, eine Art Pomeranzen mit narbiger Schale, nur etwas größer und dunkler, als die gewöhnlichen Pomeranzen. — Auch nennt man ſo den erſten Knorpel in der Luftröhre, der an der Kehle ſichtbar vorragt.

† *Addington*. Als Lord Liverpool den Platz des ermordeten Perceval (1812) als erſter Lord der Schatzkammer erhielt, trat auch Lord Sidmouth wieder in das Cabinet als Staatsſecretär des innern Departements.

Addiren nennt man in der Rechenkunſt dasjenige Verfahren, eine Zahl zu finden, die ſo groß iſt als mehrere zuſammen. Dieſe hervorgebrachte Zahl heißt dann *Summe*, und man bedient ſich hierbei des Zeichens + welches *plus* oder *mehr* bedeutet. $6+4+3=13$, heißt: 6 mehr 4, mehr 3, iſt gleich 13. Algebraiſche Größen werden addiret, wenn man ſie mit dem Zeichen + verbindet. Z. B. $a+b+c$.

P. S.

* *Adel, der angeerbte*, iſt nach *Kant*, ein Rang, der vor dem Verdienſte vorhergeht, und dieſes auch nicht zur nothwendigen Folge hat, ein Gedankending ohne alle Realität. *Von Schlieffen* nannte ihn daher ein entbehrliches Trümmerwerk aus der Vorzeit, und *Boileau* nannte den neuern Adel: d'un tronc fort illustre une branche pourrie. Adelsvorrechte ſetzen den *ererbten* Ruhm vor *den erworbenen*, und die Abkömmlinge großer Männer vor die großen Männer. Der *Staatszweck* an ſich erkennt bei den gleich gebornen Staatsgenoſſen nur den *Adel des perſönlichen Verdienſtes* an, indem das Staatswohl nicht erheiſcht, wie von *Archenholz* (Minerva Mai 1800, S. 569.) ſich ausdrückt, daß der Staat „dem Kinde verleihe, was dem Vater, der Trägheit nicht, was dem Fleiße, dem Vorurtheile nicht, was dem Genie, d. h. dem privilegirten Welt- und Naturadel gebührt, der an Racen und Kaſten nicht gebunden iſt." Bevorrechtete Geburtsſtände aber ſind, nach Schlözer, nichts weniger als nothwendige Uebel. Daher haben die vereinigten Staaten von Nordamerika ſogar alle Geburtstitel abgeſchafft, und die *Dienſtehre* ſollte, wie ſchon lange in Dänemark, und ſeit Peter dem Großen in Rußland, jederzeit über *Kaſtenehre* erheben. Sogenannte *adelige Chargen* ſind, bei Staatsämtern, gegen die Natur des Staatsdienſtes. Daher iſt der Unterſchied zwiſchen Adel und Nichtadel in dem Staatsdienſte gänzlich aufgehoben in

Rußland, in der Schweiz, in England, in Baiern und Baden. Hofadel hat ſich an den meiſten Höfen noch erhalten. Monteſquieu's oft mißverſtandner Geſchichtsſpruch: Point de Monarque, point de Noblesse; point de Noblesse, point de Monarque, wird durch die Geſchichte der alten und neuen Zeit widerlegt. Wie viele Beiſpiele von Verſchwörungen des Adels gegen den Monarchen enthält nicht die ſchottiſche, ſchwediſche, franzöſiſche, polniſche, portugieſiſche und ungariſche Geſchichte! Der Adel hat die Throne öfter umgeſtürzt, als alle Unzufriedenheit des eigentlichen Volks, wozu Adelige überdieß noch faſt immer die Urſache waren, durch den Mißbrauch der Gewalt im Genuß ihrer Vorrechte, durch die ſchlechten Rathſchläge, welche ſie den Fürſten gaben, und durch die Unterdrückungen, die ſie ſich gegen das Volk erlaubten. Nicht der Adel, wie Monteſquieu behauptet, ſondern die Verfaſſung hält zwiſchen dem Regenten und dem Volke das Gleichgewicht, und dient dieſem zur Schutzwehr gegen die Willkühr der Gewalt. Dagegen bildet der Adel (wie Hennings über die wahren Quellen des Nationalwohlſtandes aus der Geſchichte gezeigt hat) oft nur eine Scheidewand zwiſchen dem Regenten und dem Volke; und die Fürſten haben ſich eben ſo oft des Volks wider die Anmaßungen des Adels bedient, (in Ungarn iſt die königliche Gewalt ſogar eine Schutzwehr für den Unadeligen!) als ſich der Adel mit der Herrſchergewalt entweder zur widerrechtlichen Unterdrückung der Gemeinen, oder mit dem Volke zu einer eben ſo widerrechtlichen Schmälerung der Regierungsrechte verbunden. Ein ehemaliger Polizeiminiſter, Fürſt von Canoſa, will daher die Frage unterſuchen, warum der Adel in der letzten Zeit die Throne nicht geſtützt habe. Ob der Adel in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt politiſchen Nutzen habe, beantwortet ſich aus ſeiner Entſtehung und urſprünglichen Beſtimmung. Wenn Tacitus und Andere vom Adel ſprechen, ſo verſtehen ſie darunter keinen Stand; denn erſt mit dem Geburtsadel entſtand der Unterſchied der Stände. Doch lag der früheſte Grund dieſes Unterſchieds in der ſchon von Tacitus bezeugten germaniſchen Sitte der Ehrerbietung vor dem Alter. Den König nannten die Germanen bloß den Aelteren, Seniorem; und noch jetzt iſt Aeltermann und Aelteſter in England und Deutſchland mit Vorſtand einer Gemeinheit gleichbedeutend. So Grav, oder Grau, d. i. Greis. Das Alter alſo und in Kriegsſachen die Kriegserfahrung waren bevorrechtet, nicht die Geburt. Indeß lag allerdings der Keim des Adels, oder der bevorrechteten Geburt, ſchon vor dem 6ten Jahrh. in dem Daſeyn edler Geſchlechter, d. i. ſolcher, die ſich durch langen Kriegsruhm auszeichneten. Solche Geſchlechter gab es in jedem Stamme neben der königl. oder fürſtl. Familie; z. B. bei den Bajoaren die Agilolfingen, aus denen allein Landesherren erwählt werden konnten, und die doppelt höher ſtanden, als die übrigen Adelsgeſchlechter, von welchen ein Mitglied wieder zweimal ſo viel werth war, als ein jeder andere freie Bajoar. Bei den Franken fällt der Begriff eines Adeligen mit dem eines königlichen Getreuen vom erſten Range (Antrustiones) ſo zuſammen, daß in den ſaliſchen und ripuariſchen Geſetzbüchern, das, was in andern vom Adel, von den Antruſtionen geſagt wird. Mit dieſen Leuten oder Getreuen ward durch die Eroberung der fränkiſche Staat gegründet. Sie und ihre Söhne machten das Kriegsgefolge, die Haustruppen des Königs aus, und erhielten Sold und Preis in Lehnsgütern. Seit dem 6ten bis 9ten

Jahrh. bildete dieſer Kriegsadel auch noch eine höhere Claſſe der königl. Dienſtleute, d. i. die grundherrlichen Haus- und Hofleute des Königs oder Reichsminiſterialen, zum Unterſchiede von den Privatminiſterialen, die ſich alle Gutsherren, auch der König auf ſeinen Meierhöfen, und die königlichen und Reichsleute auf ihren Lehngütern hielten. Dieſes Hofgeſinde (die juniores) hatte einen Vorſteher Major, Mayerhof, endlich Reichsmayer. Jener Dienſtadel aber beſtand, wie der Kriegsadel, ebenfalls urſprünglich aus den Getreuen, mit deren Hülfe das Land erobert, und in Gehorſam gehalten wurde. Ihr Sold beſtand, wie bei den Kriegsleuten in Lehngütern, die endlich mit der Stelle ſelbſt erblich wurden. (S. Lehnsweſen.) Die Reichsminiſterialen unterſchieden ſich in Platz- und Provinzial-Miniſterialen. Jene waren die Beamten am Hoflager; dieſe die Patricier oder Generalſtatthalter, Herzöge und Markgrafen. Unter dieſen höheren Beamten ſtanden die Grafen. Jene, die Vorſteher ganzer Provinzen, dieſe, die von einzelnen Kreiſen, wurden ſchon früh Fürſten, d. i. die Vorderſten im Kreiſe, den die verſammelten Franken auf offenem Felde ſchloſſen. So kam zu den alten Rechten des Kriegs- und Hof-Lehnsadels noch das Recht der Reichsſtandſchaft und eines beſondern Gerichtsſtandes (judicium parium); und damit, als am Ende des 9ten Jahrh. die Hof- und Reichsſtellen erblich wurden, entſtand der hohe Adel. Dieſe Erblichkeit des Dienſtes machte den Adel unabhängig vom König und dem Volke. Ueber dieſem Herrenſtande, der ſich in den königlichen Leuten gebildet, beſtand noch lange Zeit der uralte Nationalherrenſtand der abſolut freien Landeigenthümer, Semperfreien, viri egregiae libertatis, Reichsſaſſen, Dynaſten, die durchaus niemanden dienſtpflichtig waren. Sie beſaßen theils Herrſchaften, theils einzelne Villen; doch verſchwanden die Eigenthümer der letztern faſt alle ſeit Karls des Großen Zeit und die der erſteren traten allmälig in den Reichsvaſallenſtand (den hohen Adel) ein. Der Grund dieſes hohen Adels lag alſo in der Abſtammung von einem uralten adeligen Geſchlechte, und das Kennzeichen deſſelben war die Landeshoheit. — Der niedere Adel iſt um die Mitte des 11ten Jahrh. entſtanden, aus einer Miſchung von Landesminiſterialen und von kleineren Allodialfreiſaſſen. Jene verrichteten nämlich bei dem hohen Adel Kriegs- und anſtändige Haus- und Hofdienſte, theils als Rückwirkung, oder Nachbildung der erobernden Dienſtmannſchaft, theils als Folge ſteigender Bereicherung. (Vgl. d. A. Ritterweſen.) Dieſe glaubten ſich geehrt durch Beilegung eines Prädicats, das auf Dienſtverhältniſſe und Lehnsabhängigkeit hindeutete. Daher nahm zuerſt in Frankreich und den Niederlanden, dann aber auch in Deutſchland, unter den Allodial-Gutsherren die Titelſucht überhand. Die Größeren ſuchten den Amtstitel Grafen; die kleineren nannten ſich wenigſtens Reichsbarone; die übrigen Herren von, auf, zu, aus &c. oder auch bloß Herr. Bei der Unſicherheit auf dem Lande im Mittelalter ließen ſich edle Geſchlechter, beſonders ſeit dem Ende des 12ten Jahrh. häufig in den Städten nieder, und bildeten mit den reichſten angeſehenſten Bürgern, im Beſitze der obrigkeitlichen Stellen, den ſtädtiſchen Adel der nachher genannten Patricier. — So wie der hohe Adel die Reichsſtandſchaft behauptete, ſo behauptete jetzt der niedere Adel die Landſtandſchaft, eine Nachbildung von jener. Da beide, Freiſaſſen und Dienſtleute, begütert waren, ſo verſtand man unter Adel überhaupt auch den Stand der Gutsbeſitzer (von Od,

d. h. Beſitzung), und zu den perſönlichen Vorrechten des Adeligen, auf Kriegs-Hof- und Staatsſtellen, insbeſondere auf die Ritterwürde (die jedoch vor Kaiſer Friederich II. und 1250, jeder Freigeborne erhalten konnte), kamen noch dingliche, in Anſehung ihres Grund- und Lehnseigenthums. Unter dieſen waren die wichtigſten Steuerfreiheit und Patrimonialgerichtsbarkeit. Letztere wurde, nach Aufſtellung der Reichsdienſtordnung, auch den Semperfreien als Folge der Schutzherrlichkeit vom Könige verliehen; bei den Lehngütern des Adels beruht ſie ohnehin auf Verleihung. So wurde ſie, doch im Allgemeinen nicht vor dem 11ten Jahrh., ein Zubehör der Grundherrlichkeit, und zugleich mit dem Erbeigenthum eines Lehnguts erworben. (S. F. Eichhorn's deutſche Staats- und Rechtsgeſchichte, und Hüllmann's Geſchichte des Urſprungs der Stände in Deutſchland Leipzig 1817, 3 Th.) Mit der Ausbildung des Staatsrechts und der Staatskunſt, mit der Umgeſtaltung des ganzen Kriegs- und Heerweſens, wodurch die alte Heerpflichtigkeit des Adels aufhörte, mit der theilweiſen oder gänzlichen Aufhebung des Lehnsſyſtems, mit dem Emporkommen des dritten Standes, welcher durch Talente, Fleiß, Vermögen und Verdienſt auf alle Verhältniſſe des Staatenlebens immer tiefer einwirkte, und ſowohl im Staats- als im Kriegsdienſte mit dem Adel wetteiferte, endlich mit dem Verfall des adeligen und Rittergeiſtes, indem der Adel durch den Beſitz ſeiner Vorrechte verwöhnt, ſich zu verdienen unterließ, was er durch ſeine Geburt und Familienverbindung zu erlangen glaubte: mit dieſen innern und äußern Veränderungen hat der niedre Adel überhaupt, nicht was ſeine Titel, ſondern was ſeine ererbten perſönlichen und dinglichen Vorrechte betrifft, ſeit fünf und zwanzig Jahren in einem großen Theile von Europa, beſonders nach der großen Reform des Adels in Frankreich und den davon abhängig geweſenen Staaten, die Stütze der öffentlichen Meinung von der Zweckmäßigkeit jener Vorrechte verloren. Und dieſe Vorrechte: — Landſtandſchaft auf Geburt und Beſitz gegründet. Ehre und Vorzug als Lohn ererbter oder durch eine ziemlich kühne Fiction für ererbt angenommener Verdienſte, Genuß aller Vortheile des Staats, ſogar ausſchließlicher Genuß ſehr bedeutender Vortheile gegen die Befreiung von den wichtigſten Pflichten, — ſind Dinge von ſehr großem Werthe. Erklärt doch noch ein neuer Schriftſteller, Bar. v. Wedekind (in ſeiner übrigens vorurtheilsfreien Schrift üb. d. Werth d. Adels. Darmſt. 1816, 2 Th.) das Duell für ein Vorrecht des Adels! — das Staatsrecht entſcheidet, ob der Beſitz ſolcher Rechte unveränderlich ſey oder welche Rechte der Adel überhaupt haben dürfe. Nach dieſer Entſcheidung iſt der Adel bereits in mehrern Ländern gleichen Abgaben und Laſten mit den übrigen Bürgern unterworfen, und der Bürgerliche darf um jedes Amt im Civil und Militair mit ihm zugleich ſich bewerben. Die Politik unterſucht, in wiefern die Stiftung eines neuen Adels für das Ganze vortheilhaft oder nothwendig ſey. Was aber vom niedern Adel gilt, das gilt darum nicht vom hohen. Der letztere beſitzt ſeine Rechte, ſo wie die ehemalige Reichsritterſchaft, als wahre Landesherrſchaft, und ein Schluß von ihm auf den nie unmittelbaren Adel würde alſo fehlerhaft ſeyn. Ein Theil der Vorrechte des niedern Adels aber kommt demſelben nicht in Rückſicht auf ſeine Abſtammung, ſondern bloß in Beziehung auf ſeine Güter zu, und iſt meiſtens auch dem unadeligen Beſitzer derſelben verliehen. Manches ſogenannte Vorrecht des Adels, z. B. die Ausſchließung des

gelehrten Standes von den höhern Kirchenämtern und den Stiftern, iſt gar nicht vorhanden; bei andern iſt der unrechtmäßige Urſprung klar; andre ſind unrechtmäßig ausgedehnt; noch andre haben durch die neueſten Veränderungen ihre vorige rechtliche Grundlage verloren. Alles dies hat Paſſe in ſ. Schrift ü. d. Rechte des deutſchen Adels 1802, geſchlichtet. S. auch Georgius: Metamorphoſe d. Germaniſchen Adels. Nürnb. 1810. Daß aber der Adel eine Zierde der Höfe ſey, liegt wohl weniger in den Abſtufungen des Adels und der Hofordnung, als vielmehr in der vorzüglichern Bildung der europäiſchen Nationen, in dem Kunſtgeſchmack und in der Litteratur, welche auch dem Hofleben die beſſere und feinere Haltung gegeben haben. Das Verſtändigſte, was unſer Adel für ſeinen eigenen Vortheil thun könnte, wäre, ſich, wie ihm ſchon Möſer gerathen hat, nach dem Muſter des engliſchen zu ordnen, aller dinglichen Befreiung von Staatspflichten zu entſagen, und ſich auf einen Majoratsadel zu beſchränken. — Der Adel iſt gegenwärtig in Deutſchland und den meiſten europäiſchen Staaten ein Geburtsſtand, womit erbliche Vorrechte vor den Mitgliedern der übrigen Standesclaſſen verbunden ſind. Außer dem Geburtsadel aber iſt in mehrern Ländern durch die Staatsgeſeze noch ein bloß perſönlicher, aber nicht erblicher Adel (Amts-, Dienſt-, Kriegsadel) begründet, wie in Würtemberg bei nichtadeligen Rittern des Civilverdienſtordens, in Rußland ꝛc. Der erbliche Adel heißt 1) Geſchlechts- oder Stammadel, wenn er vom Vater durch Erzeugung in einer rechtmäßigen Ehe mitgetheilt worden iſt. Dieſer Stammadel iſt entweder alter, der auf eine beſtimmte Anzahl adeliger Ahnen ſich gründet, oder neuer Adel; — 2) Briefadel, der durch ein Privilegium (Adelsbrief, Diplom oder Patent) verliehen iſt. In Frankreich entſtand der Briefadel ſchon um 1271; in England und Deutſchland erſt in der letzten Hälfte des 14ten Jahrhunderts. Als Standesclaſſe betrachtet, theilt ſich der Adel in hohen und niedern (in Baden und Sachſen: Herren- und Ritterſtand). Zum hohen Adel des ehemaligen deutſchen Reichs gehörten alte Familien, die wegen eines Reichslandes Sitz- und Stimmrecht auf der allgemeinen Reichsverſammlung hatten, oder alle reichsunmittelbare erbfürſtliche und reichsgräfliche Perſonen, als: die Erbchurfürſten, Herzöge, Mark-, Pfalz-, Burg- und Landgrafen, die mit dinglicher Reichsſtandſchaft verſehenen Reichsfürſten und Reichsgrafen und der alte Dynaſtenſtand. Jetzt gehören zum hohen Adel die Mitglieder des Regentenhauſes und die Standesherren. (B. A. Art. 14.) Der Zuſatz Reichs- fällt jetzt weg. Zum niedern Adel gehörten die Reichsritter und die ehemals mittelbaren, nicht unter dem Reiche und Kaiſer, ſondern unter einem Landesherren ſtehenden, adeligen Familien, jetzt alle Edelleute, die den mit erblichen Vorrechten verbundenen Rang zwiſchen den Perſonen des hohen Adels und denen vom Bürgerſtande beſitzen, als: Titular-Grafen, Freiherren oder Barone, Edle und Bannerherren; Reichsritter, Edle von, und der gemeine Adelſtand mit dem Prädicate von. Dieſe vier Stufen finden noch jetzt in Baiern und Oeſterreich bei neuer Adelung Statt. Das Recht der Standeserhöhung überhaupt, und das Recht der Ertheilung der ſtandesherrlichen Würde insbeſondere, gehört dem Souverän in ſeinem Staatsgebiet; doch kann dadurch dem Rechte dritter Perſonen, z. B. der Succeſſions-Berechtigten, kein Eintrag geſchehen. Die Adelstaxe iſt verſchieden. In Baiern koſtet ein Grafendiplom auf einem 120

Gulden Stempelbogen 4589 Fl., ein Freiherrn-Diplom auf einem 90 Fl. St. B. 2453 Fl., ein Adelsdiplom auf einem 60 Fl. St. Bogen 633 Fl. — In Frankreich ſind (wie in Italien und den Niederlanden) der alte und der neue (Napoleoniſche) Adel in einen verſchmolzen. Den hohen Adel überhaupt gründen die Ordonanzen vom 5. und 31. Aug. 1817 auf Gutsbeſitz und Majorate, ohne ihn jedoch perſönlich auf den Erſtgebornen oder den Majoratsherrn einzuſchränken. Der hohe franz. Adel beſtand 1817 aus 65 Herzögen, 49 Marquis, 87 Grafen, 6 Vicomten und 6 Baronen, zuſammen alſo aus 213 Pairs. Die Majorate der Herzöge ſollen wenigſtens 30,000 Fr. jährl. reine Einkünfte (bei einem Capital von 600,000 Fr.), die der Marquis und Grafen wenigſtens 20,000 (bei einem Cap. von 400,000) und die der Vicomten und Barone wenigſtens 10,000 Fr. (bei einem Cap. von 200,000 Fr. betragen. Die erſtgebornen Söhne führen von Rechtswegen den Titel, welcher dem ihres Vaters, und die nachgebornen Söhne denjenigen, welcher dem Titel ihres älteſten Bruders am nächſten kommt. Außer dieſen Pairs-Majoraten giebt es aber noch eine Menge von Herzögen, Grafen, Baronen und Chevaliers, welche nicht Pairs ſind, aber Majorate ſtiften dürfen. Man hat dabei die Einrichtung des Adels in England vor Augen gehabt, nur daß hier der älteſte Sohn bei Lebzeiten ſeines Vaters nicht von Rechtswegen den Titel führt, welcher der Würde deſſelben am nächſten kommt, ſondern den vornehmſten der übrigen Titel, welche der Vater außer ſeinem höchſten noch beſitzt. Wichtiger iſt der Unterſchied zwiſchen franzöſiſchem und engliſchem Adel, daß die jüngern Söhne der engliſchen Pairs zwar für ihre Perſonen einen gewiſſen Rang haben, aber denſelben nicht auf ihre Nachkommen vererben, und im gemeinen Leben gar keine Adelsauszeichnung genießen. Sie gehören in die große Klaſſe der Gentry. Eben darum iſt auch der engliſche Adel vielleicht der einzige, welcher bis jetzt nicht ſchädlich in das Ganze eingewirkt hat; er iſt keinem Gewerbe, Stande und Intereſſe der Nation fremd, und belaſtet ſie bis jetzt nicht ſehr mit der Anforderung, auch ſeinen jüngern Söhnen ein ſogenanntes ſtandesmäßiges, d. h. arbeitsloſes, und für künſtliche Bedürfniſſe der Convenienz hinreichendes Auskommen zu verſchaffen. Da nun wenige von den Majoratsherren des franz. Adels ihren übrigen Kindern etwas bedeutendes werden hinterlaſſen können, ſo wird Frankreich eine Menge armer Grafen ꝛc. erhalten, die ſich daher in Kirchen-, Staats- und Hofämter vorzugsweiſe einzudrängen ſuchen werden. Ueber den engl. Adel ſ. d. Art. Großbritannien. Und über die Adelsgeſchlechter in Deutſchland, die Schriften von v. Schlieffen, Scheid, v. Steck, Schmidt, Cosmann u. A., ſo wie Rehberg über den deutſchen Adel, Gött. 1803, und Meiner's Geſch. der Ungleichheit der Stände. G. A. F.

* Adern ſind die häutigen und muskulöſen Canäle, welche eine Flüſſigkeit im thieriſchen und menſchlichen Körper enthalten und fortleiten. Dergleichen ſind die Lymphadern, welche lymphadiſche (wäſſerige) Flüſſigkeit, — Milchadern, welche den Milchſaft (Chylus) aus den Därmen aufnehmen, und in das Blut überführen; Blutadern (im weitern Sinne), welche das Blut enthalten. Dieſe werden gewöhnlich auch vorzugsweiſe unter der Benennung der Adern verſtanden, und wir führen ſie hier in dieſem Sinne fort. Das ganze Aderſyſtem im thieriſchen Körper beſteht aus zwei Claſſen, den Puls- oder Schlagadern, Arterien, und den Blutadern (im engeren Sinne) oder Ve-

nen (venae). Beide haben ihr Centrum in dem Herzen. Die Pulsadern gehen von dem Herzen aus, und führen das Blut dem ganzen Körper zu; die Blutadern ſammeln aus demſelben das Blut wieder auf und führen es zu dem Herzen zurück. Die Pulsadern haben ihren Urſprung in der linken Abtheilung des Herzens. Die linke Herzkammer ſetzt ſich nämlich fort in die große Pulsader, Aorta, welche ſich ſogleich, wie ſie von dem Herzen abgeht, in einem Bogen, herunterwärts begibt, durch eine Oeffnung des Zwerchfells in den Unterleib eintritt, und an der vordern Seite der Lendenwirbelbeine bis zum vierten herabſteigt, wo ſie ſich in die beiden Hüft- oder Darmbeinarterien ſpaltet. Dieſe gehen abwärts bis an den Rand des Beckens, jede theilt ſich wieder in zwei große Aeſte, in die Schenkelarterie, welche nach dem Schenkel geht, und in die Beckenarterie, welche in die hier befindlichen Theile ſich verbreitet. Aus dem abſteigenden Theile der Aorta, ſobald ſie durch das Zwerchfell in den Unterleib gekommen iſt, gehen mehrere zum Theil ſehr beträchtliche Zweige ab, die untern Zwerch-Arterien, welche das Zwerchfell ſelbſt und benachbarte Theile mit Zweigen verſorgen, die Baucharterie, welche ihre Zweige an den Magen, die Leber, das Duodenum, die Milz, u. ſ. w. verbreitet. Eben daſelbſt geht die obere Gekrösarterie, und weiter unten die untere Gekrösarterie aus der Aorta ab und verſorgen die Gedärme mit Zweigen. Aus dem aufſteigenden Theile der Aorta kommen die Arterien, welche das Herz ſelbſt mit Zweigen verſehen, aus dem Bogen aber die, welche ſich zu dem vordern Theil der Bruſt, zu allen Theilen des Kopfes, des Halſes und zu den obern Gliedmaßen verbreiten. Die Arterien vertheilen ſich in immer kleinere Aeſte und Zweige, bis ſie zuletzt haarähnliche Gefäßchen werden, die kaum dem Auge noch deutlich erkennbar ſind. Ihre Endigung aber iſt ſehr verſchieden. Je nachdem die Eingeweide oder Theile verſchieden ſind, in welche ſie ſich endigen, bilden ſie ganze Büſchel von Haargefäßchen, oder Netze, Sterne, u. ſ. w.; andere biegen ſich um, und werden zu Venen; andere öffnen ſich in kleine Zellchen, aus welchen die Venen das Blut wieder aufnehmen, andere öffnen ſich mit freien Mündungen an der Oberfläche der Haut, an welcher ſie ausgebreitet ſind, und hauchen durch ihre Mündungen eine dunſtartige Feuchtigkeit aus. Die Pulsadern ſind feſter und ſtärker in ihren Häuten, als die Venen. Die Arterie hat vier Lagen von Häuten, von denen die äußere zellig und locker, die folgende eigentliche Arterienhaut ſtark, feſt und elaſtiſch iſt, die dritte aus zarten ringförmigen Muskelfaſern beſteht, die innerſte ſehr zart und dünne, an ihrer innern Fläche ſehr glatt iſt. Die Pulsadern haben ihre eigenthümliche Bewegung, wie das Herz; ſie dehnen, ſich von der andringenden Blutwelle geſchwellt, aus, und ziehen ſich wieder zuſammen, um das aufgenommene Blut weiter zu treiben. Dieſe Verrichtung zeigt ſich in der beſtändigen ſchlagenden Bewegung äußerlich, wenn eine ſolche Ader bloßgelegt wird, oder wenn man ſie mit dem aufgelegten Finger befühlen kann. (Vergl. den Artikel Puls.) Eine verletzte oder durchgeſchnittene Pulsader fällt nicht zuſammen, heilt auch wegen der beſtändigen Bewegung ſchwerer, ihre Mündung bleibt offen und rund. Dies macht die Verletzung einer Arterie gefährlich, und einer innern tödtlich. Die Venen entſpringen in dem ganzen Körper mit den feinſten Veräſtelungen und ziehen das umgewandelte Blut an ſich. Die kleinern Zweige gehen, immer wieder ſich vereinigend, in größere über und dieſe vereinigen ſich endlich aus

dem ganzen Körper in zwei große Canäle, die obere und untere **Hohlvene**, welche zuſammenſtoßen und in den Venenſack (Vorhof) der rechten Abtheilung des Herzens ſich öffnen. Alles Blut aus dem Kopfe, dem Halſe und den obern Gliedmaßen wird auf jeder Seite durch die Droſſelader (vena jugularis) herabgeführt, welche beide auf der rechten Seite ſich vereinen, und an der Stelle, wo ſie hinter dem Knorpel der erſten Rippe der rechten Seite herunterſteigen, in die obere Hohlvene übergehn. Alle Venen der untern Gliedmaßen, des Unterleibes und der Eingeweide in demſelben vereinigen ſich endlich in der untern Hohlvene, welche an der vordern Fläche des fünften Lendenwirbelbeins aus den beiden Hüftvenen ſich bildet, an der vordern Fläche der Lendenwirbelbeine an der rechten Seite der Aorta, hinter dem Bauchfell in die Höhe ſteigt, und durch den hintern Theil der Leber zum Zwerchfell, welche zu ihrem Durchgang eine vierſeitige Oeffnung in ſeinem flechſigen Theile hat, gelangt, durch daſſelbe in die Bruſthöhle ſteigt, in den Herzbeutel eingeht und zugleich mit der obern Hohlvene in dem Vorhof des rechten Herzens ſich endigt. Das Blut, welches von allen Gedärmen durch die Gekrösvenen, von dem Magen durch die Kranzvene des Magens, von der Milz durch die Milzvene zurückgeführt wird, geht einen beſondern Umweg. Dieſe Blutadern vereinen ſich nämlich in einen Stamm zuſammen, die Pfortader (vena portarum), welcher in die Leber eingeht, ſich daſelbſt wieder in Aeſte und Zweige bis in die feinſten Haargefäße zertheilt, welche die die Galle abſondernden Organe bilden. In der Leber entſteht dann wieder ein neues Venenſyſtem, welches in immer größere Adern und zuletzt in einen Stamm, die Lebervene, ſich vereint und das Blut aus der Leber wieder aufnimmt und in die Hohlvene überführt. Der Bau der Venen weicht von dem der Pulsadern weſentlich ab. Sie beſtehen nur aus doppelten Häuten, einer äußern zelligen und einer innern Haut. Dieſe faltet ſich an mehrern Stellen und bildet dadurch ſackförmige Klappen, welche dem Blute zwar vorwärts, aber nicht rückwärts, einen Durchgang geſtatten. Doch fehlen dieſe Klappen in den Venen der großen Eingeweide des Unterleibes, der Lungen und des Gehirns. Die Venen der untern Gliedmaßen ſind ſtärker, als die der andern Theile des Körpers. In Rückſicht ihrer größern Zweige ſind die Venen zahlreicher, als die Pulsadern; meiſtens iſt, beſonders an den Gliedmaßen, jede Arterie von zwei Venen begleitet. Außerdem laufen noch ganz oberflächlich unter der Haut große Venen, welche durch ihre bläulich durchſchimmernde Farbe ſichtbar werden. Von dieſen ſind noch einige deshalb merkwürdig, weil ſie gewöhnlich zum Blutlaſſen gewählt werden. In der hohlen Hand und auf dem Rücken der Hand liegt gleich unter der Haut ein Netz von vielen mit einander in Verbindung ſtehenden Blutadern. Aus dem Venengeflechte des Handrückens entſpringt die äußere Hautvene des Arms (vena cephalica), deren Anfang zwiſchen dem Mittelhand-Knochen des Daumens und des Zeigefingers liegt und die äußere Handvene des Daumens (vena cephalica pollicis) genannt wird. Jene geht an der Vorderſeite des Unterarms nach dem Oberarm herauf. Die innere Hautvene des Armes (vena basilica) entſpringt gleichfalls aus dem Venengeflechte des Handrückens zwiſchen dem Mittelhand-Knochen des kleinen und des vierten Fingers, wo ſie noch Hautvene des kleinen Fingers (vena salvatella) heißt, geht an der hintern Fläche der Ellbogenröhre in die Höhe, wendet ſich aufſteigend an die vordere Fläche des Unter-

arms und geht am Oberarm herauf. Die mittlere Hautvene des Arms (vena mediana) entſpringt meiſtens von der cephalica und zieht an der Beugeſeite des Vorderarms ſchief gegen die basilica, in welcher ſie ſich ungefähr in der Mitte des Oberarms endigt. Am Ellbogengelenke liegt ſie auf der flechſichten Binde der Muskeln des Vorderarms, wo ſich dieſe mit der Sehne des zweibauchigen Arm-Muskels verbindet und die Arm-Arterie und den Mediannerven bedeckt. An dieſer Stelle wird die Medianvene gewöhnlich bei dem Aderlaſſen am Arme geöffnet, und es iſt daher große Vorſicht nöthig, damit nicht die Vene durchgeſchlagen und die darunter liegende Armpulsader und der benannte Nerve verletzt werde. So liegt auch auf dem Fußrücken ein ſtarkes Venengeflecht unter der Haut ausgebreitet, von deſſen größern Zweigen gewöhnlich einer bei dem Aderlaſſe am Fuße geöffnet wird. Noch iſt außer dem Aderſyſtem der Aorta und der Hohlvene ein anderes in dem Menſchen zu bemerken, nämlich das Lungenſyſtem, durch welches der ſogenannte kleine Kreislauf des Blutes bewirkt wird. Aus der rechten Herzabtheilung geht ein Schlagaderſtamm, die Lungenarterie, ab, die ſich ſogleich in zwei Aeſte theilt, davon jeder ſich in eine Lunge begiebt, in derſelben in immer kleinere Aeſte trennt, endlich in die kleinſten Zweigelchen und haarähnlichen Gefäßchen vertheilt. Dann bildet ſich rückwärts ein Venenſyſtem, indem die Haargefäße der Lungenarterie ſich wahrſcheinlich umbiegen, zu Venen werden, die nun ſich immer zu größern Zweigen und Aeſten vereinigen, endlich in jeder Lunge zwei große Venenſtämme bilden, welche ſich in die linke Vorkammer des Herzens einmünden. Die Lungenarterien führen das ſchwarzrothe Venenblut aus dem rechten Herzen in die Lungen, wo es durch die Einwirkung der atmosphäriſchen Luft in hellrothes Blut verwandelt wird, welches die Lungenvenen nach dem linken Herzen zurückführen. Hieraus erhellt, daß ein doppelter Blutumlauf im Körper Statt finde, der große Kreislauf, aus dem linken Herzen durch das Arterienſyſtem in den ganzen Körper zum Behuf der Ernährung und der verſchiedenen Abſonderungen, und durch das Venenſyſtem nach dem rechten Herzen zurück; der kleine Kreislauf aus dem rechten Herzen durch die Lungenarterien nach den Lungen, und aus dieſen durch die Lungenvenen nach dem linken Herzen zurück. Die Lungenvenen, das linke Herz und deſſen Pulsaderſyſtem führen das hellrothe Blut, das Venenſyſtem der Hohladern, das rechte Herz und die Lungenarterien das ſchwarzrothe Blut. H.

Adiaphora (griech.), an ſich gleichgültige Nebendinge, im kirchlichen Sinne Gebräuche und Formen des Cultus, die, weil die h. Schrift ſie weder verboten noch angeordnet hat, ohne Gefahr des Glaubens und Beſchwerung des Gewiſſens beibehalten oder verworfen werden können, wurden diejenigen urſprünglich katholiſchen Ceremonien genannt, die die Evangeliſchen, beſonders in Kurſachſen unter Moritz, aus Gehorſam gegen das augsburgiſche Interim (ſ. d. Art.) annahmen und in ihren Kirchen duldeten, z. B. Hochaltäre, Lichter, Bilder, Chorhemden, Meßgewänder, lateiniſche Geſänge, Horä und Vespern, Chrisma, Privatbeichte und dergl. Ueber dieſe Nachgiebigkeit erhob der Jenaiſche Theolog Flacius, in Gemeinſchaft mit der niederſächſiſchen Geiſtlichkeit 1549 den unter dem Namen der adiaphoriſtiſchen Händel bekannten Streit gegen Melanchthon und die Wittenberger, welche dabei den Schimpfnamen Adiaphoriſten erhielten. Die Flacianer führten dieſen mit den interimiſtiſchen Hän-

doln zuſammenhängenden Streit deſto leidenſchaftlicher, je leichter die Wittenberger ſich rechtfertigen konnten, ſobald man über den Begriff der Adiaphoren einig war. Späterhin wurden eben dieſe Nebendinge Partheizeichen, wodurch die ſtrengen Lutheraner ſich von den Calviniſten, welche nichts davon beibehalten hatten, auch äußerlich zu unterſcheiden ſuchten; die veränderte Anſicht der Theologen des 18ten Jahrh. brachte es mit ſich, daß ſeit 50 Jahren die meiſten Gebräuche dieſer Art im Stillen beſeitigt wurden und erſt jetzt, wo man wieder auf Vermehrung der ſinnlichen Beiwerke des Cultus denkt, erhält die Frage, was davon unter die Adiaphora zu rechnen und zuzulaſſen ſey, neues Gewicht. E.

Adjectiv, ſ. Nomen.

Adjuſtirwage wird beim Münzweſen eine kleine Wage genannt, worauf alle auszuprägende Münzen vorher gewogen werden, um daraus abnehmen zu können, ob ſie durch Hinzuſetzen von Metall ſchwerer, oder durch Hinwegnehmen deſſelben leichter zu machen ſind.

Adlerzange iſt eine, ſtatt der gewöhnlichen Kneiper, mit zwei ſpitzigen Haken verſehene Zange, um damit Gegenſtände aus tiefen Orten zu faſſen, und mittelſt einer Kette, die um eine horizontale Winde gehet, herauszuheben.

Adolph von Naſſau, erwählt zum Kaiſer den 1. Mai 1292 und gekrönt zu Aachen den 25. Jun., war ein bloßer Edelmann, zwar aus einer erlauchten Familie und von erprobter Tapferkeit, aber ohne ein anderes Erbtheil als ſein Schwert, und ohne jene großen Eigenſchaften, die ſeinen Vorgänger, Rudolph v. Habsburg, auf den Thron erhoben und darauf erhalten hatten. Adolph verdankte ſeine Wahl theils dem anmaßenden Betragen Albrechts (ſ. d. Art.), theils ſchimpflichen und unerlaubten Verhandlungen mit den Churfürſten von Cöln und Maynz, die ihm die läſtigſten Bedingungen auflegten, und ſich Städte und Ländergebiete von ihm abtreten ließen, die ihm nicht gehörten. Da er aber als Kaiſer nicht erfüllen wollte, was er als Graf verſprochen hatte, ſah er ſich bald von ſeinen Freunden gehaßt und verlaſſen. Aus Geldmangel nahm er von Eduard I. von England 100,000 Pf. St. und verſprach dafür, ihm gegen Philipp den Schönen beizuſtehen, ſah es aber nicht ungern, als ihm der Papſt die Theilnahme an dem Kriege unterſagte. Wenn er ſich dadurch in den Augen der deutſchen Fürſten verächtlich machte, ſo erſchien er ihnen noch gehäſſiger, als er, des Landgrafen von Thüringen, Albrechts des Unnatürlichen, Haß gegen ſeine Söhne benutzend, von dieſem Thüringen kaufte. Dieſer Handel verwikelte ihn in einen fünfjährigen Krieg, ohne daß es ihm gelang, das Land zu unterwerfen. Empört durch dieſe Unwürdigkeiten und aufgereizt von Albrecht von Oeſterreich lud das Churfürſtencollegium Adolph vor ſich. Da er nicht erſchien, ward er contumacirt und am 23. Jun. 1298 ſeine Abſetzung ausgeſprochen und Albrecht von Oeſtereich gewählt. Es kam zum Kriege, und Adolph ſchien das Uebergewicht zu gewinnen; jedoch überliſtet von ſeinem Gegner, fand er ſich bei Gellheim umſtrickt und fiel nach einer heldenmüthigen Gegenwehr von Albrechts eigener Hand (den 2. Jul. 1298). Adolphs Fehler entſprangen größtentheils aus dem Mißverhältniß ſeiner Mittel zu ſeiner Lage. Ein Fehlgriff folgte dem andern, und als er in den letzten Augenblicken ſeiner Regierung einen beſſern Weg einſchlagen wollte, war es zu ſpät. Er büßte

ſeine Fehler hart, aber die Völker gewannen nichts bei dem Tauſch, der ihnen, ſtatt ſeiner, Albrechten zum Kaiſer gab.

*) Adriatiſches Meer, ein großer Meerbuſen des mittelländiſchen Meers, den die Küſten von Italien, des öſterreichiſchen Küſtenlandes, Dalmatiens und Arnauths einſchließen, und deſſen Spiegel etwa 3650 Meilen faßt. Er enthält an den öſterreichiſchen Küſten ſehr viele kleine Inſeln, und macht einige größere Buſen, worunter die von Trieſt, von Quarnaro und Cattaro die berühmteſten ſind. Seine Böſchung heißt auch wohl der Golf von Venedig, und dieſe Stadt behauptete einſt die Herrſchaft über das ganze Meer, deſſen Eingang die Joniſche Inſel Corfu bewachte. Zum ſymboliſchen Zeichen dieſer Herrſchaft geſchah ſonſt jährlich, ſo lange Venedig ſeine Selbſtſtändigkeit behauptete, die berühmte Vermählung des Doge mit dem Meere.

Adrogation, ſ. Adoption.

Adſtringentia (lat.) zuſammenziehende Arzneimittel, als Gegenſatz der auflöſenden.

Advent (lat.) eigentlich die Ankunft, insbeſondere bei den Chriſten die Zeit vier bis ſechs Wochen vor der alljährigen Feier der Geburt des Heilandes. Bei den Katholiken bereitet man ſich in dieſer Zeit durch Bußübungen, Faſten und Beten, gleichſam zum Empfange des Welterlöſers vor. Die Kirche geſtattete daher in ihrer Strenge während der Adventzeit weder Hochzeiten noch rauſchende Vergnügungen.

Adverbium, Nebenwort (Umſtandswort, Beſchaffenheitswort). Die Hauptbegriffe, welche zu einem Satze gehören, werden durch Nebenbegriffe genauer beſtimmt; hierauf gründet ſich der Unterſchied der weſentlichen und der abgeleiteten oder ſecundären Redetheile. (S. Redetheile.) Zu den letzteren gehört das Umſtandswort. Es iſt eine Partikel (ſ. d. Art.), welche zur näheren Beſtimmung des Prädicats in einem Satze gehört, und da das Prädicat theils durch das Adjectivum oder Beiwort ausgedrückt wird, theils in dem Verbum oder Zeitwort liegt, ſo ſagt man, das Adverbium ſey ein Nebenwort, welches zum Adjectivum oder Verbum gehöre; z. B. ein oft wiederholter Spruch, er geht täglich aus; da hingegen das Adjectivum ſelbſt das Hauptwort beſtimmt. Jene genauere Beſtimmungen des Prädicats betreffen die Verhältniſſe von Zeit und Raum, ferner die Quantität und Qualität des Prädicats, daher man *adverbia loci* (Ortumſtandswörter), z. B. hin, her, wo, *adverbia temporis* (Zeitumſtandswörter), z. B. geſtern, morgen ꝛc., *adverbia quantitatis* (Größenumſtandswörter), wozu auch die *adverbia comparationis* (Vergleichungswörter) gehören, z. B. ganz, ſehr, einzeln, faſt, wie, weniger ꝛc., und *adverbia qualitatis* (eigentliche Beſchaffenheitswörter); letztere beziehen ſich ſowohl auf die allgemeinen Verhältniſſe von Mittel, Zweck, Grund, Folge, Bedingung, Bejahung, Verneinung, z. B. ſo, darum, denn, deswegen ꝛc., als auch auf gewiſſe ſpecielle Eigenſchaften, und beſtimmen die Art und Weiſe, wie etwas von einem Gegenſtande ausgeſagt wird, z. B. fröhlich ſcheinen, angenehm klingen. Die Adverbia ſtammen zum Theil aus Subſtantiven, und können darum auch meiſtens durch das Subſtantiv in ſeinem beſtimmten Caſus bezeichnet werden, z. B. Nachts, Abends, wie des Nachts, des Abends, zum Theil aus Beiwörtern, ſo wie gegentheils auch Beiwörter aus Umſtandswörtern entſtehen, z. B. der heutige, geſtrige, morgende ꝛc.

Zum Theil ſchließen ſie auch ein Pronomen ein, z. B. dafür, demnach, ſtatt für dieſes, nach dieſem, und deuten dadurch auf ein entferntes Hauptwort. Dieſes gilt auch von den Fragewörtern (adverbia interrogationis) wofür, warum ꝛc. Unter den Umſtandswörtern nehmen nicht nur meiſtens die adverbia quantitatis, ſondern auch andere die Vergleichungsgrade an, beſonders diejenigen, welche gleich Beiwörtern gebraucht werden. Die Umſtandswörter, welche ſpecielle Eigenſchaften bezeichnen, werden oft durch Beiſetzung anderer noch genauer beſtimmt, z. B. ſehr kräftig, ungemein billig ꝛc. —

Adraſt, König von Argos, ein Sohn des Talaus und der Eurynome. Um dem Orakel zu gehorchen, das ihm ſeine zwei Töchter einem Löwen und einem wilden Schweine zu geben befahl, gab er die Argia dem Polynices und die Deiphyle dem Tydeus, als jener in eine Löwenhaut, dieſer in eine Schweinshaut gehüllt zu ihm kamen. Er war unter den ſieben Feldherren vor Theben, von denen er allein dem Tode entging. Zehn Jahre ſpäter zog er nochmals gegen Theben und eroberte es, verlor aber dabei ſeinen Sohn und ſtarb vor Gram.

Aëromantie, die vorgebliche Kunſt, aus den Lufterſcheinungen zukünftige Dinge zu prophezeihen. Aërometrie, die mathematiſche Lehre von den Eigenſchaften der Luft, ihrer Schwere, Feuchtigkeit ꝛc.; überhaupt die Wiſſenſchaft von der Beſtimmung der Größe in den Wirkungen der Luft. Aëronautik, die Kunſt in der Luft zu ſchiffen.

Afghanen (Aghûanen) iſt der Name des Volks, welches jetzt in Oſtperſien, oder dem Reiche Candahar, herrſchend iſt. Dieſes Volk iſt ſchon ſeit mehreren Jahrhunderten in der Geſchichte bekannt, nachdem es ſich in Perſien niedergelaſſen hatte; aber ſeine eigentliche Abſtammung iſt ungewiß. Bei den Unruhen, welche nach Schah Nadirs Tode (1747) in Perſien entſtanden, bemächtigte ſich Ahmed Abdallah, der Anführer der Afghanen in der perſiſchen Armee, der Provinzen Cadahar und Chorasan, machte ſich von Perſien unabhängig, und wurde der Stifter des afghaniſchen Reichs, deſſen Größe zu 240 Meilen in die Länge, und über 100 Meilen in die Breite angegeben wird. Es iſt ein fruchtbares und volkreiches Land, das im Nothfall 300,000 Krieger ſtellen kann. Die wichtigſten Städte ſind Cadahar, die Reſidenz und ehemals die wichtigſte Feſtung in Aſien; Cachimir, bekannt wegen der koſtbaren Shawls, die da verfertiget werden. Die Ruſſen treiben durch die Bucharei einen bedeutenden Handel mit den Afghanen.

* Afrika, einer der fünf Erdtheile, — zwar ſchon ſeit Jahrtauſenden in der Geſchichte angeführt, dennoch auch für uns noch immer, was er den Alten war, — das Reich des Wunderbaren! Nur eine Spanne Meer ſcheidet Afrika von Europa; ſeine nördlichen Küſten liegen im Angeſicht der civiliſirteſten Nationen, und doch kennen wir kaum ſeine äußern Umriſſe, in das weite Binnenland iſt noch nie der Fuß eines Europäers gedrungen! — Ewig wird es wohl unentſchieden bleiben, woher Afrika ſeine erſten Bewohner erhalten; ob bei dem Werden der Erde ein ſchwarzer Adam der Stammvater der ihm eignen Menſchenraſſe geworden, oder ob ein Noachide von Aſien aus ihm ſein erſtes Stammvolk zugeführt habe, das dann unter dem lothrechten Strahle der Sonne ſeine ſchwarze Tinte empfangen habe; möglich iſt es wenigſtens, daß Weiſſe und Schwarze von einem und demſelben Stammvater abſtammen können! Eines ſeiner Länder, das

Nilthal, war unter eben dem Namen, den es noch führt, in den früheſten Zeiten der Geſchichte nicht allein bekannt, ſondern auch die Wiege des Handels, der Künſte und Wiſſenſchaften! Aber ſelbſt in den Jahrhunderten, wo Aegypten am höchſten blühete, ſcheint tiefe Nacht alle ſeine Umgebungen bedeckt zu haben, und alles, was nicht ihm angehörte, unter dem Namen Negerland begriffen geweſen zu ſeyn. Späterhin lernten jedoch Griechen und Römer die Küſten am mittelländiſchen Meere näher kennen, und drangen im Binnenland vielleicht bis zum Joliba vor, doch hat ſich ihre Kunde ſicher nie weiter, vielleicht nicht über die Gränzen Numidiens erſtreckt. Selbſt wie unvollkommen war nicht die Vorſtellung, die ſich Ptolemäus von Afrika machte, ob ihm ſchon ſeine Form als eine große Halbinſel vorſchweben mochte? Von den ſüdlichen Theilen des Erdtheils war ihnen aber gar nichts bekannt. Erſt dem 15ten Jahrhunderte war es vorbehalten, uns ſeine Umriſſe auszuzeichnen; Heinrich der Nautiker umſegelte das gefürchtete Kap Non (non plus ultra), Vaſco da Gama fand das Vorgebirge der guten Hoffnung und ſowohl die weſtlichen als die öſtlichen Küſten wurden nun von europäiſchen Seefahrern unterſucht und beſtimmt. — Afrika iſt eine ungeheure Halbinſel, die nur durch einen ſchmalen Landſtrich, den Iſthmus von Suez, am Kontinente von Aſien zu hängen ſcheint; es bildet ein mit der Spitze gegen Süden gekehrtes Dreieck von 531,638 Q. Meilen zwiſchen 1 bis 69° Länge und 34° S. Br. bis 37° 30′ N. Br., das im Norden an das mittelländiſche Meer, im Oſten an Aſien, das rothe und indiſche Meer, im Süden und Weſten an das äthiopiſche Meer und den atlantiſchen Ocean ſtößt. Bei dieſer Lage innerhalb des heißeſten Erdgürtels hat es eine erſtaunliche Ausdehnung von Oſten nach Weſten; doch füllt die nördliche Hälfte eine ungleich größere Maſſe als die ſüdliche. Nicht bloß läuft es mehrere Breitengrade dieſſeits des Aequators hinauf: die größte Ausdehnung von Weſten nach Oſten, vom Kap Noro bis Kap Guardafui beträgt auf 69°, mithin unter dem Aequator 1,020 geogr. Meilen, und hat die größte ununterbrochene Landmaſſe unter der heißen Zone. Seine innere Bildung hat manche Eigenheiten. Zwar beſitzt es, wie die übrigen Erdtheile, große aneinanderhängende Kettengebirge, die vielleicht vom Kap bis zum mittelländiſchen Meere mancherlei Parallelen fortziehen, wie den Atlas, das Mondgebirge, den Kong, Lupata, die 6000 Fuß hohen Schneegebirge des Kaplandes; doch iſt es im Ganzen ebener, als einer der übrigen Erdtheile; in keinem andern findet man ſo ungeheure Sandwüſten, und die Kobi in Hochaſien hält mit der großen Sahara durchaus keinen Vergleich aus. Dieſe Wüſte erſcheint als ein eigentliches Sandmeer, dem es an fruchtbaren Inſeln keineswegs fehlt. Dieß ſind die Afrika eignen Oaſen, reiche Landſchaften, mit Datteln, Piſangs, Granaten und andern Südfrüchten ausgeſtattet, mit dem klarſten kühlenden Waſſer verſehen und mit unzählbaren Heerden von Thieren bevölkert. Nur die Sahara zählt nach Golberry 32 ſolcher Oaſen. — Afrika hat viele und mächtige Ströme, worunter der ägyptiſche Nil uns jetzt bis zu ſeiner Quelle bekannt iſt; aber dieß iſt auch der einzige der größern Ströme Afrikas, deſſen Lauf ganz erforſcht iſt; wir wiſſen zwar, wo der Kongo, Koanza und Kuama endigen, nicht aber wo ſie anfangen, und vom Joliba nicht einmal, ob er von Weſten nach Oſten oder umgekehrt ſich wende, und ob Mungo Park in ihm einen oder zwei Flüſſe beſucht habe. Auch der Senegal, der Gambia, der

Orange ſind bedeutende Flüſſe dieſes Erdtheils, der im Ganzen nicht arm an Waſſer iſt, und ſelbſt in ſeinem Innern große Landſeen, wie den Dembea, Wangara, Marawi u. a. einſchließt. Das Klima iſt zwar ſehr verſchieden, aber im ganzen brennend heiß: innerhalb der Wendekreiſe findet man ruhiges Tropen-Klima mit zwei Jahreszeiten der naſſen und trocknen, die Gluth der Sonne iſt furchtbar und Adanſon bezeugt, daß man im Sande Guineas Eier ſiede, und daß die Hitze die nackte Fußſole des Negers aufreiße. An den Küſten mäßigen See- und Bergluft und die unaufhörlichen Regengüſſe die Hitze, aber die Luft iſt hier lange ſo geſund und ſo rein nicht als im Binnenlande, welches zum Theil höher liegt, und der ganze Landſtrich der Barbarei nähert ſich in Rückſicht des Klimas bereits den wärmſten Theilen von Europa. Unter den Winden ſind Afrika eigen die Tomados und der Harmattan, mit Aſien gemein hat es den Samum, mit Europa den Sirocco. Außerordentlich zahlreich ſind die Producte, die es erzeugt: wenigſtens hat kein anderer Erdtheil eine ſo große Mannigfaltigkeit aus der Thierwelt aufzuweiſen als Afrika. Neben dem Elephanten, dem Kamele, dem Rhinozeroß, dem Nilpferde und der Giraffe findet man Löwen, Panther, Leoparden, Unzen, Schakale, Hyänen, Wölfe, Füchſe, Hunde, Katzen, Affen aller Arten, Mongus, Fledermäuſe, Ratten, Klipdas, Haſen, Kaninchen, Jerboas, Stachelſchweine, Igel, Maulwürfe, Zibethkatzen, Ichneumons, Großohren, Bären, Rattels, Pferde, Eſel, Zebras, Schafe, zum Theil mit Haaren und Fettſchwänzen, Argalis, Ziegen, Gemſen, Gazellen in unendlichen Varietäten, Springböcke, Ochſen, Büffel, Dammhirſche, guianiſche Rehe, Schweine, Emgalos, Schweinhirſche und andere Quadrupeden, deren Naturgeſchichte noch bei weitem nicht hinlänglich erforſcht iſt: ſelbſt das räthſelhafte Einhorn ſoll ſich noch in den Binnenländern finden. Eben ſo reich iſt die Klaſſe der Vögel, unter welchen ſich das prächtigſte Gefieder, der Kronvogel, Flamingo, Whidah, Touraco, Eisvogel, Pelikan, die viele Papageiarten, finden; die Klaße der Amphibien hat das fürchterliche Krokodil und den Boa constrictor mit vielen unſchädlichen, aber auch äußerſt giftigen Schlangen; die anſtoßenden Meere und die Ströme haben einen Ueberfluß an Fiſchen, doch iſt die Mannichfaltigkeit der Geſchlechter nicht ſo groß, als in den nördlichen Meeren, und viele der nutzbarſten fehlen ganz. Das Gebüſch und die Erde wimmeln von Termiten, Ameiſen, Skolopenden, Spinnen, Klopaten und Raupen, während die vorüberziehenden Heere von Heuſchrecken oft Wolken gleich die Sonne verdunkeln; überall ſieht man die ſchönſten Käfer und Schmetterlinge. Aus dem Pflanzenreiche gedeihet alles, was die Tropenwelt Großes, Schönes, Schmackhaftes und Nutzbares hervorgehen laſſen kann. Hier ſteht der Rieſe aller Pflanzen, der Baobab neben den majeſtätiſchen Palmen, wovon die Kokospalme allein die meiſten Bedürfniße der Neger zu befriedigen im Stande iſt. Zu den vegetabiliſchen Nahrungsmitteln gehören vorzüglich Waizen, Gerſte, Morrhirſe (holcus sorghum), Teff (poa abyssinica), Reiß, Bataten, Yams, Lotusbeeren, Senegalgummi, Bananas und andre Piſange, Datteln, Feigen und die mannichfachen Arten von Gewürzen, beſonders Zuckerrohr, Baumbutter (Schea toulou) u. a.; als Getränke dienen der Kaffee, der Palmwein aus der weiblichen Weinpalme, die Kokosmilch, der Wein am Kap; zur Kleidung Baumwolle, Hanf und ſelbſt Flachs; hier gedeihen die Papajen, Tamarinden, Granaten, Orangen, Ananas, 5 Arten Pfeffer,

der trefflichſte Indigo, das Drachenblut, der Talgbaum, viele Arten der beſten Farben und Tiſchlerhölzer, der Ringi, viele unzählige Gewürzpflanzen, und welch' eine Menge der herrlichſten und nutzbarſten Arten bietet nur allein das reiche Madagascar dar? Am ärmſten, aber auch am wenigſten gekannt, iſt das Mineralreich in Afrika: Gold hat es zwar mehr als einer der übrigen Erdtheile, und Eiſen iſt ziemlich überall verbreitet, dagegen fehlt es an den übrigen Metallen, und von den Mineralien hat es bloß Salpeter, Salmiack, Ambra, einige Walkererden, Smirgel im Ueberfluſſe, Salz aber nur in einigen Gegenden zur Nothdurft. Die Zahl der Einwohner mag zwiſchen 100 bis 120 Mill. ſchweben; zwar kann die Statiſtik hier durchaus keine Nachweiſungen geben, doch muß das Innere dieſes Erdtheils unermeßlich bevölkert ſeyn, da es binnen drittehalb Jahrhunderten über 40 Mill. kraftvolle Menſchen in den Sklavenhandel geben konnte, und dennoch in ſeinen Binnenländern nichts weniger als entvölkert iſt. Auch ſeine Küſtenländer ſind reich an Menſchen: ſo fand Jackſon bloß in Marocco gegen 17 Mill., und die Berberei mit Aegypten, die doch nur erſt ein Achttheil des Ganzen ausmachen mögen, zählen deren über 20 Mill. Das heiße Guinea hat im Ganzen eine zahlreiche Bevölkerung, und am Joliba erſtrecken ſich ſehr volkreiche Staaten herunter, von welchen wir indeß kaum die Namen kennen. Die Einwohner gehören zu 2 Raſſen des menſchlichen Geſchlechts, zu der Negerraſſe, die vom Joliba abwärts ſich bis zur Südſpitze erſtreckt, und zu der, trotz ihrer braungelben Tinte, auch die Hottentotten gehören, und zu der kaukaſiſchen Raſſe, der die Berbern, Kopten, ſo wie die Araber oder Mauren, die Agazionen oder Habeſcher, und die Völker Nubiens beizuzählen ſind. Die Araber kann man zwar nur als Ankömmlinge betrachten, doch ſind ſie jetzt über den größten Theil des Nordens und über den Oſten zahlreich verbreitet, und ganz einheimiſch geworden. Auf den Inſeln und auf mehreren Küſtenpunkten findet man Portugieſen, Spanier, Franzoſen, Holländer und Britten und ſelbſt Juden hier und dort eingewandert, doch ſcheinen die Felaſches in Tigre, ob ſie gleich dem Moſaismus huldigen, nicht hebräiſcher Abſtammung zu ſeyn. Die Sprachen ſind äußerſt verſchieden: als Hauptſprachen gelten die arabiſche im ganzen Norden, ſelbſt bis zum Jobila herunter, wo wenigſtens die Völker, die den Koran verehren, etwas davon verſtehen; von ihr unterſcheiden ſich die Berber- und die Shelluhſprachen in der Berberei und am Atlas. Die Mondingoſprache iſt vom Senegal bis zum Joliba die gewöhnliche; an der Weſtküſte ſpricht man zum Theil ein verdorbenes Portugieſiſch, in den Habeſchiniſchen Ländern die Tigre- und Amharaſprache. Die Sprachen der Neger ſind faſt ſo mannichfach als die Nationen; bloß in der Sahara ſollen 43 Idiome geredet werden. Eben ſo mannichfach iſt auch die Art und Weiſe, wie jeder ſeinen Gott verehrt: in Nordafrika bis zum Joliba, ja in dem größern Theile der Oſtküſte iſt der Mohammedismus verbreitet; zu der Chriſtusreligion bekennen ſich die Einwohner von Tigre und Amhara, die Kopten, die Nubier, und die europäiſchen Fremdlinge, doch nach ſehr verſchiedenem Ritus, und bei den meiſten Negervölkern herrſcht der abentheuerlichſte Fetiſchmus, der noch bei manchen dieſer Völker einen gräßlichen Anſtrich hat, ſogar Menſchenopfer fodert. Eine wiſſenſchaftliche Cultur darf man in Afrika nicht ſuchen, ſelbſt nicht in dem Lande, das ihre erſte Wiege in der Kindheit der Menſchen war; was die Pharaonen, die Ptolemäer geſchaffen hatten, ging in

den Stürmen, die dies unglückliche Land im Mittelalter trafen, völlig unter. Schulen unterhalten indeß noch die Mohammedaner in den Städten der Berberei, die Marabuten in den Ländern, wo ſie ſich angeſiedelt haben, und hie und da auch die Kopten und Monophyſiten in Tigre und Amhara. Eigentlichen Kunſtfleiß trifft man in Afrika blos auf der nördlichen Küſte an, wo von den Mauren noch manches in Seide, Baumwolle, Leder und Leinwand gearbeitet wird: aus dieſen Ländern wird auch ein lebhafter Handel mit Landesproducten mit den ſeefahrenden Nationen Europa's, und ein eben ſo bedeutender Karawanenhandel mit dem Innern von Afrika, dem ſie ihre Fabrikate und die der Europäer zuführen, unterhalten. Die Neger ſtehen ſämmtlich noch auf der unterſten Stufe der Kultur, ſelbſt da, wo ſie ſich in Staaten gebildet haben: ihre Bedürfniſſe ſind äußerſt geringe, und alles was ſie gebrauchen, verfertigen ſie oder ihre Weiber ſich ſelbſt: die Pagne, die ihre Lenden umgürtet, die Hütte, die ſie gegen die Witterung ſchützt, der Bogen und der Pfeil, deſſen ſie zur Jagd und zu ihrem Schutze bedürfen, ſo wie ihr Hausgeräth, auch das Gold, das ſie von der Oberfläche der Erde ſammeln, wiſſen ſie für ihren Schmuk, und das Eiſen zu ihren Waffen zu bearbeiten. Dennoch hat der Umgang mit den Europäern ſie manche Bedürfniſſe kennen gelehrt, die jetzt zu ihren Nothwendigkeiten gehören: Schießgewehr, Pulver, Brantwein, Tabak, verſchiedne Arten von Tuch, Glasperlen, Korallen u. ſ. w. Dieſe erhalten ſie durch den Handel, worin ſie vorzüglich Sklaven, Elfenbein, Gold und Gummi bringen. Dieß ſind die Stapelwaaren Afrika's, aber auch ſo bedeutend, daß man, obgleich die meiſten Nationen Europa's den die Menſchheit entwürdigenden Sklavenhandel aufgegeben haben, doch noch immer gegen 50,000 Neger rechnen kann, die Osmanen, Portugieſen, Franzoſen, Nordamerikaner und ſelbſt brittiſche Schleichhändler dem Innern Afrika's entreißen. Vormals rechnete man allein 105,000 Sklaven, die jährlich Weſtindien zugeführt wurden, ohne die in Anſchlag zu bringen, die die Kirmanen nach Aſien, die Nordamerikaner in ihre ſüdlichen Staaten ſchleppten. Sehr bedeutend iſt auch die Ausfuhr von Elfenbein, Goldſtaub und Gummi, weniger die von Straußfedern, Tigerdeken, Häuten und andern Landesproducten, die blos als Nebenartikel gelten. Eigentliche Münzen hat Afrika bloß in der Berberei; in den übrigen Ländern, die nicht von Europäern beſetzt ſind, dient das Geld höchſt ſelten als Tauſchmittel; in einigen Ländern der Weſtküſte gelten die Kauris, in andern Salztafeln als Münze. — Der Wendekreis des Krebſes und der Aequator theilen Afrika in 3 Haupttheile: 1) Nordafrika, wozu Aegypten, die Raubſtaaten Tripolis mit der Küſte Barka, Tunis und Algier, der Staat Marokos, Fezzan und der obere Theil von Sudan oder die Sahara mit den Azoren, Canarias und Madeira gehören. 2) Mittelafrika, welches die Oſtküſtenländer Nubien, Tigre, Amhara, Efat, Adel, Ajan, den untern Theil von Sudan mit Darfus und den Ländern der Gallas, Senegambien und Guinea nebſt den Inſeln Cabo Verde, Guineas, Biſſagos, Socotora u. a. umfaßt, und 3) Südafrika mit der ganzen ſüdlichen Weſt- und Oſtküſte, den ſüdlichen Binnenländern, dem Kaplande, der Inſel Madagaskar, den Komorren, Maſcarenhas, Amiranten, Triſtan d'Acunha, St. Helena und Aſcenſion. Hl.

Afterkegel (Conoid), nennt man in der Geometrie einen ſol-

chen Körper, der durch die Umdrehung einer von zwei unendlichen Schenkeln gebildeten krummen Linie um ihre Axe entſteht.

Aga bezeichnet bey den Türken überhaupt einen Befehlshaber über einen Haufen Fußvolk. Janitſcharen-Aga heißt der oberſte Befehlshaber der Janitſcharen, der ſeiner Stellung wegen (als Anführer des faſt ſelbſtſtändigen Janitſcharen Corps) noch mehr Anſehen hat als der Großvezier.

Agapeten, ſ. Liebesmahle.

Aegina, eine griechiſche Inſel im ſeroniſchen Meerbuſen (S. Aeacus). Sie machte einen eigenen Staat aus, und war durch den Handel ſehr reich und blühend.

Aeginetiſche Kunſt und Kunſtwerke. Eine Geſellſchaft von Künſtlern und Kunſtfreunden, deutſcher und engliſcher Nation, vereinigte ſich im Jahr 1811, um unter andern den Tempel des panhelleniſchen Jupiters auf Aegina zu unterſuchen und architektoniſch aufzunehmen. Dieſe nur in wiſſenſchaftlicher Abſicht unternommene Ausgrabung belohnte ſich durch einen unerwarteten herrlichen Fund mehrerer unſchätzbarer Bildwerke, welche einſt den öſtlichen und weſtlichen Giebel dieſes erhabenen Tempels geziert hatten. Der Kronprinz von Baiern kaufte ſchon im Jahr 1812 von den Entdeckern dieſe merkwürdigen Werke, die in doppelter Hinſicht belehrend ſind: in ihrer treuen Nachahmung der Natur, für die Kunſt, und dadurch, daß ſie über eine der dunkelſten Zeitepochen der Kunſtgeſchichte Licht verbreiten, für die Alterthumskunde. — Die Reſultate des genauern Studiums dieſer Werke ſind: daß der äginetiſche Kunſtſtyl einen von der attiſchen Kunſt unabhängigen Stifter hatte. Pauſanias nennt uns Smilis als den äginetiſchen Dädalus, und verſichert, er ſey Zeitgenoſſe des Dädalus geweſen, folglich ſchreibt er der äginetiſchen Kunſt gleiches Alter und gleiche Selbſtſtändigkeit zu. Doriſch war der Aegineten Sprache und Sitte, und doriſchen Charakter hatte auch ihre Kunſt in der Skulptur, die von der attiſchen, urſprünglich joniſchen, eben ſo verſchieden war, wie doriſche Poeſie und Architektur. Daß der Jupiterstempel zu Aegina zu den ſchönſten Trümmern gehört, die uns von doriſcher Baukunſt blieben, iſt bekannt. Am merkwürdigſten iſt es, daß der äginetiſche Styl einen ganz eigenthümlichen Charakter dadurch erhält, daß ſein Hauptſtreben die allertreueſte und genaueſte Nachbildung der Natur iſt. Dieß geht bis zur Täuſchung, ja bis zu einer, dieſelbe Scheu wie Lebendiges, erregenden Naürlichkeit. Die Aegineten waren die Niederländer der Alten. Die attiſche Kunſt war die Tochter der ägyptiſchen, und das geiſtige Streben nach dem Idealen iſt in beiden ſtets bemerkbar. Um deutliche Begriffe der uralten Kunſt zu gewinnen, müſſen wir den ägyptiſchen, altattiſchen, äginetiſchen und tyrrheniſchen oder hetruriſchen Styl wohl unterſcheiden. Härte und Magerkeit iſt jedem Kunſtanfang eigen, aber im Uebrigen weichen ſie ſehr von einander ab, obgleich ſpäter eine Rückwirkung zwiſchen ihnen Statt findet. Erſchien bisher die Herrlichkeit der Kunſt in Phidias faſt wie ein Wunder, ſo begreift man jetzt, wie die der Natur nacheifernde, endlich gleichſam zur Natur ſelbſt gewordene äginetiſche Kunſt der altattiſchen den Weg zeigte, vom Abſtracten zum Lebendigen, vom Syſtematiſchen zum Natürlichen zu gelangen, und ſo iſt in ihr das längſt vermißte Mittelglied zwiſchen dem alten ſtrengen und dem ſchönen Styl gefunden. Seit den Schöpfungen des Phidias verſchwindet auch die Spur der eigentlich äginetiſchen Kunſt. Die

Nachahmung der Natur erſcheint nur ſo lange als ſolche, als ſie nicht ſelbſt zur Natur, d. h. zum ſelbſtſtändigen Können, mithin zur Kunſt im höchſten Sinne geworden iſt; da man beide nicht mehr unterſcheidet, ſo gab es ſpäter nur Eine vollkommene Kunſt, die ſich über ganz Griechenland verbreitete. Der Aeginete Smilis war der Vater und Stifter äginetiſcher Kunſt; nach ihm iſt Kallon, der zwiſchen der 60. und 70. Olympiade lebte, der älteſte äginetiſche Künſtler. Gegen die Zeit des Phidias lebten noch folgende berühmte äginetiſche Künſtler: Anaxagoras, von deſſen Hand der Jupiter war, der auf gemeinſchaftliche Koſten aller Griechen, die bei Platäa (479) ſiegreich geſtritten hatten, in Olympia aufgeſtellt wurde, Simon, von deſſen Hand die Weihgeſchenke eines gewiſſen Phormis zu Olympia waren, der unter Gelon und Hieron in Syrakus glückliche Thaten vollbrachte; Glaucias und Onatas, die in der 78. Olympiade im vollſten Ruhm blühten. Der neuerlich gefundenen in München aufgeſtellten äginetiſchen Figuren ſind ſiebzehn; es ſind bis jetzt noch keine Zeichnungen von ihnen öffentlich bekannt. Man kann ſie in vier Klaſſen abtheilen: 1) Ganz geradſtehende gekleidete weibliche. 2) Vorſchreitende, oder kämpfende Krieger. 3) Knieende, oder Bogenſchützen. 4) Liegende, oder Verwundete. Die größte aller Figuren iſt die Minerva, ſie iſt ein wenig über Lebensgröße, indeß die andern alle unter dieſem Maaß ſind. Wenn man den Styl dieſer Kunſtwerke betrachtet, ſo herrſcht in allen Theilen der Körper, die Köpfe ausgenommen, jene ſchon erwähnte treue Nachahmung der Natur bis auf alle Zufälligkeiten der Haut, ohne die geringſte Spur vom Idealen; doch iſt die Nachahmung nicht mager oder wiſſenſchaftslos, ſondern es iſt wohlverſtandne Nachbildung ſchöner Natur mit vollkommenſter Kenntniß der Knochen und Muskeln, ſo daß man ſich wegen dieſer bis zur Täuſchung gehenden Natürlichkeit faſt ſcheut ſie anzufühlen. In Hinſicht auf Proportion ſind dieſe Figuren ſchlank, etwas ſchmal von Hüften, und die Beine auffallend lang. Es herrſcht viel Leben in den Bewegungen, obſchon ſie nicht frei von einer gewiſſen Steifheit ſind, ſo wie man das auch in den Bildern von Giotto, Maſaccio, Perugino ꝛc. vereint findet. Die Gewänder ſind alle ganz convenzionell, ſehr knapp anliegend, mit künſtlich gepreßten Falten. So ſteif ſie in ihrer Anlage ſind, ſo geſchmackvoll ſind ſie behandelt und mit unglaublichem Fleiß ausgeführt. Die Köpfe ſcheinen auf eine frühere Kunſtepoche zu deuten; die Augen ſind ſehr hervorliegend, ein wenig auf chineſiſche Art in die Länge gezogen. Der Mund hat ſtarke hervorſpringende Lippen, mit ſcharfen Rändern, die Mundwinkel ſind an einigen etwas in die Höhe gezogen. Die Naſen ſind etwas kleinlich, die Ohren mit dem größten Fleiß ausgeführt. Das Kinn iſt ſtark und voll und meiſt etwas zu groß. Sie ſehen ſich alle ähnlich, ohne den geringſten Ausdruck von Leidenſchaft zu haben; zwiſchen Siegern und Beſiegten, Göttern und Menſchen iſt nicht der mindeſte Unterſchied. Die Haare ſind eben ſo convenzionell und zierlich ſteif wie die Falten. Die Arme ſind etwas kurz, die Hände täuſchend wahr, kein Anſatz der Nägel, keine Runzel der Haut iſt vergeſſen. Die Beine ſind wohlgeſtaltet, die Kniee meiſterhaft, die Füße zierlich, die etwas langen Zehen laufen ganz parallel. Die Figuren ſcheinen alle zu einer Zeit, aber nicht von einer Hand verfertigt. Man findet bei keiner irgend eine Stütze, und ſie ſind von allen Seiten gleich ausgearbeitet. Urſprünglich belief ſich die Zahl der Figuren gewiß auf dreißig. Sie waren in den beiden Tempelgiebeln ſymmetriſch

aufgeſtellt; die Minerva ſtand in der Mitte, die ſtehenden Krieger ihr zunächſt, dann die Bogenſchützen, und die liegenden ganz am Ende. Der Tempel wurde nicht gefliſſentlich zerſtört, ſondern wahrſcheinlich durch ein großes Erdbeben eingeſtürzt. Da Aeakus dieſen Tempel dem Jupiter aller Griechen erbaute, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß dieſe Gebilde Gefechte der Aeaciden unter Minervens Schutz darſtellten. Die beiden Kämpfe, in denen ſich die Aeciden rühmlichſt auszeichneten, waren der trojaniſche Krieg und das Seetreffen bei Salamis; bei dieſem letztern holte man die Bilder der Aeaciden, des Ajax und Telamon, als überirdiſchen Beiſtand. Pindar nennt Aegina „der Aeaciden wohlbefeſtigten Sitz„, dieſe Bilder darunter verſtehend, denn keiner von Aeakus Söhnen blieb im Lande. Der Marmor iſt der von Paros, den man Grechetto zu nennen pflegt. Die an den Figuren noch hie und da bemerkbaren Farben ſind Zinnoberroth und Himmelblau. An dem Tempel waren alle Verzierungen und Laubwerke, die man ſonſt auszuhauen pflegt, gemalt. Die Vertiefungen des Giebels, worinnen dieſe Figuren ſtanden, waren himmelblau, die Zelle roth, das Laubwerk grün und gelblich, ſelbſt die marmornen Dachziegel waren mit einer Art von Blume bemalt. Dieſe Farbengebung war keineswegs eine barbariſche Sitte, ſondern wir finden ſie ſelbſt an dem Parthenon. Winkelmann war der erſte, der aus den Nachrichten des Pauſanias auf das Daſeyn einer eigenen uralten Kunſtſchule in Aegina ſchloß. Weitere Belehrung findet man in Wagner's Bericht über die äginetiſchen Bildwerke, herausgegeben und mit kunſtgeſchichtlichen Anmerkungen begleitet von Schelling.

Agneſi (Maria Gaëtana), eine Italienerin, eines der größten Wunder neuerer Zeit, und eine ſeltene Zierde ihres Geſchlechts. Sie ward zu Mailand 1718 geboren. Schon im neunten Jahre ihres Alters ſprach ſie nicht allein Latein ſehr richtig, ſondern ſie hielt auch eine Rede in dieſer Sprache, worin ſie zu beweiſen ſuchte, daß das Studium alter Sprachen dem weiblichen Geſchlecht nicht fremd ſeyn dürfe. Dieſe Rede ward zu Mailand 1727 gedruckt. In ihrem eilften Jahre ſoll ſie Griechiſch eben ſo fließend wie ihre Mutterſprache geredet haben. So fuhr ſie fort ſich in morgenländiſchen Sprachen dergeſtalt auszubilden, daß man ſie eine wandelnde Polyglotte zu nennen pflegte. Dabei verſäumte ſie weder die Anfangsgründe der Geometrie, noch die ſpeculative Philoſophie. Ihr Vater begünſtigte dieſen Trieb des Mädchens zur Gelehrſamkeit dadurch, daß er in ſeinem Hauſe zu beſtimmten Zeiten gelehrte Geſellſchaften verſammelte, worin Maria philoſophiſche Sätze vortrug und vertheidigte. Ein Zeitgenoſſe, der gelehrte Präſident de Broſſes, verſichert in ſeinen Briefen über Italien, daß man ſich nichts Angenehmeres denken könne, als dieſe Converſationen mit einem der hübſcheſten und gelehrteſten Mädchen ihrer Zeit. In ihrem zwanzigſten Jahre ſcheint ſie dieſer gelehrten Unterhaltungen überdrüßig geworden zu ſeyn; ihr Vater konnte aber nicht umhin, die Sätze, welche ſie von Zeit zu Zeit vertheidigt hatte, in einem Quartband herauszugeben. Von jetzt zog die Mathematik ſie ſo ſtark an, daß ſie nicht allein über die Kegelſchnitte eine Abhandlung aufſetzte, welche diejenigen nicht genug rühmen können, die ſie in der Handſchrift geleſen, ſondern ſie gab auch in ihrem dreißigſten Jahre die Anfangsgründe der Analyſis heraus, welche man als die beſte Einleitung zu Eulers Werken betrachtet hat, und die endlich im Jahre 1801 von Colſon, einem Profeſſor in Cambridge, ins Engliſche überſetzt wurden. Dieſes Werk verſchaffte ihr einen ſo gegründeten Ruf,

daß ſie in ihrem zweiunddreißigſten Jahre zum ordentlichen Profeſſor der Mathematik bei der Univerſität zu Bologna ernannt wurde. Indeß ſcheint die Agneſi durch ihr tiefes Studium der Mathematik ihre heitere Lebensanſicht ganz eingebüßt zu haben. Sie entſagte bald allem Umgang, und begab ſich in den ſtrengen Orden der blauen Nonnen. So iſt ſie in ihrem neunundachtzigſten Jahre (1799) geſtorben.

Agnition, 1) in Rechtsangelegenheiten Anerkennung einer Perſon oder einer Sache für diejenige, wofür ſie ausgegeben wird. Außer dem Fall einer Anerkennung von Blutsverwandten iſt das Wort Recognition gewöhnlicher. 2) Im Schauſpiele Erkennungs- oder Entdeckungsſcene, Auftritt, in welchem die handelnden Perſonen von denen ihnen bis dahin verborgenen Umſtänden, welche ihr Glück oder Unglück beſtimmen, Kenntniß erlangen. Die Agnition iſt nach Ariſtoteles in der Tragödie ein ſo wichtiger Theil, daß die Poetik deſſelben ein eignes Kapitel (XVI. nach Herrmanns Abtheilung) enthält, welches von den verſchiedenen Mitteln handelt, ſie herbeizuführen. Sie iſt jedoch nicht unbedingt nothwendig. (Ariſtoteles nennt die Fabel einer Tragödie einfach, wenn die Veränderung des Glückszuſtandes ohne unerwarteten Zufall und ohne Agnition erfolgt; verwebt aber, wenn ſie durch eines von beiden oder durch beides zugleich bewirkt wird.) Die Wirkung dieſes tragiſchen Hebels beruht auf der Ueberraſchung, doch nicht ſowohl auf einer Ueberraſchung des Zuſchauers, als vielmehr auf dem Antheil, welchen er vermöge des Mitgefühls an dem Zuſtande der überraſchten Perſonen des Stückes nimmt. Dieſer Antheil mindert ſich oder verſchwindet, wenn er ſelbſt in den Zuſtand eines ganz unvorbereitet Ueberraſchten verſetzt wird; und eine ſolche Behandlung der Agnition macht ſie daher in den meiſten Fällen zum falſchen Theatercoup. A. Mnr.

Agreſt, der Saft unreifer Trauben, der ſowohl in der Küche als in Apotheken gebraucht wird. Man bereitet einen kühlenden Syrup daraus, der in hitzigen Krankheiten ſehr vortheilhaft iſt. Zuweilen nennt man auch den mit Zucker verſüßten Saft Agreſt.

Agricola (Cn. Jul.), römiſcher Conſul unter dem Kaiſer Veſpaſian und Statthalter in Britannien, das er ganz unter römiſche Herrſchaft brachte. Ausgezeichnet als Staatsmann und Feldherr. Noch haben wir ſein Leben vortrefflich beſchrieben von ſeinem Eidam, dem berühmten Tacitus.

Agriculturſyſtem, ſ. Phyſiokratiſches Syſtem.

Agrippa (Marc. Vipſanius), einer der merkwürdigſten Römer aus dem Zeitalter des Auguſtus, mit dem er zwei Mal Conſul und deſſen Eidam er war. Er war nicht von ſehr vornehmer Geburt, ſchwang ſich aber durch ſeine Talente und Verdienſte ſchnell empor. Er zeichnete ſich als Feldherr mehrmals aus, und befehligte auch die Flotte des Auguſtus in der Schlacht bei Actium. — Als Miniſter und Freund des Auguſtus machte er ſich um dieſen und um den römiſchen Staat ſehr verdient. Er war ein Freund der edlen Künſte und verſchönerte Rom, das ihm drei vorzügliche Waſſerleitungen verdankte. Er war ein uneigennütziger und rechtſchaffener Mann. (S. d. Art. Auguſtus.)

Ajaccio, eine kleine Stadt auf der Weſtküſte der den Franzoſen gehörenden italiäniſchen Inſel Corſica, mit 6570 Einwohnern und einem Hafen; vorzüglich merkwürdig als Geburtsort eines der außerordentlichſten Männer der neuern Zeit, Napoleon Buonaparte's, und ſeiner Brüder.

A jour faſſen ꝛc. einen Edelſtein, heißt, ihn ſo faſſen, daß

bloß der Rand herum gedeckt, die beiden Seiten aber ſichtbar ſind, er alſo durchſichtig bleibt.

* Akademie. Man verſteht unter Akademie gewöhnlich einen Verein von Gelehrten oder Künſtlern, die gemeinſchaftlich die höhere Ausbildung der Wiſſenſchaft und Kunſt ſich zum Zweck vorgeſetzt haben. Weder Beſoldung von Seiten des Staats noch Unterricht der Jugend ſind weſentliche Erforderniſſe bei einer Akademie. Die großen Akademien zu Paris, Stockholm und Berlin ſind zwar zum Theil Lehranſtalten; allein dies ſind ſie erſt in der Folge geworden, nachdem ſie früher bloß dem oben angegebenen Zwecke nachſtrebten. Die Mitglieder der Akademie wählen ſich entweder ein Fach der Wiſſenſchaft, einen Theil irgend einer Kunſt, oder die Regierung trägt ihnen contractmäßig die beſondere Bearbeitung eines ſolchen Fachs auf. Sie liefern darüber Arbeiten, die in regelmäßigen Verſammlungen vorgeleſen und demnächſt in den Denkſchriften abgedruckt werden. Den Namen leitet man mit Recht von der Atheniſchen Akademie her, welche, eine Beſitzung eines gewiſſen Akademus, als Kampfſchule und als der Ort wo Plato lehrte, berühmt war. Die erſte Anſtalt im Alterthum, welche den Namen Akademie nach unſern Begriffen verdient, war offenbar in Alexandrien. Hier war, durch die Freigebigkeit der Ptolomäer angezogen, ein zahlreicher Verein von Gelehrten verſammelt, welche bloß für Erweiterung und Vervollkommnung menſchlicher Kenntniſſe thätig ſeyn ſollten, leider aber ſehr bald in Müßiggang und grammatiſche Spitzfindigkeiten verfielen. Aus Alexandrien aber entlehnten die gelehrten Juden die Sitte, Akademien zu ſtiften, welche ſeit dem Ende des erſten Jahrhunderts in den Städten am Euphrat, Sora, Nehardea und Punebedita, angelegt wurden. Von ihnen lernten die Neſtorianer im ſechsten Jahrhundert die Wiſſenſchaften ſchätzen, und von dieſen endlich die Mohammedaner, deren treffliche Kalifen, Almanſor, Harun Alraſchid und Almamun eine Menge Akademien ſtifteten, die von Cordova bis Bokhara im fernſten Oſten die größten Begünſtigungen genoſſen. Aber auch am Hofe Carls des Großen ſchon finden wir eine Akademie, die dieſer Kaiſer auf ſeines Lehrers Alcuin Veranlaſſung geſtiftet hatte, und deren Mitglied er ſelbſt war. Dieſes nützliche Inſtitut ging jedoch mit Alcuins Tod wieder unter, und ſeitdem finden wir keine eigentliche Akademie wieder, bis zu den Zeiten, wo durch die Eroberung Conſtantinopels von den Türken mehrere griechiſche Gelehrte bewogen wurden, nach Italien zu flüchten. Damals legte Lorenz von Medici in Florenz zuerſt eine griechiſche Akademie an, bei welcher Argyrepulus, Theodor Gaza und Chalkondylas zuerſt angeſtellt wurden. Dann ſtiftete Cosmus die Platoniſche Akademie, deren Zweck das Studium der Schriften des Plato und die Wiederherſtellung ſeiner Philoſophie war. Zwar waren auch dieſe Anſtalten nicht von dauerndem Beſtand, allein andere und immer zahlreichere und umfaſſendere Akademien traten zunächſt in Italien an ihre Stelle, und verbreiteten ſich nach und nach durch alle Staaten Europa's. Wir wollen verſuchen die wichtigſten ältern und noch beſtehenden namhaft zu machen, wobei wir ſie nach den Gegenſtänden, welchen ſie gewidmet ſind, ordnen wollen. Für Medicin. Die Academia naturae curiosorum, auch Leopolds-Akademie genannt, ward 1652 von J. L. Bauſchius geſtiftet. Sie gab anfangs ihre Schriften einzeln, ſeit 1684 aber Bandweiſe heraus. Unter Leopold I., der ſie ſehr begünſtigte, nahm ſie den Namen Caesareo-Leopoldina Naturae Curiosorum Academia an. Aehnliche Akademien wurden

zu Palermo 1645, in Spanien 1652, zu Venedig 1701 und zu Genf 1715 geſtiftet. Für Chirurgie. Eine chirurgiſche Akademie ward 1731 zu Paris geſtiftet, welche jährlich eine Preisaufgabe bekannt macht und die beſte Beantwortung mit einer goldenen Medaille von 500 Livres belohnt. Zu Wien ward eine chirurgiſche Akademie 1783 gegründet. Drei Preismedaillen, jede 50 Gulden an Werth, werden jährlich an die geſchickteſten Zöglinge vertheilt. Für Theologie wurde 1687 eine Akademie in Bologna gegründet. Für Cosmographie ſtiftete Coronelli zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in Venedig eine Akademie unter der Benennung der Argonauten, deren Zweck die Herausgabe guter Karten nebſt Beſchreibung iſt. Scientifiſche Akademien. Die Academia Secretorum Naturae, welche 1560 zu Neapel zur Beförderung der mathematiſchen und phyſikaliſchen Wiſſenſchaften geſtiftet wurde, mußte wegen des päpſtlichen Interdicts wieder aufgehoben werden. Ihr folgte die Akademie dei Lincei, von dem Fürſten Ceſi zu Rom gegen Ende deſſelben Jahrhunderts geſtiftet, und deren Mitglied Galilei war. Die Academia del Cimento entſtand zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts unter Begünſtigung des Fürſten Leopold, nachmaligen Cardinals von Medici unter deren Mitglieder Paolo di Buono, Borelli, Vivani, Redi, Magalotti und andere ausgezeichnete Männer gehörten. Die Academia degl 'Inquieti zu Bologna, nachher der Academia della Tracia einverleibt, hat unter dem Titel: Pensieri fisico-matematici 1667 mehrere treffliche Abhandlungen geliefert. Im J. 1714 ward ſie mit dem Inſtitut zu Bologna vereinigt und heißt ſeitdem Akademie des Inſtituts oder auch Clementiniſche Akademie (von Clemens XI.). Sie iſt im Beſitze einer großen naturhiſtoriſchen und Bücher-Sammlung. Im J. 1540 wurde eine Akademie unter dem Namen Società scientifica Rossunense degl 'Incuriosi zu Roſſano im Neapolitaniſchen errichtet, anfangs für die ſchönen Künſte, ſeit 1695 aber für die Wiſſenſchaften. Die königl. Akademie zu Neapel beſteht ſeit 1779; ihre Schriften enthalten einige gehaltvolle Unterſuchungen für mathematiſche Gegenſtände. Noch nennen wir von den italieniſchen die Akademien zu Turin, Padua, Genua, Mailand, Siena, Verona, von denen allen wir Schriften haben. Ueberhaupt iſt Italien als die eigentliche Pflegerin akademiſcher Inſtitute anzuſehen, deren Jarcklus in ſeinem Catalog 550 aufzählt. — Die franzöſiſche Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris Académie royale des Sciences, ward 1666 von Colbert geſtiftet. Sie hatte anfangs drei Abtheilungen, nemlich Mathematik und Philoſophie, Geſchichte und ſchöne Künſte, wurde aber nachher getrennt, ſo daß Geſchichte und ſchöne Künſte die Académie française bildeten, und für die Académie royale nur Naturphiloſophie und Mathematik blieben. Nach einer königl. Verordnung von 1699 wurden die Mitglieder in vier Claſſen getheilt, nemlich Ehrenmitglieder, wirkliche (beſoldete) Mitglieder, Aſſocie's und Eleven, wovon die erſte zehn, jede der drei andern aber zwanzig Perſonen enthalten ſollte. Den Präſidenten ernannte der König aus der erſten Claſſe. Aus der zweiten Claſſe ward ein Secretär und Schatzmeiſter gewählt. Einige Veränderungen machte 1716 der Herzog Regent. Er ſchaffte die Claſſe der Eleven ab und fügte dafür zwei neue Claſſen hinzu, wovon die eine zwölf Adjoints, die andere ſechs Aſſocie's enthielt, welche letztern keiner beſondern Wiſſenſchaft obzuliegen brauchten. Ferner kam hinzu ein Vicepräſident, den der König jährlich aus der erſten Claſſe, und ein Director und Subdirector, die er aus der

zweiten Claſſe wählte. Neue Erweiterungen wurden 1785 vorgenommen, indem der König Claſſen für Naturgeſchichte, Ackerbau, Mineralogie und Phyſik hinzufügte, ſo daß das Ganze nunmehr aus acht Claſſen beſtand, die Aſſocie's und Adjoints mit einander verband. u. ſ. w. Dieſe Akademie hat ſich große Verdienſte erworben, namentlich durch die von ihr veranſtalteten Meridianmeſſungen. Seit dem J. 1699 hat ſie, mit wenigen neuern Ausnahmen, bis 1793 jährlich einen Band ihrer Memoiren herausgegeben, welche bis dahin eine Reihe von 193 Bänden ausmachen. Der Parlamentsrath Rouille de Meslay hatte zwei Preiſe geſtiftet, welche die Akademie jährlich vertheilte, den einen von 2500 Livres für die phyſiſche Aſtronomie, den andern von 2000 Livres für Schiffahrtskunde und Handel. In dem obengenannten Jahre wurde ſie aufgehoben und an ihre und der übrigen Akademien Stelle trat das Nationalinſtitut; aber Ludwig XVIII. ſtellte ſie wieder her. Bedeutende Akademien finden ſich noch außer Paris in den vornehmſten Städten Frankreichs, z. B. zu Caen ſeit 1705, zu Toulouſe, von deren Schriften der erſte Band 1782 erſchien, zu Rouen ſeit 1736, zu Bordeaux ſeit 1783, zu Soiſſons ſeit 1674, zu Marſeille ſeit 1726, zu Lyon ſeit 1700, zu Montauban ſeit 1744, zu Amiens ſeit 1750, zu Dijon ſeit 1740 u. ſ. w. — Zu Berlin wurde eine Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften von König Friedrich I. im J. 1700 geſtiftet; Veränderungen wurden vorgenommen im J. 1710, vornehmlich in Beziehung auf den Präſidenten. Die Mitgliedrr wurden in vier Claſſen getheilt, die erſte für Phyſik, Medicin und Chemie, die zweite für Mathematik, Aſtronomie und Mechanik, die dritte für deutſche Geſchichte und Sprache, die vierte für orientaliſche Gelehrſamkeit mit Rückſicht auf Heidenbekehrung. Jede Claſſe wählt einen Director auf Lebenszeit. Der erſte Präſident war der berühmte Leibnitz. Erſt unter Friedrich II. kam das Inſtitut in wahren Flor, als dieſer berühmte Gelehrte des Auslandes herbeizog und Maupertuis zum Präſidenten ernannte. Zweimal jährlich werden öffentliche Sitzungen gehalten, an des Königs Geburtstag und am Tage ſeiner Thronbeſteigung. In letzterer wird eine Preismedaille von 50 Ducaten demjenigen zuerkannt, der die von der Akademie gegebene Aufgabe am beſten beantwortet hat. Seit jener Zeit ſind die Abhandlungen der Akademie unter dem Titel: Mémoires de l'Académie royale des Sciences et Belles Lettres à Berlin in einer Reihe von Bänden erſchienen. Neue Abänderungen fanden 1798 Statt, welche den Zweck hatten, der Akademie eine gemeinnützigere Thätigkeit zu geben; unter andern ward die königliche Bibliothek und das Kunſtkabinet mit ihr verbunden. — Zu Manheim errichtete eine Akademie der Wiſſenſchaften Churfürſt Carl Theodor im J. 1755 nach Schöpflin's Plan. Sie beſtand anfangs aus zwei Claſſen, der hiſtoriſchen und phyſikaliſchen; letztere wurde aber 1780 in die eigentliche phyſikaliſche und in die meteorologiſche abgetheilt. Die geſchichtlichen und phyſikaliſchen Denkſchriften ſind unter dem Titel Acta Academiae Theodoro-Palatinae, die meteorologiſchen unter dem Titel Ephemerides Societatis meteorologicae Palatinae erſchienen. Die Akademie zu München beſteht ſeit 1759, wurde aber, als Baiern zu einem Königreich erhoben ward, anſehnlich erweitert und Jacobi zu ihrem Präſidenten ernannt. Ihre Schriften ſind unter dem Titel: Abhandlungen der Baieriſchen Akademie, erſchienen. — Die kaiſerl. Akademie der Wiſſchaften in St. Petersburg hatte ſchon Peter der Große projec-

tirt und dabei Wolf und Leibnitz zu Rathe gezogen. Er ſtarb indeß über der Ausführung, welche Catharina I. vollendete, ſo daß im December 1725 die erſte Sitzung gehalten wurde. Die Kaiſerin beſtimmte einen jährlichen Fond von etwa 30,000 Rubeln für die Erhaltung der Akademie, funfzehn ausgezeichnete Gelehrte in verſchiedenen Fächern wurden als Akademiker beſoldet und führten den Profeſſortitel. Die berühmteſten darunter waren Nicolaus und Daniel Bernoulli, die beiden de Lisles, Bulfinger und Wolf. Unter Peter II. gerieth die Akademie in Verfall, erhob ſich wieder unter der Kaiſerin Anna, verſank aber nach ihrem Tode aufs neue. Unter Eliſabeth jedoch blühte ſie zum zweiten Male auf. Sie wurde erweitert und verbeſſert, auch im J. 1758 eine Akademie der Künſte hinzugefügt, aber 1764 wieder getrennt. Das jährliche Einkommen ſtieg bis auf 60,000 Rubel. Beſonders nützlich hat dieſe Akademie für die nähere Kenntniß des innern Rußlands gewirkt, indem ſie Männer wie Pallas, Gmelin, Stolberg, Güldenſtädt, Klaproth, einzelne Provinzen bereiſen ließ und dadurch die Veranlaſſung zu vielen trefflichen Werken gab. Die Zahl der wirklichen Mitglieder, außer dem Präſidenten und Director, beläuft ſich auf funfzehn; nächſtdem ſind noch vier Adjuncten angeſtellt, welche den Sitzungen beiwohnen und nach und nach einrücken. Die Akademie hat eine treffliche Sammlung von Büchern und Handſchriften, ein koſtbares Münzcabinet und ein ſehr reiches naturhiſtoriſches Muſeum. Die Schriften derſelben ſind von 1728 bis 1747 in 14 Bänden unter dem Titel: Commentarii Academiae Scientiarum Imperialis Petropolitanae, dann bis 1777 unter dem Titel: Novi Commentarii in 20 Bänden erſchienen. Seitdem führen ſie den Titel Acta Academiae und jetzt in einer neuen Reihe den Titel Nova Acta. Die Commentarien ſind bloß lateiniſch, die Acta aber theils lateiniſch, theils franzöſiſch abgefaßt. — Die Akademie der Wiſſenſchaften zu Bologna unter dem Namen Inſtitut von Bologna wurde 1712 von dem Grafen Marſigli geſtiftet, und beſchäftigt ſich mit Phyſik, Mathematik, Medicin, Chemie und Naturgeſchichte. — Die königliche Akademie der Wiſſenſchaften zu Stockholm entſtand aus einer Privatgeſellſchaft von ſechs Gelehrten, unter denen der berühmte Linné war, und hielt ihre erſte Sitzung den 23. Juni 1739. In demſelben Jahre erſchienen ihre erſten Abhandlungeu. Die Geſellſchaft zog bald die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ſich, und am 31. März 1741 ertheilte ihr der König den Namen königl. ſchwediſche Akademie. Sie bekommt indeß von der Krone keine Jahrgelder und wird von ihren eignen Mitgliedern geleitet. Nur ein Profeſſor der Experimentalphiloſophie und zwei Secretäre werden aus den bedeutenden, aus Vermächtniſſen und Schenkungen herrührenden Fonds der Geſellſchaft beſoldet. Die Präſidentſchaft wechſelt alle drei Monate unter den zu Stockholm wohnhaften Mitgliedern. Die in den Sitzungen vorgeleſenen Abhandlungen erſcheinen geſammelt vierteljährlich. Die erſten vierzig Bände bis 1779 heißen die alten, die nachfolgenden die neuen Abhandlungen. Die ökonomiſchen Schriften erſcheinen für ſich unter dem Titel Oeconomica Acta. Jährlich werden Preiſe in Geld und goldenen Medaillen ausgeſetzt. J. J. 1799 wurde die Akademie in ſieben Claſſen getheilt; Staats- und Landwirthſchaft, funfzehn Mitglieder; Handel und mechaniſche Künſte, funfzehn Mitglieder; Phyſik und Naturkunde des Auslandes, funfzehn Mitglieder; Phyſik und Naturkunde des Inlandes, funfzehn Mitglieder; Mathematik, achtzehn Mitglieder; ſchöne Künſte, Geſchichte, Sprachen, zwölf Mitglie-

der. Die Akademie hat den Alleinhandel mit Calendern. — Die königliche Akademie zu Copenhagen entſtand ebenfalls aus einem Verein von ſechs Gelehrten, denen Chriſtian VI. im Jahr 1742 die Ordnung ſeines Münzcabinets übertragen hatte, und die nachher ihren Plan zu einem regelmäßigen Inſtitut ausdehnten. Einer derſelben war der Graf von Holſtein, auf deſſen Antrieb Chriſtian VI. im J. 1743 die Akademie unter ſeinen Schutz nahm, mit einem Fond verſah und ihr auftrug, ihre Thätigkeit auch über Naturgeſchichte, Phyſik und Mathematik auszudehnen. Sie hat bis jetzt 15 Bände in däniſcher Sprache herausgegeben, von denen einige ins Lateiniſche überſetzt worden. — Die amerikaniſche Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften wurde mit Anfang des Jahres 1780 eingerichtet. Ihr Zweck war, die Kenntniß der Alterthümer und der Naturgeſchichte des Landes zu befördern, den Gebrauch der verſchiedenen Naturerzeugniſſe zu beſtimmen, mediciniſche Entdeckungen, mathematiſche Unterſuchungen, philoſophiſche Forſchungen und Verſuche, aſtronomiſche, meteorologiſche und geographiſche Beobachtungen und Erfindungen für Ackerbau, Manufakturen und Handel zu fördern, und jede Kunſt und Wiſſenſchaft zu betreiben, welche den Nutzen, die Ehre, Würde und Wohlfahrt eines freien, unabhängigen und tugendhaften Volkes vermehren kann. Die Zahl der Mitglieder darf nicht unter vierzig und nicht über zweihundert ſeyn. Der erſte Band ihrer Abhandlungen erſchien zu Boſton 1785. — Die königl. irländiſche Akademie bildete ſich um das Jahr 1782 meiſt aus Mitgliedern der Univerſität, die ſich wöchentlich verſammelten und der Reihe nach ſich Abhandlungen vorlaſen. Seit 1788 ſind ihre Abhandlungen regelmäßig erſchienen. Schon 1683 war in Dublin eine Akademie und 1740 eine phyſikaliſch-hiſtoriſche Geſellſchaft, von welcher letztern zwei Bände Schriften vorhanden ſind; aber beide Inſtitute gingen bei den Zerrüttungen des Landes ſchnell wieder ein. — Zu Liſſabon wurde von der vorigen Königin eine Akademie der Wiſſenſchaften, des Ackerbaues, der Künſte, des Handels und der Oekonomie im Allgemeinen errichtet, welche aus drei Claſſen, Naturkunde, Mathematik und Nationalliteratur beſteht und im Ganzen ſechzig Mitglieder zählt. Sie hat herausgegeben Memorias de Letteratura Portugueza, Memorias economicas, auch wiſſenſchaftliche Abhandlungen und eine Collecçao de livros ineditos de historia Portugueza. — Kunſtakademien oder Kunſtſchulen. Hierher gehört die von der Kaiſerin Eliſabeth auf des Grafen Schuwalow Anregung geſtiftete Akademie. Die anfängliche Zahl der Zöglinge von vierzig ward von ihrem Nachfolger auf dreihundert vermehrt. Sie treten mit dem ſechsten Jahre ein und mit dem achtzehnten aus, und werden im Leſen, Schreiben, Arithmetik, deutſcher und franzöſiſcher Sprache und im Zeichnen unterrichtet. Den Unterhalt bekommen ſie von der Krone. In einem Alter von funfzehn Jahren wählen ſie eine der folgenden Künſte, die in vier Claſſen getheilt ſind: 1) Malerei in allen ihren Zweigen, Baukunſt, Moſaik, Emailarbeit u. ſ. w. 2) Kupferſtecherkunſt, Pettſchaftſtechen u. ſ. w. 3) Schneiden in Holz, Elfenbein und Bernſtein. 4) Uhrmacherkunſt, Drechſeln, Inſtrumentenmacherkunſt, Bildgießerei in Bronze und andern Metallen, Steinſchneidekunſt, Vergolden, Lackiren. An die geſchickteſten Zöglinge werden jährliche Preiſe vertheilt, und aus denen, die vier Preiſe erhalten haben, zwölf ausgewählt und auf öffentliche Koſten ins Ausland geſchickt. Nach ihrer Rückkehr erhalten ſie noch die vier erſten Jahre ihres Etabliſſements eine Unterſtützung. —

Die königl. Akademie der Künſte zu London wurde 1768 zur Beförderung der Zeichen-, Maler- und Bildhauerkunſt u. ſ. w. errichtet. Ihr ſtehen vierzehn Künſtler als Lehrer vor. Außerdem ſind noch Profeſſoren der Baukunſt, der Anatomie, der Perſpective u. ſ. w. angeſtellt, welche jährlich öffentliche Vorleſungen halten. Die Oberaufſicht führt ein Präſident, ein Rath nebſt andern Beamten. Die Akademie ſteht jedem Lernbegierigen offen. Die Arbeiten werden jährlich öffentlich ausgeſtellt. — Die Akademie der Maler- und Bildhauerkunſt in Paris entſtand in früherer Zeit. Im vierzehnten Jahrhundert finden wir die Akademie von St. Lucas zu Paris, der Carl VII. viele Privilegien verlieh, welche im J. 1585 von Heinrich III. beſtätigt wurden. Nachher wurde ſie mit der Bildhauergeſellſchaft unweit St. Denys vereinigt, gerieth aber durch innern Zwiſt in Verfall und ward erſt durch Le Brun, Sarazin, Corneille und andere königl. Maler 1648 wieder hergeſtellt. Im J. 1655 beſtätigte ſie Mazarin förmlich durch ein Patent, und im J. 1663 beſtimmte ihr Colbert ein Jahrgeld von 40,000 Livres. Die Akademie beſtand aus einem Protector, Viceprotector, Director, Canzler, vier Rectoren mit ihren Adjuncten, einem Schatzmeiſter, vier Profeſſoren, davon einer für Anatomie und einer für Geometrie, mehreren Adjunkten und Räthen, einem Hiſtoriographen, einem Secretär und zwei Thürſtehern. Den Unterricht beſorgten zwölf Profeſſoren jeder einen Monat; jeder hatte ſeinen Adjunct. Alle drei Monate wurden drei Preiſe, zwei andere in der Malerei, und zwei in der Bildhauerei jährlich vertheilt. Ludwig XIV. ſtiftete auch eine ähnliche Akademie in Rom, wo diejenigen, die den jährlichen Preis in Paris gewonnen hatten, drei Jahre auf königl. Koſten ſtudiren konnten, mit der Ausſicht künftiger Anſtellung. — Zu Turin beſteht eine Akademie der Künſte (der Maler- und Bildhauerkunſt) ſeit 1778. Aehnliche Inſtitute ſind zu Mailand, Florenz, Modena, Mantua, Venedig u. ſ. w. Madrid verdankt Philipp V. eine Maler-, Bildhauer- und Bauakademie, von welcher alle drei Jahre Preiſe vertheilt werden. Zu Stockholm ſtiftete der Graf Teſſin im Jahre 1733 eine Akademie der ſchönen Künſte, welche jährliche Preiſe vertheilt und ausgezeichnete Jünglinge auf öffentliche Koſten in Italien ihr Studium fortſetzen läßt. In Wien beſteht eine ähnliche Akademie ſeit 1705. — Die Akademie der alten Muſik in London wurde 1710 von mehreren Muſikfreunden zur Beförderung der Vocal- und Inſtrumentalmuſik geſtiftet, beſteht aber jetzt nur noch als eine Unterrichtsanſtalt. Ebendaſelbſt entſtand eine andere k. Akademie der Muſik. Sie hatte den Zweck, die Aufführung der von Händel für das Heymarket-Theater componirten Opern zu befördern und erreichte eine große Blüthe, löſete ſich aber nach einigen Jahren durch Zwieſpalt wieder auf. Die Akademie der Baukunſt zu Paris, geſtiftet von Colbert 1671, beſtand aus einer Geſellſchaft von Architekten unter der Leitung des Oberintendanten der Bauten. Hauptſächlich der Poeſie ſind gewidmet die Akademie degli Umidi zu Florenz, geſtiftet 1649 von Cosmus I., degli Umoristi und degli Arcadi zu Rom, jene bei der Vermählung Lorenzo Marcini's, dieſe um das J. 1690 geſtiftet. — Für die Rechtswiſſenſchaften iſt die Akademie der Sitientes zu Bologna. — Für Geſchichte. König Johann V. ſtiftete im J. 1720 eine königliche Akademie der portugieſiſchen Geſchichte zu Liſſabon, welche aus einem Director, vier Cenſoren, einem Secretär und funfzig Mitgliedern beſteht, und die kirchliche und politiſche Geſchichte Portugals bearbei-

tet. In Madrid bildete ſich um das J. 1730 ein Gelehrtenverein zur Erklärung und Aufſuchung der hiſtoriſchen Denkmäler Spaniens, welchen König Philipp V. im J. 1738 zu einer Akademie erhob. Sie beſteht aus vierundzwanzig Mitgliedern, und hat mehrere ältere Geſchichtswerke theils zum erſtenmal, theils in neuen Ausgaben bekannt gemacht. Die Akademie der ſchwäbiſchen Geſchichte zu Tübingen wurde zu dem Zweck errichtet, die beſten hiſtoriſchen Schriften und die Lebensgeſchichten der vornehmſten Hiſtoriker herauszugeben, wie auch neue Memoiren zuſammenzutragen. — Für Alterthumskunde. Eine Akademie der Alterthumskunde wurde zu Tortona in Italien, für das Studium der hetruriſchen Alterthümer, eine andere zu Upſala in Schweden, für die Aufhellung der nordiſchen Sprachen und der Alterthümer Schwedens errichtet; beide haben ſehr ſchätzbare Arbeiten geliefert. Die Akademie, welche zu gleichem Zwecke Paul II. in Rom errichtete, ging ſchnell wieder ein, und die von Leo X. geſtiftete hatte gleiches Schickſal, nachdem ſie einige Zeit geblüht hatte. Andere minder wichtige entſprangen aus ihrer Aſche. Aber alle ähnliche Inſtitute übertraf bei weitem die Académie des Inscriptions zu Paris, geſtiftet von Colbert 1663, für das Studium alter Denkmäler, und für die Verewigung merkwürdiger vaterländiſcher Ereigniſſe, durch Münzen, Bildwerke, Inſchriften u. ſ. w. Sie hatte anfangs nur vier Mitglieder, die aus den Mitgliedern der franzöſiſchen Akademie gewählt waren, aber im J. 1701 wurde das Perſonal auf zehn Ehrenmitglieder, zehn Aſſocié's, zehn Penſionärs und zehn Eleven feſtgeſetzt. Sie kamen wöchentlich zweimal im Louvre zuſammen und hielten jährlich zwei öffentliche Sitzungen. Die Claſſe der Eleven fiel ſpäter weg. Der König ernannte jährlich ihren Präſidenten und Vicepräſidenten; der Secretär und Schatzmeiſter behielten ihr Amt lebenslänglich. Ihre Denkſchriften machen von 1701 bis 1793 funfzig Quartbände aus. Sie hatte das Schickſal aller franzöſiſchen Akademien und iſt jetzt wieder hergeſtellt. Recht eigentlich für Alterthümer beſtimmt iſt die Herculaniſche Akademie zu Neapel, geſtiftet 1755 von dem Miniſter Tanucci, zur Erklärung der in Herculanum, Pompeii u. ſ. w. aufgefundenen alten Denkmäler. Ihre Arbeiten ſind ſeit 1775 unter dem Titel Antichità di Ercolano erſchienen. Im J. 1807 errichtete Joſeph Bonaparte eine Akademie der Geſchichte und Alterthümer zu Neapel, welche aber wieder eingegangen iſt. Die in demſelben Jahre zu Florenz für die Erklärung toſcaniſcher Alterthümer geſtiftete Akademie hat einige Bände Denkſchriften herausgegeben. Gleichfalls in demſelben Jahre wurde in Paris eine celtiſche Akademie errichtet, deren Zweck die Aufklärung der Geſchichte, Sitten, Alterthümer und Denkmäler der Celten, vornehmlich in Frankreich, die Etymologie aller europäiſchen Sprachen mit Hülfe des Celto-bretagniſchen, Welſchen und Erſiſchen, und Unterſuchungen über den Druidendienſt ſind. An der Spitze ſteht Lenoir als Präſident. Ihre Schriften erſchienen in Monatheften unter dem Titel Mémoires de l'Académie Celtique. Für Sprachen. Die Academia della Crusca oder Academia Furfuratorum entſtand 1582 und machte zuerſt durch ihre Angriffe auf Taſſo Aufſehen. Ihr Hauptverdienſt beſteht in der Abfaſſung eines trefflichen Wörterbuchs und in der Beſorgung correcter Ausgaben älterer Dichter. Die Académie française entſtand 1629 als ein Privatverein und wurde ſechs Jahre nachher von Richelieu zu einer Akademie für franzöſiſche Sprache, Grammatik, Poeſie und Beredtſamkeit erhoben. Die Zahl der Mitglieder ward

auf vierzig beſtimmt und aus ihrer Mitte ein Director und Canzler alle zwei Monate, ein Secretär für immer gewählt. Außer vielen verdienſtvollen Arbeiten hat ſie ein Wörterbuch der franzöſiſchen Sprache (zuerſt 1694) geliefert. Zu Madrid ſtiftete der Herzog von Escalona im J. 1714 eine Akademie für die Sprache, welche der König im nächſten Jahre beſtätigte und mit verſchiedenen Vorrechten begabte. Sie hat ſich ſeitdem große Verdienſte um die Reinheit und Vervollkommnung der Sprache, beſonders durch Ausarbeitung eines Wörterbuchs, erworben. In Petersburg ward 1783 für die ruſſiſche Sprache eine Akademie gegründet und mit der Akademie der Wiſſenſchaften verbunden. Auch in Schweden ward 1786 eine königliche Akademie für die Sprache geſtiftet, von deren Arbeiten aber nichts bekannt geworden iſt. — Wir ſchließen dieſen ſchon überlangen Artikel mit einer kurzen Angabe der vornehmſten Gelehrten Geſellſchaften, von denen mehrere nur dem Namen nach von den Akademien verſchieden ſind. Hierher gehören die königl. Societät der Wiſſenſchaften zu Göttingen, geſtiftet 1750; die königl. Geſellſchaften der Wiſſenſchaften zu London (1645), Dublin (1730) und Edinburgh, die Geſellſchaft der Alterthumsforſcher zu London (1751), die literariſche und philoſophiſche Geſellſchaft zu Mancheſter (1781), die gelehrten Geſellſchaften zu Harlem, Vließingen, Rotterdam, Brüſſel, Amſterdam, Copenhagen, Upſala u. ſ. w. — Aus Europa gingen ſie auch nach andern Welttheilen über. In Aſien iſt eine Geſellſchaft der Künſte und Wiſſenſchaften zu Batavia (ſeit 1778) und eine Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Calcutta in Bengalen (ſeit 1784), welcher letztern wir die wichtigſten Aufſchlüſſe über Indien und den Geiſt des Orients überhaupt verdanken. Amerika hat ſeit 1769 eine philoſophiſche Geſellſchaft zu Philadelphia.

Akademie, ſ. Plato und Neuplatoniker.

Akoluthen, Kirchendiener, die in der lateiniſchen Kirche ſchon im dritten Jahrhundert, in der griechiſchen jedoch nicht vor dem fünften Jahrhundert aufkamen, waren zum Lichteranzünden (daher Accensores) Vortragen der Kerzen (daher Ceroferarii) bei Proceſſionen, Darreichen des Weins und Waſſers beim Abendmahle, überhaupt zur Ceremonien-Bedienung der Biſchöfe und Prieſter bei Amtshandlungen beſtellt. Sie gehörten zum Clerus, und hatten den Rang gleich nach den Subdiaconen. Noch jetzt iſt bei der Ordination (ſ. d. Art.) in der römiſchen Kirche die Weihe eines Akoluthus oder Akolythus, wobei der Ordinand Leuchter und Weinkännchen zum Zeichen ſeiner alten Beſtimmung empfängt, unter den vier kleineren Weihen die höchſte, das in der alten Kirche dadurch übertragene geiſtliche Amt aber abgeſchafft, da die Dienſte der Akoluthen ſchon ſeit dem ſiebenten Jahrhundert von Aufwärtern und Knaben aus dem Laienſtande verrichtet werden, die in den liturgiſchen Büchern der katholiſchen Kirche nur uneigentlich Akoluthen heißen. Die neuere griechiſche Kirche hat auch den Namen dieſes Amtes nicht mehr. E.

Albalonga, eine alte und anſehnliche Stadt in Latium, erbaut von Aſcanius, des Aeneas Sohn, nach deſſen Tode von Aeneas Sylvius, dem zweiten Sohne des Aeneas, beherrſcht, und als Vaterland des Romulus und Remus die Stamm-Mutter Roms, unter deſſen Oberherrſchaft es durch die Beſiegung der Curiatier durch die Horatier kam.

Albani, eine reiche und berühmte Familie Roms, die aus Albanien, woher ſie ſtammt, im 16ten Jahrhundert vor den Türken

nach Italien flüchtete. Hier theilte ſie ſich in zwei Linien, von denen die eine den Adel von Bergamo, die andere von Urbino bekam. Beide haben der Kirche mehrere Kardinäle und einen Papſt (Clemens XI.) gegeben, und ſich um Kunſt und Literatur vielfach verdient gemacht. Die Villa Albani iſt reich an köſtlichen Sammlungen.

Albuera (Schlacht an der), am 16. Mai 1811. Marſchall Beresford belagerte ſeit den 8. Mai Badajoz mit ſo geringen Mitteln, beſonders an Material, daß die Eroberung des Platzes ſehr zweifelhaft ward; die ganze Belagerung ward am 14ten aufgehoben, als die Nachricht einging, Soult, zum Entſatz anrückend, ſey bereits bis Llerena vorgedrungen; das verbündete Heer rückte demnach an jenem Tage bis Valverde und am folgenden in Poſition hinter dem Bache Albuera; es beſtand aus zwei engliſchen, einer portugieſiſchen Diviſion, 17,000 Spaniern, zuſammen 27,000 Mann mit 32 Geſchützen und weniger Reiterei; die feindliche Armee zählte 20,000 Mann Infanterie, 3000 Mann Cavallerie, 40 Geſchütze. Die Stellung der Verbündeten war auf den am linken Ufer der Albuera ſanft abfallenden Höhen ſo, daß der linke Flügel das mit einer leichten Brigade beſetzte Dorf gleiches Namens vor ſich hatte und dadurch gedeckt war, der rechte dagegen ungedeckt auf dem Höhenzuge ſtand und durch einen unbeſetzt gebliebenen Grund umgangen werden konnte, die Spanier bildeten, von der Cavallerie unterſtützt, in zwei Treffen formirt, den rechten, die portugieſiſche Diviſion den linken Flügel, im Centrum war eine engliſche Diviſion (die 2te), die andere (die 4te), nebſt einer portugieſiſchen Brigade, hinter ihr als zweites Treffen. Das Terrain jenſeits des Baches war dem Dorfe gegenüber flach, weiterhin durch waldige Höhen, die oberhalb des rechten Flügels der Verbündeten an die Albuera ſtießen, verdeckt. Hier nahm Soult am 15ten ſeine Stellung. Am 16ten früh 8 Uhr machte eine ſtarke franzöſiſche Abtheilung Bewegungen gegen das Dorf, um die Aufmerkſamkeit des Feindes dahin zu ziehen, während das Hauptcorps, durch die erwähnten waldigen Höhen gedeckt, weiter oben über die Albuera ging, und die auf dem rechten Flügel unbeſetzt gebliebenen Punkte nahm. Marſchall Beresford gab demſelben zwar ſogleich eine angemeſſene Stellung, er ward indeß, ungeachtet des tapfern Widerſtandes der Spanier, ſchnell genug über den Haufen geworfen, und der Feind begann ſich auf den dominirenden Höhen zu entwickeln. Die 2te engliſche Diviſion ward ihm entgegen geſendet, und deren leichte Brigade begann den Angriff, aber beim Deployiren von Polniſchen Uhlanen in Flanke und Rücken genommen, ward ſie faſt gänzlich aufgerieben oder gefangen; die Schlacht ſchien verloren, und das Dorf Albuera ward geräumt. Allein der Reſt der 2ten und ein Theil der 4ten engliſchen Diviſion, jenes Unfalls ungeachtet entſchloſſen vorrückend, warfen den Feind nicht ohne eigenen bedeutenden Verluſt von den entſcheidenden Höhen wieder herab und derſelbe ging, nach einigen vergeblichen Verſuchen, ſich wieder zu ſammeln, unter dem Schutze ſeiner Cavallerie in ſeine vorige Stellung zurück, wo er den 17ten blieb, ſich begnügend, eine Diviſion in die Ebene vorzuſchieben und die Brücke am Dorfe beſetzt zu halten. Sein Verluſt betrug 8000 Todte und Bleſſirte, der der Engländer 4570 Todte, Verwundete und Gefangene, die Spanier hatten 2000 Mann, die Portugieſen faſt gar nichts verloren, da ſie nicht zum Gefecht kamen. Soult zog ſich in der Nacht zum 18ten gegen Sevilla zurück;

gegen Badajoz ward am folgenden Tage von den Verbündeten wieder detachirt.

Alcman, ein griechiſcher Dichter, geboren zu Sardes in Lydien, gegen das J. 670 vor Chr. Geb. Er erhielt zu Sparta das Bürgerrecht. Wir beſitzen von ihm noch einige Fragmente, welche beweiſen, daß er ſich des doriſchen Dialects bediente. Unmäßigkeit in allen Genüſſen war Urſache, daß er an einer ſcheußlichen Krankheit ſtarb. Er hat dem Horaz oft zum Vorbild gedient.

Alcmene, die Tochter des Electryon und Gemahlin des Amphitruo, dem ſie aus Jupiters Umarmung, welcher ſie liebte und ſie zu täuſchen des Gemahls Geſtalt angenommen hatte, den Sohn der dreifachen Wundernacht, den Herkules, gebar.

Aldus, ſ. Manutius.

Ale (Engl.) ein ſüßes, ohne Hopfen gebrautes, ſehr ſtarkes Bier, das in England am vorzüglichſten bereitet wird. Eine andere Art dieſes Bieres wird Porter genannt.

Aleuten, eine ruſſiſche Inſelgruppe im nördlichen Theile des Auſtralozeans, welche das Meer bei Kamtſchatka von demſelben trennt. Sie zerfällt in drei große Abtheilungen, die Inſeln Chao, Negho und Kawalang, die mehrere 100 einzelne Eilande zählen. Der Anblick derſelben iſt äußerſt traurig; unter ihrem nordiſchen Himmel entwickelt ſich kein Baum mehr, gedeihet kein Hausthier, wohl aber haben ſie Ueberfluß an Raubwild, an Pelzwild, an Seethieren und Fiſchen. Auf mehreren erheben ſich Vulkane. Die Einwohner gehören zum kamtſchadaliſchen Stamme, ein harmloſes Fiſchervolk, das aber durch Blattern und Luſtſeuche bis auf 2000 Köpfe ausgeſtorben iſt. Die Ruſſen, denen ſie Tribut zahlen, beſuchen dieſe ſonſt unwirthbaren Inſeln bloß des Pelzwerks wegen.

Alexander I. Daß er durch die Stiftung des chriſtlichen Bundes, Paris den 26. Sept. 1815 (ſ. d. Art. Heilige Allianz) der europäiſchen Staatskunſt eine neue, höhere und vielumfaſſende Richtung gegeben, welche jeder Revolution vorbeugen will, wird die Zukunft immer deutlicher entwickeln. Er hat ſich dadurch im eigentlichen Sinne an die Spitze der europäiſchen Regentenfamilie geſtellt; eine chriſtliche Geſinnung ſoll fortan die Seele der Staatskunſt und das Band zwiſchen der Regierung und dem Volke ſeyn. In dieſem Sinne hatte Alexander ſchon beim Antritte ſeiner Regierung die geheime Staatspolizei und die Büchercenſur aufgehoben, letztere jedoch ſpäter wieder eingeführt. In dieſem Sinne hatte er d. 7. Apr. 1801 erklärt: „Ich erkenne keine Gewalt für rechtmäßig, die nicht aus den Geſetzen fließt." In dieſem Geiſte hat er die Jeſuiten (1. Jan. 1816) aus Petersburg und Moskau entfernt, und den Duchoborzen (1817) freie Religionsübung zugeſichert. Daß eine ſolche Regierung ſchon jetzt wohlthätige Folgen gehabt haben müſſe, beweiſt nicht bloß die Vergrößerung des Reichs durch Gruſinien, Finnland, Warſchau, Schirwan und Beſſarabien, welche Länder die Reichsgrenzen faſt überall undurchdringlich gemacht und die Volksmenge des Reichs binnen 17 Jahren von 36 Mill. bis auf mehr als 42 Mill. — meiſtens Europäer — vermehrt haben; ſondern der immer höher ſteigende innere Wohlſtand des Reichs, das ſchnelle Aufblühen Moskaus aus ſeiner Aſche, die wachſende Cultur in Sibirien und der Krimm, die während Alexanders ſiebzehnjähriger Regierung um 600,000 Menſchen vermehrte Volkszahl in den Gouvernements Tobolsk und Irkutzk! Reifere Blüthen wird die längere Fortdauer

dieſer auf Geſetzlichkeit, Freiſinn und menſchliches Wohlwollen gegründeten Regiernng entfalten. K.

Alexandersbad liegt ½ St. von dem bayreuthiſchen Städtchen Wunſiedel in einer herrlichen Gegend, nahe beim Dorfe Sichersreuth. Seine Anlagen verdankt es dem Markgrafen Alexander, der 1782 die Quelle mit einer ſteinernen Einfaſſung umgab, das große Brunnenhaus erbaute und dieſe wilde Gegend durch Anpflanzungen und Anſtalten aller Art hob. Die Quelle ward ſchon frühzeitig und zwar i. J. 1734 entdeckt, erhielt 1741 eine hölzerne Einfaſſung, und, da ſich ihr Ruf bald verbreitete, 1751 durch den Markgrafen Friedrich ein Brunnenhaus. Nach Hildebrandts Unterſuchung giebt die Quelle in einer Stunde gegen 16 Pariſer Kubikfuß Waſſer, hat gewöhnlich eine Temperatur von 7°, und einen ſtarken Geſchmack, der Eiſen- und Kohlenſäure verräth. In 15 Pfunden Waſſer fanden ſich 35,50 Gran kohlenſaure Kalkerde, 5,25 Gr. kohlenſaures Natrum, 2,25 Gr. Thonerde, 8,25 Gr. Kieſelerde, 3,125 Gr, Eiſenoxyd, fixe Stoffe überhaupt 54,275 Gran, und Kohlenſäure 415 Kubikzoll, 286,28 Gran. Man braucht dies Waſſer vorzüglich zum Trinken, doch auch zu Bädern. Auch wird es in Krügen, die aus Thon von Kothen-Bibersbach gemacht werden, verſendet. Das Brunnenhaus iſt aus regelmäßig behauenen Granitblöcken gebaut, hat gut eingerichtete Wohnzimmer und einen trefflichen Saal. Von der Anhöhe, auf welcher es ſteht, und von welcher aus man ein herrliches Thal überblickt, führt eine vierfache Baumreihe zu der ſteinernen Einfaſſung der Quelle. Um dieſe herum ziehen ſich in einem Halbkreiſe kleine freundliche Gebäude, unter denen ein Tanzſaal, die Wohnung des Bademeiſters und mehrere Badezimmer befindlich ſind. Zur Seite iſt ein angenehmes Wäldchen und nicht weit davon ein mit Gebüſch bepflanzter Hügel. Die meiſten Anlagen in der ſoromantiſchen Gegend wurden an der Luxburg, einem waldigen Bergrücken, auf dem die Ueberbleibſel einer Burg liegen, gemacht. Ueber Granittrümmern führt jetzt ein wohlgeebneter Weg durch die Felſenmauern hinauf, und läßt bei jeder gemachten Anlage den Wanderer ruhen von der gehabten Anſtrengung. Die Stadt Wunſiedel, die hohe Köſſein und viele andere Punkte des Fichtelgebirges geben hinlängliche Zielpunkte zu intereſſanten Wanderungen.

Alexianer, ſ. Brüderſchaften.

Aelianus (Claudius), ein griechiſcher Schriftſteller aus Präneſte in Italien, um das Jahr 222 n. Chr. Geb. Noch haben wir von ihm zwei intereſſante in ſchönem Griechiſch geſchriebene Werke: Mannichfaltige Geſchichten und Naturgeſchichte der Thiere. Von dem erſtern iſt eine der vorzüglichſten kritiſchen Ausgaben die von Gronov, Leiden, 1731 in 4to (eine neuere Ausgabe mit Perizonius Commentar, von Kühn, Leipz. 1780 in 8. und von Lehnert, Breslau und Leipzig 1793 in 8.) von der letztern die von J. G. Schneider, Leipz. 1784 in 8.

Alibi, Beweis des Alibi (anderswo) heißt im Strafprozeßſyſtem derjenige Beweis der Unſchuld, welcher aus dem Umſtande hervorgeht, daß der Angeſchuldigte zur Zeit des an einem beſtimmten Orte geſchehenen Verbrechens an einem andern Orte ſich befunden habe, von wo aus er dieſes Verbrechen nicht verübt haben kann. Die Lehre von dieſem Beweis iſt für Defenſoren und Criminalrichter ſehr wichtig, und ihre Anwendung fordert um ſo mehr Scharfſicht, da es Verbrecher giebt, welche vor der That ſich ſchlau die Mittel vorberei-

ten, im Fall eines auf ſie fallenden Verdachtes den Schein eines Alibi zu gewinnen. A. Mnr.

Aliquot. Ein aliquoter Theil einer Größe heißt in der Mathematik ein ſolcher, von welchem ſich in Zahlen, (gebrochenen oder ganzen) ausdrücken läßt, wie viel Mal er in dem Ganzen enthalten ſey. Stehen zwei Größen gleicher Art in einem ſolchen Verhältniſſe zu einander, daß die kleinere kein aliquoter Theil der größeren iſt, ſo nennt man dieſelben incommenſurabel (unmeßbar), weil eine Größe durch die andere meſſen, überhaupt und im ſtrengſten Sinne nichts anders heißt, als in Zahlen beſtimmen, wie viel Mal die eine in der andern liegt. Sie heißen auch irrational (verhältnißlos), weil ſie in einem geometriſchen Verhältniſſe zu einander ſtehen. Wenn man von Einer incommenſurabeln oder Irrationalgröße ſpricht, ſo verſteht man darunter eine ſolche, von welcher die zu ihrer Ausmeſſung beſtimmte Maßeinheit kein aliquoter Theil iſt. Von dieſer Beſchaffenheit ſind z. B. alle Quadratwurzeln unvollkommener Quadratzahlen (2. 3. 5. 6. 7. 8. 10. u. ſ. f.). Die Seite eines Quadrates von 8 Quadratzoll Flächengehalt iſt durch die Einheit des Längenzolles nicht genau ausmeßbar. Sie kann nicht 3 Zoll lang ſeyn, denn das gäbe, mit ſich ſelbſt multiplicirt, ſchon 9 Zoll Inhalt; ſie kann nicht 2 Zoll lang ſeyn, denn das gäbe nur 4, und ſie kann auch nicht 2 Zoll und einen Bruch von Zoll lang ſeyn, weil jeder Bruch in der Multiplication nicht vermehrt, ſondern vermindert. Die präſumtive Irrationalität des Zirkelflächengehaltes, d. i. die Unmöglichkeit, ihn durch die als Flächenmaß angenommene Quadrateinheit genau auszumeſſen, iſt unter dem Namen Quadratur des Zirkels zum Sprichwort geworden; dieſelbe ſuchen, heißt nach etwas Unmöglichem ſtreben, ſie gefunden haben wollen, ſeinen Scharfſinn überſchätzen u. dgl. m. (S. d. Art. Kreis.) A. Mnr.

Alkoran, ſ. Coran.

Allerchriſtlichſte Majeſtät, ein Titel, den der Papſt dem Könige von Frankreich beigelegt hat. Allergetreueſte Majeſtät, ein Titel, womit der Papſt die Anhänglichkeit des Königs von Portugal an die römiſche Kirche belohnt hat. Allerheiligſter Vater, ein Titel, den man dem römiſchen Papſte beilegt.

Allerheiligſtes. So wird bei den Katholiken die in einem (gewöhnlich glänzenden) Gefäße zur Anbetung ausgeſtellte, conſecrirte Hoſtie genannt. (Vergl. d. Art. Monſtranz.) Bei den Juden nannte man den abgeſonderten Theil in der Stiftshütte oder ſpäter im Tempel, wo die Bundeslade ſtand, und in welches der Prieſter jährlich nur ein Mal treten durfte, das Allerheiligſte.

† Alpen, Gebirgskette, zwiſchen 23 bis 35° öſtlicher Länge und 44 bis 48° Grad nördl. Breite.

Al pari (Ital.), im Handel gleichen Werth habend, z. B. die Banknoten ſtehen al pari (mit klingender Münze), heißt, es iſt gleichgültig, ob man eine gewiſſe Summe mit klingender Münze oder einer gleichnamigen Banknote bezahlt, indem die Banknote nicht mehr und nicht weniger gilt, als die Summe, die darauf notirt iſt.

Alterniren, das Ab- oder Umwechſeln von Zweien (oder auch Mehrern), die einer um den andern ein und daſſelbe zu thun, z. B. ein gewiſſes Amt zu verrichten, eine Stimme zu geben u. ſ. w. haben. Die Alternative bedeutet entweder eine ſolche umgebende Stimme, oder auch das Eintreten von zwei Fällen, wovon der eine gewählt werden muß, wenn nicht der andere Statt finden ſoll, z. B.

das Heer befand ſich in der Alternative, ſich durchſchlagen oder ſich gefangen geben zu müſſen.

Alter Styl, iſt die Zeitrechnung nach dem Julianiſchen oder alten Calender. (S. d. Art. Calender.)

Althäa, die Gemahlin des Oeneus und Mutter der Deïanira. (S. d. Art.)

Altmexico, ſ. Mexico.

Altona liegt unterm 53° 34′ 25″ der Breite und unterm 34° 20′ 48″ öſtlicher Länge. 25,000 Einwohner.

Amadeiſten, ſ. Franciscaner.

Ammoniak, Salmiak (ſ. d. Art.).

Ammianus Marcellinus, ein römiſcher Geſchichtſchreiber aus dem 4ten Jahrh. nach Chr. Geb. Sein Werk umfaßte in 31 Büchern (von denen bloß die letzten 24 noch übrig ſind) die Geſchichte der römiſchen Cäſaren von Nerva bis Valens. Man kann es als eine Fortſetzung des Tacitus und Sueton betrachten, und es iſt vielfach lehrreich und anziehend. Eine ältere gute Ausgabe iſt die von Gronov (1693), eine neuere von Erneſti (1773) und die neueſte von Wagner in Erfurt (1808). Ueberſetzt von Wagner mit Anmerkungen.

Amphiaraus, des Oleus (nach Andern des Apollo) und der Hypermneſtra Sohn, von den Göttern mit Seherkraft begabt. Als er, wohl wiſſend, daß er vor Theben umkommen müſſe, ſich verborgen hatte, von ſeiner Gemahlin Eriphyle (ſ. d. Art.) aber verrathen worden war, nahm er mit Polynices Theil an dem Zuge und war einer der Tapferſten. Als aber einſt die Belagerer zurückgeſchlagen wurden, öffnete ſich ihm auf der Flucht die Erde und verſchlang ihn ſammt ſeinem Geſpann. Seinen Tod rächte ſein Sohn Alcmäon.

Amphibolie, die Zweideutigkeit, Doppelſinnigkeit; in der Philoſophie die Verwechslung des Begriffs einer Sache mit der Sache ſelbſt.

Amphibrachys, ſ. Rhythmus.

Amphimacer, ſ. Rhythmus.

Ana. So nennt man eine Sammlung von Anekdoten, Sprüchen und Lebensregeln berühmter Männer, und es giebt Bibliotheken, worin dieſe Ana einen großen Raum einnehmen. Von unſern berühmten Deutſchen haben wir zwar auch dergleichen Sammlungen, allein nicht unter dieſem Titel. Luthers Tiſchreden, Nicolai's Anekdoten vom großen König u. ſ. f. gehören hieher. Auch die Griechen kannten dergleichen, aber natürlich auch ohne dieſen Namen. Xenophons Memorabilien und Diogenes von Laerta Leben der Philoſophen ſind voll Anekdoten und Sprüche. Die attiſchen Nächte von Aulus Gellius enthalten eine Menge denkwürdiger Ausſprüche und witziger Einfälle ausgezeichneter Perſonen in Rom. So ſoll, nach Quintilian, ein Freigelaſſener des Cicero ein Buch voll Späße ſeines ehemaligen Herrn hinterlaſſen haben, und ein Freigelaſſener des Mäcenas ſchrieb die Tiſchgeſpräche und Einfälle dieſes großen Muſenfreundes auf. Zur Zeit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften fing man zuerſt wieder an, die luſtigen Einfälle berühmter Leute zu ſammeln: die Scaligerana waren die erſte Sammlung, die unter dieſem Namen erſchien. Nachher haben die Franzoſen am meiſten von jedem ausgezeichneten, und oft auch von ganz unbedeutenden Menſchen dergleichen Anekdoten, Einfälle und Sprüche geſammelt, ja dieſe Ana bisweilen bloß als Vehikel gebrauchet, um gewiſſe Lieblingsmeinungen unter einer berühm-

ten Firma in die Welt zu bringen. Dadurch ſank der Werth dieſer Sammlungen gänzlich.

Anakruſis, in der Muſik ſoviel als Vorſpiel, in der Metrik, Aufſchlag, Auftact, Vorſchlagſylbe.

Analecten, Aus- und Zuſammengeleſenes. Insbeſondere eine Auswahl von Stellen und Bruchſtücken aus verſchiedenen Schriften, z. B. Analecten für Philoſophie, Geſchichte und Literatur. Zuweilen ſagt man dafür Fragmente, Blumenleſe u. dergl.

Ananas, eine aus Südamerika zu uns verpflanzte, aber nur in Treibhäuſern gedeihende Frucht, die der Form nach einer Artiſchocke ähnlich iſt, aber einen äußerſt lieblichen Geruch und gewürzhaften Erdbeerengeſchmack hat. Man nennt ſie auch Königsapfel.

Anatomie der Pflanzen, ſ. Pflanzen-Anatomie.

Anaximenes, aus Milet, blühte um die 56ſte Olympiade. Er war ein Schüler des Anaximander, von deſſen Lehren er jedoch abwich. Ihm war die Luft das göttliche, ewige, unendliche, ſtets ſich bewegende Princip aller Dinge. Er ſagte, der äußere Umkreis des Himmels beſtehe aus Erde; die Sterne ſeyen Erdkörper, mit Feuermaterie umgoſſen; die Sonne, deren Lauf allein die Jahreszeiten beſtimme, ſey flach, wie eine Scheibe, ſo auch die in der Luft ſchwebende Erde.

Anaximander, des Praxiades Sohn, der Schüler und Nachfolger des Thales und Stifter der joniſchen Schule. Er war zu Milet in der 42ſten Olympiade geboren. Sein Hauptſtudium war die Mathematik. Er entdeckte oder lehrte mindeſtens die Schiefe der Ekliptik und beſtimmte die Solſtitien und Aequinoctien mittelſt eines Gnomons, wozu er in Lacedämon einen Verſuch machte, genauer. Um die Sätze der Geometrie anſchaulicher zu machen, bediente er ſich zuerſt der Figuren. Auch verſuchte er zuerſt, die Umriſſe der Länder und Meere auf einer Kugel zu entwerfen, und verfertigte, um ſein Weltſyſtem zu erläutern, eine Himmelskugel. Doch ſind dieſe Angaben nicht ganz zuverläßig. Das Unendliche betrachtete er als das Princip aller Dinge, ohne jedoch die Natur dieſes ewigen, unverderblichen Princips, das alles erzeugt und verzehrt, deſſen Theile beweglich und deſſen Ganzes unveränderlich iſt, zu beſtimmen. Die Zahl der Welten iſt unendlich, die Götter werden geboren und ſterben nach langen Zeiträumen. Der Himmel beſteht aus Kälte und Wärme, die Sterne aus Luft und Feuer. Die Sonne befindet ſich an dem höchſten der Himmel, hat einen achtundzwanzigmal größeren Umkreis als die Erde und gleicht einer Walze, aus welcher Feuerſtröme ſich ergießen. Verſtopft ſich die Oeffnung, ſo erſcheint ſie verfinſtert. Eben ſo iſt ihm der Mond eine Walze, neunzehnmal ſo groß als die Erde. Ihre Schiefe erzeugt die Phaſen, ihre gänzliche Umkehrung die Finſterniſſe. Donner und Blitz ſind Erzeugniſſe des Windes, wenn er in den Wolken zuſammengepreßt wird. Die Erde hat die Geſtalt einer Säule, befindet ſich in der Mitte des Weltalls und erhält ſich daher ſchwebend. — Er ſtarb in der 58ſten Olympiade, 64 Jahre alt.

Anbruch, dasjenige, was zuerſt von einer Sache genommen, wodurch ſie alſo angebrochen wird, insbeſondere in den Bergwerken, das erſte Entblößen der Erze. In den Schmelzhütten nennt man auch diejenigen Silberſtücke, welche im Treibofen an dem Spor herum ſtehen bleiben, wenn ſie von den Blicken abgebrochen ſind, Anbrüche. Auch das Beginnen der Fäulniß wird vielfältig Anbruch genannt, z. B.

anbrüchiges Obſt, u. ſ. w. In dieſer Beziehung wird anbrüchig auch uneigentlich von verdächtigen und gefährlichen Menſchen gebraucht.

Ancillon (Jean Pierre Frederic), Sohn des bekannten Louis Frederic Ancillon, geboren den 30. April 1766 zu Berlin. Die Richtung ſeiner Studien durch den geiſtvollen Vater, eine raſtloſe Anſtrengung, Liebe zur Arbeit und ſeltene Geiſteskraft, bildete ihn zu einem der bedeutendſten Hiſtoriker ſeiner Zeit. — In der gelehrten Welt trat er zuerſt auf als Profeſſor bei der königlichen Militärakademie und Prediger in der reformirten Kirche im Werder zu Berlin. Eine Trauungsrede, welche er 1791 in Gegenwart des Prinzen Heinrich zu Rheinsberg hielt, und welche in Berlin gedruckt wurde, empfahl ihn vorzüglich am Hofe, und mehr noch ſeine Predigten über die Vaterlandsliebe, welche er zwei Jahre ſpäter in Berlin hielt, eben als der Krieg gegen die Neufranken begonnen hatte. Ein Jahr darnach machte er im literariſchen Journal von Berlin (Januar 1794) Bruchſtücke aus ſeiner Reiſe in die Schweiz, ſo wie einen 1789 in Paris über den Zuſtand der Literatur in Frankreich, über Schriftſteller und Theater ꝛc. geſchriebenen Brief (Aprilheft) bekannt. Raſtlos fuhr er mit größern und kleinern Arbeiten fort, welche größtentheils im Strome der Zeit verſchwommen. Erſt 1801 trat er mit ſeinen Mélanges de littérature et de philosophie hervor (Berlin, 2 Thle. 8.), welche 1809 zum zweiten Male gedruckt wurden. Noch größern Ruhm erwarb ihm aber ſein Tableau des révolutions du système de politique de l'Europe depuis la fin du 15ième siècle (Berlin 1806, 4 Thle. 8.) und ſeine neueſte Schrift über Souverainetät und Staatsverfaſſungen (Berlin 3te Aufl. 1816). Die Reinheit und Würde des Styls, die Tiefe ſeiner Anſichten und die philoſophiſchen Lehren der Politik, erhoben ihn zu den erſten Schriftſtellern Frankreichs, und erwarben ihm als Geſchichtſchreiber und Publiciſten ſchöne Verdienſte um die Menſchheit. Das Inſtitut von Frankreich nannte ihn 1810 in ſeiner Sitzung öffentlich den würdigen Erben und Nachfolger des großen Leibnitz. Er ſelbſt gab eine deutſche Ueberſetzung dieſes Werks (1806 in 8.) unter dem Titel Allgemeine Betrachtungen über die Geſchichte ꝛc. heraus. Der König von Preußen wußte ſeine Verdienſte nicht beſſer anzuerkennen und zu belohnen, als indem er ihn zum Staatsrath und Hofmeiſter des Kronprinzen und ſeines Neffen, des Prinzen Friedrich Wilhelm Ludwig, ernannte, und ihn nach und nach zum Ritter des Civilverdienſtordens und des preußiſchen rothen Adlers machte. Ancillon ſuchte durch Erfüllung ſeiner ſchweren Pflicht, ſich für ſo viel Gnade und Vertrauen dankbar zu zeigen, ohne darum ſeine Thätigkeit als Schriftſteller aufzugeben, welche allein ſo vielen Ruhm ihm erworben hatte. Schon 1810 erſchien ſeine merkwürdige Lobrede auf J. B. Merian, und wenige Monate nachher die vortreffliche Trauerrede auf den Tod der unvergeßlichen Königin Luiſe (Berlin 1810), welche aber in Frankreich unter der kaiſerlichen Regierung ſtreng verboten war. Das Jahr 1814 verſchaffte ihm das Glück, mit ſeinen beiden königlichen Zöglingen Paris wieder zu beſuchen.

Anchiſes, ein Sohn des Capys und Urenkel des Tros. Venus, von ſeiner Schönheit hingeriſſen, erſchien ihm einſt auf dem Ida (nach Andern am Simois) in Geſtalt einer phrygiſchen Hirtin, gab ſich ſeiner Umarmung hin und gebar ihm den Aeneas. Dieſer rettete den

Greis auf ſeinen Schultern aus dem Brand von Troja und nahm ihn mit ſich zu Schiffe. Er ſtarb während der Reiſe auf Sicilien.

Andrieux (F. G. J. S.) einer der vorzüglichſten neuern franz. dramatiſchen Dichter, um das J. 1755 zu Melün geboren und vor der Revolution Secretär beim Herzog von Uzès. Durch ſeinen Eifer für die wahre Freiheit während der Revolution, für das Feſthalten der Conſtitution und die reine Anwendung des Naturrechtes, zeichnete er ſich nicht minder aus, als durch den leichten Witz, die treffenden Charaktere und die anmuthige Poeſie in ſeinen vielen literariſchen Arbeiten, welchen nur zuweilen die Feile, beſonders hinſichtlich der Diction fehlt. Im J. 1798 trat er als Deputirter des Seine Departements in das geſetzgebende Corps ein, wo er durch ſeine Reden und Vorſchläge über die Einrichtung der Primärſchulen, die Freiheit der Preſſe und über die Ermordung der Geſandten zu Raſtadt viel Aufſehen erregte. Nach dem 18. Brumaire wurde er Tribun, den 21. Juli 1800 Secretär, und im September Präſident des Tribunals, und zeigte ſich überall mit Eifer und Feſtigkeit gegen die conſtitutionswidrigen Schritte des erſten Conſuls und des Staatsraths, bis er ihrer Macht unterliegen und 1802 abtreten mußte. Dennoch ernannte ihn ſpäter der Kaiſer zum Ritter der Ehrenlegion und zum Profeſſor der Literatur am Collegium von Frankreich, und der ſchönen Wiſſenſchaften bei der polytechniſchen Schule, ſo wie der König ihn 1816 unter die Vierzig der franzöſiſchen Akademie aufnahm. Sein vorzüglichſtes, als claſſiſch betrachtetes Werk iſt Anaximandre.

Aeneas Sylvius, ſ. Aeneas und Piccolomini.

Anecdote (Griech.), das, was noch nicht herausgegeben oder bekannt gemacht worden iſt. Wir verbinden aber mit dieſem Worte gewöhnlich den Begriff einer kleinen, anziehenden Erzählung, einer merkwürdigen (öfter noch witzigen) Aeußerung, oder eines außerordentlichen (öfter noch geheimen oder lächerlichen) Vorfalles. Es iſt die Definition dieſes Begriffes um ſo ſchwieriger, als ſo Vielartiges darunter begriffen und zuſammengefaßt wird. Wenn Anecdoten unbekannte Aufſchlüſſe über allgemein intereſſante Ereigniſſe oder das Leben merkwürdiger Perſonen liefern, oder eine beſonders witzige Wendung nehmen, ſo vermögen ſie in geſelligen Kreiſen beſonders zu unterhalten, immer kommt es aber darauf an, daß ſie zur rechten Zeit und mit feiner Redegewandtheit erzählt werden, in ſolchen Fällen vermag auch eine bereits oft gehörte Anecdote noch wohlgefälligen Eindruck zu machen. Anecdotenkrämer nennt man ſpottweiſe Perſonen, die bei jeder Gelegenheit ihren Vorrath an Vademecumsgeſchichten ausſchütten, und Anecdotenjäger beſonders Reiſebeſchreiber, die ihre Beſchreibungen immer mit ſolchen, oft unwahren oder unbedeutenden, Erzählungen ausputzen.

Anemoſkop oder Anemometograph auch Plagoſkop, Windzeiger oder Windmeſſer, wird jedes Werkzeug genannt, das die Richtung des Windes angibt. Die Wetterfahne, die man auf Thürmen und Dächern angebracht findet, iſt das einfachſte Anemoſkop; dann hat man aber auch ſolche, wo ſich die Fahne um eine bewegliche Spindel drehet, die dann durch die obere Decke der Gebäude bis zu dem Zimmer gehet, worin man die Beobachtung vornehmen will. An der Decke dieſes Gemachs iſt dann eine Windroſe befindlich, und indem der Wind die Fahne und dieſe die Spindel drehet, gibt ein unten an ſelbiger angebrachter Zeiger auf der Windroſe die Richtung jedes Luftſtroms zu erkennen. Es gibt noch beſonders künſtliche Ane-

moſkope oder eigentliche Anemometographe, die ſogar in Abweſenheit des Beobachters, die Veränderung des Windes ſelbſt aufzeichnen. Zu den vorzüglichern dieſer Art rechnet man die von dem Profeſſor Moſcati und Ritter Marſilio Landriani. **P. S.**

Angelica (Nonne), ſ. Barnabiten.

Angiologie, die Adern- Lymphgefäßlehre.

Angoulême (Louis Antoine de Bourbon, Duc d'), Neffe des Königs und älteſter Sohn des Grafen von Artois und Marie Thereſiens von Savoyen, wurde geboren zu Verſailles des 6. Aug. 1775. Er wanderte 1789 mit ſeinem Vater aus; länger als ein Jahr hielt er ſich bei ſeinem Großvater in Turin auf, wo er mit dem Herzog von Berry vorzüglich mit dem Studium der Artillerie-Wiſſenſchaft ſich eifrigſt beſchäftigte. Im Auguſt 1792 ſtand er ſchon in Deutſchland an der Spitze eines Corps von Emigrirten. Die ungünſtigen Erfolge des ganzen Krieges zwangen ihn, den Schauplatz deſſelben zu verlaſſen. Er ließ ſich mit ſeinem Vater zu Edimburg nieder, kehrte jedoch nach einiger Zeit nach Blankenburg zurück, ging endlich nach Rußland und nahm ſeinen Wohnſitz in Mietau. Hier vermählte er ſich am 10. Juli 1799 mit der Prinzeſſin Marie Thereſe Charlotte de France, der einzigen Tochter ſeines unglücklichen Oheims von väterlicher Seite, Ludwigs XVI. Im J. 1801 verließ er Mietau und zog mit ſeiner Gemahlin und ſeinem Oheim Ludwig XVIII. nach Warſchau unter Königl. Preußiſchen Schutz. Von hieraus erfolgte dann jene berühmte Weigerung der Bourbonen, an Bonaparte ihre Rechte auf die Krone von Frankreich abzutreten. Die Beſorgniſſe und das ehemalige Syſtem des Hofes von Berlin zwangen ſie zur abermaligen Auswanderung nach Rußland, wo ſie von Alexander I. die freundſchaftliche Aufnahme fanden. Von hier ging der Herzog mit ſeiner Gemahlin und ſeinem Oheim nach England, wo Graf Artois ſich ſchon längſt niedergelaſſen hatte. Die ganze Bourboniſche Familie wohnte auf dem einſamen Landgute Hartwell bei London, welches der König gekauft hatte, beiſammen. Der große Schlag, welchen die Kriege von 1812 und 1813 vorbereitet hatten, geſchah endlich 1814. Die feindlichen Heere, betraten Frankreichs Boden, und der Herzog von Wellington ſtand auch bereits an der weſtlichen Gränze. Der Herzog von Angoulême eilte, ſich ſeinen Landsleuten zu zeigen. Am 2. Febr. 1814 kam er im brittiſch-ſpaniſchen Hauptquartier zu St. Jean de Luz mit einigen Getreuen an und ließ ſogleich von hier aus, jene berühmte Proclamation an die franzöſiſche Armee ergehen („J'arrive, je suis en France, dans cette France qui m'est si chère"). Schon hatten ſich die Bewohner von Bordeaux gegen Bonaparte erklärt, und nur noch keine Mittel gefunden, das Joch völlig abzuſchütteln, aber täglich eilten die eifrigſten Royaliſten an die Gränze, um dem Herzog ihre Dienſte anzubieten. Dieſer hielt endlich, unter dem Schutz der engliſchen Armee, am 21. März ſeinen feierlichen Einzug in Bordeaux. Feierlich verhieß der Herzog dem Maire vor den verſammelten Bürgern unter lautem Freudengeſchrei, Vergeſſenheit alles Vergangenen und Glück in der Zukunft! Drei Tage nachher erließ er jene denkwürdige Proclamation, worin er, Namens des Königs, vorzüglich Abſchaffung der Conſcription und gehäſſiger Abgaben, Ermuthigung des Handels und völlige Religionsfreiheit verſprach; aber zu gleicher Zeit Ruhe und Ordnung, ſonder allen Parteigeiſt, von den Franzoſen verlangte. Unermüdlich in ſeinem Eifer für den König, eilte er von Stadt zu

Stadt, um Bürger und Soldaten zu gewinnen, und traf im Mai in Paris ein, wo er ſchon die ganze königliche Familie vereinigt fand. Er wurde zum General-Oberſten der Küraſſiere und Dragoner und zum Admiral von Frankreich ernannt. — Als vermuthlicher Thronerbe lebte er nun ruhig in Paris und erwarb ſich immer neue Liebe durch ſeine beſcheidene Milde und reine Frömmigkeit. Im Februar 1815 machte er mit ſeiner Gemahlin die ſo berühmt gewordene Reiſe in die mittäglichen Provinzen, und wurde überall mit dem regſten Enthuſiasmus empfangen. In Bordeaux erhielt er am 9. März von Paris die Nachricht von der Landung Bonaparte's, und wurde mit der ausgedehnteſten Vollmacht zum Generallieutenant des Königreichs ernannt. Sogleich reiste er ab, ſeine Gemahlin der Treue Bordeaux's vertrauend, und errichtete in Toulon ein neues Gouvernement, an deſſen Spitze er den Grafen Damas, den Baron von Vitrolles ſtellte. Indeſſen hatten ſich einige Linientruppen und Nationalgarden um ihn verſammelt, mit welchen er, ohne Widerſtand zu finden, bis gegen Montelimart vorrückte, und hier am 30. März zum erſten Mal die Napolioniſten ſchlug, und in Folge dies Treffens am 1. April in Montelemart einzog. Von hier rückte er gegen Valence, um in möglichſter Schnelligkeit Lyon zu beſetzen, und damit gegen Bonaparte ein Uebergewicht zu gewinnen. Bei Loriol, auf den Höhen von Livron und an der Brücke über die Drome ſchlug er zum zweiten Mal die Inſurgenten. Am 6. April wurde er bei St. Jaques angegriffen, bis gegen Valence zurückgedrängt, und von ſeinen Truppen verlaſſen. Bordeaux und Toulouſe fielen ab, er ſelbſt wurde bei Port St. Esprit angehalten und ſechs Tage gefangen geſetzt, endlich freigegeben und mit ſeinen Getreuen auf das ſchwediſche Fahrzeug Scandinavia zu Cette eingeſchifft. Er ſtieg zu Barcelona ans Land und begab ſich nach Madrid, wo ihn Ferdinand VII. aufs ehrenvollſte empfing. Bald näherte er ſich wieder der franzöſiſchen Gränze, um neue Mittel gegen Bonaparte in Bewegung zu ſetzen. In Puycerda erfuhr er am 10. Juli, daß ſich Marſeille gegen Bonaparte empört hatte. Er ſchrieb ſogleich an den königlichen Comité in dieſer Stadt und ernannte den General Vicomte de Bruges bis zur Ankunft des Generallieutenants, Marquies de Riviére, proviſoriſch zum Gouverneur. Während deß hatte er ſelbſt alle nach Spanien geflüchteten Franzoſen an der Gränze in ein Corps verſammelt, und wollte damit eben die Gränze überſchreiten, als die Ereigniſſe in den Niederlanden Ludwig XVIII. die Thore der Hauptſtadt wieder öffneten. Sogleich eilte der Herzog nach Bordeaux und nach Toulouſe, wo er das königliche Gouvernement wieder herſtellte und in kurzer Zeit viele Bataillone königlicher Freiwilligen errichtete, welche zu vierjährigen Dienſten ſich verbindlich machten und für ihn die Feſtungen in den Pyrenäen, in den Alpen und an den Küſten beſetzten. Er beſetzte die Präfecturen und Tribunale mit Königlichgeſinnten. Nach ſeiner Zurückkunft nach Paris wurde er zum Präſidenten des Wahlcollegiums des Gironde-Departements ernannt, und reiste daher mit ſeiner Gemahlin am 15. Aug. nach Bordeaux ab, wo er die Sitzungen des Wahlcollegiums mit einer kräftigen Rede des Dankes und der Aufmunterung eröffnete, und das Vergnügen genoß, die Wahlen nach Wunsch ausfallen zu ſehen. Am 12. Oct. wurde er zum Präſidenten des 5. Büreau der Chambre des Pairs ernannt, erſchien aber eben ſo ſelten, wie die übrigen Prinzen vom Hauſe, in ihrer Mitte. Politiſche Zänkereien und vielleicht mehr der ſtürmiſche Sectengeiſt zwi-

ſchen Katholiken und Proteſtanten, nöthigten den König bald, dieſen Prinzen wieder in die mittäglichen Provinzen zu ſenden, wo nach einigen Ausbrüchen des Parteigeiſtes die Ruhe wieder hergeſtellt ward. Bei der darauf am franzöſiſchen Hof eingetretenen Spannung, hervorgegangen aus den getheilten Anſichten, die der König einerſeits, und die Prinzen des Hauſes andererſeits über den Zuſtand Frankreichs und die zu ergreifenden Maßregeln hegten, richteten dieſe Parteianführer oft den Blick auf ihn. Die ſpäter erfolgte Ausſöhnung zwiſchen dem König und den Prinzen, ſcheint endlich dieſen Zwiſt beendigt zu haben.

Angoulême (Marie Thereſe Charlotte, Madame Royale, F. de France, Ducheſſe d'), Tochter Ludwig XVI., wurde den 19. Dec. 1778 zu Verſailles geboren. Frühe ſchon entwickelte ſich in ihr ein ſcharfer durchdringender Verſtand, ein kräftig energiſcher Wille, Hang zur geiſtigen Bildung und die zarteſte Empfindung für das Unglück anderer. Kaiſer Paul I., welcher als Comte du Nord Frankreich bereiſt hatte, nahm beim Abſchiede die vierjährige Prinzeſſin zärtlich in ſeine Arme, und küßte ſie mit den Worten: Leben Sie wohl, ich werde Sie nicht wieder ſehen! — Herr Graf, erwiederte das Kind, ich werde zu ihnen kommen! — Wer hätte damals den Einfall des kindlichen Gemüthes für eine ſo traurig in Erfüllung gehende Prophezeihung gehalten? — Die Revolution brach mit allen ihren Schrecken herein, und die ganze königl. Familie wurde in einen der Thürme des Temple eingeſperrt. Endlich wurde die Prinzeſſin im Dec. 1795 gegen die Deputirten, welche Dumouriez den Oeſtreichern in die Hände geſpielt hatte, ausgewechſelt und nach Wien geführt. Während ihres Aufenthalts in der Kaiſerſtadt hatte Ludwig XVIII. beſchloſſen, ſie mit dem Herzog von Angoulême zu vermählen. Ihre Vermählung wurde in Mietau gefeiert. Der Kaiſer von Rußland unterzeichnete den Vertrag, und hinterlegte ein Exemplar in dem Archiv ſeines Senates. Der politiſche Zuſtand Rußlands nöthigte ſämmtliche Bourbonen im Januar 1802, dieß Reich zu verlaſſen und ſich nach Warſchau zu flüchten. Hier lebten ſie ziemlich ruhige aber freudenleere Tage, bis gegen das Ende des Jahres 1806, wo die Siege Bonaparte's ſie nöthigten, nach England zu flüchten. Von ihrem ſtillen Sitze zu Hartwell rief ſie zum erſten Male die Einladung des Prinzen Regenten am 4. Juni 1811 nach London an den Hof, zur Geburtsfeier Georgs III., wo ſie von dem ganzen Hofe mit der lebendigſten Theilnahme ausgezeichnet wurde. Der April 1814 brachte ihr endlich die frohe Kunde von dem Sturz des Kaiſers und von der Wiedererhebung der Bourbonen auf den Thron von Frankreich, und ſchon am 4. Mai hielt ſie mit dem König ihren Einzug in Paris. Bei der Zurückkehr Napoleons nach Frankreich befand ſie ſich mit ihrem Gemahl gerade in Bordeaux. Alle ihre Bemühungen, dieſe Stadt dem König zu erhalten, waren vergebens, ſie ſchiffte ſich nach England ein, ging nach Gent und kehrte von da, nach der neuen Veränderung der Dinge, nach Paris zurück.

Annunciaden heißen die Nonnen des geiſtlichen Ordens von der Verkündigung (Annunciatio) der Jungfrau Maria, welche zum zweiten Orden des heil. Franciscus gehören; vergl. d. Art. Franciscaner. Von dieſem Orden unterſcheidet ſich der ebenfalls weibliche Orden der himmliſchen Annunciaden, welche weiße Kleidung mit himmelblauem Scapulier und Mantel tragen und ein ſehr ſtrenges, bloß der Andacht gewidmetes Leben führen. Dieſer

Orden entſtand 1605 zu Genua und hatte es im 18ten Jahrhundert bis auf 50 Klöſter in Italien, Frankreich und Deutſchland gebracht. E.

Anſchudde wird ein ſolches Stück Land genennet, welches von dem Fluſſe an das Ufer angeſetzt wird.

Anſpielung, Alluſion, iſt einer von den Tropen, welche eine Vorſtellung durch eine aus einer andern Sphäre übergetragne bezeichnen, und beſteht in der Beziehung eines Begriffs auf einen einzelnen bekannten Gegenſtand, um demſelben dadurch mehr Lebhaftigkeit zu ertheilen. In dieſer Hinſicht iſt die Anſpielung meiſt ein Werk des Witzes und gefällt durch die gut combinirte Aehnlichkeit der beiden Ideen, in welcher häufig ſelbſt eine Pointe enthalten liegt. Man kann aber von dieſer metaphoriſchen Anſpielung noch eine eigentliche unterſcheiden, welche in einer leiſen Hindeutung auf etwas, das nicht ausdrücklich geſagt werden ſollte, dem andern aber hinzuzudenken überlaſſen wird, beſteht. — Beide Arten der Anſpielung ſind auch dem bildenden Künſtler verſtattet, aber mit noch ungleich größerer Vorſicht als dem Redekünſtler.

Antal, ein in Ungarn gebräuchliches Weinmaß, etwas größer als ein Anker.

Antediluvianiſch, vorſündfluthlich, was vor der Sündfluth war. Daß unſere Erde und das Menſchengeſchlecht weit über die gewöhnlich mit dem Namen der Sündfluth (ſ. d. Art.) bezeichnete Ueberſchwemmung hinausreiche, leidet keinen Zweifel, und mit Recht ſpricht man daher von einem antediluvianiſchen Zeitalter u. ſ. w. Die gelehrte Speculation hat aber auch von einer antediluvianiſchen Geiſtescultur und ſelbſt Literatur geträumt und Forſchungen darüber angeſtellt, die jedoch ſo wenig auf Thatſachen beruhen, daß ſie zu den eitlen Beſtrebungen des menſchlichen Geiſtes zu zählen ſind.

Anthropognoſie (Griechiſch), Menſchenkunde, im Gegenſatze von Anthropologie Menſchenlehre, in ſofern ſie jemand beſitzt. Der Wunſch und das Bedürfniß, den Menſchen, d. h. ſich ſelbſt, und insbeſondere Andere kennen zu lernen, ward Veranlaſſung, die Menſchenkunde auf verſchiedenen Wegen zu ſuchen. Der einzig wahre Weg, durch Studium der Anthropologie und Pſychologie zur Menſchenkunde zu kommen, wurde vielmals verlaſſen, und verſucht, auf Wegen von außenher, durch Studium körperlicher Eigenheiten zur Seelenkunde oder Kenntniß des innern Menſchen zu gelangen. Dieſen Beſtrebungen hat die Chiromantie ihr Daſeyn zu danken, und darin hat die verkehrte Anwendung der Phyſiognomik und der Schädellehre ihren Grund. Menſchenkunde, d. h. Kenntniß der Menſchen, wie ſie ſind, entwickelt ſich nur aus der mehr oder minder vorhandenen Anlage oder dem dunkeln Gefühle, den innern Menſchen zu verſtehen, und wird wohl am ſicherſten durch Beobachtung der Menſchen ausgebildet.

Anthropomorphiten oder Audianer nannte man die Anhänger des Audius oder Audäus, eines Lehrers in Syrien, der nach Scythien vertrieben, das Chriſtenthum zu den Gothen brachte, und um 370 n. Chr. ſtarb. Den Bann der orthodoxen Kirche zog ihnen mehr ihr Beharren bei der alten, mit dem Paſcha der Juden gleichzeitigen Oſterfeier, ihre Abweichung von den üblichen Büßungen und ihr heftiger Eifer gegen unwürdige Prieſter zu, als ihre anthropomorphiſche Vorſtellung von Gott, den ſie ſich in der Geſtalt eines menſchlichen Körpers dachten. Gegen das Ende des 4ten Jahrhun-

derts ſah man ſie noch als Separatiſten von ſtrengen Sitten zu kleinen Haufen in Syrien geſammelt, im 5ten Jahrh. verloren ſie ſich. Die italieniſchen Geiſtlichen zu Vicenza, die um das J. 938 wegen ähnlicher Bilder von Gott Anthropomorphiten geſcholten wurden, bildeten keine Secte. E.

Antibachius, ſ. Rhythmus.

Antimonium, ſ. Spießglas.

Antiochia. So hießen mehrere Städte im Alterthum. Die berühmteſte dieſes Namens iſt die Reſidenz der ſyriſchen Könige, der Seleuciden, in Aſien, am Orontes. Sie war eine der anſehnlichſten Städte und eine Pflegerin der Wiſſenſchaften. Späterhin war ſie der Sitz des römiſchen Statthalters und des Patriarchen von Aſien. Ein anderes Antiochia (ad Pisidiam) lag in Groß-Phrygien, wurde von den Römern zu einer Colonie gemacht, und war vorzüglich berühmt durch einen Tempel der Luna.

Antiqua. Mit dieſem Worte bezeichnen die Buchdrucker und Schriftgießer die Schrift, die man gemeinhin die lateiniſche nennt.

Antiquare nennt man einmal diejenigen Gelehrten, welche ſich mit dem Studium der Antiquitäten beſchäftigen, dann auch diejenigen, welche ausſchließlich mit ältern und gebundenen Büchern handeln. In frühern Zeiten hielten die Buchhandlungen zugleich ein ſtarkes Sortiment alter Bücher, wovon die der Elzeviere und Waesberge zu Leiden und Amſterdam, und von Fritſch, Gleditſch und Weidmann zu Leipzig am bekannteſten waren, und noch jetzt herrſcht dieſe Sitte in allen außerhalb Deutſchland gelegenen Ländern, weshalb auch daſelbſt die eigentlichen Antiquare (in Frankreich Bouquinistes genannt) eine ſehr untergeordnete Rolle ſpielen. In London findet man bei Longman und Lackington, in Paris bei Renouard, in Madrid bei Sancha, in Florenz bei Molini, in Utrecht bei Wild und Altheer und in Leiden bei Luchtmanns die vollſtändigſten Lager. Nur in Deutſchland, wo ſich der Buchhandel am reinſten und regelmäßigſten ausgebildet hat, haben die eigentlichen Buchhändler den Vertrieb älterer Bücher den Antiquaren überlaſſen, von denen Weigel in Leipzig, Meuſel in Coburg, Häßler in Hamburg und ehemals Jacobi in Berlin unter die bekannteſten gehören. A—s.

Antiſpaſt, ſ. Rhythmus.

Antonius der heilige, Stifter des Kloſterlebens, geb. 251 zu Loma bei Heracläa in Oberägypten, ging, da er den Reiz der Wiſſenſchaften nie kennen, wahrſcheinlich auch nie leſen gelernt hatte, 285 in die Einſamkeit, um als Eremit der Andacht nachzuhängen. Um 305 ſammelte er in Oberthebais mehrere Einſiedler um ſeine Hütte, wodurch die cönobitiſche (klöſterliche) Lebensart der Mönche in gemeinſchaftlichen Wohnungen entſtand. Im Jahre 311 kam er nach Alexandrien, um unter den damaligen Chriſten-Verfolgungen die Ehre des Märtyrerthums zu ſuchen; da man ihm aber das Leben ließ, kehrte er zu den Lauren (Hütten) ſeiner Mönche zurück. Später überließ er dieſe Anſtalt ſeinem Schüler Pachomius (ſ. Klöſter), und begab ſich mit zwei Freunden in eine noch entlegnere Einöde, wo er 365 ſtarb. Daß er ſich nur mit einem härnen Hemde und einem Schaaffell bekleidete und ſeinen Körper niemals reinigte, iſt glaublicher, als die grotesken Erzählungen von ſeinen Viſionen, Teufelskämpfen und Wundern, die er ſelbſt bekannt gemacht und wahrſcheinlich auch ſelbſt erträumt hat, wie ſie in ſeinem Leben vom h. Athanaſius

zu leſen ſind; denn alle ſeine Schritte zeugen von der Uebermacht ſeiner glühenden Phantaſie und ſeiner dunklen Gefühle für religiöſe Ascetik. Nicht ſo gewiß rühren die 7 Briefe und einige andre ascetiſche Schriften von ihm her, die ſchon das Alterthum ihm beilegte. Obgleich eben ſo wenig erweislich, daß er Mönchsregeln aufgeſetzt, und daß er einen Orden geſtiftet habe, ganz ungegründet iſt, wollen doch die Mönche der ſchismatiſchen Kirchen im Orient z. B. Maroniten, Armenier, Jacobiten, Kopten und Abyſſinier, dem angeblichen Orden des h. Antonius angehören. Sie folgen aber nur der Regel des h. Baſilius. Als Heiliger der katholiſchen Kirche gilt Antonius viel. Das Gebet um ſeine Fürſprache ſoll gegen mancherlei Uebel, beſonders gegen das nach ihm benannte Antoniusfeuer, eine im Mittelalter graſſirende fürchterliche Krankheit, welche jedes davon befallene Glied dörrte und ſchwärzte, als wäre es verbrannt, ſicher geholfen haben. Gaſton, ein reicher Edelmann in der Dauphiné, der bei den angeblichen Gebeinen des h. Antonius zu St. Didier la Mothe eine ſolche Kur für ſeinen Sohn erfleht hatte, ſtiftete aus Dankbarkeit 1095 die Hoſpitalbrüderſchaft des h. Antonius zur Pflege der Kranken und Beſchützung der Pilgrimme, deren erſter Großmeiſter er war. Dieſer Orden erhielt auf der Kirchenſammlung zu Clermont 1096 päpſtliche Beſtätigung, übernahm 1218 die Mönchsgelübde und wurde von Bonifaz VIII. 1298 zu einer Congregation regulirter Chorherren nach der Regel des h. Auguſtinus mit der Beſtimmung erklärt, daß der Großmeiſter Abt heißen, zu St. Didier la Mothe reſidiren und General aller Klöſter des Ordens ſeyn ſollte. Die Prioren der Klöſter nannten ſich Comthure, ſpäter Präceptoren und waren dem Abt untergeben. Die Kleidung dieſer Antonier, auch Antonianer oder Antonierherren, wie ſie nun als Canonici hießen, war ſchwarz und mit einem blauemaillirten T auf der Bruſt ausgezeichnet. Ihre urſprüngliche Beſtimmung haben ſie als Chorherren aufgegeben und ſich dem contemplativen Leben der Andacht gewidmet. Wallfahrten zum Grabe des h. Antonius und Schenkungen machten ſie reich und verſchafften ihrem Orden eine weite Ausbreitung. Ihr Präceptor zu Lichtenberg im ſächſiſchen Churkreiſe war vor der Reformation Kanzler der Univerſität Wittenberg und auch nach der Reformation zählten ſie noch bis in das 18te Jahrh. 30 Klöſter (die meiſten in Frankreich); aber keins derſelben hat das 19te Jahrh. erlebt. E.

Apel (Auguſt), war 1771 zu Leipzig geboren, wo ſein Vater Bürgermeiſter war. Seinen früheren Unterricht erhielt er durch Privatlehrer und auf der Thomasſchule. Hierauf ſtudirte er von 1789 an zu Leipzig und Wittenberg, diſputirte 1791 über Discrimen inter delicta atrocia et levia statuendum, ward 1795 durch die Diſputation: Quaedam de origine rusticorum dotalium, eorumque inprimis in Saxonia conditione Doctor der Rechte, Rathsherr u. ſ. w. und ſtarb am 9. Aug. 1816 an einer Halsentzündung bei ſonſt friſcher Geſundheit. Er war eine der reichſt begabten Naturen. Sein kräftig männlicher Geiſt mußte durch manche, zum Theil verſchrobene Gemüthsverhältniſſe ſich hindurch kämpfen, ehe er das Wahre vom Falſchen unterſcheiden und den echten Werth der Dinge kennen lernte. Aber deſto entſchiedener war er auch fortan allem Niedrigen, Kleinlichen, Unfreien im Leben feind, deſto unverwandter ſein Blick auf das Hohe und Bleibende gerichtet und deſto eifriger baute er die innere Welt der Wiſſenſchaft und Kunſt an. Mit rei

chen Kenntniſſen und ſcharfem Beobachtungs- und Combinationsgeiſte ausgeſtattet, wandte er ſeine Forſchungen nach allen Seiten in dem weiten Gebiet der Natur. Von ſeiner Philoſophie des Geiſtes liegen theils in der frühern leipziger und in der jenaer Literaturzeitung, theils in der muſikaliſchen Zeitung zahlreiche Proben vor, die einen tiefen, gründlichen, in großem Style gebildeten Geiſt verrathen. Von ſeinen Dichtungen iſt der Welt bis jetzt nur das Wenigſte bekannt. Seine lyriſchen Poeſien ſind theils in den *Cicaden*, theils in dem *Geſpenſterbuch* zu finden. In letzterm ſind ausſchließlich Novellen in ſchauerlichem Styl, unter welchen einige, wie *der Freiſchütz* und *das ſtille Kind*, claſſiſch geworden ſind. Zu derſelben Gattung von Erzeugniſſen gehört *das Gottesgericht*, *Pater Anſelmos peinliche Klage* und andre. Daß ihm aber auch die Tiefen des Gefühls eben ſo wie der zarte und feine Scherz nicht fremd waren, dafür zeugen *Ines und Pedro*, *die Mondſteine*, *der Hahn im Korbe* u. ſ. w. Alle ſeine Darſtellungen zeichnen ſich durch eine ſichere feſte Hand, eine kräftige klare Anſchauung, durch feines Korn und Glätte der Sprache aus. Seine Tragödien *Polyidos*, *die Aitolier* und *Kallirrhoe* richtig zu würdigen, muß man wiſſen, daß alle drei bruchſtückliche Ergebniſſe ſeines Studiums und ſeiner Anſicht der antiken Tragödie ſind, in dichteriſcher Form nachbildlich dargelegt, und daß es mit erſterm auf eine Nachbildung in Aſchyleiſchem, und dem zweiten auf eine in Euripideiſchem Styl abgeſehen ſeyn mochte, daß für die Sophokleiſche der *Themiſtokles* beſtimmt war, daß endlich *Kalirrhoe* den Uebergang aus dem Antiken in das Moderne bezeichnen ſoll. Den ganzen Kreis ſchließt als ſatyriſches Drama *Herakles in Lydien*, der ſich ganz vollendet in ſeinem Nachlaſſe findet. Aber auch die Perioden moderner Tragik ſollten als Gegenſtück in andern Tragödien erſcheinen, von denen er den Fauſt und ein anderes romantiſches Drama vollendet hat. Betrachtet man die genannten Dramen, zu denen noch der bisher wohl nicht genug gewürdigte *Kunz von Kaufungen* kommt, aus dem angegebenen Geſichtspunkt, ſo wird man, ſtatt dem Dichter ſeine Vorliebe für die Form als einſeitig zum Vorwurf zu machen, vielmehr bewundern, mit welcher Freiheit und Meiſterſchaft er die jedesmal dem Zweck entſprechende ſich anzueignen verſtanden. Seinen ſchönſten und bleibendſten Ruhm aber ſollte Apel einem Werke verdanken, zu dem jene Arbeiten die Veranlaſſung gaben, wir meinen ſeiner *Metrik*. Ein allſeitiges Studium der Verskunſt nach dem Herrmanniſchen Lehrbuche führte ihn auf die ſeinem Führer entgegengeſetzte Tacttheorie, deren Richtigkeit ſich ihm bei jedem Schritte beſtätigte; ſeinem klaren Geiſte fügten ſich ſchnell und leicht die Theile zum Syſtem zuſammen. Er gab die Hauptſätze ſeiner Theorie, hauptſächlich mit Hinſicht auf die Joniker, als Aphorismen hinter den Aitoliern. Hierauf zeigte er ihren Folgebeſtand in einer eignen Abhandlung über Rhythmus und Metrum (Muſ. Zeit. 1817 — 8.), wo er alle Versarten, jede vom Monometer an, durchging, verwandte Rhythmen in der Muſik und in antiken wie modernen Verſen nachwies und mit ſeltenem Scharfſinn entwickelte. Hermanns Widerſpruch blieb von Apel unbeantwortet, welcher ſich dagegen durch fortgeſetzte Forſchungen von der Richtigkeit ſeiner Theorie immer mehr überzeugte, die er endlich nach zehnjährigem Studium in ſeiner *Metrik* der Welt ausführlich vorzulegen begonnen hatte, als der Tod ihn übereilte. Zwar iſt zu be-

klagen, daß ihm die Beendigung dieſes Werks nicht vergönnt war, noch mehr, daß er uns nicht wie er ſpäter thun wollte, ſein Syſtem in ſtrenger mathematiſcher Methode mitgetheilt hat; für die Sache ſelbſt iſt jedoch nichts dadurch verloren. Denn gewiß, ſo lange man noch mit den Ohren, nicht mit den Augen hören, ſo lange man noch die antike und moderne Welt nicht als zwei einander ausſchließende und lediglich abſtoßende, ſondern immer mehr als einander gegenſeitig fodernde und ergänzende erkennen wird, ſo lange noch männlicher Ernſt, redlicher Fleiß, ſeltener Tief- und Scharfblick, rückſichtsloſe Liebe zur Sache, achtungswerth bleiben, ſo lange ſteht zu hoffen, daß die Apelſche Metrik immer mehr Eingang finden wird, der bisher nur Vorurtheil und ein eben nicht ziemliches Vornehmthun den Weg vertraten.

Apellanten, eine religiöſe Parthei, ſ. Unigenitus.

Apertur (lat.), eigentlich die Oeffnung. Insbeſondere Jus aperturae, das Recht eines Lehnherrn, von ſeinen Vaſallen zu fordern, ihm zu jeder Zeit ſeine Feſtungen zu öffnen und Beſatzung einzunehmen.

Apollodor, der Sohn des Asclepiades, ein berühmter Grammatiker, lebte etwa 150 Jahre vor Chr. Geb. Er ſtudirte die Philoſophie unter Panätius und die Grammatik (im Sinne der Alten) unter Ariſtarch. Sein Ruf ſtieg bald ſo hoch, daß die Amphictyonen ihm öffentliche Ehren zuerkannten. Er hatte ein Werk über die Götter, einen Commentar über Homers Schiffscatalog und ein verſificirtes Geſchichtsbuch verfaßt. Das Werk, welches wir unter dem Titel Bibliothek angeblich von ihm beſitzen, iſt wahrſcheinlich ein Auszug der genannten und gewiß nicht von Apollodor. Aber auch ſo iſt es für Götter- und Heldengeſchichte ſehr wichtig. Die beſten Ausgaben ſind von Heyne (2te Aufl. Göttingen 1803) und von Clavier (Paris 1805).

Apoſtelbrüder, Apoſtelorden nannte Gerhard Sagarelli aus Parma einen Orden ohne Clauſur, den er zur Nachahmung der Kleidung, Armuth und unſtäten Lebensart der Apoſtel Jeſu um d. J. 1260 ſtiftete. Bettelnd, predigend, ſingend zogen ſie baarfuß in Italien, der Schweiz und Frankreich umher, verkündigten die Ankunft des Himmelreichs und beßre Zeiten, hatten Weiber in ihrem Gefolge, wie einſt die Apoſtel Gefährtinnen, und kamen, wohl nicht ohne Grund, in den Verdacht unſittlicher Vertraulichkeiten mit dieſen Schweſtern. Die päpſtliche Beſtätigung erhielt dieſe Geſellſchaft nicht, vielmehr erklärte Honorius IV. ſie 1286 für aufgehoben. Obgleich nun von Inquiſitoren verfolgt, trieben ſie ihr Weſen immer herumſchweifend fort, und da Sagarelli 1300 als Ketzer verbrannt worden war, fand ſich ein anderer Oberapoſtel Dolcino, ein kluger Mailänder, der ſeine auf 1400 Glieder angewachſene Schaar mit Weiſſagungen tröſtete. Seit 1304 heftig bedrängt, mußten ſie aus verſchanzten Lagern einen Vertheidigungskrieg führen, in dem ſie über nothgedrungenen Räubereien und Gefechten ihre erſte Beſtimmung ganz vergaßen, und nachdem ſie ein großes Gebiet im Mailändiſchen verheert hatten, 1307 von biſchöflichen Truppen auf ihrem feſten Berge Zebello bei Vercelli überwältigt und faſt ganz vernichtet wurden. Ihr kühner Anführer Dolcino ſtarb in Flammen. Noch ſpäter zeigten ſich Reſte dieſer Apoſtler in der Lombardei und im ſüdlichen Frankreich bis 1368. Ihre Ketzerei beſtand in Schmähungen auf den Papſt und die Kleriſei. E.

Apoſtool, Apoſtolen, ſ. **Wiedertäufer**.

Appel, in der Militärſprache das durch die Trompeten oder Trommeln gegebene Zeichen, worauf ſich die Soldaten verſammeln, oder womit ſie morgens geweckt werden. Man hat dies Wort zuweilen mit **Ruf** überſetzt, und könnte in dieſer Beziehung insbeſondere **Morgenruf** ſagen. In der Jägerſprache nennt man die Aufmerkſamkeit der Hunde auf den Ruf des Jägers **Appel**.

Appian, aus Alexandria, lebte als Sachwalter und Beſorger der kaiſerlichen Einkünfte unter Trajan, Hadrian und Antoninus Pius in Rom, und ſchrieb eine römiſche Geſchichte, von den älteſten Zeiten an bis auf Auguſtus, in 24 Bdn., wovon wir noch die Hälfte haben. Die beſte neuere Ausgabe iſt die von Schweighäuſer (Straßburg 1785 — 1785); deutſch von Dillenius.

Appiani (Andrea), einer der berühmteſten neueren italieniſchen Maler, ſtammt aus einer alten adeligen aber herabgekommenen Familie, und iſt gegen das Jahr 1750 zu Boſizio im Mailändiſchen geboren. Von früheſter Jugend an, zeigte er ſchon entſchiedene Neigung und Anlage zur Malerei. Seine Armuth zwang ihn bei Decorationsmalern verſchiedener Theater zu arbeiten, wobei es ihm denn gelang, die anatomiſchen und Zeichenſchulen mit beſuchen zu können. Die Geſchäfte ſeiner Principale führten ihn von Stadt zu Stadt. Der längere Aufenthalt zu Parma, Bologna und Florenz gab ihm Gelegenheit die Werke großer Meiſter zu ſtudiren, wornach denn ſein Styl, ſich ſelbſt überlaſſen, natürlich völlig originell werden mußte. Nun beſuchte er Rom und wiederholte dieſe Reiſe dreimal, um immer tiefer in das beinahe gänzlich verlorne Geheimniß Raphael'ſcher Frescomalerei einzudringen. Bald übertraf er auch in dieſer Art alle lebenden Maler in Italien und bewies ſeine herrliche Kunſt vorzüglich in der Kuppel der Kirche Santa Maria di S. Celſo in Mailand (welches Gemälde in einem Kupferſtich erſchien) und in den Wandgemälden und Plafonds, welche er ſeinem Gönner dem Statthalter Erzherzog Ferdinand in deſſen Landhaus zu Monza (1795) verfertigte. Bonaparte that alles mögliche (ſeit 1796), um dieſen Künſtler zu gewinnen; er ernannte ihn zum königlichen Hofmaler mit einem bedeutenden Gehalt, ertheilte ihm das Legionskreuz und den Orden der eiſernen Krone, und endlich das Diplom als Mitglied des Inſtituts der Wiſſenſchaften und Künſte von Italien. Appiani malte in der Folge die Bildniſſe Bonaparte's, des Vicekönigs, der Vicekönigin und beinahe der ganzen kaiſerlichen Familie, ſelbſt den Cardinal Feſch nicht ausgenommen, ſo wie die Bildniſſe mehrerer Generale, Miniſter ꝛc. Seine ſchönſten Werke aber ſind die Deckengemälde im königlichen Pallaſt zu Mailand, Allegorien aus und auf Bonaparte's Leben, und ſein Apollo mit den Muſen in der Villa Bonaparte. Beinahe alle Palläſte Mailands prangen mit ſeinen Frescoarbeiten. Weniger Glück machten ſeine Oelgemälde, welche er in Paris ausſtellen ließ. Sein Meiſterſtück hatte er im königl. Pallaſte zu Mailand begonnen, als ihn (1813 im April) plötzlich der Schlag rührte, und zu fernerer Arbeit untüchtig machte. Trotz dem Ruhm ſeines Pinſels lebte er dennoch mit einer zahlreichen Familie in der letzten Zeit ſeines Lebens in ſehr beſchränkten Verhältniſſen, da der Fall Bonaparte's ihn ſeines ganzen Gehaltes beraubte, und er doch nichts mehr verdienen konnte, bis er im Herbſte 1817 ſtarb. Alle ſeine Gemälde auf und für Bonaparte ſind unverſehrt erhalten worden.

Apſiden werden in der Aſtronomie die beiden Punkte der Erdnähe (Perigaeum) und Erdferne (Apogaeum) genannt, die immer 180 Grade auseinander liegen. Die gerade Linie nämlich, welche iene beiden Punkte vereiniget, iſt ein Durchmeſſer der Himmelskugel, und geht daher durch den Mittelpunkt der Erde. Wenn man zur Zeit der Sonnenwenden den ältern Stand der Sonne mit den neuern Ständen derſelben vergleicht, ſo findet man, daß ſich die Apſiden am Himmel, wiewohl nur langſam, verrücken, und daher ihre Länge jährlich um 1 Min. 6 Sec. zunimmt. Es geht hieraus hervor, daß die Sonne, wenn ſie von einer Erdferne ausgeht, mehr als ein tropiſches, ja ſogar mehr als ein Sternenjahr Zeit braucht, um wieder zur Erdferne zu gelangen. Dieſe ganze Umlaufszeit, die 26 Minuten 34½ Secunde länger als das tropiſche Jahr währt, nennt man ein anomaliſtiſches Jahr. P. S.

Aquamarin (Lat.), meerwaſſerfarbig, meergrüne Farbe. Daher wird auch der Beryll zuweilen bloß Aquamarin genannt.

Aquaviva, Jeſuiten-General, ſ. Jeſuiten.

Aquileia, zur Zeit der römiſchen Kaiſer eine berühmte Stadt in Oberitalien, die einen ſehr blühenden Handel führte. Mark Aurel erhob ſie zur erſten Feſtung des Reichs; ſie war der Schlüſſel Italiens gegen die Barbaren. Im J. 452 zerſtörte ſie Attila. Seitdem ſtand ein ärmliches Schifferdorf auf ihrer Stelle. Die Einwohner hatten ſich auf die Inſeln geflüchtet, wo nachher Venedig erbaut wurde.

Aequinoctialſtürme, diejenigen Stürme, welche zur Zeit des Aequinoctiums ausbrechen. Kurz vor und nach dieſem Zeitpunkte pflegen ungewöhnliche Stürme die Meere zu beunruhigen, daher die Schiffahrt in dieſer Zeit höchſt gefährlich iſt. Die Schiffe ſuchen zwar gewöhnlich die Häfen, allein auch darin droht ihnen oft Gefahr. Ueber die Urſachen dieſer Stürme weiß uns die phyſikaliſche Geographie noch keinen Aufſchluß zu geben, nicht einmal der Zeitpunkt ihres Ausbruchs kann genau angegeben werden.

Aquitanien, der lateiniſche Name einer galliſchen Provinz, welche bei den Celten Armorica hieß, und die Gegenden an der Küſte des Oceans, von der Garonne bis an die Pyrenäen und vom Meere bis Toulouſe umfaßte. Zur Zeit Auguſts war Aquitanien eine römiſche Provinz, die von der Loire bis an die Pyrenäen reichte.

Aequivoca, ſ. Analogie.

Arabiſches Meer, ein Theil des öſtlichen Oceans an den Südküſten Arabiens. — Arabiſcher Meerbuſen, ſ. Rothes Meer.

Aratus, ein griechiſcher Dichter, geboren zu Solis (Pompeiopolis) in Cilicien. Er war ein Zeitgenoſſe Theokrits und ſtand in Gunſt bei Ptolemäus Philadelphus und in ſteter Freundſchaft mit Antigonus Gonatas, dem Sohn des Demetrius Poliorcetes. Er ſoll mehrere Werke verfaßt und vor Ariſtarch eine Aufgabe des Homer beſorgt haben. Wir kennen ihn nur aus ſeinem Gedicht Phaenomena, worin er uns alles, was man damals vom Himmel wußte und kannte, überliefert hat, wiewohl man Urſache hat zu glauben, daß er ſelbſt nicht Aſtronom war. Er handelt darin von der Natur und Bewegung der Geſtirne und von aſtrologiſchen Gegenſtänden. In welchem Anſehen er bei den Alten ſtand, erkennt man daraus, daß Cicero, Germanicus Cäſar, Ovid nnd Avienus ihn überſetzten und Hipparch ihn commentirte. Die beſten Ausgaben ſind von Fell

(Oxford 1672, 8.) und von Buhle (Leipzig 1793 — 1801, 2 Bände, 8.), an welche ſich die neueſte Ausgabe von Matthiä, 1817 anreiht.

Arbeit (Nationalökonomie) heißt die Aeußerung der Thätigkeit ſowohl der Natur als des Menſchen hinſichtlich der Hervorbringung von Dingen, welche Güter ſeyn können. Selten bringt die Natur ohne Mitwirkung des Menſchen und eben ſo ſelten der Menſch ohne Mitwirkung der Natur dergleichen Dinge hervor, in den meiſten Fällen verdanken dieſelben ihr Entſtehen der vereinten Arbeit der Natur und des Menſchen. Die Arbeit iſt ſchaffend (productiv), wenn durch ſie irgend etwas Neues zur Erſcheinung kommt, ſteril (unproductiv), wenn dieß nicht der Fall iſt (ſ. Production). Die ſchaffende Arbeit iſt entweder Werth-ſchaffend oder Unwerth-ſchaffend, erſteres, wenn ſie Güter, letzteres, wenn ſie bloße Dinge, welche nicht zugleich Güter ſind, zur Erſcheinung bringt. Die Güter aber, welche die werthſchaffende Arbeit hervorbringt, übertreffen entweder, ſey es ihrem Werthe oder ihrem wirklichen Preiſe nach, die auf ihre Hervorbringung verwandte Gtüermaſſe, oder ſie gleichen dieſe Gütermaſſe bloß aus, oder ſie ſtehen ſogar unter derſelben. Im erſten Falle nennt man die Arbeit Werth-vermehrend, im zweiten Werth-ausgleichend und im dritten Werth-vermindernd. Nicht jede in Thätigkeit geſetzte Werth-ſchaffende Kraft des menſchlichen Geiſtes, nicht jede Arbeit vermag zu wirken auf Erhöhung des Wohlſtandes der Einzelnen und des Volks, ſondern nur die Werth-vermehrende Arbeit, denn die Werth-ausgleichende läßt den Wohlſtand unverändert und die Werth-vermindernde ſchwächt ſogar denſelben. Nicht auf möglichſt vollkommene Uebung der bloßen Werth-ſchaffenden Kraft eines Volks muß daher die Aufmerkſamkeit derer gerichtet ſeyn, welche Nationalreichthum zu befördern ſtreben, ſondern vielmehr auf möglichſt größte Belebung und Entwickelung der Werth-vermehrenden, ſchaffenden Kräfte. Werthſchaffend iſt übrigens jede Arbeit, durch welche Güter hervorgebracht werden, die Güter mögen ſinnlich oder geiſtig ſeyn, ſie mögen einen dauernden oder vorübergehenden Nutzen gewähren, ſie mögen unmittelbar oder mittelbar aus derſelben hervorgehen. Geiſtige Güter haben zwar nie einen Tauſchwerth, aber um ſo höher kann ihr Gebrauchswerth und ihr mittelbarer Einfluß auf Hervorbringung von Gütern ſeyn, welche Tauſchwerth beſitzen; daher kann oft die Arbeit, welche geiſtige Güter hervorbringt, mit weit größerm Rechte eine Werthſchaffende genannt werden, als diejenige, welche ſinnliche Güter erzeugt. K. M.

Arbeitshäuſer, ſind von Regierungen oder Vereinen errichtete Anſtalten, in welchen arbeitsloſe Menſchen gegen einen mäßigen Lohn Beſchäftigung finden, indem die Gründer das nöthige Material anſchaffen und die Fabrikate dann verhandeln. Sie ſind entweder Armen- (Beſchäftigungsanſtalten) oder Straf-Arbeitshäuſer: jene ſind bloß zur Beſchäftigung der Arbeitsloſen beſtimmt, und die Arbeiter ſind entweder freiwillig darin, oder werden durch die Polizei dahin gebracht; dieſe ſind für Criminalverbrecher beſtimmt und dienen zu ihrer Züchtigung und Beſſerung. Beide ſind unſtreitig dem Staate ſehr vortheilhaft, da erſtere zur Verhütung des Bettelns, letztere dazu dienen, die Züchtlinge an Arbeitſamkeit zu gewöhnen und dem Staate ihre Ernährung zu erleichtern. Die Art der Beſchäftigung wird von den lokalen Umſtänden beſtimmt, vor allem aber muß darauf geachtet

werden, daß es ſolche Beſchäftigungen ſind, deren Handgriffe leicht erlernt werden können. Die Humanität fordert menſchenfreundliche Berückſichtigung der Geſundheit der Arbeitenden, beſonders der Kinder, damit dem Staate nicht um eines augenblicklichen kleinen Vortheils willen Krüppel zuwachſen. Am glücklichſten iſt der Staat, deſſen Einwohner bei wohlgeleitetem Landbau Beſchäftigung genug finden, daß ſie nicht nöthig haben, ſich in Arbeitshäuſer zuſammenſtecken zu laſſen. — Was die Strafarbeitshäuſer betrifft, ſo treten dieſelben Rückſichten ein, nur mit dem Unterſchiede, daß allenfalls die Bildung mehrerer Handwerker darin anzuempfehlen ſeyn möchte, damit der Züchtling, wenn er ſeine Strafjahre überlebt, ein Mittel habe, ſich redlich zu nähren. Einige Regierungen, wie z. B. die baierſche, geben hierin nachahmungswürdige Beiſpiele; ja laſſen ſogar vom Ertrag der freiwilligen Arbeiten des Sträflings einiges zurücklegen, damit er beim Austritt aus dem Hauſe einen Sparpfennig mitnehmen könne. Man vergl. hierüber die Schriften von Loz und Weweld.

Arbeitslohn (Nationalökonomie), heißt das Einkommen, das menſchliche Arbeit gewährt. Da die Klaſſe der Staatsbürger, deren einzige Quelle das Einkommen ihrer Arbeit iſt, überall die ſtärkere Hälfte der Nation bildet, ſo muß auch immer mit der Höhe des Arbeitslohns der Nationalwohlſtand überhaupt in genauem Verhältniß ſtehen; um aber dieſe Höhe zu beurtheilen, iſt jedesmal erforderlich, den Nennwerth vom Sachwerthe ſorgfältig zu unterſcheiden. Es kommt nämlich hierbei nicht auf die Anzahl von Groſchen an, welche den Arbeitern als Lohn zu Theil wird, ſondern vielmehr auf den Werth der Güter, in deren Beſitz ſie ſich vermittelſt dieſer Groſchen zu ſetzen vermögen. In jenem Lande iſt der gewöhnliche Tagelohn eines gemeinen Arbeiters acht, in dieſem nur ſechs Groſchen, und dennoch ſteht ſich der Arbeiter in dieſem Lande beſſer als in jenem, iſt er im Stande, eine größere Maſſe von Werthen mit ſechs Groſchen einzutauſchen, als der erſtere mit acht Groſchen. Die Höhe oder Niedrigkeit des Arbeitslohns hängt zunächſt und vorzüglich von dem Verhältniſſe ab, in welchem die Angebote der Arbeit zu ihrer Nachfrage ſtehen. Iſt die Klaſſe der Arbeiter nicht groß genug, um die Nachfrage nach Arbeit zu befriedigen, ſo wird der Arbeitslohn hoch ſtehen, die Unternehmer von Gewerben müſſen in dieſem Falle die Arbeiter nicht bloß für den Betrag des Werths ihrer Arbeit belohnen, ſondern auch noch dafür, daß ſie ſich geneigt finden laſſen, für ſie zu arbeiten; iſt hingegen die Klaſſe der Arbeiter verhältnißmäßig größer, als die Menge der Arbeit-Begehrenden, ſo wird der Arbeitslohn niedrig ſeyn; die Arbeiter werden nicht den vollen Betrag des Werths ihrer Arbeitsproducte erhalten, ſondern ſich entſchließen müſſen, hiervon den Unternehmern etwas abzugeben, dafür, daß dieſe ihnen Gelegenheit verſchaffen, ſich nützlich zu beſchäftigen. Beide, die Höhe und die Niedrigkeit des Arbeislohns haben indeſſen ihre natürlichen Grenzen. Der äußerſte Punkt, auf welchen derſelbe geſteigert werden kann, iſt die Höhe, bei der er die Rente des zur Beſchäftigung der Arbeiter aufgewendeten Kapitals verſchlingt, der niedrigſte Punkt aber, bis zu welchem derſelbe herabſinken kann, iſt der Betrag, der gerade hinreicht zur Befriedigung der allernothwendigſten Bedürfniſſe des Arbeiters. Von dieſer niedrigſten Stufe ſteigt der Arbeitslohn mit der Nachfrage, letztere aber nimmt zu mit den Fonds, welche auf Beſchäftigung arbeitender Hände verwandt werden.

Nicht die Höhe, zu welcher der Nationalreichthum bereits gelangt iſt, ſondern ſein fortwährendes Wachſen iſt es daher hauptſächlich, was das Steigen des Arbeitslohns veranlaßt, deshalb ſehen wir, daß nicht in den reichſten Ländern, ſondern in den aufblühenden, in denen, welche am ſchnellſten reich werden, der Arbeitslohn am höchſten iſt. Das weit reichere England z. B. giebt nicht den großen Lohn ſeinen Arbeitern, der in den weit ärmeren Staaten von Amerika gereicht wird. Daher ſind die Zeiten die glücklichſten für den größten Theil des Volks, für die arbeitende Klaſſe, in welchen die Geſellſchaft mit raſchen Schritten ihrem höchſten Flor ſich nähert; daher iſt des Arbeiters Lage kläglich, wenn der Wohlſtand ſtill ſteht, und elend, wenn er ſinkt. Ueber hohen Arbeitslohn, die Folge des wachſenden Nationalreichthums, klagen, wie häufig geſchieht, heißt daher: über die nothwendige Urſache und Wirkung des größten Glücks klagen, was der Staatsgeſellſchaft zu Theil werden kann. Bloß in einem tadelnswerthen Egoismus der übrigen Bürgerklaſſen haben dergleichen Klagen gewöhnlich ihren Grund. K. M.

Arbéla, ein kleiner Ort in Chaldäa, berühmt durch die entſcheidende Schlacht, die in ſeiner Nähe Alexander der Gr. dem Darius lieferte (ſ. Alexander).

Archi, ein urſprünglich griechiſches Wort, das mehreren, beſonders kirchlichen, Amtstiteln vorgeſetzt wird, entſpricht der deutſchen Vorſylbe „Erz" und bezeichnet einen höhern Grad der Würde, vor deren Titel es ſteht z. B. Archidux, Erzherzog, Archiepiscopus, Erzbiſchof, Archipresbyter, Erzprieſter, Archidiaconus, oberſter Diaconus, Archimandriten, Erzäbte oder Generaläbte, heißen diejenigen Aebte in der griechiſchen Kirche, die über mehrere Aebte und Klöſter die Aufſicht führen, weil in der alten griechiſchen Kirche die Aebte Mandrä genannt wurden. In Sicilien nennen ſich einige Aebte ſo, weil ihre Klöſter urſprünglich von griechiſcher Stiftung ſind und der Regel des heil. Baſilius folgen. Auch die Generaläbte der unirten Griechen in Polen, Galizien, Siebenbürgen, Ungarn, Slavonien und Venedig führen dieſen Titel. F.

Archytas. Ein berühmter Pythagoreiſcher Philoſoph zu Tarent in Unteritalien zu Plato's Zeit, der ſich beſonders um die Mathematik verdient machte und mehrere kunſtreiche Maſchinen oder ſogenannte Automate verfertigt haben ſoll, untern andern eine Taube, die ſich ſcheinbar ſelbſt bewegte. Doch lauten manche dieſer Nachrichten von ſeiner Kunſt etwas fabelhaft.

Arelat, Arelatiſches Reich, hieß von ſeiner Hauptſtadt Arles das Herzogthum Burgund mit Provenze, das im 9ten Jahrhundert den Titel eines Königreichs auf einige Zeit führte. (S. Burgund.)

Aréna, ſ. Amphitheater.

Aretin (Adam, Freiherr von), gegenwärtig Geſandter des Königs von Baiern am Bundestage zu Frankfurt, iſt den 24. Aug. 1769 zu Ingolſtadt an der Donau geboren, widmete ſich früh dem Studium der Rechtswiſſenſchaft, und trat nach vollendeten Studienjahren in Staatsdienſte. Er verſuchte ſich als Schriftſteller, konnte aber darin zu keiner Auszeichnung gelangen. Glücklicher war er im Staatsdienſte; er ſchwang ſich im Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten unter Montgelas bis zum Vorſtande der diplomatiſchen Section empor, ſah ſeine Bemühungen mit Verdienſtorden belohnt,

und ward, als im Febr. 1817 der Graf Rechberg das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten übernahm, an deſſen Statt nach Frankfurt geſchickt. Um über ſeine diplomatiſchen Einſichten zu urtheilen, bemerken wir, daß er der Verfaſſer des im Oct. 1813 von Seiten Baierns gegen Frankreich bekannt gemachten Manifeſts war.

Aretin (Chriſtoph, Freiherr von), einer der talentvollſten baieriſchen Staatsdiener, iſt den 12. Dec. 1773 zu München geboren. Während ſeines Aufenthalts auf der univerſität Ingolſtadt war er in die Illuminatengeſchichte verflochten, trat früh in Staatsdienſte, und wurde bei der zur Zeit des Regierungsantritts des jetzigen Königs vorgenommenen Organiſation 1799, Landesdirectionsrath. Bei dem Streite der baierſchen Landſtände mit der Regierung im Jahre 1800 und 1801 war er als Schriftſteller nicht unthätig, ward 1803 nach der Aufhebung der Klöſter als Regierungscommiſſär zur Durchſuchung der Kloſterbibliotheken abgeſchickt, gelangte 1804 zur Stelle des Vicepräſidenten der Akademie der Wiſſenſchaften, und wurde mit der Aufſicht der Centralbibliothek in München beauftragt. Er war jetzt als Schriftſteller unermüdet thätig, gab mit Babo und ſpäter mit Scherer von 1804 — 1806 ein Tagblatt, Aurora, heraus, das er zum Theil noch ſpäter, als neuen literariſchen Anzeiger, fortſetzte, und machte noch viele andere Werke bekannt, unter denen wir nur folgende bemerken. Ausſprüche der Minnegerichte, aus alten Handſchriften gezogen, München 1803; Geſchichte der Juden in Baiern, Landshut 1803; Aelteſte Sage über die Geburt Carls des Großen, München 1803; Anleitung zur Theorie und Praxis der Mnemonik, Sulzbach 1810; Beiträge zur Geſchichte und Literatur, vorzüglich aus den Schätzen der münchner Hof- und Nationalbibliothek, München 1806. Als Herausgeber der Allemannia (1815 und 1816), einer Zeitſchrift, deren Tendenz im nördlichen Deutſchland ſehr mißfiel, da ſie das politiſche Syſtem Baierns und des Miniſter Montgelas blind zu erheben, und das entgegengeſetzte Preußens und ſeiner Alliirten, ſogar auf Koſten der Wahrheit und der Rechtlichkeit, zu bekämpfen ſuchte, ſo wie früher in ewigen und hämiſchen Streitigkeiten mit den nach Baiern berufenen proteſtantiſchen Gelehrten, zeigte ſich Aretin von einer ſehr leidenſchaftlichen Seite, wodurch er ſelbſt ſeinem Hofe mißfiel, und deßhalb von München nach Neuburg verſetzt wurde.

Argent haché (franz.), wörtlich zerhacktes Silber. Man verſteht aber darunter unedles Metall, das nur mit Silber überzogen iſt.

Argo, ſ. Argonauten.

Argolis, Argolia, Argos, die weſtliche Landſchaft des Peloponnes, die gegen Norden an Achaja, gegen Nordoſt an den Saroniſchen Meerbuſen, gegen Weſten an Arcadien, gegen Süden an Laconien, und gegen Südweſt an den Argoliſchen Meerbuſen gränzte. Das Land iſt trefflich; Hügel und Berge wechſeln mit fruchtbaren Ebenen und Thälern. Argolis wurde früh cultivirt; Inachus und Danaus ließen ſich hier nieder; Adraſt, Euryſtheus, Diomedes, Agamemnon hatten hier ihre Staaten; Perseus und Hercules wurden hier geboren. Schon von den älteſten Zeiten her zerfiel es in die kleinen Reiche Argos, Mycenä, Tirynth, Trözene, Hermione und Epidaurus, welche in der Folge Freiſtaaten bildeten.

Argos, ſ. Argolis.

Aria, eine Landſchaft des alten Perſiens jetzt Choraſan.

Aridäus, ein Sohn Philipps von Macedonien und der Tänzerin Philinna, folglich ein Halbbruder Alexanders, dem er auch dem Namen nach in der Regierung folgte. Da er durch Gift, das ihm Olympias hatte beibringen laſſen, blödſinnig geworden, regierte ſtatt ſeiner Perdiccas. Nach einer Regierung von 6 ½ Jahre ließ Olympias ihn umbringen.

Arimaſpen, ein fabelhaftes Volk, das bald nach Scythien bald in die rhipäiſchen Gebirge verſetzt und mit den Cyclopen verwechſelt wird.

Ariſtäus, (Mythol.) ein Sohn des Apollon und der Kyrene, den die Nymphen erzogen. Man ſchrieb ihm die Erfindung und Einführung der Bienenzucht zu, und erwies ihm ſelbſt göttliche Ehre. Seine Liebe zur Eurydice, der jungen Gattin des Orpheus, brachte dieſer den Tod, indem er ſie bis zu einem Fluſſe verfolgte, wo ſie von einer giftigen Schlange gebiſſen wurde. Zur Strafe verlor er ſeine Bienen, der Verluſt wurde ihm aber durch neue Schwärme erſetzt, die ſich in den Leibern der von ihm geſchlachteten Rinder nach 9 Tagen erzeugten. Er war der Eidam des Kadmos und der Vater des Aktäon.

Arius, ſ. Arianer.

Arkadier (Akademie der), eine Vereinigung italieniſcher Dichter in Rom, welche in der letzten Hälfte des 19ten Jahrhunderts in der Abſicht errichtet wurde, den guten Geſchmack zu befördern und die italieniſche Dichtkunſt zu cultiviren. Die Königin Chriſtina von Schweden hat ſie, wie Einige behaupten, geſtiftet, wenigſtens Antheil daran genommen. Die ganze Einrichtung der Geſellſchaft ſoll die Nachahmung eines Arkadiſchen Idyllen-Lebens vorſtellen. Daher werden die Verſammlungen in Gärten gehalten, und jedes Mitglied nimmt einen griechiſchen Schäfernamen an, mit welchem es in der Geſellſchaft genannt wird, und unter welchen auch gewöhnlich die Gedichte einzelner Mitglieder herausgegeben worden. Die Geſetze der Geſellſchaft ſind nach dem Muſter der bekannten römiſchen 12 Tafeln abgefaßt; die wichtigſten darunter ſind, daß die Geſellſchaft keinen Protector haben ſoll, und daß keine Gedichte, die der Religion und den guten Sitten zuwider ſind, vorgeleſen werden dürfen. Das Wappen der Geſellſchaft iſt die Syrinx (die alte Hirtenflöte), mit Fichten und Lorbeeren umwunden. Nur Dichter können Mitglieder ſeyn; auch Dichterinnen werden aufgenommen. Ehemals ſtand die Geſellſchaft in Anſehen, und man beeiferte ſich in dieſelbe aufgenommen zu werden, welches jetzt nicht mehr der Fall iſt. Nach dem Muſter der Hauptgeſellſchaft in Rom wurden in mehreren Städten Italiens Vereinigungen zu gleichem Zwecke geſtiftet. Der bekannte Literator Crescimbeni (Verfaſſer einer Geſchichte der italieniſchen Dichtkunſt) hat Sammlungen von Gedichten der Geſellſchaft und Lebensbeſchreibungen verſchiedener Mitglieder derſelben herausgegeben.

Arme von Lyon, ſ. Waldenſer.

Armorica, ſ. Aquitanien.

Arndt (Ernſt Moriz), ein berühmter und um ſein Vaterland hochverdienter deutſcher Schriftſteller, der ſich beſonders zur Zeit der Befreiung Deutſchlands von der Franzoſenherrſchaft thätig bewies und durch ſeine freimüthigen und patriotiſchen Schriften kräftig dazu mitgewirkt hat. Er iſt aus Pommern gebürtig und war 1806 Profeſſor der Philoſophie zu Greifswalde. Seine Reiſen (Reiſe durch Schweden, 4 B., durch einen Theil Italiens, 2 B., durch einen Theil Frank-

reichs, 3 B., durch Deutſchland, Italien, Ungarn und Frankreich, 2te Aufl. 4 Bände) machten ihn dem Publikum als einen aufmerkſamen und aufgeklärten Beobachter bekannt. Er war damals ein Lobredner Napoleon's. Als er aber deſſen verderbliches Unterjochungsſyſtem durchſchaut hatte, ward er ein deſto entſchiednerer Gegner deſſelben. Dieß bewies ſein Geiſt der Zeit, welcher 1807 erſchien und allgemeines Aufſehen erregte. Man findet darin ſehr anziehende hiſtoriſche und politiſche Skizzen und ſehr überraſchende Anſichten von dem Ausgange der Kriege Napoleons. Mit kühner Freimüthigkeit ſagt der Verfaſſer, daß dieſer Weltbeſtürmer nicht anders als mit ſeinen eignen Waffen beſiegt werden könne. Napoleon nöthigte ihn, nach Schweden zu flüchten, von wo Arndt erſt in dem Augenblicke der Befreiung ſeines Vaterlandes zurückkehrte. Sein Beſtreben war, die Erbitterung gegen die franzöſiſchen Unterjocher immer höher und höher zu ſteigern, den Enthuſiasmus für Unabhängigkeit und Vaterland zu entflammen, und die Jugend Deutſchlands unter die Waffen zu bringen. Eine Menge von Schriften voll Feuer und Geiſt, deren Aufzählung hier zu weitläuftig ſeyn würde, floſſen damals aus ſeiner raſtloſen Feder, die alle, und nicht ohne Erfolg, auf dieſe Zwecke hinarbeiteten. Auch nach Napoleons Sturz blieb er mit ſeinen Rathſchlägen, wie Deutſchlands Wohl dauerhaft begründet werden könne, nicht zurück, und manches von ihm hier ausgeſtreute Saamenkorn wird vielleicht noch in Zukunft nützliche Früchte tragen. — Arndt lebt gegenwärtig am Rhein und hat, wie wir hören, einen Ruf an die in Bonn zu errichtende Univerſität erhalten.

Arnold von Brescia, ein Schüler Abelards, kam voll neuer Ideen über Religion und Kirche um das Jahr 1136 in ſeine Vaterſtadt zurück, wo er Kleriker und Lector war. Sein hoher kühner Geiſt, ſeine Kenntniß des chriſtlichen Alterthums und ſeine ſalbungsvolle, hinreißende Beredtſamkeit verſchaffte ſeinen Strafreden gegen das Unweſen der Hierarchie Bewunderung und Glauben. So regte er die Laien gegen den Klerus auf, und fand auch in Frankreich, wohin er 1139 flüchten mußte, zahlreiche Anhänger; denn die gerechte Unzufriedenheit mit den damaligen Sitten und Anmaßungen der Geiſtlichkeit hatte ihm allenthalben Bahn gemacht. Das ſchnell auflodernde Feuer der Empörung konnte der Bann, den Innozenz II. über ihn und die Arnoldiſten verhängte, nicht löſchen. Arnold predigte ſeine Lehre ungekränkt zu Zürch in der Schweiz bis 1144, wo er zu Rom als Demagog auftrat und durch die Kraft ſeiner Rede gewaltthätige Ausbrüche der Volkswuth gegen die geiſtlichen Despoten veranlaßte. Die tobende Menge, die er ſelbſt nicht mehr bändigen konnte, verehrte ihn als ihren Vater, und ſelbſt der Senat beſchützte ihn, bis Adrian IV. 1155 die Stadt Rom mit dem Interdict belegte. Dieſe noch nie erhörte Schmach beugte die Römer, ſie baten um Gnade und Arnold mußte nach Campanien fliehen. Hier wurde er aufgegriffen, als Ketzer und Rebell zu Rom verbrannt, ſeine Aſche in die Tiber geſtreut und ſein Anhang unterdrückt. Aber der Geiſt ſeiner antipapiſtiſchen Lehre erbte ſich auf die Secten fort, die dieſes und das folgende Jahrhundert entſtehen ſah. E.

Arnoldiſten, ſ. Arnold von Brescia.

Arroſiren nannte man in Oeſterreich das Zahlen der gezwungenen Nachſchüſſe auf die Staats-Obligationen, indem die Inhaber derſelben, um fernerhin den vollen Zinsbetrag erheben zu können, und die urſprüngliche Capital-Summe ungeſchmälert zu erhalten, ver-

pflichtet wurden, einen gewiſſen verhältnißmäßigen Betrag nachzuzahlen, der ihnen dann auch verzinſet ward.

Arſinoe, eines Prieſters, des Phlegeus Tochter, und Gemahlin des Alcmäon.

Arſis, ſ. Rhythmus.

Artaxerxes, der Name mehrerer perſiſchen Könige. 1. Artaxerxes mit dem Beinamen Longimanus wegen ſeiner langen Arme, war der zweite Sohn des Xerxes. Er entging dem Artaban und den andern Verſchworenen, die ſeinen Vater und ſeinen ältern Bruder Darius ermordeten, und beſtieg 464 vor Chr. den Thron. Er brachte die empörten Aegyptier zum Gehorſam und erkaufte den Frieden mit Athen dadurch, daß er den griechiſchen Städten Aſiens die Freiheit zugeſtand. Er herrſchte friedlich und ſtarb 424. Er war den Juden günſtig und wird für den Ahasverus der Schrift gehalten. 2. Artaxerxes, mit dem Beinamen Mnemon wegen ſeines ſtarken Gedächtniſſes, folgte ſeinem Vater, Darius II., im J. 405. Nachdem er ſeinen Bruder Cyrus (ſ. d. Art.) beſiegt, bekriegte er die Spartaner, welche jenem beigeſtanden, und zwang ſie, ihm die griechiſchen Städte und Inſeln Aſiens zu überlaſſen. Dagegen begünſtigte er die Athenienſer und wußte überhaupt die Griechen unter ſich in Uneinigkeit zu erhalten. Er ward 361 von ſeinem Sohn Ochus getödtet. Dieſer folgte ihm unter den Namen 3. Artaxerxes Ochus. Nachdem er die Phönizier und Aegyptier wieder zum Gehorſam gebracht und große Grauſamkeiten in beiden Ländern verübt hatte (in Aegypten ließ er unter andern den Apis ſchlachten und ſich zum Mahle bereiten), ward er von ſeinem Feldherrn Bagoas vergiftet, der den Leichnam den Katzen vorwarf und aus ſeinen Knochen Säbelgriffe machen ließ.

Artemidorus, ein griechiſcher Schriftſteller aus Epheſus, im 2ten Jahrh. nach Chr. Er beſchäftigte ſich viel mit Traumdeuterei, und noch haben wir von ihm ein Buch darüber — Oneirokritica — wichtig für den, der ſich über dieſen Gegenſtand genauer unterrichten will, und auch wegen mancher eingeſtreuten Bemerkungen für den Philologen überhaupt merkwürdig. Neueſte kritiſche Ausgabe v. Reif. (Leipz. 1805).

Aſcenſion, ſ. Aufſteigung.

Aſchenkrug, ein Gefäß, worin die Alten die Aſche der verbrannten Leichen aufbewahrten. Sie wurden aus Holz oder Metall verfertigt und waren mit geſchnitzten oder geſchlagenen Verzierungen verſehen. (S. d. Art. Urne.)

Asklepios ſ. Aeſculap.

Aſopus, der Name mehrerer Flüſſe in Griechenland, von denen der achäiſche und böotiſche die berühmteſten ſind.

Aſow, eine ſtark befeſtigte Stadt im Gouvernement Jekaterinoslaw, auf einer Inſel am Ausfluß des Don in das nach der Stadt benannte Aſowſche Meer (ſonſt Palus Maeotis). Sie hat gegen 4000 Einwohner.

Aſt, wird jener Theil eines Baumes genannt, der nicht unmittelbar von der Wurzel, ſondern erſt vom Stamme ausgeht. Aus den Aeſten geben die Blätter und fruchtetragenden Zweige hervor. So wie man das Wort Stamm uneigentlich auf Völker und Familien anwendet, ſo gilt dieß auch von dem Worte Aſt, und man ſagt daher z. B. „die Familie theilt ſich in mehrere Aeſte.“ In der Forſtwiſſenſchaft begreift man die Aeſte unter dem gemeinſchaftlichen Ausdrucke von Ober-

gehölz, und ſcheidet bei der Berechnung des Werthes eines Baumes Stamm und Obergehölz. Die Richtung der Aeſte iſt an jedem Baume charakteriſtiſch und gibt auf den erſten Blick ſchon ein Merkmal, ſie von einander zu unterſcheiden.

Aſtarte, eine ſyriſche Göttin, wahrſcheinlich ſo viel als die Semele bei den Griechen und die Aſtaroth bei den Hebräern. Sie hatte nach Lucian einen großen und uralten Tempel in Phönizien. Einige halten ſie auch für die Here, noch andere für die Aphrodite.

Aſteriscus. So heißen die Sternchen (*), die man im Texte braucht, um damit auf die unten ſtehenden Anmerkungen zu verweiſen. Man ſetzt ſie zu dem Worte, auf welches ſich die Anmerkung zunächſt bezieht. Die alten Kritiker bedienten ſich des Aſteriscus, um in den Handſchriften irgend eine Unrichtigkeit des Textes anzudeuten.

Aſtrachan, eine der öſtlichſten Provinzen Rußlands in Europa, begränzt im Norden von dem Lande der Bulgaren und Baſchkiren, im Süden vom caſpiſchen See, im Weſten von der Wolga, die ſie von den Nogayan-Tataren und den doniſchen Coſaken trennt, und im Oſten von einer großen Gebirgskette, die ſie von der großen Tatarei ſcheidet. Die Provinz reicht vom 46ſten bis 52ſten Breitegrade. Der Sommer iſt lang und gewaltig heiß, der Winter drei Monate hindurch überaus ſtreng. Der reiche und fruchtbare Boden wird von den Tataren nicht angebaut. Auf der Weſt- und Südſeite der Wolga ſind gewaltige Heiden, welche ein ſchönes, feines Salz in großem Ueberfluß liefern. Die Hauptſtadt Aſtrachan liegt auf einer Inſel, Dolgoi genannt, auf der Gränze von Aſien, etwa 12 Meilen vom Einfluß der Wolga in den caſpiſchen See. Sie hat mit den Vorſtädten eine Meile im Umfang und zählt mit den Armeniern, Tataren, Perſern und Hindu's 70,000 Einwohner. Die Häuſer ſind von Holz, ſchlecht und unbequem. Die Umgegend iſt fruchtbar und mit Gärten und Weinbergen bedeckt. Die Wolga iſt ſehr fiſchreich, und die in Menge hier gefangenen Störe gehen geſalzen und im Winter friſch faſt durch ganz Rußland. Vom Juli bis October ſind Heuſchreckenſchwärme nicht ungewöhnlich. Sonſt handelte Aſtrachan nach Khuva und Bochara; jetzt beſchränkt ſich der Handel auf Perſien und das Innere Rußlands; iſt aber nicht unbedeutend. Die Stadt hatte vor einigen Jahren 40 Schiffe von 100 bis 200 Laſten für den caſpiſchen Handel. Ausgeführt wird Leder, Leinwand, Wollenzeug und andere europäiſche Waaren; dagegen von Perſien eingeführt, goldgewirkte ſeidene Binden für die Polen, ſeidene Zeuge und Stoffe mit Baumwolle gemiſcht, Reiß, Baumwolle, Rhabarbar und einige andere Droguen, vornehmlich aber rohe Seide.

Aſymptote wird in der Geometrie eine, gemeiniglich gerade Linie genannt, die neben einer andern krummen Linie von unbeſtimmter Länge fortläuft, dergeſtalt, daß ihre Abſtände von einander immer kleiner und kleiner werden, ohne daß ſich beide Linien jemals ſchneiden können. Die Aſymptote kann auch eine krumme Linie ſeyn.

Athanaſius (der heilige), Patriarch von Alexandria, ein berühmter Kirchenlehrer, geb. in jener Stadt gegen das Jahr 296. Er bekam eine chriſtliche Erziehung, kam in das Haus des heil. Alexander, nachmahls Erzbiſchofs von Alexandria, deſſen Secretär er ward, begab ſich darauf zu dem heil. Antonius, und führte bei dieſem be-

rühmten Anachoreten ein aſcetiſches Leben, und kehrte endlich nach Alexandrien zurück, wo er Diaconus wurde. Der heilige Alexander nahm ihn auf die nicäniſche Kirchenverſammlung mit, wo er in den Arianiſchen Streitigkeiten durch ſeine Talente ſich die Hochachtuug der Väter erwarb. Er hatte troz ſeiner Jugend großen Antheil an den Beſchlüſſen, die hier gefaßt wurden, und zog dadurch den Haß und die Verfolgungen der Arianer für ſein ganzes Leben auf ſich. Dieſe offenbarten ſich ſchon, als er nach einem halben Jahre zum Nachfolger des heiligen Alexander ernannt wurde. Die Anklagen und Beſchuldigungen ſeiner Feinde bewogen den Kaiſer Conſtantin endlich, ihn 334 vor die Concilien von Tyrus und Jeruſalem vorladen zu laſſen. Athanaſius enthüllte den Betrug und ſezte ſeine Richter, die zugleich ſeine Gegner waren, in ſolche Verwirrung, daß der kaiſerliche Commiſſär ihn nur mit Mühe ihrer Wuth entziehen konnte. Man begnügte ſich, ihn abzuſezen. Dennoch ſezte er ſeine Amtsverrichtungen fort; aber der Kaiſer, durch neue Erdichtungen getäuſcht, verwies den heiligen Patriarchen nach Trier. Dieſes erſte Exil endigte nach einem Jahre und einigen Monaten Conſtantins Tod. Conſtantius, Kaiſer des Orients, rief ihn zurück. Sein Einzug in Alexandrien glich einem Triumph. Die Arianer, in Verzweiflung über ſeine Rückkehr, verbreiteten aufs neue falſche Anklagen wider ihn und neunzig Arianiſche Biſchöfe verurtheilten ihn in Antiochia auf dieſe grundloſen Beſchuldigungen. Dagegen erklärten ihn hundert orthodoxe Biſchöfe, die ſich zu Alexandria verſammelten, für unſchuldig, und der Papſt Julius beſtätigte dieſen Ausſpruch unter der Zuſtimmung von mehr als dreihundert zu Sardes verſammelten Biſchöfen des Orients und Occidents. Dem zu Folge kehrte er zum zweiten Male zu ſeinem Sitze zurück. Als aber Conſtans geſtorben und Conſtantius Herr des ganzen Reichs geworden war, durften die Arianer ſich mit völliger Ungebundenheit gegen ihn erheben. Sie verurtheilten ihn auf den Concilien zu Arles und Mailand. Da aber der ehrwürdige Patriarch nur einem ausdrücklichen Befehle des Kaiſers gehorchen will, erſcheinen plötzlich, als er ſich gerade zur Feier eines Feſtes in der Kirche befindet, 5000 Soldaten und dringen in die Kirche um ſich ſeiner zu bemächtigen. Die ihn umgebenden Geiſtlichen und Mönche bringen ihn jedoch in Sicherheit. Athanaſius, zum dritten Male entſetzt, flüchtet ſich in die Wüſten Aegyptens. Seine Feinde verfolgten ihn auch noch hier und ſetzten einen Preis auf ſeinen Kopf. Um die Einſiedler dieſer traurigen Gegenden, die ſeine Nähe nicht verrathen wollen, von den Mißhandlungen ſeiner Verfolger zu befreien, begab er ſich in den völlig unbewohnten Theil der Wüſte, wohin ein treuer Diener ihm folgte, der ihm mit Lebensgefahr Nahrungsmittel herbeibrachte. Hier, in dieſer unzugänglichen Einöde, verfaßte Athanaſius eine Menge von Schriften voll Beredtſamkeit, um die Gläubigen in ihrem Glauben zu ſtärken, die Kunſtgriffe ſeiner Feinde zu enthüllen und ſeine Widerſacher zu ſchrecken und zu verwirren. Als Julian den Thron beſtieg, erlaubte er den orthodoxen Biſchöfen zu ihren Kirchen zurückzukehren. So kehrte nach ſechsjähriger Abweſenheit auch Athanaſius zurück. Die Milde, mit der er ſich gegen ſeine Feinde betrug, fand in Gallien, Spanien, Italien und Griechenland Nachahmung und führte den Frieden in der Kirche zurück. Aber dieſer Frieden ward durch das Geſchrei der Heiden, deren Tempel durch Athanaſius Eifer immer leerer wurden, geſtört. Sie reizten den Kaiſer Julian den Apoſtaten wider ihn auf, und Athanaſius mußte, um ſein Leben zu retten, nach The-

bais flüchten. Der Tod dieſes Kaiſers und die Thronbeſteigung Jovians ließen ihn zurückkehren. Als aber nach acht Monaten Valens Kaiſer ward und die Arianer die Oberhand gewannen, mußte er wieder fliehen. Er verbarg ſich in dem Grabe ſeines Vaters und verweilte hier vier Monate, bis Valens, durch die dringenden Bitten und Drohungen der Alexandriner bewogen, ihm erlaubte, zurückzukehren. Von jetzt an verwaltete er ſein Amt ungeſtört, bis er 373 ſtarb. Von den ſechs und vierzig Jahren ſeines Episcopats hatte er zwanzig in der Verbannung verlebt, den größten Theil der übrigen aber zur Vertheidigung des nicäiſchen Glaubensbekenntnißes angewendet. Athanaſius gehört zu den größten Männern, welche die Kirche aufweiſen kann. Sein tiefer Verſtand, ſein edles Herz, ſein unerſchütterlicher Muth, ſein lebendiger Glaube, ſeine unbegränzte Nächſtenliebe, ſeine aufrichtige Demuth, ſeine natürliche Beredſamkeit, ſeine ſtrenge Lebensweiſe gewannen ihm Ehrfurcht und Liebe. Seine Schriften ſind polemiſchen, hiſtoriſchen und moraliſchen Inhalts. Die polemiſchen betreffen hauptſächlich die Myſterien der Dreieinigkeit, der Incaneation und der Göttlichkeit des heiligen Geiſtes; die hiſtoriſchen ſind von höchſter Wichtigkeit für die Kirchengeſchichte, und enthalten Materialien, die man außerdem vergebens ſuchen würde. In allen iſt die Schreibart durch Klarheit ausgezeichnet und der Ton angemeſſen. Seine Apologie an den Kaiſer Conſtantius iſt ein Meiſterwerk. Die beſte Ausgabe iſt von Montfaucon, Paris, 1698, 3 Bände Fol. Als ein Supplement derſelben kann der 2te Band der Bibliothek der Kirchenväter deſſelben Herausgebers (1706) betrachtet werden.

* Athen, der Name jener hochberühmten Stadt, aus deren Mitte ſich das Licht ächt menſchlicher Kultur durch Jahrtauſende bis auf unſere Zeit verbreitet hat, und ſich wahrſcheinlich gleich belebend und bildend durch ferne Jahrtauſende auf die Nachwelt verbreiten wird. Welche Ideen von Größe, Würde und Schönheit ſind nicht mit dem Namen Athen verbunden! Wie intereſſant muß es daher nicht jedem Gebildeten ſeyn, zu wiſſen, was Athen einſt war, und was es jetzt iſt. Athen, die Hauptſtadt des alten Königreichs Attica, und des ſpätern Freiſtaates, ſoll ihre Entſtehung dem Cecrops verdanken, und in den älteſten Zeiten den Namen Cecropia geführt haben, der in der folgenden Zeit bloß der Burg oder Feſtung eigen blieb. Unter der Regierung des Erichthonius ſchon verlor ſie den alten Namen, und erhielt dafür den von Athen, wahrſcheinlich von der Minerva, welche bei den Griechen Athene hieß. Die alte Stadt lag auf dem Gipfel eines Felſens mitten in einer weiten und angenehmen Ebene, welche bei Vermehrung der Einwohner mit Gebäuden angefüllt wurde; daraus entſtand denn der Unterſchied in Acro- und Catapolis, oder in die obere und untere Stadt. Der Umfang der Citadelle oder der Acropolis betrug 60 Stadien, und umſchloß mehrere anſehnliche Gebäude. Athen lag an dem Saroniſchen Golf, der öſtlichen Küſte des Peloponnes gegen über. Es war auf einer Art von Halbinſel erbaut, welche der Zuſammenfluß des Cephiſſus und Ilyſſus bildete. Von der See, auf der ſeine Größe und Wichtigkeit ſo weſentlich beruhte, lag es ohngefähr vier Stunden. Durch Mauern von großer Feſtigkeit und Ausdehnung war es mit den drei Häfen Piräeus, Munychia und Phalerus verbunden. Der erſte wurde für den bequemſten gehalten, und war einer der Stapelplätze des griechiſchen Handels; die Küſte rings umher war mit prächtigen Gebäuden bedeckt, welche mit denen der Stadt ſelbſt wetteiferten. Die Mauern, welche die Häfen

mit der Stadt verbanden, waren von Bruchſteinen, und ſo breit, daß ſich Wagen auf denſelben ausweichen konnten. Die Acropolis wurde indeſſen nicht bloß als Feſtung, ſondern mehr deshalb der bedeutendſte Theil der Stadt, weil ſie das Herrlichſte an Kunſtwerken einſchloß, was Athen aufzuweiſen hatte. Die Hauptzierde war das *Parthenon*, oder der Tempel der Minerva. Dieſes prächtige Gebäude, welches noch in ſeinen Ueberreſten die Bewunderung der Welt iſt, war 217 Fuß lang und 98 breit. Von den Perſern zerſtört, wurde es herrlicher von Perikles aufgebaut. Hier ſtand die Bildſäule der Minerva von Phidias, dieſes unvergleichliche Meiſterſtück der Bildhauerei, von Elfenbein gebildet, 30 Fuß hoch, und ganz mit Golde bedeckt, deſſen Werth auf 44 Talente oder 120,000 Pfund Sterling geſchätzt wurde. Den Eingang zum Parthenon bildeten die *Propyläen*, aus weißem Marmor gebaut. Dieſes Gebäude lag auf der Nordſeite der Acropolis, dicht dabei das *Erechtheum*, ebenfalls von weißem Marmor, beſtehend aus zwei Tempeln, dem der Pallas Minerva und dem des Neptun, außer einem andern merkwürdigen Gebäude *Pandroſium* benannt. Im Umkreiſe des Minerventempels ſtand auch der der Göttin heilige Oelbaum. Auf der vordern Seite der Acropolis und an jedem Ende derſelben ſah man *die zwei Theater*, das des Bacchus und das Odeum; erſteres für das recitirende Schauſpiel, letzteres für muſikaliſche Unterhaltung, dieſes beſonders mit ausgezeichneter Pracht erbaut. Auch der Staatsſchatz befand ſich in dem hintern Theile des Minerventempels. In der untern Stadt zeichneten ſich ebenfalls mehrere herrliche Werke der Architektur aus, worunter genannt zu werden verdienen, das *Pöcile*, oder die Gallerie zur Aufſtellung hiſtoriſcher Bilder, ferner der *Thurm der Winde* von Andronicus Cyrrheſtes und mehrere treffliche Denkmäler berühmter Männer. Zwei der herrlichſten Bauwerke befanden ſich aber außer der Stadt, der Tempel des Theſeus nämlich und der Tempel des Jupiter Olympius, der eine auf der Nord-, der andere auf der Südſeite der Stadt. Der erſtere war von doriſcher Bauart, dem Parthenon ähnlich, und auf den Metopen ſah man die vornehmſten Thaten des alten Helden und Königs trefflich abgebildet. Der Tempel des Jupiter Olympius war von joniſcher Bauart, und übertraf faſt alle übrigen Gebäude Athens an Pracht und Schönheit. Man hatte unermeßliche Summen darauf verwendet, er wurde nach und nach immer mehr vergrößert und verſchönert, und endlich von Hadrian vollendet; das Aeußere zierten ohngefähr 120 cannelirte Säulen, 60 Fuß hoch und 6 Fuß im Durchmeſſer haltend. Das Innere dieſes Gebäudes hatte wohl eine halbe Stunde im Umfange. Hier ſtand auch die beühmte Statue des olympiſchen Jupiters, gleichfalls von Phidias aus Gold und Elfenbein gebildet. Auch darf hier das *Panteon* (allen Göttern heilig) nicht vergeſſen werden, wovon das in Rom befindliche ein treues Abbild iſt. Außer dieſen Wunderwerken der Kunſt zeigte Athen noch anderer Plätze und Punkte, welche durch die damit verbundenen Erinnerungen der Nachwelt ewig theuer bleiben werden. Die alten Philoſophen pflegten ſich bekanntlich nicht, wie unſere akademiſchen Lehrer in Hörſäle einzuſchließen, ſondern hielten ſich mit ihren Schülern am liebſten im Freien auf, und ſuchten dazu ſtille abgelegene Plätze aus. Ein ſolcher war die berühmte *Akademie*, wo Plato lehrte, ohngefahr drei Viertel Stunden nördlich von der Stadt gelegen, und einen Theil des Platzes ausmachend, der *Ceramicus* hieß. Man hatte den urſprünglich ſumpfigen und ungeſun-

den Boden durch Baumpflanzungen und Durchleitung friſchen Waſſers zu einem angenehmen Luſtorte gemacht. Ein anderer ſolcher Ort war das Lyceum, wo Ariſtoteles lehrte, und das durch ihn der Sitz der peripatetiſchen Schule wurde. Es lag jenſeits des Ilyſſus auf der andern Seite der Stadt, und wurde auch zum Schauplatz gymnaſtiſcher Uebungen gebraucht. Nicht weit davon lag der minder berühmte Cynoſarges, wo Antiſthenes, der Stifter der cyniſchen Schule, lehrte. Die folgenden Sekten von Zeno und Epicurus hatten ihre Verſammlungsorte in der Stadt. Zeno wählte dazu das bekannte Pöcile, Epicur aber legte ſich einen Garten innerhalb der Mauern an, da er die Geſelligkeit und ländliche Stille gleich ſehr liebte. Allein nicht blos literariſche, ſondern auch politiſche Verſammlungen gaben verſchiedenen Gegenden Athens ein beſonderes Intereſſe. Hierher gehören der Hügel des Areopagus, wo dieſe erlauchte Verſammlung ihre Entſcheidungen ausſprach, das Prytaneum, oder Haus des Senats; der Pnyx oder das Forum, wo das ſouveraine Volk von Athen ſich berathſchlagte, u. a. m. An alle dieſe Orte knüpfen ſich bedeutende Erinnerungen aus der Geſchichte des merkwürdigen, einzigen Volkes. Nachdem, wie aus der Geſchichte Attica's bekannt, Jahrhunderte des Kriegs und der Zerſtörung ſo wie des Wechſels gebildeter und barbariſcher Beherrſcher über die herrliche Stadt hingegangen ſind, erwecken ihre Ruinen noch gegenwärtig Erſtaunen und Bewunderung in der Seele des Beſchauers. Von der Acropolis ſteht noch immer ein nicht unbeträchtlicher Theil. Die Türken, die jetzigen Herren der Gegend, haben ſie in eine moderne Feſtung verwandelt, und mit breiten unregelmäßigen Mauern umgeben. In dieſen erblickt man noch Ueberreſte der alten Mauern nebſt Bruchſtücken von Säulen, die man zum Behufe des neuen Baues aus den alten Trümmern genommen hat. Von den Propyläen, erbaut von Perikles mit einem Aufwande von 2012 Talenten, welche den ehemaligen Eingang bildeten, war der rechte Flügel ein Tempel des Sieges. Das Dach dieſes Gebäudes ſtand noch im Jahr 1656, wo es durch eine plötzliche Pulverexploſion zerſtört ward, denn die Türken hatten das Gebäude zu einem Pulvermagazin umgeſchaffen. In einem Theile der jetzigen Mauer befinden ſich noch Fragmente von trefflicher Bildhauerarbeit in Basrelief, darſtellend den Kampf der Athenienſer mit den Amazonen. Von dem gegenüber ſtehenden Flügel der Propyläen ſind noch ſechs Säulen übrig, mit Thorwegen zwiſchen denſelben. Dieſe Säulen ſind von Marmor, weiß wie Schnee und von der feinſten Arbeit. Jede derſelben beſteht nicht, wie es anfangs ſcheint, aus einem einzigen Stücke, ſondern aus 3 bis 4, welche ſo künſtlich zuſammengeſetzt ſind, daß, ob ſie gleich zweitauſend Jahre der Witterung ausgeſetzt waren, dennoch keine Trennung bemerkt wird. Dieſe Säulen ſind halb durch eine Mauer bedeckt, welche die Türken an der Vorderſeite derſelben aufgeführt haben. Aus den Propyläen treten wir ins Parthenon, den Hauptſitz der athenienſiſchen Pracht. An der öſtlichen Vorderſeite ſtehen noch acht Säulen, und mehrere von den Säulengängen an den Seiten. Von dem Frontiſpiz, welches den Kampf des Neptun und der Minerva um Athen vorſtellte, iſt nichts mehr übrig, außer der Kopf eines Seepferdes und die Figuren von zwei Frauen, aber ohne die Köpfe, allein in Allem iſt die höchſte Wahrheit und Schönheit zu bewundern. Der Kampf der Centauren mit den Lapithen iſt beſſer erhalten. Von allen Statuen, womit dieſes Gebäude geſchmückt war, iſt bloß die des Hadrian erhalten. Das Innere iſt jetzt in eine Moſchee verwandelt.

Auf dem Ganzen dieſes ſo ſehr verſtümmelten Gebäudes ruht doch noch ein unausſprechlicher Ausdruck von Hoheit und Größe. Auch von dem Erechtheum (dem Tempel des Neptunus Erechtheus) ſind noch bedeutende Ueberreſte zu ſehen, vornämlich die ſchönen weiblichen Statüen, die man Caryatiden nennt, und welche ſtatt der Säulen zwei Portikus trugen. An den beiden Theatern iſt nur noch ſo viel von den äußern Mauern übrig, daß man ihre Lage und ihre ungeheure Größe beſtimmen kann. Die Arena iſt jetzt verſunken, und es wird Getraide darauf gebaut. In der Stadt ſelbſt finden ſich keine Denkmale von gleicher Vortrefflichkeit und Größe mehr. Nahe bei einer Kirche, zur Santa Maria Maggiore, ſtehen noch drei ſehr ſchöne corinthiſche Säulen, die einen Architrav tragen. Man hielt ſie für Ueberreſte von dem Tempel des Jupiter Olympius, allein es iſt nicht begründet. Wahrſcheinlicher ſind ſie Ueberreſte des alten Pöcile. Der Thurm der Winde von Andronicus Cyrrheſtes iſt noch ganz übrig. Seine Geſtalt bildet ein Achteck, auf jeder Seite iſt er mit Reliefs bedeckt, welche einen von den Hauptwinden darſtellen, die Arbeit iſt ganz vortrefflich. Das Gebäude verdankt ſeine Erhaltung dem Umſtande, daß es Moſchee eines Derwiſchordens wurde. Von den Denkmälern ausgezeichneter Männer, womit eine ganze Straße angefüllt war, iſt nur noch ein einziges, nämlich das Denkmal des Lyſikrates erhalten worden; dieſes beſteht aus einem Fußgeſtell, einer runden Colonnade und einer Kuppel von corinthiſcher Ordnung, die Architektur und Skulptur iſt vortrefflich. Man hat es für den Ort gehalten, deſſen ſich Demoſthenes zu ſeinem Studierzimmer bedient habe, allein dieſe Meinung iſt ungegründet. Was der bekannte Lord Elgin für Erhaltung der Ueberreſte altgriechiſcher Kunſt gethan hat, ſ. in d. Art. Elgin und Elgin's Marmordenkmale. Von dem prachtvollen Gymnaſium, welches Ptolomäus baute, ſind nur in einigen verfallenen Mauern noch Ueberreſte zu ſchauen. Außerhalb der Stadt wird die Aufmerkſamkeit vorzüglich gefeſſelt durch die erhabenen Trümmer von dem Tempel des olympiſchen Jupiters. Von den 120 Säulen ſind nur noch 16 übrig, von allen Statuen, die dies Gebäude zierten, iſt keine erhalten. Von den Fußgeſtellen und Inſchriften fand man einiges hie und da zerſtreut, zum Theil unter der Erde vergraben. Der Tempel des Theſeus dagegen iſt faſt noch ganz erhalten, das ausgenommen, was modern iſt. Die Bildhauerarbeiten an der Außenſeite ſind faſt gänzlich verdorben, allein die, welche die Frieſe im Innern ſchmücken, ſind ſehr wohl erhalten. Sie ſtellen die Thaten des alten Helden dar. Sein Kampf mit einem Centaur iſt beſonders ausgezeichnet. Auf der Anhöhe, wo der berühmte Areopag ſeine Sitzungen hielt, findet man noch in den Felſen gehauene Stufen ſo wie die Sitze der Richter, und dieſen gegenüber die des Angeklagten und Anklägers. Der Hügel iſt jetzt ein türkiſcher Begräbnißplatz und mit Grabmälern bedeckt. Der Pnyx (Forum), der Verſammlungsplatz des Volks unweit des Areopags, iſt faſt ganz noch in ſeinem urſprünglichen Zuſtande. Man ſieht noch den in Fels gehauenen Rednerſtuhl, die Sitze der Schreiber, die die Decrete niederſchrieben, und an beiden Enden die Sitze derjenigen Beamten, welche Stillſchweigen geboten, und die Reſultate der öffentlichen Verhandlungen bekannt machten. Auch noch die Niſchen ſind zu ſehen, wo die, welche vom Volk eine Gunſt zu erhalten wünſchten, die Geſchenke hinlegten, die ſie brachten. Erhabene Gefühle bemächtigen ſich der Seele, wenn man die Stelle überblickt, von der aus die ganze Geſtalt

der alten Welt verändert wurde. Noch läßt ſich die Area des Stadiums bezeichnen, wo die gymnaſtiſchen Uebungen gehalten wurden, und welches Herodes Atticus ganz aus weißem Marmor erbauen ließ. Der Platz des Lyceums iſt nur durch eine Menge umherliegender Steine bezeichnet. Ein modernes Haus nebſt Garten ſteht an der Stelle der Akademie, in dem Umkreiſe derſelben laſſen ſich die Gänge der Peripatetiker noch jetzt bezeichnen, und einige Oelbäume von hohem Alterthume gebieten noch jetzt Ehrfurcht. Die langen Mauern ſind gänzlich zerſtört, doch findet man ihre Fundamente noch auf der Ebene. Der Piräeus hat faſt gar nichts mehr von ſeinem alten Glanze und Anſehen, nur wenige Säulentrümmer finden ſich hie und da, derſelbe Fall iſt auch bei dem Phalerus und bei Munychia. Wenige unbedeutende Handlungsſchiffe laufen noch hier zuweilen ein, weßhalb auch ein Zollhaus da ſteht. Athen faßt gegenwärtig ungefähr 8 bis 10,000 Einwohner, Griechen und Türken; die erſtern genießen einer mildern Behandlung von den letztern als anderwärts. Sie haben noch Spuren alter Sitten erhalten; ſo gab es kürzlich noch einen Archonten daſelbſt. Athen iſt jetzt auch der Sitz eines griechiſchen Erzbiſchofs, der anſehnliche Einkünfte bezieht.

Aethiopiſcher Ocean, ein Theil des großen Oceans unter der Linie, weſtlich von Afrika.

Athletik, ſ. Gymnaſtik.

Aethra, die Tochter des Pittheus, Königs von Trözene, und Geliebte des Aegeus, von dem ſie den Theſeus gebar.

Atlanten, in der Baukunſt Säulen in Menſchengeſtalt, welche einem Geſimſe, einem Vorſprunge u. ſ. w. zur Unterſtützung dienen.

Atlantiſches Meer, heißt von dem Atlasgebirge das ganze Meer zwiſchen den Weſtküſten Europa's und Afrika's und den Oſtküſten Amerika's bis zum Eismeere.

Atmometer nennt man ein Werkzeug, welches die Ausdünſtung des Waſſers ausmißt und deſſen Hauptbeſtandtheil ein Keſſel von Metall iſt, in welchem das Waſſer bis zu einem gewiſſen Grade erhitzt wird. Es iſt ſchwer mit dergl. Werkzeugen richtige Reſultate zu gewinnen. Nach Halleys Verſuchen verdünſten bei heißen Sommertagen in Zeit von zwei Stunden 233 Gran Waſſer, die nach ſeiner Rechnung $\frac{1}{13}$ eines engl. Cubikzolles Raum betragen. De Sauſſure bediente ſich zu ſeinen Beobachtungen eines andern Werkzeugs, das aus einer in einem Rahm ausgeſpannten Leinwand beſtand, und ſeine Beobachtungen gaben das Reſultat, daß, bei einerlei Grade des Thermometers und Hygrometers, die Größe der Ausdünſtung auf den Bergen, bei dreimal geringerer Dichtigkeit der Luft, mehr als das Doppelte ſo groß iſt, als im Thale. Ein mehreres hierüber findet man in Horatz Bened. de Sauſſure aus dem Franzöſiſchen von J. D. T. Leipzig 1784 8. P. S.

Atmoſphärologie, die Lehre von der Atmoſphäre, ihrer Beſchaffenheit, ihren Veränderungen und Erſcheinungen.

Aetolien, eine Landſchaft Griechenlands. Sie hat den Namen vom Aetolus, des eliſchen Königs Epeus Bruder, der, aus Elis weichend, ſich zum Herrn des Landes machte. Das ältere Aetolien wurde durch den Achelous von Acarnanien geſchieden und ging von da bis Calydon oder zum Fluſſe Evenus, wo es an Lokrien gränzte. Auf den beiden andern Seiten waren das Meer und das Gebirge Tymphreſtus, das es von Theſſalien ſchied, die Gränzen. Als es durch ſpätere Er-

oberungen, welche man unter dem Namen Aetolia Epictetos begriff, erweitert worden, waren die Gränzen im Norden der Oeta und die Athamaner in Epirus; auch Thermopylä, Heraclea und ein großer Theil Theſſaliens gehörte dazu. Oeſtlich war ganz Dorien und die Küſte bis Naupactus und Eupalion dazu geſchlagen worden. Das Land war rauh und unfruchtbar, und durch ſeine Gebirge feſt.

Atrophie. Es gibt eine beträchtliche Anzahl von Krankheiten, welche dadurch bezeichnet werden, daß der Körper von Tag zu Tag abgezehrter, magerer, in ſeinem Volumen vermindert wird und der gehörigen Ernährung beraubt zu ſeyn ſcheint (ἀ-τροφη, mangelnde Nahrung). Dadurch, daß dieſes gemeinſchaftliche Symptom Statt findet, daß die Abmagerung immer weitere Fortſchritte macht, wird ſie erſt zu einer beſtimmten Krankheitsform, denn außerdem iſt Abmagerung eine Erſcheinung in jeder Krankheit. In jeder wird der körperliche Umfang mehr oder weniger, ſchneller oder langſamer vermindert, aber ſo wie die Krankheit weicht, ſo verſchwindet auch allmälig das Symptom, weil es nur Folge der vermehrten Ausleerung, des verringerten Genuſſes von Nahrungsmitteln, der geſchwächten Verdauung iſt, und dieſe Verhältniſſe ſich mit der wiederkehrenden Geſundheit ändern. In der als eigentliche Krankheitsform beſtehenden Atrophie oder Abmagerung dagegen, iſt dieſe ſelbſt die Krankheit, die für ſich beſteht und auf verſchiedene Weiſe in die Augen ſpringen kann. Je nachdem nämlich ein organiſcher Fehler dabei Statt findet oder nicht, je nachdem dieſer Fehler eine Eiterung iſt, je nachdem haben wir auch verſchiedene Arten der Krankheit. Oefters findet ſich dieſelbe in der Art, daß gar kein in die Augen fallender Fehler des Körpers da iſt, und die Abmagerung oder Atrophie ſtellt ſich hier in ihrer reinſten Geſtalt dar. Gewöhnlich nennt man dieſe Krankheitsform alsdann Schwindſucht, Darrſucht, Hektik und auch wohl noch anders. Oefters iſt aber auch die Atrophie erſt Folge eines eiternden wichtigen Organs, und in dieſem Falle nennt man ſie gewöhnlich eitrige Schwindſucht der — Lunge, Leber, Nieren, je nachdem dieſe oder jene Organe ergriffen ſind. Der Urſachen, die die Atrophie und ihre Arten begründen, gibt es mancherlei. Mangel an gehöriger Nahrung, reiner Luft, vorhergegangene äußerſt ſchwächende Krankheiten, z. B. Nerven- oder Faulfieber, ſind, ſo wie Eiterungen in einem bedeutenden Organe, die gewöhnlichern. Beſonders laſſen auch große Ausleerungen von Blut, Saamen, Speichel, leicht dieſe Folge zurück, und darum werden Wöchnerinnen, ſtillende Mütter, die ſehr ſchwächlich ſind, Wollüſtlinge, nicht ſelten ein Opfer dieſer Krankheit. Selbſt einige Gifte bewirken ſie; es gehören hierher der Sublimat, der Arſenik, der Grünſpan, das Blei in kleineren Gaben und die bekannte und doch ſo unbekannte Aqua Tofana, die neuentdeckte Säure im Opium. Das Zellgewebe des Körpers leidet bei dieſer Krankheitsform am erſten. Die öligen Theile, die darin enthalten ſind, werden ausgeſogen, und noch iſt es nicht ausgemacht, wohin es die aufſaugende Gefäße bringen, ob in den allgemeinen Blutumlauf oder in das Gallenſyſtem, wie andere wollen. Wahrſcheinlich wird dieſes Fett in ſeine Urbeſtandtheile aufgelöst und ſo zu verſchiedenen Zwecken verwendet, die die Natur nicht mehr anders zu erreichen vermag. Wenn inzwiſchen die Fetttheile verſchwinden und bereits die Muskeln aller Theile ins Auge fallend geworden ſind, ſo ſcheint das Zellgewebe ſelbſt zu welken, zu verſchwinden, und wenn ſolche Kranke

nach dem Tode zergliedert werden, findet man kaum eine Spur von demſelben. Was ja noch da iſt, iſt ein zähes, kaum mit dem Meſſes zu löſendes, lederhartes Weſen. Inzwiſchen nimmt an dieſem Schwinden faſt jeder Theil Antheil. Die Haut wird dünn und verliert ihre Geſchmeidigkeit, ſie wird trocken, runzlich, rauh, körnig, ſandig anzufühlen, die Haarzwiebeln in ihr vertrocknen, laſſen die Haare ausfallen. Die Muskeln ſcheinen anfangs ſich von einander zu trennen (weil ſie das Zellgewebe minder vereinigt), auch ſie werden immer dünner, da ihre einzelnen Partikeln durch kein Zellgewebe mehr verbunden ſind. Am Ende ſcheinen kaum Spuren von ihnen zu bleiben und der Menſch beſteht faſt bloß aus Haut und — Knochen. Selbſt aber auch dieſe erfahren, wenn ſchon im mindern Grade, eine Verminderung ihres Umfanges, und gleich ihnen ſcheinen, wenigſtens nicht ſelten, auch die Eingeweide abzunehmen. Eine Art dieſer Krankheit iſt keine Krankheit, iſt der Gang, den die Natur nimmt, wenn ſie ganz ungeſtört ihren Gang verfolgt. Wir meinen das allmälige Schwinden aller Kräfte und die Abmagerung des Körpers im hohen Alter, wodurch der Tod herbeigeführt wird, wenn auch keine Krankheit denſelben bewirkt. Sie iſt unter dem Namen Marasmus (Verwelken, Vertrocknung) senilis bekannt. Iſt die Atrophie, wo ſie als Krankheit erſcheint, ſehr ſchwer zu heilen, ſo iſt es vollends unmöglich, da, wo ſie als Folge unabänderlicher Geſetze eintritt, ihr Gränzen ſetzen zu wollen. Aufhalten laſſen ſich zwar einigermaßen dieſe Fortſchritte der Natur, die das Getrennte durch dieſen Prozeß wieder zum Ganzen machen will, aber nicht unmöglich machen. Anders iſt es im kindlichen Alter, hier iſt die Atrophie (atrophia infantium) eine nicht ungewöhnliche Krankheit, und faſt immer Folge ungeſunder, dem kindlichen Alter zu ſchwerer, kleiſtriger Nahrung, feuchter kalter Luft, wovon zuerſt Würmer, Verſchleimung der erſten Wege, Verſtopfung der Gekrösdrüſen, und dann die Abmagerung die Folge iſt, zwar immer gefährlich, doch aber da, wo alle dieſe ſchädlichen Einflüſſe wegfallen, ſehr oft zu heilen. Auch einzelne Glieder pflegt dieſe Krankheit zu ergreifen. Gewöhnlich liegt dann ein organiſches widernatürliches Verhältniß, z. B. gelähmte Nerven oder ein Anevrysma, zum Grunde, mit deren Entfernung das Uebel geheilt wird.

Attentat, (Lat.) das Verſuchte, Begonnene; insbeſondere der Verſuch zur Ausführung eines Verbrechens, der frevelhafte Angriff auf Jemand oder auf ſeine Rechte. Die Beſtrafung eines Attentates wird durch die Größe des Verbrechens und die Urſachen der Nichtausführung modificirt. Das Attentat auf das Leben eines Menſchen, aus dem die Abſicht des Mordes hervorgeht, und wobei die Ausführung des Verbrechens nur von äußern Umſtänden verhindert wurde, wird nach den meiſten Geſetzgebungen mit dem Tode beſtraft.

Aetzſtein, ein feuerbeſtändiges Alkali, dem ſein Gas durch ungelöſchten Kalk und ſeine ganze Feuchtigkeit durch Austrocknung und durch die Schmelzung entzogen worden iſt. Seine ätzende Kraft rührt von der Reinheit der flüchtigen Alkalien her, welche Folge der Austrocknung iſt. Er zerſtört alle thieriſchen, ſowohl harten als weichen, Theile in ſehr kurzer Zeit. Die Art und Weiſe, wie er verfertigt wird, hier anzuführen, würde zu weitläufig ſeyn.

Aubry de Montdidier, ein franzöſiſcher Ritter zur Zeit König Karls V., welcher der Sage nach im Jahr 1371 von einem Kriegsgefährten, Richard de Macaire, meuchlings getödtet, und deſſen

Mord dadurch entdeckt wurde, daß der Hund des Erſchlagenen ſich ſtets feindſelig gegen den Mörder betrug. Der König zwang Macaire, mit dem anklägeriſchen Hunde ſeine Sache ordalienmäßig auszufechten, und der Mörder unterlag. Dieſe Anekdote iſt neuerlich für die Bühne zu einem Drama verarbeitet worden, welches unter dem Titel: Der Hund des Aubry, oder der Wald bey Bondy, durch Anlockung des Pöbels die Kaſſen gefüllt, und das deutſche Theater den beißendſten Satiren bloß geſtellt hat. Der Grund von dem einen wie von dem andern liegt darin, daß der Hund, meiſt ein dreßirter Pudel, als Acteur auftrat, beklatſcht, herausgerufen und überhaupt als Schauſpieler behandelt wurde. Er erſchien, ſo viel Deutſchland betrifft, zuerſt in Wien auf den Nebentheatern, indem die Hoftheater ihn ausſchloſſen von der Theilnahme am Künſtlerruhm. Aber im September 1816 betrat er die königl. Bühne zu Berlin, deren Beiſpiel bald auch die großherzogliche zu Weimar folgte. Letztgedachter Umſtand hatte die für die deutſche Theatergeſchichte merkwürdige Folge, daß Göthe die Leitung dieſer Bühne niederlegte, noch ehe der Hund zur Action kam, worauf die Tagesblätter die Verſe aus Schillers Gedicht an Göthe:

Der Schein ſoll nie die Wirklichkeit erreichen
Und ſiegt Natur, ſo muß die Kunſt entweichen.

in dieſer Parodie anwendeten:

Dem Hundeſtall ſoll nie die Bühne gleichen,
Und, kommt der Pudel, muß der Dichter weichen.

Seit dieſer Zeit hat, ſo viel wir wiſſen, kein Hoftheater weiter ihn zugelaſſen, und nur Privatunternehmer haben ſich eine unwürdige Speculation erlaubt, von welcher die Satire laut behauptete, daß ſie eine aera canina für die Zeitrechnung unſerer Bühne begründen würde. A. Mnr.

Audäus, Audianer, ſ. Anthropomorphismus.

Auflage eines Buches nennt man den Abdruck und die Zahl der abgezogenen Exemplare. Die Auflage oder die Zahl der Exemplare, die man machen läßt, richtet ſich nach dem Abſatze, den man davon zu machen hofft. In Deutſchland werden gewöhnlich Auflagen von 600 bis 1000 Exemplaren gemacht, Schulbücher, Andachtsbücher u. dgl. ausgenommen; in Frankreich und England macht man gewöhnlich weit ſtärkere Auflagen, ſelten eine unter 3000 Exemplaren. Ein Abſatz von 6000 bis 10,000 Exemplaren iſt in Deutſchland eine äußerſt ſeltene Erſcheinung. Zuweilen macht man auch ſehr kleine Auflagen, entweder um das Buch recht ſelten und koſtbar zu machen, oder weil die Koſten von großen Auflagen zu groß ſeyn würden und man vielleicht bei dem Abſatze nur auf reiche Bücherliebhaber rechnet. Dies iſt beſonders bei koſtbar illuminirten Kupferwerken der Fall.

Aufprotzen, ſ. Canone.

Aufrollen (einen Flügel in der Schlacht), heißt die dort ſtehenden Truppen in ihren Flanken und Rücken ſo angreifen, daß ſie nicht dazu kommen können, eine neue Fronte gegen den Feind zu bilden, ſondern in Unordnung auf das Centrum zurückgeworfen werden. Bei der ſonſtigen Aufſtellung der Linien war dies eher thunlich als jetzt, wo die gewöhnliche Stellung in Colonnen, nicht mehr eine ſo ſchwache Seite darbietet. Wenn indeß ſtarke Maſſen dazu verwendet werden, ſo pflegt ſich doch bisweilen etwas ähnliches zu begeben, wie

z. B. in der Schlacht bei Wagram, wo der öſterreichiſche linke Flügel bei Markgrafen-Neuſiedel von Davouſt, trotz einer ſchnell genommenen Aufſtellung en potence, zurückgeworfen, und ſo die Schlacht entſchieden wurde.

Aufſtand, ſ. Aufruhr.

Aufſteigende Linie, ſ. Abſteigende Linie.

Augenpflege, begreift dasjenige Verhalten in ſich, welches man beobachten muß, um das Sehvermögen ſo gut als nach Umſtänden möglich iſt, zu erhalten. Wer die Augen zu ſeinen Geſchäften häufig anſtrengen, viel leſen, ſchreiben, feine Gegenſtände bearbeiten muß, hat beſonders Urſache, ſeine Augen ſorgfältig zu pflegen. Man hat dabei vorzüglich die Wahl der Zeit, wann — die Art, wie man ſie gebrauchen ſoll, und die Mittel, mit welchen man ihnen zu Hülfe kommen kann, zu beobachten. Die beſte Zeit zum anſtrengenden Gebrauch der Augen iſt früh Morgens, überhaupt Vormittags und am Tage eher als beim Lichte. Abends iſt die Sehkraft durch die Anſtrengung den Tag hindurch ſchon mehr erſchöpft. Man ſtrenge die Augen nicht lange in einem fort an, ohne ſie dazwiſchen zuweilen ruhen und ſich erholen zu laſſen. Beim Sehen muß man hinlängliches, doch nicht zu ſtarkes Licht haben. Man hüte ſich davor, daß die Lichtſtrahlen unmittelbar in das Auge fallen. Bei dem Sonnenlichte vermeidet es Jedermann, weil die Folgen ſchnell und auffallend eintreten, und es eine vorübergehende Lähmung der Augennerven und ſchwarzen Staar verurſachen kann. Allein auch die Strahlen eines Lichts, das öftere Blicken in Feuer, iſt der Sehkraft des Auges nachtheilig und verzehrt und vernichtet allmälich ſeine Nervenkraft. Wer daher viel bei Licht Abends leſen oder ſchreiben muß, bediene ſich eines Schirms vor dem Lichte, oder noch beſſer am Kopfe über die Stirne herunter. Das Licht darf aber nicht zu ſchwach ſeyn, weil das Auge ſich dabei zu ſehr anſtrengen muß, die Strahlen zu ſammeln. Daher iſt das Dämmerlicht zum Sehen ſo nachtheilig für die Augen. Das beſte Licht zum Sehen iſt das milde Licht des Tages, nur darf beim Leſen, Schreiben, Nähen auf weißem Zeuge u. ſ. w., die Sonne nicht unmittelbar auf den weißen Gegenſtand ſcheinen, weil durch dieß zu ſtarke Licht, welches in das Auge fält, die Nervenkraft der Netzhaut im Auge zu ſehr gereizt und daher erſchöpft wird. Wer des Abends zu arbeiten nicht vermeiden kann, muß auf die Auswahl der Beleuchtung die gehörige Sorgfalt wenden, wenn er ſeinen Augen nicht ſchaden will. Die beſte Beleuchtung des Abends iſt die von einer guten Lampe mit breitem Dochte. Ihr Licht iſt hell genug, und doch mild, gleichmäßig, nicht flackernd. Weniger gut iſt Wachslicht; eins gibt nicht Hellung genug, mehrere geben verſchiedenen Schatten, was ſchon unangenehm für die Augen iſt. Am wenigſten tauglich ſind die Unſchlittlichter, theils weil ſie ein unſtetes flackerndes Licht geben, theils weil das öfters nöthige Putzen der Schnuppe den Arbeiter nöthigt, zu oft in das Licht ſelbſt zu ſehen, was beides für die Augen, zumal für ſolche, die ſchon etwas ſchwach ſind, ſehr empfindlich iſt. Die beſte Art der Beleuchtung wäre die von oben; doch kann dies nicht jedermann haben, weil es mehreren Aufwand macht. Außerdem muß der Arbeiter das Licht zur linken Hand haben und hoch ſtellen; auf dieſe Weiſe iſt die Beleuchtung auf dem Papier am vortheilhafteſten. Das Zimmer, in welchem man am Tage arbeitet, ſollte nur auf einer Seite Fenſter haben, weil die Beleuchtung auf dieſe Art gleichmäßig iſt. Der Arbeitstiſch muß ſo ſtehen, daß die Fenſter zur lin-

ken Hand ſind. Hat das Zimmer auf mehreren Seiten Fenſter, ſo muß man die der andern Seite mit grünen Vorhängen bedecken. Wer die Ausſicht aus ſeinen Fenſtern auf eine gegenüberſtehende hellerleuchtete Wand hat, z. B. auf ein weiß, gelb oder roth angeſtrichenes Haus, der wähle ein anderes Zimmer zu ſeinem gewöhnlichen Aufenthalte, wenn er ſeine Augen nicht ganz verderben will; nichts iſt ſchädlicher für ſie, als eine ſolche ſtete überreizende Einwirkung auf die Nervenkraft der Netzhaut, zumal wenn die Sonne auf die gegenüberſtehende Seite ſcheint. Die Mittel, mit welchen man ſchwachen Augen zu Hülfe kommen kann; ſind 1. Brillen. Die grünen ſind gewöhnlich flach, vergrößern und verkleinern nicht, und ſind bloß für ſolche nützlich, welche empfindliche Augen haben und viel auf weiße Gegenſtände, z. B. Papier, Leinewand u. dergl. m. bei ſtarkem Lichte ſehen müſſen. Sie mildern bloß die zu ſtarke Einwirkung des Lichtes auf die Augen. Die erhaben geſchliffenen (convexen) Brillengläſer, welche nach Maßgabe ihrer Convexität die Gegenſtände vergrößern, kommen den weitſichtigen Augen zu Hülfe, weil ſie dieſelben in der Kraft, die Lichtſtrahlen ſo zu vereinigen, daß von den Gegenſtänden ein deutliches Bild im Auge entſtehen kann, unterſtützen. Je geringer noch die Abnahme dieſer Kraft iſt, deſto weniger erhaben darf das Glas ſeyn. Iſt es gerade paſſend, ſo muß es nur ſo viel convex ſeyn, als dem Auge Kraft fehlt, die Strahlen zu brechen, es darf alſo nicht als Vergrößerungsglas auf das Auge wirken, ſondern bloß dazu helfen, das Bild von nahen Gegenſtänden, das ohne Glas undeutlich iſt, ganz deutlich zu machen. Dies iſt das Zeichen, daß es für das Auge paſſend iſt. Die hohl geſchliffenen (concaven) Gläſer kommen den kurzſichtigen Augen zu Hülfe, indem ſie das undeutliche Bild von entfernten Gegenſtänden deutlicher machen. Auch dieſe müſſen dem kurzſichtigen Auge gerade anpaſſend ſeyn, ſie dürfen nämlich nur um ſo viel die Lichtſtrahlen auseinander ſtreuen, als das kurzſichtige Auge ſie zu ſehr bricht und daher zu bald vereinigt. Sie dürfen daher die Gegenſtände nicht verkleinern, ſondern nur deutlich machen. Bei der Auswahl einer Brille iſt große Vorſicht anzuwenden, wenn man ſeinen Augen wirklich dadurch helfen will. Paſſende Brillen ſind dem Auge ſehr nützlich, unterſtützen das Sehvermögen und erleichtern dem Auge das Sehen ſo ſehr, daß ſich oft ein ſchwaches Auge wieder erholt. Unpaſſende Gläſer ſchaden; ſie zwingen das Auge ſich mehr anzuſtrengen, um wieder dem Fehler der Gläſer entgegen zu arbeiten. Ein weitſichtiges Auge, dem man eine zu convexe Brille gibt, wodurch die nahen Gegenſtände vergrößert werden, zwingt man noch weitſichtiger und alſo noch ſchwächer zu werden, um dieſen Fehler zu verbeſſern. Ein kurzſichtiges Auge, dem man ein zu concaves, die Gegenſtände verkleinerndes, Glas gibt, zwingt man, ſich anzuſtrengen, noch kurzſichtiger zu werden. Auch muß, wer weitſichtig iſt, ſich hüten, mit einer Brille, die ihm nahe Gegenſtände deutlich macht, in die Ferne zu ſehen, ſondern, wenn man z. B. nicht mehr ſchreibt oder lieſt, muß man die Brille ſogleich ablegen. Ein zweites Mittel, ſeinen Augen zu Hülfe zu kommen, beſteht darinn, die Nervenkraft derſelben zu erhöhen. Auf indirecte Weiſe geſchieht dies dadurch, daß man dem krankhaften Blutandrang nach den Augen Einhalt thut. Die Nervenkraft und die Gewalt des Blutes ſtehen bis auf einen gewiſſen Punkt mit einander im Gegenſatze. Iſt die Nervenkraft in voller Energie, ſo beherrſcht ſie die Bewegung des Blutes; iſt jene geſchwächt, ſo überwiegt die Function des Blutſyſtems. Bei Schwäche

der Augen tritt demnach auch das Blut mehr nach denſelben, die Augen bekommen nach jeder nur mäßigen Anſtrengung Hitze, Röthe und Brennen. Man waſche daher die Augen mehrmals des Tages, beſonders Abends, mit friſchem Waſſer, mit einer Miſchung von Waſſer und Weingeiſt oder Arrak. Iſt die Schwäche mit ihren Folgen ſchon bedeutender, ſo lege man Abends Compreſſen mit einem kühlenden Augenwaſſer befeuchtet, oder noch beſſer, halbe Pflaumen, oder gefaulte Aepfel, etwas concav geſchnitten, oder geriebene oder gebratene und wieder kalt gewordene Aepfel, oder geriebene Erdäpfel, auf und laſſe ſie wenigſtens einige Stunden lang liegen. Auf direkte Weiſe ſtärkt man die Nervenkraft des Auges durch den animaliſchen Magnetismus. Man ſtelle auf ſeinen Arbeitstiſch, oder demſelben gegenüber einen Spiegel, in welchen man zuweilen ſeinen Blick heftet. Die Erfahrung hat ſchon längſt die für die Augen wohlthuende Empfindung dieſes Verfahrens beſtätigt, ehe man den Grund davon ſich zu erklären wußte. Iſt die augenkranke Perſon ſelbſt übrigens geſund und lebenskräftig, ſo hauche ſie öfters, beſonders früh, in die hohlen Hände und bedecke mit ihnen die Augen eine Zeitlang; ſie kränklich, ſo laſſe ſie dies Verfahren von einem andern jungen, kräftigen und geſunden Menſchen nach den Regeln des Magnetismus vornehmen, auch öfters die Augen von einem ſolchen nach denſelben Erforderniſſen anhauchen. (S. d. Art. Magnetismus.)

Augenpunkt wird in der Perſpektive derjenige Punkt auf der Tafel genannt, wo ſich die ſenkrechten, von dem Auge des Beſchauers ausgezogenen Linien treffen.

Augenübel. Die Augen ſind vielen Krankheiten unterworfen, die um ſo mannichfaltiger und bedeutender ſind, je zuſammengeſetzter und künſtlicher der Bau, und je wichtiger und anhaltender die Thätigkeit dieſer Organe iſt. Wir führen aus der großen Anzahl dieſer Uebel nur einige der gewöhnlichern an. In den äußern Theilen und an dem innern Bau der Augen: 1. Entzündung der Ränder der Augenlieder, Abſonderung einer widernatürlichen Feuchtigkeit, ſogenannte ſchwärende Augen; gewöhnlich catarrhaliſch, von kalter und feuchter Luft bei Nord-, Nordweſt- und Nordoſtwind, zuweilen auch von Gicht oder noch ſchlimmern Veranlaſſungen; von erſtern Urſachen herrührend, meiſtens leicht — von letztern oft ſehr ſchwer heilbar, langwierig, und Veranlaſſung zu Vereiterung oder zu Umbeugung der Ränder. 2. Das ſogenannte Gerſtenkorn, die Entzündung eines einzelnen Schleimſäckchens in dem Augenliederrand, heilt ſich meiſtens durch Eiterung in kurzer Zeit, bildet aber auch zuweilen eine bleibende Verhärtung. 3. Entzündung des Auges auf ſeiner vordern Fläche, wobei das Weiße im Auge roth wird, aufſchwillt und zuweilen einen Wulſt um die Hornhaut herum bildet. In heftigern Fällen, öfters noch bei neugebornen Kindern, erſtreckt ſich dieſe Entzündung bis über die Hornhaut ſelbſt, wovon oft Flecken und Trübheit derſelben zurückbleiben. Die Urſachen ſind meiſtens catarrhaliſche Einflüſſe und mechaniſche Verletzungen. Bei Kindern iſt beſonders ſogleich die ſorgfältigſte Hülfe anzuwenden. 4. Grauer und ſchwarzer Staar. (S. den Art. Staar.) In der Sinnes-Verrichtung der Augen finden ſich beſonders folgende Fehler: 1. Kurzſichtigkeit. (S. den Art. Kurzſichtig.) 2. Weitſichtigkeit, Presbyopie (von dem griechiſchen Presbys, alt) ein gewöhnlicher Fehler der Augen alter Menſchen doch zuweilen auch angeboren, durch Verwöhnung der Anſtrengung erworben. (S. den eigenen Art.) 3. Schwäche der Sehkraft, wenn bei

anhaltendem Sehen bald alle Gegenſtände, ſowohl entfernte als nahe, die leztern aber noch eher und mehr, undeutlich werden und z. B. die Buchſtaben einer Schrift in einander fließen, iſt oft mit den vorigen verbunden, oft die Urſache davon, und rührt von zu großer Anſtrengung der Augen her. 4. Das Erſcheinen von Funken, Flecken, Figuren vor den Augen. Sie ſind dunkel oder durchſichtig wie Perlen; einzeln, an einander gereiht; ſinken von oben nach unten. Dieſe Erſcheinung rührt von Nervenſchwäche und Andrang des Blutes nach den innern Theilen des Kopfes her. Es iſt ohne bedenkliche Folge, vergeht oft wieder, nimmt wenigſtens in vielen Jahren nur unmerklich zu. Schwarze, unbewegliche, ſchneller wachſende Flecken ſind bedeutender und laſſen ſchwarzen — Trübheit und Nebel vor dem Auge, grauen Staar befürchten.

† Augerau. Nach der Rückkehr des Königs erſchien er wieder in der Pairskammer, ſaß mit unter Ney's Richtern, war darauf einige Zeit ohne Anſtellung und ſtarb den 11. Juni 1816 auf ſeinem Gute la Houſſaie an der Waſſerſucht.

Aurikel (Primula auricula), eine beliebte Gartenblume, die mit den Primeln verwandt iſt. In den ſüdlichſten Gegenden von Deutſchland wächst ſie wild auf hohen Bergen und an ſchattigen, feuchten Orten. Durch die Cultur hat ſie an Schönheit und Farbenpracht gewonnen. Der Geruch iſt ſehr angenehm und lieblich. Sie blühet im April und Mai, oft auch im Herbſte zum zweiten Mal. Man pflanzt ſie entweder durch Abſenker oder durch Saamen fort, leztere Art der Fortpflanzung fordert aber großen Fleiß. In einigen Gegenden iſt ſie bekannter unter dem Namen Aurikel-Schlüſſelblume.

Ausgabe oder Herausgabe eines Buchs heißt deſſen Druck und Bekanntmachung. Ueberhaupt verſteht man unter einer Ausgabe in dieſem Sinne einen Abdruck, und unterſcheidet bei Werken, die mehrmals gedruckt werden, eben ſo viele Ausgaben, eine erſte, zweite, dritte u. ſ. w. Iſt ein Werk in ſeinen verſchiedenen Auflagen unverändert geblieben, ſo kann der Vorzug der einen vor der andern nur in der größern Correctheit und Schönheit des Drucks und in der beſſern Beſchaffenheit des Papiers beſtehn. Bei Werken, welche bei den folgenden Ausgaben verbeſſert und vermehrt worden, zieht man in der Regel die jedesmal neueſte Ausgabe der ältern vor. Hier und da finden jedoch Ausnahmen Statt, wozu es einer beſondern Bücherkenntniß bedarf. Vornehmlich ſpricht man von Ausgaben bei den griechiſchen und römiſchen Claſſikern. Ihre Anzahl iſt ſehr groß und ihr Werth ſehr verſchieden; oft beſteht er bloß in der Seltenheit. Am geſuchteſten ſind die erſten Ausgaben, Editiones principes, weil ſie unmittelbar nach Handſchriften gemacht worden; (hieher gehören die Ausgaben des fünfzehnten Jahrhunderts, die Aldiniſchen, die Juntiniſchen) ferner kritiſche und mit gelehrten Commentaren verſehene Ausgaben (wie die von den beiden Stephanus u. ſ. w. beſorgten). Andere werden der Nettigkeit des Drucks wegen geſchätzt, wie die Elzeviriſchen in Duodez, die Barbouſchen, andere wieder wegen der Pracht, wie die Baskervilleſchen, Didotſchen, Bodoniſchen u. ſ. w. Die Kenntniß der Ausgaben erfordert ein eignes bibliographiſches Studium, um ihren Werth richtig zu ſchätzen, Originalausgaben von Nachdrucken u. ſ. w. gehörig zu unterſcheiden.

Ausſchnitt iſt in der Geometrie derjenige Theil einer Zirkel-

fläche, der durch zwei Radien und ein Stück des Umfangs (Peripherie), eingeſchloſſen wird.

Auſtern ſind Schalthiere, die man zum Geſchlechte der Kammuſcheln rechnet. Die untere Schale iſt bauchig, die obere platt; je älter die Auſtern ſind, mit deſto mehr Schuppenreihen ſind die Schalen beſetzt. Aeußerlich iſt ihre Farbe grau oder ſchwärzlich; inwendig weiß. Sie leben an ſteinigten und ſandigten Meeresufern, an den Küſten der Inſeln und an Klippen, die aus dem Meere hervorragen, in den europäiſchen und andern Meeren. Man theilt ſie in Berg=, Sand- und Lehm-Auſtern; die erſtern hält man für die beſten, insbeſondere wenn ſie auf Höhen wohnen, wo Ebbe und Fluth wechſeln. In Holland ſind die ſeeländiſchen, und in England die von Colcheſter die vorzüglichſten. In Deutſchland hält man die holſteiniſchen und jütländiſchen, in Italien die Pfalauſtern von Trieſt, und die Arſenalauſtern im Venetianiſchen für die beſten. — Die Nahrung der Auſtern ſoll in Schlamm, Lehmerde, Pflanzentheilen und Würmern beſtehen; ſie können aber nur das verzehren, was ihnen der Zufall zuführt, da ſie ihren Wohnort nicht verlaſſen können. Um die Zeit wo die wiederkehrende Sonne das Meer erwärmt, findet man Eier in den Schalen, und bald darauf erſcheinen vollkommen ausgebildete Junge. Sobald die junge Auſter die See erreicht hat, klebt ſie ſich an irgend einen feſten Körper an, und gedeiht hier, bis ſie durch irgend einen Zufall losgeriſſen wird. Wiewohl die Auſtern ſich erſt im dritten Jahre fortpflanzen, ſo vermehren ſie ſich doch ungeheuer ſchnell, und man findet ſie an einigen Stellen im Meere Millionenweis. Solche Sammelplätze nennt man Auſterbänke. In England werden ſie auch in Kanälen gezogen. Das Auſternfiſchen geſchieht auf verſchiedene Weiſe; da, wo ſie zur Zeit der Ebbe auf dem Trocknen liegen, ſammelt man ſie mit den Händen; ſonſt fängt man ſie auch mit eiſernen Rechen, oder Netzen mit eiſernen Rahmen und dergl. Inſtrumenten. Deutſchland bezieht die meiſten Auſtern von Hamburg, von wo ſie entweder in Schalen oder nackt mit Salz und Pfeffer eingemacht, verſendet werden.

Austrägalinſtanz. Die deutſche Bundesacte hat die ehemals im deutſchen Reich übliche Entſcheidung der Streitigkeiten deutſcher Fürſten unter ſich durch aus ihrer Mitte gewählte Schiedsrichter, Austräge genannt, gewiſſermaßen wieder hergeſtellt. Es iſt nämlich der Bundesverſammlung (Art. 11) zur Pflicht gemacht, bei Streitigkeiten der Bundesglieder unter ſich, zuvörderſt die Vermittlung derſelben durch einen Ausſchuß zu verſuchen; wenn aber dieſer Sühnverſuch fehl ſchlagen ſollte, ſo daß eine ritterliche Entſcheidung nothwendig würde, ſolche durch eine „wohlgeordnete Austrägalinſtanz“ zu bewirken, deren Ausſpruch ſich die ſtreitenden Theile ſofort zu unterwerfen haben. Was aber unter „wohlgeordnet“ zu verſtehen ſey, namentlich die Beſetzung dieſer Inſtanz, die Verhandlungs= und Entſcheidungsweiſe, ſo wie die Errichtung einer Executionsordnung über die Art und Mittel der Ausführung der Beſchlüſſe des Bundestags: dieß alles ſcheint zu denjenigen Aufgaben zu gehören, deren Löſung die Bundesacte (Art. 10) der Bundesverſammlung (ſ. d. Art.) zu Pflicht macht. Sonach iſt dem Bunde ſelbſt zwar keine oberherrliche und geſetzgebende Gewalt über die Bundesgenoſſen ertheilt, wohl aber eine richterliche, jedoch nur für die Streitigkeiten der Bundesglieder unter ſich eingeräumt. Dagegen beſteht kein Bundesgericht für Rechtshändel der Unterthanen

in den Bundesſtaaten unter ſich oder mit Bürgern fremder Staaten, auch nicht in höchſter Inſtanz; und eben ſo wenig für Streitigkeiten der Unterthanen, oder der Landſtände mit der Landesherrſchaft. Doch folgt aus dem Geiſte der Bundesacte, (vergl. die Protocolle der B. V. v. d. J. 1816 und 1817, die Hofmannſche Beſchwerde wider Kurheſſen betr. und die Rede des öſterreichiſchen Geſandten bei Eröffnung des Bundestages) ſo wie aus der von der Bundesverſammlung übernommenen Gewährleiſtung des großherzl. Sachſen-Weimarſchen Verfaſſungsgeſetzes, daß in Fällen, welche die Handhabung der Verfaſſung, die gehörige Rechtspflege und ungeſtörte Fortdauer der innern Ruhe in jedem Bundesſtaate betreffen, ſowohl Beſchwerdeführung bei der Bundesverſammlung, als auch die Befugniß derſelben zu Verwendung und andern zweckdienlichen Maßregeln, Statt finden können. Ueber die Anordnung der Austrägalinſtanz hat der Bundestag bereits in der 35 Sitzung, den 16ten Juni 1817, das Nöthige beſchloſſen. Unterdeſſen haben die großherzogl. und herzogl. ſächſiſchen und fürſtl. reußiſchen Häuſer, für die unter ihnen etwa entſtehenden Streitigkeiten, ihr gemeinſchaftliches Oberappellationsgericht zu Jena, zur ſchiedsrichterlichen (Austrägal-) Inſtanz beſtellt, und die beiden Herzöge von Meklenburg, den 27ſten Nov. 1817 in Streitigkeiten zwiſchen ſich und den Ständen eine compromiſſariſche Behörde, mit dem Recurſe an den Bundestag, errichtet. S. Klüber's öffentliches Recht des deutſchen Bundes und der Bundesſtaaten. Frankfurt a. M. 1817. 8. Und von Dalwigk: die Austrägalinſtanz zur Erläuterung des Art. XI. der deutſchen Bundesacte. Mainz 1817. Ein Beiſpiel ſchiedsrichterlichen Ausſpruchs enthält der Art. Bouillon (Bullio). Und im Jan. 1818 foderte der Geſandte der freien Städte die Bundesverſammlung auf, die Vermittelung ihres Ausſpruchs auf die Abſchaffung des elsflether Weſerzolls, welcher ſchon den 1ſten Jan. 1813 aufhören ſollte, und noch immer von dem Großherzog von Oldenburg erhoben wird, dem 11ten Art. der Bundesacte gemäß zu übernehmen, oder, wenn die deshalb vom Bundestage in der 58ſten Sitzung ernannte Commiſſion nichts ausrichten ſollte, die Sache rechtlich durch die Austrägalinſtanz entſcheiden zu laſſen. Eben ſo ward in der 58ſten Sitzung eine Vermittelung-Commiſſions in Anſehung der Forderung der Gläubiger pfälziſcher Schuldbriefe an die dabei betheiligten Höfe ernannt. K.

† Auſtralien. Die Südſee oder das ſtille Meer, welches zwiſchen der Oſtküſte Aſiens und der Weſtküſte Amerika's fluthet, umfaßt ſämmtliche Inſeln Auſtraliens, welche einen Raum von 113 Längen- und von 70 Breiten Graden einnehmen, indem ſie ſich vom 47ſten Grade der ſüdlichen Breite bis zum 23ſten Grade der nördlichen Breite, und vom 130ſten bis 243ſten Grade öſtlicher Länge von Ferrol erſtrecken. Den Flächeninhalt ſchätzt man auf 170 bis 180,000 Quadratmeilen, wovon Neuholland allein ⅘ einnimmt, und Europa an Größe gleich kommt.

Auszehrung, ſ. Atrophie.

Autographiſch (Griech.) nennt man Handſchriften, die der Verfaſſer ſelbſt geſchrieben, zum Unterſchiede von Copien. Man achtet ſie höher als letztere, nicht nur weil ſie eine intereſſante Reliquie ſind, ſondern auch weil man ſie für richtiger und minder fehlerhaft halten kann.

Avant la lettre, ſ. Abdruck.

Avaren, eine Völkerſchaft, die Ueberbleibſel der von den Türken verdrängten Scheu-Schen. Sie kamen hundert Jahre ſpäter als die Bulgaren in die Gegenden um den Don, das caspiſche Meer und die Wolga. Ein Theil blieb in Circaſſen, wo ſie noch jetzt fortdauern, ein anderer Theil drang an die Donau vor (555), ließ ſich in Dacien nieder, diente unter Juſtinians Heere, half den Longobarden das Gepidenreich zerſtören und eroberte allmälig, beſonders unter dem mächtigen Chan Bajan (582), Pannonien. Unter ſeinen Nachfolgern bemeiſterten ſie ſich Dalmatiens, drangen in Thüringen und Italien ein, wo ſie mit den Franken und Longobarden kriegten, und breiteten ihre Herrſchaft über die an der Donau und weiter nordwärts wohnenden Slaven, ſo wie über die Bulgaren bis ans ſchwarze Meer aus. Aber dieſe Völker riſſen ſich bald wieder los und Dalmatien ging verloren (640). Auf Pannonien beſchränkt, wurden ſie endlich von Carl dem Großen beſiegt (796) und von den Mährern und Petſchenegern ganz aufgerieben, ſo daß ſie ſich nach 827 aus der Geſchichte verlieren.

Ave Maria. Mit dieſen Worten beginnen die Katholiken ein Gebet zur heil. Jungfrau, daher auch die ganze Gebetsformel Ave Maria genannt wird. Wörtlich heißt dieß: Gegrüßt ſeyſt du, Maria, und iſt der Anfang des Grußes, mit dem der Engel vor der Jungfrau Maria erſchien, als er ihr verkündigte, daß ſie die Mutter des Erlöſers werden würde.

Aventurin, eine röthlich braune Abänderung des Quarzes, welche durch zarte Sprünge, wodurch die Lichtſtrahlen mannichfaltig gebrochen werden, einen Goldſchimmer erhält. Man findet ihn in Aragon, Deutſchland u. ſ. w.

A Viſta, ſ. Viſta.

† Azoren, zwiſchen 36 bis 39° Nordbreite. Sie haben zuſammen eine Größe von 53 Q. Meilen und gegen 160,000 Einwohner portugieſiſcher Abſtammung, die nach portugieſiſchen Geſetzen regiert werden und unter einem portugieſiſchen Gouverneur ſtehen. Der Boden iſt zwar gebirgig, aber gut bewäſſert und ungemein fruchtbar; der höchſte Berg, der Pic auf Pico, ſteigt 7400 Fuß hoch empor. Ein äußerſt heiteres und geſundes Clima herrſcht auf dieſen Inſeln, deren Hauptproducte in Wein, Korn und Südfrüchten beſtehen; auch unterhalten die Einwohner eine ſtarke Viehzucht, Fiſcherei, einige Manufacturen nnd einen lebhaften Handel, der jedoch noch ausgebreiteter ſeyn würde, wenn es nicht durchaus an einem guten Hafen fehlte. Die neun Inſeln heißen St. Miguel mit 61,100, Terceira mit 28,900, Pico mit 20,900, S. Jorg mit 11,200, Fayal mit 16,300, S. Maria mit 5000, Graciosa mit 7400, Flores mit 7100 und Corvo mit 800 Einwohnern. Die Hauptſtadt Angra auf Terceira zählt deren 12,000.

Azymiten (Ungeſäuerte), wurden die lateiniſchen Chriſten d. h. die römiſch-katholiſchen von den griechiſchen genannt, weil ſie ſich beim heil. Abendmahle des ungeſäuerten Brodtes bedienten.

B.

Baader (Joſeph), einer der berühmteſten und geſchickteſten Ingenieure und Mechaniker unſerer Zeit, geboren zu München 1763. Er hatte die Medicin ſtudirt und in dieſer Wiſſenſchaft promovirt, entſagte ihr aber und ward im J. 1798 wegen ſeiner großen Talente für die Technologie zum Director der Maſchinen und des Bergbaues ernannt. Im Jahr 1808 ward er Geheimerrath bei der Generaldirection des Bergbaues und der Salinen von Baiern. Er hat mehrere Reiſen nach England, Frankreich u. ſ. w. gemacht und mehrere wichtige Werke und Aufſätze geſchrieben. Sehr ſinnreiche Vorſchläge hat er gethan, die große Waſſermaſchine zu Marli wieder herzuſtellen oder durch eine andere zu erſetzen. Auch ſeine Brüder, Clemens Ludwig, Canonicus zu Frieſingen, und Franz Xaver, Arzt, haben ſich als Schriftſteller rühmlich bekannt gemacht.

Baal, Bel, ein babyloniſcher, oder phöniziſcher Gott, deſſen Begriff durch die Zeit und die Unvollkommenheit der Sprache ſehr verdunkelt iſt. Einige halten ihn für einen Menſchen und den Stifter von Babylon; Herodot nennt ihn des Alkäos Sohn; Andere nennen ihn einen chaldäiſchen Rieſen Nach den Sagen, die die Geſchichte von ihm aufbewahrt hat, möchte man ihn für einen außerordentlichen Menſchen halten der das Reich Babylon weckte und erhob, und durch die Zeit dieſe Apotheoſe erfuhr. Daher erzählen auch einige Schriftſteller von ihm, er habe das Land urbar und bewohnbar gemacht, habe Flüſſe durch Kanäle verbunden, und Babylon (daher Babel) mit einer Mauer umgeben. Sein Sohn Ninus, der große Eroberer, habe ihn nach ſeinem Tode für einen Gott erklärt, und ihm göttliche Ehre erweiſen laſſen. Nicht aber blos auf Babylon und Aſſyrien beſchränkte ſich ſeine Verehrung, ſondern ſie breitete ſich noch weiterhin im Oriente aus; wir finden ihn bei den Perſern, Tyriern u. ſ. w. Ueber den Cultus des Gottes Baal hat man nur wenige und widerſprechende Nachrichten. Unter den Opfern, welche ihm gebracht wurden, nennt die Bibel auch Menſchenopfer, was aber wohl nur ein figürlicher Ausdruck ſeyn möchte, um den Abfall von Jehovah zu Baal auszudrücken. — Uebrigens bedeutet der Name Baal oder Beel in mehrern orientaliſchen Sprachen Herr, bezeichnet die Herrſcherwürde und man findet es in der Zuſammenſetzung mit mehrern eigenen Namen, als Bel-ſazar, Annibal u. ſ. f.

Badajoz, die befeſtigte Hauptſtadt der ſpaniſchen Provinz Eſtramadura, an der Guadiana, unfern der portugieſiſchen Gränze, mit 10,000 Einwohnern. Sie hat im letzten Kriege eine bedeutende Rolle geſpielt und ward von den Engländern dreimal belagert. Badajoz war am 10ten März 1811 nach unerheblichem Widerſtande von dem ſpan. General Imaz an Mortier übergeben worden. Nach der Vertreibung Maſſena's aus Portugall und deſſen Rückzuge durch Eſtramadura mußte eine Hauptſorge des brittiſchen Feldherrn ſeyn, dieſe Feſtung, ſo wie Ciudad Rodrigo und Almeida, wieder zu nehmen. Nachdem daher Olivenza am 6ten April erobert war, ſchritt er

zur Berennung von Badajoz. Dieſe am linken Ufer der Guadiana gelegene Feſtung hat 8 Baſtionen, einen guten bedeckten Weg und zwei Außenwerke, das Kronenwerk Pardaleras ſüdlich, die Redoute Picurina öſtlich; in Norden jenſeits der Guadiana liegt das Fort St. Chriſtoval auf ſteilen Felſen, von dem einen Theil der Feſtung, nämlich das ſchlecht befeſtigte Schloß, eingeſehen wird. — Erſte Belagerung. Die Belagerungsarbeiten begannen in der Nacht zum 9. Mai; der Hauptangriff war gegen das Schloß gerichtet, ein gleichzeitiger gegen St. Chriſtoval, ein Scheinangriff gegen Partaleras. Der vorherrſchende Mangel an Material gewährte durchaus keine günſtige Reſultate, und da Soult zum Entſatz anrückte, ward die Belagerung ſchon am 14. wieder aufgehoben. Sie hatte einen Verluſt von 100 Todten, 650 Bleſſirten und Gefangenen herbeigeführt. — Zweite Belagerung. Nach den Schlachten von Fuentes d'Onor und an der Albuera ward Badajoz am 25. Mai wieder von 12,000 Mann eingeſchloſſen; die gegen das Schloß und St. Chriſtoval gerichteten Belagerungsarbeiten begannen am 30. In der Nacht zum 7. Juni ward der Sturm einer in St. Chriſtoval gelegten Breſche verſucht, aber mit Verluſt abgewieſen; die Breſche, durch das Feuer der folgenden Tage vergrößert, ward darauf in der Nacht zum 10ten abermals, aber wieder vergeblich, geſtürmt. Da indeß die meiſten Geſchütze unbrauchbar und die Munitionsvorräthe größtentheils conſumirt worden waren, ſo wurde die Belagerung am 12ten aufgehoben, der Platz aber noch bis zum 16ten ſtreng blokirt. Verluſt der Belagerer 9 Offiziere, 109 Mann todt, 25 Offiziere, 342 Mann verwundet oder gefangen. Dritte Belagerung. Nach Eroberung Ciudad Rodrigo's (Jan. 1812) beſchloß Wellington einen erneuten Angriff auf Badajoz. Die Belagerungsarmee, 16,000 Mann ſtark, begann ihre Arbeiten am 17ten März. Die Franzoſen hatten während deſſen die Werke bedeutend verbeſſert, beſonders das Schloß mehr befeſtigt; der Angriff ward jetzt zunächſt gegen Picurina, dann gegen die ſüdöſtliche und ſüdliche Baſtion Trinidad und St. Maria gerichtet. Am 19ten machten die Franzoſen einen Ausfall, ohne jedoch die Belagerungsarbeiten zerſtören zu können, in der Nacht zum 26ſten ward Picurina geſtürmt, die Belagerer ſetzten ſich darinn feſt, und etablirten davor ihre Breſchbatterien. Bis zum 6ten April waren in die rechte Face von Trinidad, die linke Flanke von St. Maria, und die dazwiſchen liegende Courtine drei Breſchen gelegt, welche gangbar erachtet wurden. Der Sturm ward in der Nacht zum 7ten unternommen; die erſte Abtheilung erſtieg das Schloß mit Leitern, die zweite und dritte gegen die Breſchen beſtimmt, ſtießen auf einem unvollendeten Halbmonde, den ſie dafür gehalten, zuſammen, geriethen in Unordnung und blieben hier dem fürchterlichſten Feuer zwei Stunden lang ausgeſetzt, während welcher einzelne Detaſchements ganz vergeblich verſuchten, in die Breſche einzudringen; Wellington zog ſie zurück, um gegen Morgen einen zweiten Verſuch machen zu laſſen. Indeſſen hatte eine vierte Abtheilung nach 4 Uhr das weſtliche Baſtion St. Vincent genommen, ſie drang in den Rücken der Breſchen, vertrieb den Feind, und gab ſo den zu ihrem Angriff beſtimmten Truppen Gelegenheit, ohne weitern Verluſt einzudringen; die ganze Garniſon ward gefangen, der Gouverneur General Philippon, der ſich in das Fort St. Chriſtoval geworfen, ergab ſich am andern Tage. Die Belagerer verloren bei dieſer dritten Belagerung 72 Offiziere, 963 Mann an Todten, 306 Offiziere, 3483 Mann an

Verwundeten, der Sturm allein hatte 59 todte, 268 verwundete Offiziere, und 744 todte, 2600 verwundete Soldaten gekoſtet. e.

Baden. Drei durch ihre Bäder berühmte Orte führen dieſen Namen. 1) Baden in Schwaben, eine ſehr alte Stadt von 400 Häuſern und 2600 Einwohnern. Bei den Römern war ſie ſchon unter dem Namen civitas aurelia aquensis bekannt, und ſpäterhin iſt ſie gegen 600 Jahre lang die Reſidenz der Markgrafen von Baden geweſen. Sie liegt in einem reizenden Thale; der Rhein iſt nur zwei Stunden von ihr entfernt. Das Schloß beut nach allen Seiten hin die herrlichſten Anſichten. Es enthält eine Menge unterirdiſcher Gewölbe, die, der gemeinen Sage nach, der heil. Vehme zum Sitz gedient haben ſollen, wahrſcheinlich aber ein Werk der Römer ſind. Die Antiquitätenhalle iſt hinter der Pfarrkirche und enthält eine Menge römiſcher Denkmäler, die um Baden her gefunden worden ſind. Das Converſationshaus, ehedem ein Jeſuitenkloſter, iſt ein Unterhaltungsort, wo man vorzüglich zu Spiel und Bällen zuſammen kömmt; es hat eine herrliche Lage. Die Collegial- oder Pfarrkirche zeichnet ſich durch die Begräbniſſe der Markgrafen aus. Die ſechs Altarblätter ſind von Lill nach Guido Reni gemalt. Eine vorzügliche Merkwürdigkeit Badens ſind ſeine dreizehn Mineralquellen. Die Hauptquelle hat 45 Grad Wärme nach Reaumür, und liefert in 24 Stunden 7,345,440 Cubikzoll Waſſer. Der Fels, aus welchem ſie hervorbricht, iſt noch zum Theil mit carrariſchem Marmor bekleidet und war wahrſcheinlich ein Römerbad. Auch bei dem vormaligen Armenbad finden ſich noch Ueberreſte römiſcher Bäder. An der Höllenquelle von 50 Grad Wärme brühen die Einwohner von Baden Thiere ab. Das Armenbad vor dem Geresbacher Thore iſt ſehr zweckmäßig eingerichtet. Die vorzüglichſten der öffentlichen Badehäuſer ſind: zum Baldreith, zum Hirſch, zum Badiſchen Hof, zum Salmen und zur Sonne; doch kann man auch in ſeinem Zimmer baden. Das hieſige muriatiſche Schwefelwaſſer hat in 1 Pfund zu 16 Unzen folgende Beſtandtheile: Glauberiſches Wunderſalz 5 $\frac{3}{8}$ Gran, Selenit 6 Gr., Kochſalz 34 $\frac{1}{2}$ Gr., ſalzſaure Bitterde $\frac{3}{4}$ Gran, ſalzſaure Kalkerde $\frac{1}{2}$ Gran und ſchwefelartige Luft 1 $\frac{1}{2}$ Cubikzoll. Seine Kraft äußert ſich wohlthätig in Gicht und Rheumatismen, in veralteten Gichtknoten, Contracturen, Lähmungen, Geſchwülſten, Geſchwüren, in Ausſchlägen, Krätze, Flechten, Skropheln, ſelbſt dann, wenn dieſe Krankheiten veneriſcher Art und vom Mißbrauch des Queckſilbers entſtanden ſind, in Hypochondrien, Hämorrhoidalbeſchwerden, Verſtopfungen der Eingeweide, bei Unordnung der monatlichen Reinigung rc. Man beſucht dies Bad daher ſehr ſtark. An trefflichen Spaziergängen und herrlichen Ausſichten fehlt es nicht. — 2) Baden in Niederöſterreich, eine Stadt von ungefähr 400 Häuſern und 3000 Einwohnern. Die Lage der Stadt, an felſigen Kalkgebirgen, iſt über alle Beſchreibung ſchön. Ungeachtet vieler widrigen Schickſale hat ſie ſich doch aus einem Dorfe zum Flecken, von dem Flecken zur Stadt emporgehoben, und iſt jezt Sommer-Reſidenz mehrerer Erzherzöge von Oeſterreich. Die vorzüglichſten Gebäude der Stadt ſind: die Kirchen, und das mit Speiſe- und Kaffeezimmern verſehene Redoutengebäude, in welchem ſich auch die Schaubühne befindet. Außer dieſen Gebäuden heben ſich noch in der Stadt die Häuſer der Erzherzöge und das Caſino hervor. Der Hauptplatz Badens iſt der Park beim Thereſienbade mit ſeinen ſchönen Baumgängen. Daneben iſt der Kalkfelſen, aus welchem die wohlthätige

Heilquelle hervörſprudelt. Nach der Analyſe der Herren Schenk und Volta iſt in 1 Pfund Waſſer zu 16 Unzen enthalten: Glauberiſches Wunderſalz $1\frac{1}{2}$ Gran, Bitterſalz $1\frac{7}{10}$ Gr., Selenit 3 Gr., Kochſalz $3\frac{2}{3}$ Gr., ſalzſaure Alaunerde 1 Gr., luftſaure Bittererde $2\frac{1}{2}$ Gr., luftſaure Kalkerde 5 Gr., Luftſäure $1\frac{5}{7}$ Cubikzoll, ſchwefelartige Luft $4\frac{5}{7}$ Cubikzoll. Die beſtändige Wärme der Bäder iſt gemeiniglich 27 — 29 Grad Reaumür. Die heißeſten ſind der Urſprung, das Frauen- und Joſephsbad; überhaupt ſind derſelben in allem zwölf. Sie ſind ſo gebaut, daß jedes derſelben 40 — 150 Perſonen faſſen kann. Wer nicht gemeinſchaftlich baden will, kann auch Stunden für ſich bekommen, wo er allein badet. Das gemeinſchaftliche Bad wird aber ſtets vorgezogen, da es nicht an Unterhaltung fehlt und ſich hier oft die angenehmſten Bekanntſchaften anknüpfen; vorzüglich geſucht iſt das Frauenbad, deſſen ſich der Kaiſer ſelbſt bedient. Im Calvarienberg ſind Dampfbäder angebracht. In dem Thereſienbade badet man nur in Wannen, und hier ſind auch Tropfbäder eingerichtet. Die Höhle beim Urſprung zeichnet ſich dadurch aus, daß auf ihrem Fußboden ſich eine ſalzige Subſtanz abſetzt, welche Badner-Salz genannt wird. Nützlich iſt das Waſſer von Baden bei Rheumatismen und Gliederreißen, der Grund davon ſey welcher er wolle; in Hüft- und Lendenſchmerzen, in Lähmungen, die durch Blei oder Queckſilber, durch gallige, rheumatiſche und ſchleimige Materie herbeigeführt worden, und in der Krätze, ſie ſey von welcher Art ſie wolle. Wer zugleich trinkt und badet, befördert die Cur ungemein. Sehr ſchädlich ſind dieſe Bäder hingegen, wo etwas Fieberhaftes oder Entzündungsartiges im Körper vorhanden iſt. In Abſicht der Spaziergänge iſt hier trefflich geſorgt. Das gewöhnliche Ziel aller iſt das Helenenthal, in das man bei Clauſe eintritt. Je weiter man das Thal verfolgt, deſto romantiſcher und wilder werden die Wald- und Felſenparthien. Man ſchätzt die Zahl der Fremden, die alljährlich nach Baden kommen, auf 7 — 8000. — 3) Baden in der Schweiz, eine Stadt mit berühmten Bädern an der Limmat, in einer ſehr angenehmen Gegend. Schon die Römer legten der Heilquellen wegen hier ein Stadt an und bauten ein Caſtell da, wo jetzt die Stadt ſteht. Später ward die heil. Veronica Schutzpatronin der Bäder; noch ſpäter erhoben ſie die Taaſatzungen zu einem vorher nie geſehenen Glanz. Das Städtchen Baden, Mittelpunkt von vier ſich durchkreuzenden Landſtraßen, hat die Gerichtsbarkeit über die Bäder. Von hier führt eine breite, mit Steinen beſetzte, mit einer Reihe von Kirchen, Capellen und Wohnhäuſern umgebene Straße in die Tiefe der Bäder, die nur wenige Schritte über dem Ufer der Limmat ſich erheben. Die berühmteſten derſelben liegen auf der Stadtſeite und heißen die großen, die übrigen liegen auf der andern Seite der Limmat und heißen die kleinen Bäder. Die großen Bäder ſind öffentlich. Perſonen höhern Standes baden in den Privatbädern der Wirthshäuſer. Da das Veronabad näher am Urſprung der Quellen liegt, ſo iſt deſſen Waſſer das wärmſte; es ſoll die Fruchtbarkeit der Frauen befördern, und wird daher von dieſen am häufigſten beſucht. Das Waſſer iſt ein eiſenhaltig ſaliniſches Schwefelwaſſer und hat in 1 Pfund zu 16 Unzen nach Morell folgende Beſtandtheile: Glauberiſches Wunderſalz $10\frac{7}{26}$ Gr., Bitterſalz $\frac{77}{105}$ Gr., Selenit $9\frac{1}{2}$ Gr., kochſalzſaure Bittererde $1\frac{4}{7}$ Gr., luftſaure Bittererde $3\frac{1}{14}$ Gr., luftſaure Kalkerde $\frac{37}{42}$ Gr. luftſaures Eiſen $\frac{1}{38}$ Gr., Luftſäure $3\frac{3}{7}$ Cubikzoll und eine kleine Menge ſchwefelar-

tige Luft. Der Geſchmack des Waſſers iſt unangenehm und man braucht es ſehr ſelten zum Trinken. Vorzüglichen Nutzen hat dies Bad bei Hautkrankheiten und Ausſchlägen aller Art, bei alten Geſchwüren, Rheumatismen, Gicht, Lähmungen, Podagra, Verſtopfungen in den Eingeweiden, bei Hypochondrie, Hyſterie ꝛc. Der größte Theil der Badegäſte wendet es ohne alle ärztliche Vorſchrift an. Man badet gewöhnlich zwei Mal des Tages, früh und Nachmittags; der gemeine Haufe bleibt ſehr lange im heißen Bade und ſucht dadurch jenen Ausſchlag herbeizuführen, ohne welchen der Schweizer ſeine Badekur für erfolglos halten würde.

Baden (Großherzogthum), hat drei Ritterorden: 1) den Hausorden der Treue, geſtiftet 1715 und erneuert am 8. Mai 1803, welcher in Großkreuze und Commandeure abgetheilt, und deſſen Ordensherr und Großmeiſter jedesmal der Großherzog iſt; 2) den Carl-Friedrich-Militärverdienſtorden, vom Großherzog Carl Friedrich am 4. April 1807 geſtiftet, deſſen Großmeiſter der Großherzog iſt und der aus drei Claſſen, Großkreuzen, Commandeuren und Rittern beſteht; 3) den Orden des Zähringer Löwen, geſtiftet vom letztverſtorbenen Großherzoge am Namenstage ſeiner Gemahlin, den 26. Dec. 1812. Er beſteht ebenfalls aus Großkreuzen, Commandeuren und Rittern und hat den jedesmaligen Großherzog zum Großmeiſter.

Bagdad, die Hauptſtadt, unter 44° 24′ öſtlicher Länge und dem 33° 20′ nördl. Breite. Sie iſt mit einer hohen Mauer von Ziegelſteinen, ungefähr eine deutſche Meile im Umfange, und einem fünf bis ſechs Klafter tiefen Graben, der aus dem Tigris mit Waſſer gefüllt werden kann, umgeben; doch ſind die Canonen auf den zahlreichen Mauerthürmen alt und unbrauchbar. Das Caſtell an der Nordſeite der Stadt beſtreicht den Tigris und enthält ein Zeughaus, doch iſt es kein haltbarer Platz. Die Häuſer der Stadt ſind größtentheils aus Ziegelſteinen erbaut und nur ein Stockwerk hoch; die Straßen ſind unreinlich, ungepflaſtert und ſo eng, daß kaum zwei Perſonen neben einander reiten können. Die Häuſer der vermögenden Einwohner zeichnen ſich durch geſchmackvolle Bauart und Verzierung aus. Insbeſondere iſt der Pallaſt des Gouverneurs ſehr geräumig, und hat prachtvoll meublirte Zimmer. Die öffentlichen Bäder und Kaffeehäuſer der Stadt werden, obwohl ſie in ſchlechtem Zuſtande ſind, häufig beſucht. Auf den Märkten trifft man Fülle an Lebensmitteln und wohlfeile Preiſe. Bagdad iſt ein bedeutender Handelsplatz und eine Niederlage für arabiſche, indiſche und perſiſche Erzeugniſſe, ſo wie für europäiſche Manufaktur-Waaren. Einen glänzenden Anblick gewähren die Bazars mit ihren 1200 Läden, gefüllt mit allen Gattungen orientaliſcher Waaren. Die hauptſächlichſten Fabrikate der Stadt beſtehen in rothem und gelbem Leder, welches in großem Rufe ſteht, auch in ſeidnen, baumwollnen und wollnen Zeugen. Vor Kurzem hat der Paſcha, mit Hülfe der Engländer und Perſer, eine Canonengießerei angelegt. Bagdad verſieht ganz Kleinaſien, Syrien und einen Theil von Europa mit indiſchen Waaren, die zu Baſſora eingeführt, den Tigris in Böten ſtromaufwärts geſchifft und durch Caravanen nach Tocat, Conſtantinopel, Aleppo, Damascus und in die weſtlichen Theile Perſiens gebracht werden. Auch mit Juwelen wird hier einiger Handel getrieben. Viele Fremde ſtrömen in Bagdad zuſammen, theils in Handelsgeſchäften, theils um die Gräber der Heiligen, unter denen ſich das des Propheten Ezechiel befindet, zu beſuchen. Die Sommerhitze iſt hier ſehr groß

und nöthigt die Einwohner, in unterirdiſchen Gemächern Kühlung zu ſuchen; dagegen iſt es im Winter ſo kalt, daß man der Heizung bedarf. Dennoch iſt die Stadt angenehm, geſund, und frei von epidemiſchen Uebeln, doch leiden die Einwohner häufig an Hautkrankheiten. Die Bevölkerung von Bagdad beſteht aus Türken, Perſern, Juden und einer verhältnißmäßig geringen Anzahl von Chriſten; die Türken machen drei Viertheile des Ganzen aus. Die Juden ſind auf einen abgeſonderten Stadtbezirk eingeſchränkt und in einem äußerſt bedrückten Zuſtande. Mit Inbegriff der vielen Araber, Hindoſtaner, Afghanen und Aegypter, die ſich hier aufzuhalten pflegen, mag ſich die geſammte Volksmenge auf 60,000 Menſchen belaufen. Die Perſer, die unter dem beſondern Schutz der Regierung ſtehen und einen ausgebreiteten Handel treiben, haben allgemein den Ruf der Rechtlichkeit, Umſicht und Aufrichtigkeit. Die höheren Volksclaſſen ſind gegen Fremde höflicher und aufmerkſamer, als ſonſt bei den Mohammedanern der Fall zu ſeyn pflegt; dagegen ſind die untern Claſſen von allen vorherrſchenden Laſtern des Orients angeſteckt, übrigens kühn und unternehmend, aber zur Inſubordination geneigt. Bagdad ward im Jahre 766 vom Kalifen Abu Jafar Almanſor gegründet, in vier Jahren vollendet und im neunten Jahrhundert von dem großen Haroun Al Raſchid zu hohem Glanze erhoben, hundert Jahre ſpäter aber von den Türken gänzlich zerſtört. Im dreizehnten Jahrhundert ward es von Dſchingis-Khans Enkel, Holaku, erſtürmt, der das Kalifat vernichtete und den regierenden Kalifen ums Leben bringen ließ. Die Nachkommenſchaft des Eroberers ward 1416 durch Tamerlan, und 1436 durch Kara Yuſef vertrieben. Im folgenden Jahrhundert bemeiſterte ſich Schach Ismael, der erſte Regent Perſiens aus dem Hauſe Sofi der Stadt Bagdad. Seitdem war ſie unaufhörlich ein Zankapfel zwiſchen den Türken und Perſern. Nach einer denkwürdigen Belagerung ward ſie 1638 vom türkiſchen Kaiſer Amurat IV. erobert, und vergebens verſuchte im 18ten Jahrhundert Nadir Schach, ſie den Türken zu entreißen. In den letztern Jahren ward ſie von den Wechabiten mehrmals ernſtlich bedroht.

Bagno, der Ort bei Galata, in der Nähe von Conſtantinopel, wo die Sclaven aufbewahrt werden. Es befinden ſich hier eine griechiſche und zwei katholiſche Kirchen, zum Gebrauche der Sclaven beſtimmt. Mehrmals nennt man auch Sclaven-Behältniſſe überhaupt Bagnos.

† Balbek, unter 36° 11′ O. L. und 34° 1′ N. B., jetzt eine kleine ſchlecht gebaute, mit verfallenen Mauern umgebene Stadt, bewohnt von etwa 1200 armſeligen Menſchen, worunter auch Chriſten und Juden ſind. Schon 140 Jahre vor Antonius Pius lag in Heliopolis römiſche Beſatzung, und mit Grund hält man dafür, daß unter der Regierung und auf Befehl dieſes Kaiſers der prachtvolle Sonnentempel erbaut iſt, der, noch großentheils unverſehrt, zu den ausgezeichnetſten Ueberbleibſeln des Alterthums gehört. Von 54 hohen Säulen des Tempels ſtehen nur noch 6; ihre Schäfte ſind 54 Fuß lang, halten beinahe 22 im Umfange, und die Geſammthöhe mit Inbegriff des Fußgeſtells und Säulenkopfes beträgt 72 Fuß. Noch ſieht man treffliche marmorne Standbilder Jupiters, Dianens und Leda's, und Abbildungen mehrerer römiſchen Kaiſer und Kaiſerinnen in Basreliefs und Bruſtbildern. Bewundernswerth iſt der ungeheure Umfang der Steine, woraus die Mauern des Tempels beſtehen; kein jetzt bekanntes mechaniſches Hülfsmittel vermöchte, ſie

an ihre Stelle zu bringen. Unter dem Kaiſer Conſtantin ward der Tempel vernachläſſigt und in eine chriſtliche Kirche umgewandelt. So blieb er, bis er nach dem Einfall der Araber in Verfall gerieth. Der große Pallaſt, als deſſen Erbauer gleichfalls Antonius Pius genannt wird, und mehrere andere Tempel ſind ebenfalls von großer Schönheit; nach einem derſelben iſt die Paulskirche in London erbaut. Obeidah, einer der Feldherren des Kalifen Omar eroberte die Stadt nach einer tapfern Vertheidigung. Im Jahr 1401 ward ſie durch Tamerlan eingenommen. Ein Erdbeben zerſtörte ſie im Jahre 1759 faſt gänzlich, wodurch ohne Zweifel das ſchnelle Sinken ihrer, nach 1751 noch 5000 Menſchen betragenden Bevölkerung verurſacht iſt.

Ball. Den Grund, warum man ein Tanzfeſt Ball nennt, findet Nachtigall in einer alten niederdeutſchen Sitte, die er auf folgende Weiſe erzählt: „In den Dörfern verſammelten ſich die erwachſenen Mädchen am zweiten und dritten Oſterfeiertage, um den neuen Frauen, auf deren Hochzeit ſie getanzt hatten, einen mit Wolle oder Federn angefüllten Ball zu überreichen. Erſt wurde dieſer auf einer geſchmückten Stange durchs Dorf getragen, dann vor dem Hauſe aufgepflanzt, endlich im Hauſe ſelbſt der jungen Frau überreicht, wogegen dieſe verpflichtet war, der auf eigne Koſten ſchmauſenden Geſellſchaft und ihren Liebhabern freies Tonſpiel zum Tanze zu geben. So viele junge Eheleute da waren, ſo vielen wurde ein Ball gegeben und auf jedes Ballgeben getanzt.“ — Die Bälle ſind entweder en masque, d. h. die dabei erſcheinenden Perſonen tragen Masken, oder parés, d. h. man erſcheint dabei nur geputzt.

Ballaſt (nach dem däniſchen Baglaſt) iſt eine Laſt von Sand oder Steinen, die man in diejenigen Schiffe legt, die nicht Ladung genug haben, um bis zur erforderlichen Tiefe in das Waſſer zu ſinken und ſo Wind und Wellen Widerſtand leiſten zu können. Bei Stürmen muß oft, wenn das Schiff Lecke bekömmt, der Ballaſt zum Theil ausgeworfen werden, damit das Schiff leichter werde.

Balleſteros (Francesco), ein berühmter ſpaniſcher General im Kriege gegen Bonaparte's Uſurpation, geboren zu Saragoſſa 1770. Er ſtand ſchon 1793 als Oberlieutenant bei den Freiwilligen von Aragonien im Regiment der leichten Infanterie, wo er ſich in dem ſogenannten cataloniſchen Feldzuge durch Tapferkeit zum Hauptmann aufſchwang. Im J. 1804 wurde er wegen Unterſchlagung von 3000 Rationen angeklagt und entlaſſen, aber auf Verwendung des Friedensfürſten wieder als Befehlshaber über die Mauthen von Aſturien angeſtellt, wo er noch 1808 beim Einfall der Franzoſen diente. Nun übertrug ihm die Junta von Aſturien den Befehl über ein Regiment. Bald erhob er ſich zum Brigadegeneral und endlich zum Maréchal-de-camp, in welcher Eigenſchaft er ſich mit den Armeen von Caſtilien unter Blake nnd Caſtannos vereinigte. Ueberall zeichnete er ſich durch kühne Tapferkeit aus, ohne jedoch große Talente als Oberfeldherr zu entwickeln. Aus Aerger über die Ernennung des Lords Wellington zum Oberfeldherrn ſämmtlicher Armeen in Spanien durch die Cortes, nahm er ſeine Entlaſſung und ſuchte nun erſt durch eine Schrift ſich von den Vorwürfen öffentlich zu reinigen, als habe er aus Eiferſucht mehrere bedeutende Unternehmungen gehemmt oder ganz gehindert. Ferdinand VII. bezeigte ihm nach ſeiner Rückkehr eine beſondere Liebe und ernannte ihn 1815 zum Kriegs-

miniſter. Allein in den Streit der Liberales und der Königsparthei verwikelt, beiden verdächtig und gehäſſig, wurde er 1816 wieder entlaſſen, auf halben Sold geſezt und nach Valladolid gleichſam verwieſen.

Balley, nannte man ehemals ein gewiſſes Gebiet oder einen Bezirk von Beſizungen, die dem deutſchen und Johanniter-Orden zugehörten. Die Balleyen beſtanden aus Comthureyen, und wurden durch Comthure verwaltet. Woher dieſe Benennung ihren Urſprung habe, geben die Sprachforſcher nirgends an.

Ballhorn (Johann), ein Buchdrucker zu Lübeck, zwiſchen 1531 und 1599, der unter andern eine Fibel druckte, auf deren lezter Seite er das bis dahin übliche Bild eines an den Füßen geſpornten Hahns in das eines ungeſpornten, dem ein paar (nach Andern ein ganzer Korb) Eier zur Seite liegen, verwandelte. Da er ſie dieſer unweſentlichen Veränderung wegen auf dem Titel: „verbeſſert durch Johann Ballhorn," nannte, ſo iſt ſein Name zum Sprichwort geworden und ballhorniſiren oder verballhornen heißt ſo viel, als abgeſchmackte und unnütze Veränderungen machen, oder auch etwas verſchlechtern, ſtatt verbeſſern.

Ballotiren, durch Kugeln das Loos über etwas werfen. Die Loosenden oder Wählenden bekommen zu dem Ende eine weiße und eine ſchwarze Kugel und drücken ihr Ja oder Nein aus, je nach dem ſie jene oder dieſe in das zum Sammeln der Looſe beſtimmte Gefäß werfen.

*Baltimore, die Hauptſtadt der Grafſchaft dieſes Namens, in Hinſicht ihres Umfanges dem Range nach die vierte, und im Betreff des Handels die fünfte Stadt in den vereinigten Staaten, liegt unter 77° 48′ W. L. und 39° 21′ N. Br. an der Nordſeite des Fluſſes Patapsco, unfern ſeines Zuſammenfluſſes mit der Cheſapeak-Bay. Die kaum einen Piſtolenſchuß breite Einfahrt des Hafens wird durch das Fort Whetſtone vertheidigt und kann folglich einer angreifenden Seemacht wirkſamen Widerſtand leiſten. Die Stadt iſt rund um das Waſſerbeken her gebaut, worin bei gewöhnlichen Fluthen das Waſſer fünf bis ſechs Fuß ſteigt; es bildet einen der ſchönſten Häfen der Welt, faßt zweitauſend Kauffahrtheiſchiffe und iſt von Schiffswerften und Waarenſpeichern umgeben. Da man jedoch nur bei gewiſſen Winden aus dieſem Waſſerbecken ſegeln kann, ſo ankert die große Mehrzahl der Schiffe in einem äußern Hafen, gebildet durch eine Landſpitze nahe am Ausfluſſe des Waſſerbekens, Fells point genannt. Auch hier ſind Werfte angelegt, wo Schiffe von ſechshundert Tonnen Laſt völlig ſicher liegen können. Viele Anſiedler haben ſich auf dieſer Landſpitze, wo ſie der Schifffahrt am nächſten ſind, niedergelaſſen. Schon zählt man hier mehr als ſiebenhundert Häuſer, von regelmäßigen Straßen durchſchnitten, mit einem großen Marktplatze. Gewöhnlich wird dieſe neue Anlage als ein Theil der Stadt Baltimore betrachtet, obwohl ſie über eine halbe Stunde Weges von der eigentlichen Stadt entfernt iſt. Die niedrige Lage der leztern hielt man ſonſt für ungeſund, allein ihr ſchneller Anwachs und viele heilſame Verbeſſerungen ſcheinen die Nachtheile der feuchten Luft beſeitiget und den hieſigen Aufenthalt geſünder gemacht zu haben. Am wenigſten iſt dieß jedoch im Auguſt der Fall; auch beziehen dann alle wohlhabendere Einwohner ihre reizend gelegenen Landſitze in der Umgegend. Der Grundriß der Stadt iſt dem von Philadelphia einigermaßen ähnlich und wie dort durchkreuzen

ſich die Straßen in rechten Winkeln. Die Hauptſtraße iſt ungefähr 80 Fuß breit und hält über eine halbe Stunde Weges in der Länge. Baltimore mit Inbegriff von Fells point hat 30,000 Einwohner und 170 Speicher. Die Bevölkerung beſteht aus Engländern, Irländern, Schottländern und Franzoſen. Am zahlreichſten ſind die Irländer, worunter ſich viele der vorzüglichſten Kaufleute befinden. Auch an Franzoſen bekam die Stadt einen beträchtlichen Zuwachs. Man findet hier Katholiſche, Reformirte, Lutheriſche, Biſchöfliche, Presbyterianiſche, Anabaptiſtiſche, Methodiſtiſche und Quäkeriſche Kirchen. Unter allen iſt die der Presbyterianer die ſchönſte, und eines der beſten Gebäude der Stadt. Es befinden ſich in Baltimore drei mit einander verbundene Banken, deren Noten ſelbſt auf ſo geringe Summen ausgeſtellt werden, daß ſie den Umlauf des baaren Geldes faſt gänzlich ausſchließen.

† Baltiſches Meer erſtreckt ſich über 55° N. B. hinaus, iſt 190 bis 200 deutſche Meilen lang, ungefähr 24 bis 48 abwechſelnd breit und mit Inbegriff des Finniſchen und Bothniſchen Meerbuſens beträgt der Flächeninhalt 7000 Q. M. Die Nähe der Küſten des feſten Landes und der Inſeln, die durchgehends geringe Tiefe des Waſſers, die flachen Preußiſchen und die meiſt felſigen Schwediſchen Küſten, vor allen Dingen aber der häufig eintretende, von heftigen Stürmen begleitete Wechſel der Winde, machen dies Meer für den Seefahrer ſehr gefahrvoll, obwohl die durch die Brandung erregten Wellen, an und für ſich betrachtet, weit minder furchtbar ſind, als in der Nordſee. Eine Inſelkette von Finnland bis nach Schweden reichend, ſcheidet den ſüdlichen Theil der Oſtſee vom nördlichen, welcher gewöhnlich der Bothniſche Meerbuſen genannt wird. In Nordoſten erſtreckt ſich bis tief in Finnland ein andrer Arm unter dem Namen des Finniſchen Meerbuſens, und ſcheidet dieſe Provinz von Eſthland. Ein dritter ziemlich großer Meerbuſen iſt der Rigaiſche oder Liefländiſche. Das Curiſche und das friſche Haff ſind Buchten an der Preußiſchen Küſte. Das Gewäſſer der Oſtſee iſt kälter und klarer als das des Oceans und enthält weniger Salztheile. Ebbe und Fluth ſind in der Oſtſee wie in allen landumgebenen Meeren unbemerkbar; doch ſteigt und fällt ſie zu Zeiten, wiewohl aus andern Urſachen, insbeſondere vermöge ihrer reißenden Strömung durch den Sund und die beiden Belte in das Atlantiſche Meer. Die mittlere Tiefe des Waſſers beträgt 15 bis 20 Klafter, an ſehr vielen Stellen aber kaum halb ſo viel. Bei ſtürmiſchem Wetter ſind die Küſten Preußens und Curlands mit Bernſtein bedeckt, den die Wellen an das Ufer ſpielen. Die hauptſächlichſten Ströme, die ſich in die Oſtſee ergießen, ſind die Flüſſe Wannow, Peene, Oder, Perſanthe, Wipper, Weichſel, Pregel, Niemen (oder Memel), Düna, Aura-Jocki, Cano, Torneå, Luleå, Piteå, Skelfleå, Umeå, Ångermann, Luisna, Dal und Motala. Das Eis verhindert jährlich drei Monate lang die Schifffahrt auf der Oſtſee. Im Süden ſchmilzt es ungefähr im April, allein im Bothniſchen und Finniſchen Meerbuſen ſelten vor dem Ende des Mais. Außer den Däniſchen und Åländiſchen Inſeln enthält das Baltiſche Meer noch folgende: Dago und Oeſel an der Liefländiſchen Küſte; Gothland und Oeland, Schweden gehörig; Rügen, welches als ein Zubehör von Pommern jezt an Preußen abgetreten worden iſt; endlich außer den beiden bereits

erwähnten größern Däniſchen Inſeln noch: Bornholm, Falſter, Möhn, Laaland, Alſe, und eine große Anzahl kleinerer, welche ſämmtlich Dänemark gehören. Drei Durchfahrten führen vom Cattegat in das Baltiſche Meer; der Sund, der große und kleine Belt; der Sund iſt die befahrenſte. Bei allen dreien wird zum oſtenſiblen Zwecke der Unterhaltung von Leuchtthürmen ein bedeutender Zoll entrichtet.

Bambus, ein in Oſt- und Weſtindien baumförmig wachſendes Rohr. Die Bambusbäume erreichen oft die Höhe von Pappeln. An den Orten, wo ſie gedeihen, dienen ſie zu vielartiger Benutzung; bei uns gebraucht man die Zweige als Spatzierſtöcke.

Band, ein aus Leinen, Wolle, Seide oder Gold verfertigtes ſchmales Gewebe, das zu Binden, Beſetzungen u. dgl. angewendet wird. Man hat Bänder von verſchiedener Breite, (von 2 Linien bis zu 6 Zoll,) Farbe, Feine, Muſter (gewäſſerte, golddurchwebte, Atlas-Taffet-Bänder u. ſ. w.). Sie werden entweder von Bordenwirkern verfertigt, oder in Bandfabriken auf Maſchinen gemacht. Frankreich, England und die Schweiz liefern eine große Menge Bänder aller Art; in Deutſchland zeichnen ſich aus die Bandfabriken in Wien, Berlin, Elberfeld, Erfurt u. ſ. w.

Banda, ſ. Gewürzinſeln.

Bandettini (Tereſa), eine berühmte neuere Italieniſche Dichterin aus dem Stegreif (improvisatrice), wurde zu Lucca ums Jahr 1756 geboren, und erhielt von ihren angeſehenen Eltern eine ſorgfältige Erziehung, mußte ſich aber, als dieſe ihr ganzes Vermögen verloren, entſchließen auf das Theater zu gehen. Zum erſtenmal trat ſie zu Florenz auf, und machte kein Glück. Dies, verbunden mit ihrer Liebe zu der ſchönen Wiſſenſchaft, zog ſie zum eifrigſten Studium der Dichter hin. Als ſie eines Tags einen berühmten Stegreifdichter von Verona hörte, brach der eigne Genius unwiderſtehlich hervor und ergoß ſich augenblicklich in einem herrlichen Lobgedicht auf jenen Stegreifdichter. Aufgemuntert von dieſem, widmete ſie ſich ganz dieſer ſchönen Kunſt. Die Originalität, die blühendſte Einbildungskraft, Wahrheit und Harmonie im Ausdruck verſchafften ihr bald einen berühmten Namen; ſie konnte das Theater verlaſſen und als Dichterin Italien durchziehen, und genoß die Ehre in mehrere Akademien als Mitglied aufgenommen zu werden. Eines ihrer berühmteſten Gedichte war jenes, welches ſie 1794 bei dem Prinzen Lambertini zu Bologna auf den Tod Marien-Antoinettens von Frankreich improviſirte. Ums Jahr 1813 war ſie endlich des Reiſens müde und zog ſich wieder in ihre Vaterſtadt zurück, wo ſie von ihrem ſehr mäßigen Vermögen eingezogen lebte. Im Druck erſchienen von ihr: Ode tre, Lucca in 4to, wovon die erſte Nelſons Sieg bei Abukir, die andere Suwarows Siege in Italien, und die dritte die Siege des Erzherzogs Carl in Deutſchland, beſingt. Ferner unter dem Namen, Amarilli Etrusca: Saggio di versi estemporanei (Sammlung aus dem Stegreif verfertigter Gedichte), Piſa bei Bodoni in 8vo, worunter ſich beſonders das Gedicht über Petrarca's Zuſammentreffen mit Laura in der Kirche, rühmlich auszeichnet, und ſie einem Roſſi an die Seite ſetzt.

Baptiſt, ſ. Wiedertäufer.

Baratto-Handel heißt der reine Tauſchhandel, bei welchem Waaren gegen Waaren, ohne Vermittlung der Münze umgeſetzt werden. Inzwiſchen willigt keiner von beiden Theilen in einen

ſolchen Baratto-Handel ein, wenn er nicht glaubt, an der einge-tauſchten Waare den Werth in Münze zu bekommen, für welche er ſeine eigene Waare gegen Münze hätte umſetzen können; es treffen daher in dem Barattiren eigentlich zwei verſchiedene Handels-Geſchäfte zuſammen. K. M.

Barbaresken, die Staaten der Berberei, d. i. der Nord-küſte von Afrika, weſtlich von Aegypten bis an das atlantiſche Meer, nämlich: 1) Barca, 2) Tripolis, 3) Tunis, 4) Algier, 5) Fez und Marocco, ſind, mit Ausnahme einiger kleinen Republiken in Barca, ſämmtlich Sitze des militäriſchen Despotismus der Türken und Mauren. Dieſen Landſtrich von 34,724 Q. M. durchzieht der Atlas, ein Gebirge, deſſen höhere Gipfel beſtändig mit Schnee bedeckt ſind. Der höchſte darunter unweit der Stadt Marocco hat 12,000 Fuß. An der Küſte weht das ganze Jahr eine milde Frühlingsluft, außer im Juli und Auguſt, wenn der bis zum Erſticken heiße Südwind eintritt. Die ſcharfe Bergluft iſt ſchwachen Augen oder einer zarten Bruſt nach-theilig. Jahreszeiten wechſeln regelmäßig. Krankheiten ſind ſelten. Die Peſt erzeugt ſich nie, ſondern wird nur aus Conſtantinopel hinein-gebracht. Der Boden iſt fruchtbar da, wo ihn die vom Atlas in das Mittelmeer fallenden Flüſſe bewäſſern. Vom Juli bis Oct., wenn alle andere Pflanzen von der Sonne verbrannt ſind, belebt und er-friſcht die Landſchaft der Oleander. Im Winter befruchten häufige Regengüſſe die Natur aufs Neue. Schon im Januar ſind die Wie-ſen mit Blumen geſchmückt; im April und Mai iſt das ganze Land ein unermeßlicher Blumenteppich. Die feuchte Wärme ertheilt den Erzeugniſſen eine ausnehmende Kraft und hohen Wuchs. Gerſte iſt die wichtigſte Erndte. Weizen, Türkenkorn, Hirſe, Reis, und eine Art Kichererbſen (Garencos), die man gebraten in Menge genießt, werden häufig gepflanzt. Der leichtwurzelnde indiſche Feigenbaum wird zu undurchdringlichen Hecken für Gärten und Weinberge be-nutzt. Der hohe Weinſtock dehnt ſich in prächtigen Gewinden von einem Baume zum andern hin. Sein Stamm iſt oft ſo ſtark wie der eines Maulbeerbaums. Ueberall erblickt man wohlunterhaltene Olivengärten. Die Granatäpfel ſind dreimal ſo groß als in Italien. Vortreffliche Orangen reifen in Menge. Melonen, Gurken, Kohl, Salat, ſind im Ueberfluß. Die Artiſchocken wachſen wild. Die Henna wird in den Gärten gezogen. Die Eicheln der hochſtämmigen Quer-cus ballota, eine Speiſe der Einwohner, ſchmecken wie wilde Kaſta-nien. Ueberall wachſen die hohe pyramidaliſche Cypreſſe, die Ceder, der Mandelbaum, der weiße Maulbeerbaum, die zur Fräberei wich-tige Indigofera glauca, die gegen Stein wirkſame Cineraria der Sümpfe, wohlriechende Ciſten, die prachtvolle Cactus, u. ſ. w. Die Hügel ſind mit Thymian und Rosmarin bedeckt, welche die Luft rei-nigen und als Brennholz dienen. Hin und wieder ſieht man Gebü-ſche von weiſen Roſen, aus denen die reinſte Eſſenz gezogen wird. Das Zuckerrohr gedeiht vortrefflich. Eine Abart deſſelben, Soliman, erreicht die größte Höhe, und iſt ſaftreicher als keine andre in der Welt. Den größten Vortheil gewähren den Einwohnern der Lotus und der Palmenbaum. Die Fächerpalme wächst auf der ganzen Küſte, die Dattelpalme in den der Sahara (Wüſte) näher liegenden Gegenden. Waldungen von Korkbäumen gibt es längs der Küſte. Gummi wird aus den Akazienbäumen gewonnen. — Unter den nütz-lichen Thieren ſteht das Kameel oben an. Auf die Pferde- und

Büffelzucht könnte mehr Fleiß gewendet werden. Schafe mit Fett-
ſchwänzen ſind häufig. Wilde Schweine und andres Wildpret gibt es
in Menge. Im Innern des Landes: Affen, Schakals, Hyänen, Löwen,
Panther, Onzen, und die freundliche Gazelle. Strauße leben in der
Wüſte. Geflügel iſt zahlreich; aber auch Heuſchrecken, Mücken, Fliegen,
Wanzen, Kröten, Schlangen, letztere 9 — 12 Fuß lang; Fluß- und
Seefiſche, auch Schildkröten in Ueberfluß; die Bienen legen in die Fel-
ſen und Bäume lieblichen Honig nieder. Der Bergbau iſt vernachläſſigt;
doch gibt es viel Eiſen, Kupfer, Blei, Zinn, Schwefel, Mineralquellen,
Gips, Kalkſtein, gute Thonarten u. ſ. w. nebſt Quell- und Seeſalz in
Ueberfluß. — Dieſes große, ſchöne, nur durch ein Seebecken von unſrem
Europa geſchiedene Land iſt ſchon mehrmals der Mittelpunkt einer vor-
gerückten Cultur geweſen. Es war ausgezeichnet durch Wohlſtand, Be-
völkerung und Kunſtfleiß unter den Karthagern, Römern, Vandalen und
Arabern. Und welche Vortheile bietet es dar für den Verkehr der Völ-
ker! Seine Verbindung mit allen europäiſchen Küſtenländern findet
ungleich leichter und ſchneller ſtatt, als die Verbindung eben dieſer
Küſten mit den Hauptſtädten ihrer eignen Staaten, und der Waa-
rentransport iſt minder koſtbar von Marſeille und Genua nach Tunis
und Algier, als nach Paris, oder ſelbſt nach Turin und Mailand.
Cato zeigte dem römiſchen Senate friſche Feigen, die unter den
Mauern von Carthago gepflückt waren, da doch dieſe Frucht nach
drei Tagen nicht mehr eßbar iſt. Dieſes afrikaniſche Küſtenland kann
60 Millionen Einwohner ernähren, und enthält jetzt kaum 8½ Mill.
Nach Aegypten war es für Rom die ergiebigſte und reichſte Provinz,
und einer von den Kornſpeichern der weltherrſchenden Stadt. Die
römiſchen Schriftſteller nannten ſie die Seele der Republick, das
Kleinod des Reichs, speciositas totius terrae florentis, und die
vornehmſten Römer ſahen den Beſitz von Palläſten und Landhäuſern
auf dieſer lieblichen Küſte für das höchſte Wohlleben an. Auch die
kleinen arabiſchen Höfe von Fez, Tetuan, Tremezene, Garbo, Kon-
ſtantine ließen es an Aufmunterung der Künſte und der Landwirth-
ſchaft nicht fehlen. Amalfi, Neapel, Meſſina, Piſa, Genua, Florenz
bereicherten ſich durch ihre mannichfache Verbindung mit jenem ſchö-
nen Lande, und die venetianiſche Flotte beſuchte alle Städte der
afrikaniſchen Küſte, wie die von Sicilien, Italien und Spanien.
Seit drei Jahrhunderten iſt dies alles nicht mehr. Das Land wurde
die Werkſtätte des Verbrechens und des Elends, — eine Mörder-
grube, und die Beute von 13 bis 14,000 Abenteurern, die in einem
andern Welttheile zuſammengerafft, hier von den Einwohnern ver-
abſcheut werden. Die Hauptbewohner des Landes ſind theils Mau-
ren, theils Kabylen. Letztere, die Ureinwohner, auch Breber,
Barabra, oder Berber (daher Berberei) genannt, wohnen in den
Gebirgen in kleinen Dörfern. Die Guanchen auf den Canarien wa-
ren ebenfalls Berbern. Die Berbern ſind wilde, kräftige, wohlge-
bildete Menſchen von großer Muskelſtärke, die Hunger und Beſchwer-
den aller Art leicht ertragen. Alle Stämme derſelben zeichnen ſich
durch dünnes Barthaar aus. Sie ſind meiſtens Räuber, dabei un-
menſchlich und treulos; doch üben ſie Gaſtfreundſchaft und man reiſ't
unter ihrem Schutze ſicher. Auf ihre Freiheit eiferſüchtig, gehorchen
ſie ihrem Oberherrn nur dem Namen nach, und führen gewöhnlich
Krieg mit den Truppen, welche die Steuern eintreiben. Sie ver-
fertigen ihr Feuergewehr ſelbſt und ſind gute Schützen. Die Hirten

MÜNCHEN

auf den höhern Gebirgen wohnen in den Höhlen, wie die alten Troglodyten. Unter allen ſind die Schilluh-Berbern in Marocco die unverſöhnlichſten und raſchſüchtigen Feinde. — Das zahlreichſte von den Völkern Nordafrika's ſind die Araber. Die welche in Städten wohnen, heißen vorzugsweiſe Mauren; die auf dem Lande, welche in Zelten wohnen und Nomaden ſind, heißen Beduinen. Letztere ſtammen von den Sarazenen, den erſten Eroberern des Landes ab. Sie ſind groß, muskelkräftig, mit geiſtvollen, ſchönen Geſichtszügen, großen ſchwarzen, durchdringenden Augen, etwas gebogener Naſe, regelmäßigen Zähnen, weiß wie Elfenbein, vollem, ſtarkem Bart und ſchwarzem Haupthaar. Die Hautfarbe in den nördlichen Gegenden iſt hellbraun, und wird ſüdwärts immer dunkler, endlich ganz ſchwarz; doch ohne die Negerphyſiognomie, welche erſt in Sudan ſich zeigt. Sie wohnen 10, 12 bis 100 Familien ſtark, patriarchaliſch in wandernden Zeltlagern; jeder Stamm unter ſeinem Scheich, welcher den Koran erklärt, Recht ſpricht und Streitigkeiten ſchlichtet. Auch ſie führen, auf die wildeſte Art, beſtändig Krieg, entweder mit den Berbern, oder mit den Steuereinnehmern des Oberherrn. Ihr Geſchäft iſt Krieg, ihr Einkommen Plünderung; wenn ſie keinen Krieg mit ihren Nachbarn führen, vermiethen ſie ſich als Hülfstruppen an die Deys. Allgemein haſſen ſie die Chriſten; doch ſind ſie weniger verſtellt und betrügeriſch als die Mohren oder Berbern. Das Recht der Gaſtfreundſchaft gilt bloß innerhalb ihres kleinen Lagers. — Die Mohren oder Mauren ſind ein Gemiſch von allen Nationen, die ſich in Nordafrika niedergelaſſen haben, doch dem Hauptcharakter nach Araber. Sie nennen ſich ſelbſt Moslimin, d. i. Gläubige, oder Medainin, d. i. Stadtvolk. Als eifrige Bekenner von Mohammeds Lehre, verachten und haſſen ſie Chriſten und Juden. Sie ſind eiferſüchtig, argwöhniſch, ungeſellig, verſtellt, grauſam, der Liebe und Freundſchaft unfähig, dabei ſo träge und unthätig, daß ſie ganze Tage mit kreuzweis untergeſchlagenen Beinen an die Mauer gelehnt ſitzen, und ohne ein Wort zu ſprechen die Vorübergehenden betrachten. Keine Spur mehr von jener geiſtigen Bildung, zu der ſie im Mittelalter, unter einer beſſern Regierung, in Spanien ſich erhoben hatten. Sie ſind im höchſten Grade abergläubig, und in ihren Augen iſt es ein Verbrechen, ein gedrucktes Buch auch nur zu beſitzen. Der Maure lacht nie; ernſt und wie es ſcheint, in ſich vertieft, den Bart ſich ſtreichelnd, gibt er kein Zeichen von Neugier oder geiſtigem Leben. Sein größtes Vergnügen iſt, ins Bad zu gehn, Kaffee zu ſchlürfen und Mährchen zu hören. Die gewöhnliche Speiſe iſt Kuskuſſu, eine Art Maccaroni. Auch trinken die Maroccaner viel Thee. Allgemein herrſcht unter den Mauren der Glaube, daß ſie einſt an einem Freitage zur Stunde des Gebets von einem rothgekleideten Volke werden überfallen und unterjocht werden. Bei ihrem blinden Fatalismus ertragen ſie jeden Wechſel des Schickſals gleichgültig, und ſterben unter den größten Schmerzen ruhig, wenn ſie nur mit dem Geſichte nach Mecca gewandt liegen können. — Unter den Mauren haben ſich auch freie Neger angeſiedelt, die in Marocco ſogar Staatsämter bekleiden und in der Armee dienen. Juden ſind über die ganze Berberei zerſtreut. Sie treiben den auswärtigen Handel. Sie ſtammen von der früheſten Einwanderung der Israeliten aus Phönizien ab, zu denen noch die hunderttauſende, welche man aus Spanien und Portugal vertrieb, gekommen ſind. Ungeachtet der Verachtung, in welcher ſie in engen Quartieren von den übrigen Bewohnern der Städte ab-

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

geſondert, vom Pöbel beſchimpft, und von den Reichen bedrückt leben, geſchieht doch alles durch ſie. Der unwiſſende Maure verpachtet an Juden ſeine Einkünfte, wählt unter ihnen ſeine Geſchäftsleute, Zöllner, Schreiber, Dolmetſcher u. ſ. w. Sie prägen die Münze und verfertigen alle Arten Schmuck. Man legt ihnen nach ihrem Alter harte Taxen auf; ſelten wird ein Mord beſtraft, den ein Maure an einem Juden begeht. Die den Mauren verhaßte ſchwarze Farbe iſt den Juden allein zu tragen erlaubt. Deſto mehr putzen ſie ſich in ihren Häuſern. — Die vorherrſchende Volksclaſſe ſind die Türken. Seit ſich vor 300 Jahren durch den Verrath des erſten Horuc Rothbart (Barberousse) türkiſche und andere Seeräuber hier anſiedelten, haben die Türken Künſte, Wiſſenſchaften, Landwirthſchaft und Handel zerſtört, durch welche die arabiſchen Staaten hier wie in Granada blühten. Mittelſt ihrer politiſchen Vorrechte und ihres durch Seeraub und Sclavenhandel erworbenen Reichthums tyranniſiren ſie die Einwohner. Die Veranlaſſungen zur Entſtehung dieſer Seeräuberſtaaten an der Nordküſte von Afrika gaben die Chriſten, als Malta der Sitz der chriſtlichen Seeräuberei wurde. Die Ritter zerſtörten den mauriſchen Handel. Nun forderten Selim und Soliman auch ihre Unterthanen zu Corſarenzügen gegen die Chriſten auf. Bald bildeten ſich unter der Flagge des Halbmondes treffliche Seeleute. Unter ihnen zeichneten ſich die beiden Brüder Horuc und Ariadeno (oder Khair Eddyn; ſt. 1546) aus, beide mit dem Zunamen Barberouſſe. Sie gründeten ſeit 1519 den Corſaren-Freiſtaat Algier, nach dem Vorbilde des Malteſerordens, und gaben der Seeräuberei durch religiöſen Fanatismus einen heiligen Anſtrich. Da der arabiſch-mauriſche Handel abnahm, indem der chriſtliche ſich hob, ſo machten die Malteſer wenig, die Algierer hingegen viel Priſen. Tunis, Tripolis und Marocco folgten dem lockenden Beiſpiele, doch zeichnete ſich Algier ſtets vor den übrigen Barbaresken durch wilden Uebermuth und Frevel aus. Hier ward, wie in Malta, die Eigenherrſchaft ausſchließlicher Beſitz ausländiſcher Krieger. Hier, wie dort, ward das regierende Kriegsvolk durch freiwillige Werbungen in Ländern vom gleichem Glauben, mit Ausſchluß desjenigen, in welchem es herrſchte, unterhalten. Dort, wie hier, behielt ſich die Miliz das Recht der Wahl ihres Oberhauptes vor, und der Dey war, gleich dem Großmeiſter im Rathe des Ordens, der erſte unter ſeines Gleichen, für die Soldaten ein General und für die Landeseinwohner ein unbeſchränkter Herrſcher. Auch hinderte die Algierſche Regierung die Ehen ihrer Soldaten, und ſchloß eiferſüchtig die Kinder derſelben, die Chiloulis, von aller Theilnahme an der Regierung aus, indem ſich die Türken die höhern Stellen vorbehielten. Jedes zweite Jahr läßt die Regierung Schiffe mit Commiſſarien nach der Levante zum Behufe neuer Werbungen abgehen. Man nimmt die Rekruten ſelbſt unter den Verbrechern in Conſtantinopel. Hier verachtet, werden ſie ſogleich in Algier Effendis, mit allem Hochmuth von Emporkömmlingen und Glücksrittern. Ihrer ſind nicht über 12 bis 13,000, und doch herrſchen ſie über mehrere Millionen Unterthanen. — Folgendes über die Geſchichte und den gegenwärtigen Zuſtand der einzelnen Barbaresken. Seit der Einnahme Nordafrika's durch Omar (647 nach Chr.) und andere Heerführer der arabiſchen Kalifen, entſtanden an der Küſte mehrere kleine Staaten. Zeiri, ein vornehmer Araber, erbaute Algier (Aſchir) im J. 944 und erweiterte das Gebiet. Der Fathimitiſche Kalif ertheilte

der Familie des weiſen Zeiri (ſtarb 970) die erbliche Gewalt. Sie regierte unter dem Namen der Zeieithen bis 1148, in welchem Jahr Roger, König von Sicilien, dem letzten derſelben, Haſſan Ben Ali, Tripoli und einen großen Theil ſeines Landes abnahm, worauf ſich die Moraviden, Gebieter von Marocco, des Reſtes bemächtigten. Die Dynaſtie der Moraviden beherrſchte die ganze Küſte bis 1269, in welchem Jahr die Negerfürſten Abouhafs ein Reich zu Tunis ſtifteten. Ludwig der Heilige ſtarb bei der Belagerung an der Peſt (1270). Hierauf wurden die Beni Zian Meiſter des größten Theils des algieriſchen Staats, konnten aber nicht verhindern, daß ſich die wichtigſten Städte Oran, Algier, Tunis und Tripolis zu Freiſtaaten erhoben, welche durch Vertreibung der Mauren und Juden aus Spanien (ſeit 1492) ſehr volkreich wurden. Um das Jahr 1494 fingen ſie an, ſich für ihre Vertreibung aus Spanien durch Seeräuberei zu rächen. Ferdinand der Catholiſche rüſtete ſich daher mit ganzer Macht gegen ſie. Er eroberte 1506 Oran und mehrere andere Städte, machte ſich die Regenten von Tunis und Tremezene zinsbar; 1509 nahm er Tripolis ein, machte ſich Algier tributbar und erbaute vor dem Hafen dieſer Stadt auf einer Inſel ein Caſtell, welches mit einer ſtarken Beſatzung verſehen, den Handel dieſer Stadt ſchützte. Aber nach Ferdinands Tode riefen die Algierer einen türkiſchen Corſaren, den oben genannten Horuc Barberouſſe zu Hülfe, der nebſt ſeinem Bruder Khair Eddyn mit einem Geſchwader vor Algier erſchien. Er wurde von den Einwohnern feſtlich empfangen, ließ darauf den Emir Selim Euteme, welcher bisher Algier vertheidigt hatte, erdroſſeln, und ſich 1518 von ſeinen Türken zum König ausrufen. Jetzt trat in Algier eine ſolche Tyrannei von Seiten der Türken ein, welche ohne Widerſtand mordeten und plünderten, daß die Einwohner ſich genöthigt ſahen, die Spanier ſelbſt um Hülfe anzuflehen. Aber ein Sturm zerſtreute die ſpaniſche Flotte. Darauf ſchlug Horuc Barberouſſe die Araber zurück, und eroberte Tunis und Tremezene. Allein vor Oran erlitt er vom ſpaniſchen Statthalter, Marquis von Gomarez, eine ſolche Niederlage, daß er mit 1500 Türken auf dem Platze blieb. Da ſein Bruder und Nachfolger Khair Eddyn keine Möglichkeit ſah, ſich gegen die Chriſten und die unzufriedenen Algierer zu behaupten, ſo übergab er 1519 ſein Königreich an den Sultan Soliman, der ihn zum Paſcha ernannte und ihm 10,000 Janitſcharen überließ. Mit dieſen Truppen vertrieb er die Spanier aus der befeſtigten Inſel, welche er 1529 durch einen Damm mit dem feſten Lande verband, ſo, daß die Stadt einen vortrefflichen Hafen erhielt. Er nahm hierauf Tunis mit Liſt, mußte es aber 1535 Carl. V. überlaſſen, der den vertriebenen König wieder einſetzte und 20,000 Chriſtenſclaven befreite, die Citadelle Goletta aber für ſich behielt. Gegen Khair Eddyns Nachfolger in der Paſcha-Würde, Haſſan, einen Renegaten aus Sardinien, unternahm Carl V., wider den Rath des erfahrnen Doria, im Spätjahre 1541, die Belagerung von Algier mit einer Flotte von 200 Segeln und 30,000 Mann. Die Spanier wollten ſich förmlich hier anſiedeln; denn Kaufleute, Handwerker und Weiber, ſogar Hofdamen hatten ſich mit eingeſchifft. Allein den 28. Oktober zerſtörte ein fürchterlicher Sturm mit Erdbeben und Platzregen den größten Theil der Flotte und das Lager. Carl mußte Geſchütz, Gepäck und einen großen Theil ſeines zerſtreuten Heeres zurücklaſſen. Er verlor bloß im Sturme 15 Kriegsſchiffe, 140 Transportſchiffe und 8000 Mann. Eid-Utika

erzählen die Mauren, ein frommer Marabut, ſchlug das Meer ſo lange mit ſeinem Stocke, bis es die Geduld verlor und die Schiffe der Ungläubigen zerſtörte. Man errichtete dem Heiligen nach ſeinem Tode ein Denkmal, und noch jetzt glaubt das Volk, man dürfe nur das Meer mit ſeinen Knochen ſchlagen, um eine chriſtliche Flotte durch Sturm zu vertreiben. Dieſer Erfolg machte die Barbaren kühn. Der Paſcha von Aegypten eroberte 1544 Tremezene, 1555 Bugia, und 1569 Tunis, das ſich aber 1628 wieder befreite, bis es 1694 zinsbar gemacht und 1754 zum zweiten Male erobert wurde. Seitdem iſt es ſtets von Algier bald mehr bald weniger abhängig geblieben. Vergebens erneuerten die Spanier 1703 ihre Angriffe gegen Algier, ſie verloren ſogar Oran 1708. Eben ſo vergeblich waren die Angriffe der Engländer, Niederländer und Franzoſen; doch ſchloſſen zuerſt die Engländer ſeit 1662 Verträge mit Algier, und züchtigten zuletzt in Verbindung mit den Niederländern den Trotz der Algierer im J. 1816. (S. d. Art. Sclavenhandel und Sclaverei der Weißen.) Allein die Beſchränktheit der Mittel, die man zur Bändigung der Algierer anwandte, die Eiferſucht der europäiſchen Staaten, und der Fanatismus ihrer Vertheidiger, alles trug dazu bei, daß Algier bloß augenblickliche Demüthigungen erfuhr. Die Nordküſte von Afrika kann nur, nach völliger Ausrottung der türkiſchen Miliz, durch ein verſtändiges Colonialſyſtem gerettet werden. Der Uebermuth der Barbaresken iſt trotziger als je. Im J. 1817 wagten ſich algieriſche Corſaren bis in die Nordſee und nahmen alle Schiffe weg, die nicht einer Macht gehörten, welche ihnen Geſchenke ſchickt, wie Schweden, Dänemark, Portugal, oder mit denen ſie Verträge abgeſchloſſen, wie England, Nordamerika, die Niederlande, Sardinien, Neapel und Frankreich. Zwar haben die Regierungen von Marocco, Algier, Tunis und Tripolis die chriſtlichen Gefangenen nicht mehr als Sclaven, ſondern mehr als Kriegsgefangene zu behandeln verſprochen (ſ. d. A. Sclavenhandel) allein dadurch iſt das Loos der Unglücklichen, die in ihre Hände fallen, nicht beſſer geworden, die Mißhandlung vielmehr ärger. Man hat die Mannſchaft beraubter Schiffe ermordet gefunden. Auch die Flagge der minder mächtigen Staaten wird ungeachtet der Verträge ſelten geachtet, und am Ende des J. 1817 lief aus dem von der Peſt heimgeſuchten Algier eine ganze Raubflotte aus, die noch überdieß die Peſt am Bord hatte. Ihre Wuth kehrte ſich vorzüglich gegen die deutſche Schifffahrt. Es iſt deshalb auf dem Bundestage eine eigene Commiſſion ernannt worden, die zweckdienliche Maßregeln vorſchlagen ſoll. Die meiſten Mächte ſcheinen Englands Schutz zu ſuchen, nur Baden hat es als eine Nationalſache des deutſchen Bundes angeſehn, ſelbſtthätig Schiffe zum Schutze des deutſchen Handels auszurüſten, wie ſchon die Hanſe es zu thun vermochte. — Unter den drei Seeräuberſtaaten, Algier, Tunis und Tripolis, iſt Algier der Sitz des wildeſten Soldatenpöbels. Die willkührlichen Erpreſſungen des ehemaligen Paſcha machten ſeine Herrſchaft ſo verhaßt, daß die Einwohner im J. 1628 Abgeordnete nach Conſtantinopel ſandten, welche Achmed I. bewogen, in die Beſchränkung der Macht des Paſcha einzuwilligen. Man ernannte daher einen Dey als Oberhaupt der Finanzen, und ließ dem Paſcha nur Gehalt und Rang. Als hierauf die Paſchen ihr voriges Anſehn wieder zu erlangen ſuchten, ließ der Dey Babu Ali 1710 den Paſcha auf ein Schiff werfen, und ſandte ihn mit der Erklärung nach Stambul, daß die Algierer keinen Paſcha mehr von der

Pforte annehmen, ſondern ſich durch ſelbſt gewählte Deys regieren würden. Achmed III. ernannte jetzt den jedesmaligen Dey zu ſeinem Paſcha, und entſagte dadurch aller Einwirkung in die Staatsgewalt dieſer Soldaten-Republik. Seitdem ſchickt der Großherr nur von Zeit zu Zeit einen Chiaux nach Algier, den man mit großer Ehre empfängt, bewirthet, bewacht und baldigſt wieder fortſchickt. Aber auch das perſönliche Schickſal der Deys war nicht geſicherter, als das ihrer Vorgänger. Selten iſt einer ſo glücklich wie Mohammed III., welcher 1791, nach einer dreiundzwanzigjährigen Regierung, in einem Alter von dreiundneunzig Jahren ſtarb. Den letzten, Omar Paſcha, der dem Lord Exmouth einen ſo entſchloſſenen Widerſtand entgegenſetzte, und eben ſo tapfer als klug und thätig war, ermordeten die Soldaten im J. 1817. Sein Nachfolger Aly Hodja, ein geborner Türke, begab ſich daher in der Nacht vom 2. Nov. 1817 mit ſeiner Familie, ſeinen Schätzen und den Miniſtern in das feſte Schloß Kiaska, welches bis in die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts die Reſidenz ſeiner Vorfahren geweſen war, auf deſſen Beſatzung er ſich ganz verlaſſen konnte, und hielt die Stadt nebſt der unruhigen Türken-Miliz durch funfzig Kanonen in Ordnung. Der Dey von Algier hat eine unumſchränkte Gewalt, obgleich die erſten Staatsbeamten und Offiziere einen Divan bilden. Die Wahl des Dey hängt ganz von den gemeinen Soldaten ab. Sie muß einſtimmig ſeyn, daher gewöhnlich eine Parthei die andere zum Beitritt nöthigt. Der Gewählte muß die Stelle annehmen. Der neue Dey läßt nicht ſelten, um ſeine Anhänger mit Stellen zu belohnen, alle Beamten ſeines Vorgängers umbringen. Der Dey kann über alles verfügen, außer über Geſchäfte, welche die Religion betreffen. Sein Hauptgeſchäft iſt die Rechtspflege. Er hält täglich Gericht, außer Donnerſtags und Freitags, wobei ſämmtliche Beamte zugegen ſind. Alles wird ſchnell abgethan und auf der Stelle vollzogen. Der jetzige Dey hat die Eingebornen des Landes, Mohren und Neger, gegen die eigenen Landsleute, die türkiſche Miliz, bewaffnet und durch den heiligen Schatz im alten Schloſſe, deſſen er ſich bemächtigt, ihre Anhänglichkeit erkauft. Setzt er ſeinen Plan durch, ſo beginnt eine neue Periode in der Geſchichte dieſer bisher türkiſchen Soldaten-Republik. Allein das Verfahren des Dey gegen die europäiſchen Conſuln iſt wilder und empörender als das ſeiner Vorfahren. Ihre Freiheit wird von ihm ſo wenig geachtet, als ihr Leben. Er raubt mit Gewalt die Töchter der europäiſchen Kaufleute. So hat er ſich kürzlich mit einer Franzöſin, Namens Vominibie vermählt, die nun Fürſtin iſt. Um Europa zu trotzen, iſt er jetzt mit Marocco, Tunis und Tripolis in einen Kriegsbund zuſammengetreten. Doch wird die brittiſche Regierung von dieſen Barbaren mehr gefürchtet, als jede andere. Sie beobachten die mit England geſchloſſenen Verträge, und in Marocco hat ſeit dem Tractat von 1721 der brittiſche Conſul ſtets in großem Anſehen geſtanden. Aus dieſem Grunde mißbilligt das Quarterly Review (Vol. XV. 1816) jede Theilnahme Englands an einem Kreuzzuge gegen die Barbaresken, wozu Sir Sidney Smith, der Präſident des Antipiraten-Vereins in Paris, die chriſtlichen Mächte aufgefordert hat. Jene Zeitſchrift führt glaubwürdige Zeugniſſe an, daß der Zuſtand der Sclaven, wenigſtens in Marocco und Tripolis, ſtets leidlich geweſen, und daß ihre Auslöſung nie Schwierigkeiten gehabt, ſeit aber, auch in Marocco, die Sclaverei der Chriſten abgeſchafft worden, hätten Schiffbrüchige und andere Europäer, die in die Hände

der Araber und türkiſchen Freibeuter fielen, keinen Werth mehr, und man ermorde ſie, wenn man ſie nicht in das Innere von Afrika ſchleppen könne. Die meiſten Chriſtenſclaven ſind Italiäner; aber auch die italiäniſchen Staaten behandeln die gefangenen Mohren als Sclaven. — Ueber den gegenwärtigen Zuſtand der einzelnen Staaten der Barbarei iſt Folgendes das Wichtigſte. Erſtens. Das Reich Fez und Marocco enthält 13,712 Quadratmeilen, und nach Jackſon 14 Millionen Einwohner (?) Andere ſchätzen die Volksmenge auf höchſtens 5 Millionen. Seit 1797, wo Muley Hezid, ein Ungeheuer, ähnlich dem berüchtigten Muley Ismael, mit welchem Georg I. von England das Bündniß 1721 ſchloß, das Leben verlor, regiert deſſen Bruder Muley Solymann, ein Abkömmling von einem Geſchlecht der erſten arabiſchen Eroberer des Landes. Er iſt ein friedlicher Fürſt, der keine Türken als Peiniger ſeiner Unterthanen anſtellt. Die wichtigſten Aemter bekleiden freie Neger ohne Gehalt; daher ſie Geſchenke nehmen und erpreſſen. Der maroccaniſche Handel iſt äußerſt wichtig, vorzüglich zu Mogadore; die meiſten chriſtlichen Mächte erkaufen daher das friedliche Verkehr mit jährlichen Geſchenken, z. B. Schweden mit jährlichen 25,000 Piaſtern; der Sultan reſidirt in Mekinez. Ueber den Zuſtand der arabiſchen Literatur in Fez, der hohen Schule der Mohammedaner in Afrika, ſ. Ali Beys (eines Spaniers) Reiſe in Marocco, Tripolis u. ſ. w. in den Jahren 1803 und 1807. Die Spanier beſitzen noch im Reiche Fez die Feſtungen Ceuta, Velez de Gomera, Melilla und Tanger. — Zweitens. Der Staat von Algier liegt zwiſchen Tunis und Fez; er enthält 4218 Q. Meilen mit 1½ Millionen Einwohnern. Die Einkünfte des Dey belaufen ſich auf 670,400 Piaſter. Nach dem 1816 zwiſchen Neapel und Algier geſchloſſenen Frieden zahlt Neapel jährl. an Algier 24,000 Piaſter und giebt für jeden gefangenen Neapolitaner 1000 Piaſter (1300 Thlr.) Löſegeld. Die Amerikaner haben ſich von dieſem Tribute befreit. Denn, nachdem ſie am 20. Juni 1815 die algieriſche Escadre bei Carthagena völlig geſchlagen, mußte der Dey einen Vertrag mit ihnen abſchließen, in welchem er allem Tribut entſagte, und ſogar für die aufgebrachten amerikaniſchen Schiffe einen Erſatz von 60,000 Piaſtern leiſtete. Ueber das Verhältniß Algiers zu England ſ. d. Art. Sclavenhandel. Die Seemacht des Dey beſteht gegenwärtig aus einer Brigg von 22 Kanonen, einer Goelette von 14 Kanonen und einer Galeere. Die Hauptſtadt Algier (140 Seemeilen von Gibraltar) mit 80,000 Einwohnern, darunter 10,000 Juden, iſt von der Seeſeite ſtark befeſtigt. In den Provinzen, unter welchen Conſtantine (die volkreichſte Stadt nach Algier, mit alten Denkmälern) an Tunis gränzt, regieren Beys despotiſch; die Dörfer haben eigene Schechs; befiehlt ein Schech über mehrere Dörfer, ſo heißt er Emir. — Drittens. Der Staat von Tunis, zwiſchen dem Meerbuſen Kabes und Algier, enthält auf 3400 Quadratmeilen drei Millionen Einwohner. In Tunis, das 130,000 Einwohner zählt, darunter 30,000 Juden, kommen jährlich drei Caravanen aus dem innern Afrika an, und andere aus Conſtantinopel über Aegypten. Die Regierung hat viele Monopole, welche ſie (wie die Zölle) Meiſtbietenden (gewöhnlich Juden) überläßt. Der Bey von Tunis, ſeit 1814 Sidi Mahmud Flaſſen, iſt ein mauriſcher Fürſt, der dem Großſultan in Conſtantinopel jährlich anſehnliche Geſchenke entrichtet. Sein Hof (ein Divan von 37 Perſonen) und ſeine Unterthanen ſind gebildeter, und weniger bigott und feind-

ſelig gegen die Fremden, als die von Algier. Die Einkünfte ſchätzt man auf 24 Millionen Fr. Die Seemacht des Dey beſtand 1818 aus 107 Fahrzeugen, darunter 4 Gabarren von 48 Kanonen, 2 Corvetten von 24 Kanonen, 1 von 22, 1 von 18 Kanonen, 1 Brigg von 18 Kanonen, 1 von 14, mehrere Goeletten, Schebecken und Kutter von 16 bis 4 Kanonen, 84 Kanonierſchaluppen und 3 Bombenſchiffe. Noch liegen mehrere Kanonenböte bei der Feſtung Goletta und bei Porto Farino. Die Landmacht beſteht aus 25,000 Mann, wovon 2500 beſoldet werden, und 5400 Türken ſind, ohne die irregulären Truppen. Nach Tunis iſt Kairwan die volkreichſte Handelsſtadt, mit einer großen Moſchee, die auf 500 Granitſäulen ruht, der heiligſten in ganz Nordafrika. Bei Berſach (vielleicht Byrſa, die feſte Burg des alten Karthago) ſieht man noch die hohen Bögen eines karthagiſchen Aquäducts. Aber verſchwunden iſt der dreifache Wall mit ſeinen hohen Thürmen, mit den Ställen für 300 Elephanten und 4000 Pferde, und den Caſernen des karthagiſchen Miethheeres; keine Spur mehr von dem alten Hafenbau, wo die 2000 Kriegs- und 3000 Transportſchiffe lagen, auf denen Hamilkar ſeine Truppen nach Sicilien führte. Kaum einige Trümmer von Ciſternen und Cloaken zeigen den Ort, wo Karthago ſtand, die Stadt von 700,000 Einwohnern. Man hofft bald vom Grafen Borgia in Neapel (dem Neffen des Cardinals) eine Beſchreibung von Tunis und den Ruinen Karthago's zu erhalten. — Viertens. Der Staat von Tripolis, zwiſchen der großen und kleinen Syrte (dem Buſen von Kabes), enthält 8837 Quadratmeilen mit mehr als 2 Millionen Einwohnern, von denen der größte Theil vom Raube lebt. Der Handel iſt faſt ganz in den Händen der Juden. Dem Dey von Tripolis iſt noch ein Paſcha an die Seite geſetzt, der dem Namen nach Unterthan der Pforte iſt und vom Großherrn beſtätigt wird. Die einzelnen Provinzen werden durch Beys regiert. Auch an Tripolis zahlen die chriſtlichen Mächte jährliche Geſchenke, z. B. Dänemark ſeit 1806 6000 Piaſter. Der Dey hält 3000 Mann ſtehende Truppen, ohne die Reiterei und die Miethtruppen. Die Seemacht beſtand 1815 aus 13 kleinen Kriegsſchiffen. Die Caper ſind ſämmtlich das Eigenthum des Paſcha. Neapel mußte 1816 für jeden gefangenen Neapolitaner 300 Dollars Löſegeld bezahlen, und bei der Anſtellung eines neuen Conſuls 4000 Piaſter entrichten. Die Hauptſtadt Tripolis hat 20,000 Einwohner, ein Hoſpital für kranke Chriſtenſclaven und wichtige Fabriken. Am Eingange der Stadt ſteht ein Triumphbogen Marc Aurels. Auch oſtwärts an der Küſte der großen Syrte, vorzüglich zu Lebida (Leptis Magna) gibt es prächtige Ruinen von Aquäducten, Amphitheatern und zerbrochenen Säulen von Porphyr, Granit und Verdantico. Von Bildhauer-Arbeit hat man nur unbedeutende Bruchſtücke gefunden; doch iſt die Küſte vom Cap Bon bis Alexandria noch wenig erforſcht. Die Landſchaft Fezzan mit der Reſidenz des Königs, Murzuk, einer Stadt von 20,000 Einwohnern, 80 Meilen von Tripolis, hat wichtigen Handel. Der Sultan ſchickt dem Paſcha von Tripolis jährliche Geſchenke. Auch die Landſchaft Barka (ſ. d. Art.) ſteht größtentheils unter der Oberherrſchaft des Dey von Tripolis. Die Landſchaft Biledulgerid, oder das Dattelland, von Sus bis Tripolis, ſüdwärts am Fuße des Atlas, iſt größtentheils eine unfruchtbare Sandwüſte, mit einigen grünen Oaſen. Das Land iſt reich an Dattelfrucht. Die Einwohner treiben Caravanenhandel ins innere Afrika, nach Aegypten, Arabien und Perſien. Einige

Theile dieſes Landes ſind von Marocco, andre von Algier, noch andre (mit Tozer, dem Haupt-Dattelmarkte) von Tunis abhängig. Das unabhängige Biledulgerid, mit der Hauptſtadt Gademes, ſteht unter einem geiſtlichen Fürſten, der unumſchränkt regiert und in Illerik wohnt. — Ueber die Barbarei vergleiche man des Dänen v. Holks Nachrichten über Tunis. Blaquiere's Letters from the Mediterranean containing a civil and political account of Sicily, Tripoli, Tunis and Malta, Lond. 1813. 2 Bände mit Kupfern; des verſtorbenen Richard Tully's (brittiſchen Conſuls) ſehr anziehende Narrative of a ten Year's Residence at Tripoli; an account of the Domestic Manners of the Moors, Arabs and Turks. Lond. 1816. 4.; Keatinge's Travels in Europe and Africa, with a particular Account of Marocco. Lond. 1816; 4. und Macgill's Account of Tunis. Glasgow 1811. nebſt der gehaltvollen Kritik dieſer und anderer Schriften, im Quarterly Review. Vol. XV. Lond. 1816. S. 139 — 183. K.

† Barca, ein wüſtes, zum Anbau großentheils untaugliches Land 4150 Quadratmeilen). Es hat einen hoch mit Flugſand bedeckten Kalkſteinboden; im Weſten und Süden iſt das Gebirge Harutſch, wahrſcheinlich vulkaniſchen Urſprungs. Das Küſtenland iſt eine osmaniſche Provinz, unter einem Sandſchak in der Stadt Barca. Hier liegt auch Tolameta (Ptolemais) mit griechiſchen Ruinen; die Ueberbleibſel des alten prächtigen Cyrene heißen jetzt Kuren oder Grenne. Die Gebirge von Derne (mit der Stadt gleichen Namens) ſtehn unter einem Bey, der vom Dey von Tripolis ernannt wird, und ihm jährlich einen Tribut von 6000 Piaſter zahlt. Auch der Bey des D. Bingazi (ſonſt Berenice) mit den Häfen am Golf von Sidra (z. B. Tajonne), ſo wie die kleine Handels Republik Augila im innern Lande, ſtehn unter dem Dey von Tripolis. In der Wüſte liegen vier Tagereiſen weſtlich vom Nil einige fruchtbare und bewohnte Thäler, Oaſen. Eine ſolche Oaſe iſt auch der waſſerreiche Theil der Republik Schiwa, die den Schutz der Pforte anerkennt, aber keinen Tribut entrichtet. Die Hauptſtadt Schiwah, das alte Ammonium, hat 6000 Einwohner und Dattelhandel. Vor kurzem hat man in der Oaſe des Jupiter Ammon die Ruinen des alten Orakeltempels wieder gefunden. Die Einwohner ſind zum Theil Straßenräuber.

† Barcelona liegt unter 2° 9′ 57″ öſtl. Länge und 41° 21′ 44″ nördlicher Breite, iſt in die obere und untere Stadt eingetheilt, und enthält mit Inbegriff der anſtoßenden Stadt Barceloneta (gegründet im J. 1752, regelmäßig gebaut und bewohnt von 10,000 Menſchen, hauptſächlich Schiffswerkleuten, Matroſen und Soldaten), 360 Straßen, 10,200 Häuſer und 111,500 Einwohner. Das Induſtrieweſen von Barcelona iſt ſehr wichtig. Man zählt 30 Calico-Preſſen, 150 Baumwollen-Manufacturen, viele Seidenwebereien; auch Spitzen, Franzen, Stickereien, Treſſen, Bänder, Hüte, Strümpfe, Seife, Stahl- und Kupferarbeiten, insbeſondere aber treffliche Flinten, Piſtolen und Seitengewehre für die ſpaniſche Armee, früher auch für Neapel und die amerikaniſchen Colonien, werden hier in großer Menge verfertigt. Der Hafen iſt zwar ſehr geräumig, hat aber eine beſchwerliche Einfahrt und iſt für Kriegsſchiffe nicht tief genug; er wird durch einen großen Damm geſchirmt, an deſſen Ende ein Leuchtthurm und ein Bollwerk befindlich ſind. Die Ausfuhr beſteht außer den erwähnten Manufacturartikeln großentheils in Wein und

Brantewein, die Einfuhr hingegen in italieniſchen und franzöſiſchen Fabrikwaaren, Getraide, caroliner- und mailändiſchem Reiß, Bauholz aus der Oſtſee, gelbem Wachs aus der Berberei, ſchwediſchem Eiſen, Stahl aus Steiermark, Hanf aus Riga und Petersburg, Leinen, Kupfer und Eiſendrath aus Deutſchland. Ein weſentlicher Einfuhrartikel iſt auch Stockfiſch, den die Engländer aus Newfoundland einbringen. Der Geſammtbetrag des Ein- und Ausfuhrhandels wird auf mehr als 10 Millionen Thaler angeſchlagen. Es iſt hier der Sitz eines Inquiſitionsgerichts, eines Biſchofs, Suffragans des Erzbiſchofs von Tarragona, ferner eines General-Capitains und eines hohen Gerichtshofes. Bis zum 12ten Jahrhundert ſtand Barcelona unter der Herrſchaft eigener Grafen, ward aber durch die Vermählung des Grafen Raymund V. mit der Tochter Ramirus II., Königs von Arragonien, mit dieſem Reiche vereinigt. Im J. 1640 entzog es ſich mit ganz Catalonien der ſpaniſchen Herrſchaft und unterwarf ſich der franzöſiſchen Regierung; doch 1652 kehrte es zum Gehorſam gegen Spanien zurück, ward 1691 durch eine franzöſiſche Flotte bombardirt, von einer Armee der nämlichen Macht 1697 eingenommen, im Ryswicker-Frieden aber an Spanien zurückgegeben. Im ſpaniſchen Erbfolgekriege ſchlug ſich Barcelona auf die Seite des Erzherzogs Carl, ward von Philipps V. Truppen unter dem Herzog von Berwick 1714 belagert, und nach einem tapfern, äußerſt beharrlichen Widerſtande erobert. Um die Einwohner für die Zukunft im Zaume zu halten, ward die früher erwähnte ſtarke Citadelle an der Oſtſeite der Stadt aufgeführt. Am 16. Febr. 1808 ward Barcelona durch ein franzöſiſches Truppencorps unter dem General Duhesme durch Ueberrumpelung eingenommen, und blieb im Beſitz der Franzoſen, bis im J. 1814 ſämmtliche Truppen dieſer Nation aus Catalonien zurückgezogen wurden, um Frankreich gegen die eindringenden alliirten Mächte zu vertheidigen, worauf Barcelona von Spaniern wieder in Beſitz genommen ward.

Barke, ein Schiff von mittelmäßiger Größe, das man auf Flüſſen zum Vergnügen, auf dem Meere zum Befrachten oder Ausladen größerer Schiffe gebraucht. Barkaſſe, das größte Boot, welches Schiffe mit ſich führen. Barkerole, ein maſtloſes Fahrzeug zum Gebrauch auf der Rhede oder im Hafen, auch eine Gondel.

Barrow (John), Unterſecretär am Admiralitätscollegium, war früher Mitarbeiter an Doctor James Akademie zu Greenwich, und empfahl ſich durch ſeine mathematiſchen Kenntniſſe der Regierung ſo ſehr, daß ſie ihn geeignet fand, Lord Macartney auf ſeiner berühmten Reiſe nach China zu begleiten. In der von Staunton herausgegebenen Beſchreibung dieſer Reiſe findet man viele von Barrow's Beobachtungen. Außerdem ſind von ihm die, Erd- und Völkerkunde in einem nicht gewöhnlichen Grade bereichernde, Travels in the Interior of southern Africa in 1797 and 1798., Travels in China, und A voyage to Cochin-China in 1792 and 1793, erſchienen. Er iſt jetzt einer der beſten Mitarbeiter am Quarterly Review.

Barry (Jaques), ein berühmter Maler und Schriftſteller über die Kunſt, geboren zu Cork in Irland 1741, geſtorben 1806. Sein Vater trieb den Küſtenhandel zwiſchen England und Irland, und ließ, da er ihn zu einem Seemann beſtimmt hatte, ihm allen dazu nöthigen Unterricht geben, den die Stadtſchule in Cork gewähren konnte. Hier zeichnete er ſich nicht allein durch den rühmlichſten Eifer für die Schulſtudien aus, ſondern er übte ſich auch, durch unwi-

verſtehlichen Hang dazu getrieben, im Zeichnen und Malen. Durch eines ſeiner erſten Oelgemälde, welches den Schutzpatron von Irland, den heiligen Patrik, darſtellte, erwarb er ſich den Schutz und die Unterſtützung des berühmten Burke, der ihn in ſeinem 23ſten Jahre mit nach London nahm und ihn dem ſogenannten Athener-Steward empfahl, bei dem er alte Oelgemälde copirte. Dann aber gaben ihm die Gebrüder Burke die nöthige Unterſtützung, um nach Paris und Rom zu gehn, von wo er einzelne Ausflüge nach Florenz, Bologna und Neapel machte. Drei Jahre hielt er ſich in Italien auf, bildete ſeinen Geſchmack durch das Studium der großen Meiſterwerke, lernte ſie trefflich beurtheilen, ſchrieb gründliche Kritiken über ſie, war aber im Copiren weniger glücklich, als in eigenen Erzeugniſſen. Unter dieſen werden ſein Adam und Eva, ſeine Venus, ſein Jupiter und Juno auf dem Ida, und beſonders ſein Tod des Generals Wolf, am meiſten gerühmt. Nach ſeiner Rückkehr vom feſten Lande, ward er zum Mitglied der königl. Akademie und zum Profeſſor der Malerei ernannt. Er arbeitete 7 Jahre lang an den Gemälden, die den großen Saal der Geſellſchaft zur Aufmunterung der Künſte verzieren. Auch gab er ein berühmtes Werk: Unterſuchung über die Urſachen, welche die Fortſchritte der Künſte in England hindern, im J. 1772 heraus. Er ſucht dieſe Urſachen, als eifriger Katholik, in der proteſtantiſchen Religion, ferner in dem unruhigen, bürgerlichen Sinn der Engländer, und in ihrer Vorliebe für das Nützliche in Gewerben und Künſten. So ſehr man ſeine Kritik des Schönen und ſeine Theorie der Künſte bewundert, ſo vielen Beifall ſeine Werke bei ſeinen Landsleuten gefunden, ſo ſehr hat man die Incorrectheit ſeiner Zeichnung und die Ungeſelligkeit ſeiner Sitten getadelt.

† Baſel, die Stadt, liegt unter 7° 31′ öſtl. Länge und 47° 40′ nördl. Breite.

Baſſano, eine blühende italieniſche Handelsſtadt im ehemaligen venetianiſchen Gebiete am Fluſſe Brenta, unter 11° 34′ O. L. und 45° 46′ N. B. Sie hält kaum eine italieniſche Meile im Umfange, hat aber geräumige Vorſtädte und, nach der franzöſiſchen Volkszählung von 1797, 11,500 Einwohner. Eine ſteinerne Brücke, 182 Fuß lang, verbindet die Stadt mit dem großen Dorfe Vicantino. Das Clima iſt geſund und dem Wein- und Olivenbau ſehr günſtig. Der Handel mit Seide, Tuch und Leder wird hier lebhaft betrieben, und Remontini's ausgedehnte Buchdruckerei liefert fortwährend eine große Anzahl eleganter Werke. Während des Beſtehens des Königreichs Italien gehörte die Stadt zum Departement des Tagliamento. Napoleon erhob ſie zu einem Herzogthume mit 15,000 Thalern jährlicher Einkünfte, und verlieh es 1809 ſeinem damaligen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Maret. Dieſe Stadt iſt mit einer andern gleiches Namens, im Kirchenſtaate, dem Hauptorte eines Herzogthums, dem Hauſe Colonna gehörig, nicht zuverwechſeln.

Baſſora, Buſſora oder Basrah, die Hauptſtadt des Paſchaliks gleiches Namens in der zum ottomaniſchen Reiche gehörigen Provinz Turkomanien oder „Türkiſch Armenien," und jetzt unter einem Gouvernement vereinigt mit dem Paſchalik Bagdad, liegt unter 44° 46′ O. L. und 30° 32′ N. B. am weſtlichen Ufer des Fluſſes Schat al Arab, ungefähr 20 deutſche Meilen von der Mündung dieſes Stroms, der für Schiffe von 500 Tonnen Laſt bis an die Stadt ſchiffbar iſt. Die von ſeinen Gewäſſern beſpülten Stadtmauern haben einen Umfang von etwa 2 deutſchen Meilen, ſind mit einer großen

Anzahl ſchweren Geſchützes beſetzt und von einem breiten, tiefen, durch den Fluß mit Waſſer gefüllten Graben umgeben. Innerhalb der Ringmauern ſieht man viele Gärten und Pflanzungen, von kleinen Canälen durchſchnitten. Deßungeachtet iſt die Stadt unreinlich; überdies iſt ſie ſehr mittelmäßig gebaut und die Straßen ſind unregelmäßig. Die durchgehends niedrigen, von Ziegeln aus Lehm aufgeführten Häuſer haben platte Dächer. Auch die Bazaars, obwohl ſie eine Fülle der koſtbarſten Erzeugniſſe des Orients enthalten, ſind ſchlechte Gebäude. Die engliſche Factorei wird für das ſchönſte Haus in der Stadt gehalten. Die Einwohner, deren Zahl auf 50 bis 60,000 angeſchlagen wird, beſtehen aus Arabern, Türken, Perſern und wenigen Europäern, die in den Factoreien ihrer Nationen wohnen. Am zahlreichſten ſind die Araber und nächſt ihnen die Türken und Armenier. Unter den Arabern gibt es einige reiche Leute, allein die große Mehrheit iſt ſehr arm, und muß ſich die ſchwerſten Arbeiten um geringen Lohn gefallen laſſen. Die hieſigen Türken beſtehen faſt lediglich aus Civilbeamten oder Militärperſonen; die Kaufleute ſind faſt durchgehends Armenier, deren viele zu großem Anſehen gelangt ſind. Faſt alle Einwohner von Baſſora leben mittelbar oder unmittelbar vom Handel, der hier ſehr ausgebreitet iſt und eine der Hauptniederlagen für alle in die Türkei eingeführten indiſchen Erzeugniſſe bildet. Die Einfuhrartikel aus den Häfen Hindoſtan's ſind: Seidenwaaren, Muslin, Tuch, Gold- und Silberſtoffe, mancherlei Arten von Metallen, Sandelholz, Indigo, Perlen, Mocka-Kaffee, Shawls, Specereien u. ſ. w. Europäiſche Waaren ſind ſelten und theuer, und unter ihnen haben die engliſchen Fabrikate bei den hieſigen Kaufleuten einen entſchiedenen Vorzug. Die Ausfuhrartikel beſtehen großentheils aus den eingebrachten Waaren, auch wird hier ein ausgedehnter Handel mit ſchönen und ſtarken Pferden geführt. Der Handelsverkehr ins Innere des Landes geſchieht durch Caravanen über Aleppo und Bagdad nach Conſtantinopel. Durch das öftere Austreten des Fluſſes und die dadurch verbreiteten ſchädlichen Ausdünſtungen wird der Aufenthalt in Baſſora, insbeſondere für Fremde, ſehr ungeſund. Die Umgebungen ſind mit Roſen zum Deſtilliren bepflanzt; doch leidet der Landmann ſehr von den Räubereien der Araberhorden; um ihre Streifzüge abzuwehren, hat neuerlich der Gouverneur längs der nahen Wüſte eine beinahe 20 deutſche Meilen lange Mauer aufführen und an allen Durchfahrten mit Wachen beſetzen laſſen. — Baſſora ward im J. 656 auf Befehl des Kalifen Omar gegründet und ward bald eine der blühendſten und berühmteſten Städte des Orients. Nach manchen Kämpfen zwiſchen den Türken und Perſern gerieth es 1668 unter die Botmäßigkeit der erſteren, ward 1777 von den Perſern erobert, im folgenden Jahre aber wieder geräumt und aufs neue von den Türken beſetzt. Sie wurden zwar 1787 durch die Araber daraus vertrieben, allein bald gelang es dem Paſcha von Bagdad, die Stadt wieder einzunehmen. Noch immer wird ſie, wenn gleich ihres ehemaligen ausgezeichneten Rufes beraubt, dem Range nach als die zweite Stadt der Provinz betrachtet.

† Baſtia, eine Stadt auf der Inſel Corſica unter 9° 26′ 30″ O. L. und 42° 41′ 36″ N. B. auf einem Hügel im nordöſtlichen Theile der Inſel. Sie iſt in amphitheatraliſcher Form, übrigens ſchlecht gebaut, und hat enge Gaſſen. Die hier verfertigten Dolche werden von den Italienern ſehr geſchätzt. Die Stadt hat eben ſo oft die Oberherrſchaft gewechſelt als der Reſt der Inſel. Im. J. 1745

ward ſie von den Engländern bombardirt und genommen, im folgenden Jahre aber den Genueſern zurückgegeben. Vergeblich ward ſie 1748 von den Oeſterreichern und Piemonteſern belagert; im J. 1768 erfolgte ihre Vereinigung mit Frankreich und mit Ausnahme eines kurzen Zeitraums nach ihrer abermaligen Eroberung durch die Engländer im J. 1794, blieb ſie ſeit ihrer baldigen Wiederbeſetzung durch die Franzoſen beſtändig in den Händen dieſer Macht. Vor der franzöſiſchen Revolution war ſie die Hauptſtadt der Inſel, der Sitz des Gouverneurs, der höchſten Staatsbeamten, der obern Gerichtshöfe und des Biſchofs von Marian und Acci. Bei der neuern Eintheilung des franzöſiſchen Gebietes im J. 1791 ward Baſtia die Hauptſtadt im Departement des Golo und in der Folge das Hauptquartier der 23ſten Militärdiviſion. Jetzt iſt es der Hauptort eines Arrondiſſements im Departement von Corſica," der Sitz eines der Unterpräfecten ſo wie eines Civil- und Handelsgerichts.

Baſtiden, heißen die Landhäuſer bei Marſeille, mit denen die ganze Umgegend der Stadt beſäet iſt und deren Anzahl auf zehntauſend angegeben wird. Sie ſind meiſt ſehr einfach und alle weiß angeſtrichen, und dienen dem reichen wie dem unbemittelten Bewohner von Marſeille zum Erholungsaufenthalt in der heißen Jahreszeit, da er außerdem die ſchönſte Erquickung, die kühlende Seeluft, die nicht bis in die Stadt dringt, ganz entbehren würde.

Baſtonnade, eine bei den Türken gebräuchliche Strafe, die in Schlägen auf den Rücken oder auf die Fußſohlen beſteht, welche mit einem knotigen Stricke gegeben werden.

† Batavia, unter 160° 51′ O. L. und 6° 10′ S. B. Die Hauptſtadt des geſammten holländiſchen oder jetzt niederländiſchen Indiens. Sie ward im Jahre 1619 von den Holländern nach ihren Siegen über die Engländer und den König von Jacatra, Souverain dieſes Theils der Inſel, gegründet, und in der Folge der Mittelpunkt aller ihrer Macht und ihres geſammten Handels in Oſtindien, ſo wie der Sitz des Generalgouverneurs und des hohen Raths. Doch hat ſie innerhalb der letzten zehn Jahre eine große Umwandlung erlitten. Von ihrer Pracht, welche ihr den Beinamen der „Königin des Orients" zuzog, iſt wenig übrig. Ganze Straßen ſind niedergeriſſen, Canäle halb ausgefüllt, Forts geſchleift und Paläſte der Erde gleich gemacht. Batavia liegt an der Mündung des kleinen Fluſſes, der von dem Gebiete, welches er durchſtrömt, den Namen Jakkatarg führt. Längs den Ufern dieſes Fluſſes und eines kleinern, der ſich aus Weſten mit demſelben vereinigt (beide nur für kleine Böte ſchiffbar), wohnt der Hauptthe il der Volksmenge, doch ſind die angeſehenſten europäiſchen Einwohner in den letztern Jahren weiter ſüdwärts gezogen, und bewohnen jetzt zwei ſchöne Straßen in den Vorſtädten Molenvliet und Ryswick, etwa eine halbe deutſche Meile vom Mittelpunkt der Altſtadt. Dieſe hat einen Umfang von zwei deutſchen Meilen, eine ſteinerne Mauer und enthielt vor ihrem neuerlichen Verfall zwanzig ſchnurgerade Straßen und 1995 Gebäude, worunter ſich noch jetzt das Rathhaus, der Palaſt des Oberſtatthalters, eine reformirte, lutheriſche und portugieſiſche Kirche, einige mahomedaniſche Moſcheen, das Hoſpital, Spinnhaus, Waiſenhaus, das chineſiſche Hoſpital, die chineſiſche Halle und eine große Herberge für Fremde auszeichnen. Ungefähr eine deutſche Meile von der Stadt liegt die Niederlaſſung Welteareden, enthaltend ein ſchönes Militärcantonnement und ein großes aber unvollendetes Gouverne-

mentshaus. Der Hafen von Batavia iſt wegen ſeiner weſtlichen Lage und bequemen Einfahrt der beſte und gelegenſte der Inſel. In Hinſicht der Sicherheit des Ankerplatzes und des Aus- und Einladens der Waaren iſt hingegen der ſchöne Hafen von Rurabaia ihm weit vorzuziehen. Beim erſten Anblicke macht Batavia einen impoſanten Eindruck. Die Häuſer in den europäiſchen Stadttheilen ſind geräumig, nach dem neuern Geſchmack, aber ohne Eleganz gebaut, ſo auch die vorerwähnten öffentlichen Gebäude. Die Stadtverwaltung und die Polizei ſind einzig in den Händen der Regierung, welche einen Magiſtrat, beſtehend aus einem Präſidenten und vier Mitgliedern, ernennt und beſoldet. Außerdem iſt hier eine ſogenannte Waiſenkammer, welche das Vermögen aller derjenigen, welche unbeerbt mit Tode abgehen oder deren Teſtaments-Executoren abweſend ſind, verwaltet. Unter den öffentlichen Anſtalten zeichnet ſich vor andern die im J. 1777 errichtete, und während der Dauer der brittiſchen Regierung erneuerte Geſellſchaft der Wiſſenſchaften aus, die ſich vorzüglich unter der Leitung des letzten engliſchen Gouverneurs Raffles durch treffliche, bisher unbekannte, Nachrichten über den Zuſtand von Java rühmlichſt bekannt gemacht hat. Die äußerſt ungeſunde Luft, verurſacht durch die fauligen Dünſte der moraſtigen Canäle, und das Zurückweichen des Meeres während des letzten Jahrhunderts, erzeugt in Batavia unaufhörliche, mehrentheils tödtliche, Fieberkrankheiten, welche vorzüglich durch nächtlichen Aufenthalt in der Stadt befördert werden, daher auch diejenigen Kaufleute, welche ſich ihrer Geſchäfte halber nur am Tage in der Stadt, Nachts aber in der geſunden Umgegend aufhalten, einer eben ſo guten Geſundheit genießen, als andere Europäer in irgend einem tropiſchen Clima. Batavia iſt jetzt in Hinſicht der Volksmenge nur die vierte Stadt auf der Inſel, indem ihre Bevölkerung von 160,000 Seelen, die ſie noch vor vierzig Jahren enthielt, auf 47,217 herabgeſunken iſt. Nach den neueſten Angaben beſteht dieſe Volkszahl aus 543 Europäern, 1485 Abkömmlingen von Europäern, 318 Arabern, 119 Hindoſtanern, 3155 Malayen, 3331 Javaneſen, 4115 Eingebornen von Celebes, 7720 Balineſen, 232 Eingebornen von Sumbava, 82 Moluckiſchen Inſulanern, 24 Eingebornen von Timur und Butum, 11,854 Chineſen und deren Abkömmlingen und 14,239 Sclaven.

† Bath, liegt unter 51° 21′ 32″ nördlicher Breite und 2° 21′ 30″ weſtlicher Länge, in einem Theile an der nordöſtlichen Gränze der Provinz. Die heißen Quellen, denen Bath vorzugsweiſe ſeinen Ruf und wahrſcheinlich ſein Daſeyn verdankt, wurden, allem Anſcheine nach, ſchon vor der Ankunft der römiſchen Legionen im Jahre 44 benutzt, doch ſchweigt die Geſchichte über den Zeitpunkt ihrer Entdeckung. Die Sagen mönchiſcher Tradition verſetzen ihn in das 870ſte Jahr vor Chr. Geb. So viel iſt gewiß, daß die Römer zu deren Gebrauche zuerſt die nöthigen Einrichtungen trafen und daß die hier errichteten prachtvollen und zweckmäßigen Badehäuſer und übrigen dazu gehörigen Anſtalten, wovon es noch jetzt eine Menge der anziehendſten, für den Alterthumsforſcher belehrendſten Ueberreſte giebt, zu den früheſten, in Britannien von ihnen errichteten öffentlichen Gebäuden gehörten. Auch ſieht man ſorgfältig erhaltene Säulenfragmente eines prachtvollen Minerventempels, deſſen ehemalige Grundfläche jetzt zu einem großen, 58 Fuß langen und 46 Fuß breiten Pumpzimmer dient. Es ſind hier fünf öffentliche Bäder, welche der ſtädtiſchen Corporation gehören, und ein ſechstes, das Eigenthum des

Grafen Manvers. Der Wärmegrad dieſer Bäder iſt verſchieden und hält von 93° bis 117° (Fahrenheit). Sie ſind ſehr wirkſam gegen die Gicht, rheumatiſche Uebel, Unverdaulichkeit, Lähmungen und gallige Verſtopfungen. Seit den älteſten Zeiten der Stadt ſind deren wechſelnde Namen von dieſen Quellen entlehnt. Die Römern nannten ſie Aquae salis, auch fontes calidi, die Britannier Caer Badun, die Sachſen Hat Bathun und Achamannum oder die Stadt der Kranken. Nachdem die Römer ſie im Jahre 444 verlaſſen hatten, blieb ſie bis 577, als dem Zeitpunkte des Einfalles der Sachſen, in den Händen der Britannier. Carl I. verwendete in dem Bürgerkriege 7000 Pfund auf ihre Befeſtigung. Die Königin Eliſabeth verlieb ihr mehrere Privilegien, insbeſondere das Recht der Erwählung eines Maire, zehn Aldermänner und eines Stadtraths von zwanzig Mitgliedern. Im Jahre 1750 wurden neue Verſammlungsſäle erbaut und 1771 mit einem ausgezeichnet ſchönen Tanzſaale 106 Fuß lang, 42 Fuß breit und eben ſo hoch, ferner, mit einem 70 Fuß hohen und einem dritten achteckigen, 48 Fuß im Durchmeſſer haltenden, Saale vermehrt. Die im J. 1805 eröffnete, ſehr geräumige, Schaubühne, wird für das erſte Provinzialtheater in Großbritannien gehalten. Faſt das ganze Jahr hindurch kann man hier zu mäßigen Preiſen öffentliche Vergnügungen aller Art genießen; auch ſind die mannichfaltigen lieblichen Gegenden und eine heilſame Luft für den Fremden anlockend und belohnend. Die Straßen und Häuſer ſind von ausgezeichnet ſchöner Bauart. Die Cathedralkirche iſt das neueſte und im reinſten Geſchmacke aufgeführte Werk gothiſcher Baukunſt in ganz England, und ward im Jahre 1495 begonnen. Unter den öffentlichen Plätzen werden der Königin-Platz (Queen's Square), der Circus, der halbe Mond und der Paradeplatz vorzüglich bewundert. Von den öffentlichen Anſtalten verdienen folgende erwähnt zu werden: eine Ackerbaugeſellſchaft, eine philoſophiſche und harmoniſche Geſellſchaft, ein großes Hoſpital, worin 150 Kranke aufgenommen werden können und mehrere andere Krankenhäuſer, endlich verſchiedene Geſellſchaften zur Beförderung des Erwerbfleißes und der Religion. Die Zahl der eingeſeßnen Einwohner beläuft ſich, mit Inbegriff der Vorſtädte, auf 38,434.

Batiſt, eine ſehr feine, ganz dichte und weiße Leinwand, die vorzüglich in mehrern Provinzen Frankreichs verfertigt und weit und breit verſendet wird. Man nimmt dazu den allerſchönſten weißen Flachs, der unter dem Namen Ramé bekannt iſt, und beſonders im franzöſiſchen Hennegau erzeugt wird. Schon im 13ten Jahrhundert wurde dieſe Leineweberei in Flandern von einem Manne, der ſich Baptiſt Cambray nannte, in Gang gebracht. Von ihrem Erfinder ſoll hernach die Leinwand den Namen Baptiſt oder Kammertuch (toile de Cambray) erhalten haben. Die verſchiedenen Arten Batiſt werden auch Linons, Claires, Cambrays u. ſ. w. genannt. Sie werden nicht nur in den Niederlanden, ſondern auch in der Schweiz, Böhmen und in Schleſien verfertigt. Die vorzüglichſten ſind aber die, welche man in Indien verfertigt.

Batocken oder Battocken ſind zwei dünne Stöcke, womit in Rußland ſonſt Verbrecher auf den bloßen Rücken gehauen wurden. Der Verbrecher lag auf der Erde und einer der Zuchtmeiſter ſetzte ſich ihm auf den Kopf, der andere auf den Rücken. Durch das neue Geſetzbuch Catharinens II. iſt dieſe Strafe abgeſchafft.

Bauerhof. Man nennt die Wohnung, die Ackergebäude und

die um dieſe liegenden Ländereien, Wieſen und Waldungen, welche einen kleinen Staat für ſich bilden, auf dem eine Bauernfamilie wohnt, einen Bauerhof. Die Rechte und Verhältniſſe dieſes kleinen Staates zu kennen iſt ungemein wichtig, da aus der Natur dieſes Staates gewöhnlich die Natur des großen Staates hervorgeht, der aus einer Zuſammenſetzung einer Menge kleiner beſteht. Denn jede Staatseinrichtung iſt, wenn man ſie bis in ihren innern Kern verfolgt, republikaniſcher Natur, weil ſie geſellſchaftlicher Natur iſt. Als die Jäger und Hirten-Völker anfingen Ackerbau zu treiben und das bewegliche Zelt in die feſte Hütte zu verwandeln, wurde der erſte Grund zu den kleinen Staaten gelegt, die wir Bauerhöfe nennen. Dieſe entwickelten ſich nun nach und nach, und im Ganzen in allen Ländern auf dieſelbe Weiſe, da die Natur des Ackerbaues doch im Ganzen immer dieſelbe bleibt. Bei den alten Sachſen bildete jeder Bauerhof (Weiler) nach unſerer Art zu reden, eine Staatsactie, die nicht durfte getheilt werden. Hier war der Bauerhof geſchloſſen. Bei den Franken war er ungeſchloſſen, denn da ſie ganz auf den Eroberungskrieg eingerichtet waren, ſo war eine große Theilung des Bodens und eine daraus fließende ſtarke Bevölkerung ihnen genehm. Möſer in ſeiner osnabrückiſchen Geſchichte hat treffliche Unterſuchungen über den Bauerhof in Sachſen angeſtellt, und der verſtorbene Möller in Elſey hat eine beſondere Schrift unter dem Titel: Der weſtphäliſche Bauerhof geſchrieben. In Weſtphalen bildeten nämlich in der Vorzeit mehrere Höfe einen kleinen Staat, ſie lagen alle in einem Verbande und ſtanden unter ihrem Oberhofe. Wahrſcheinlich hatten zuerſt Geſchwiſter und Verwandte dieſe Unterhöfe gebaut und waren unter der väterlichen Gewalt des Oberhofes geblieben, auf dem die Erſtgeburt forterbte. Uebrigens waren alle freie Männer, ein und deſſelben Blutes und Stammes, und in keiner Art von Hörigkeit. Aus den Beſitzern der Oberhöfe hat ſich nach und nach der Adel entwickelt, der ein reiner Bauernadel iſt, ſo wie in Schwyz, Uri und Unterwalden. Die Unterhöfe ſind aber nach und nach in große Abhängigkeit vom Oberhofe gerathen. Denn wenn ein Unterhof ausſtarb, ſo daß das Bauerngeſchlecht, welches auf ihm wohnte, erloſch, ſo mußte ihn der Oberhof binnen Jahr und Tag wieder mit einer neuen freien Bauernfamilie beſetzen. Dieſe gab beim Einzuge eine kleine Erkenntlichkeit an den Oberhof. Der Oberhof beſtimmte dieſe bald höher bald niedriger — beſtimmte auch wohl, daß dieſe von Jahr zu Jahr ſollte wiederholt werden, und ſo ſieht man, wie ſie nach und nach, nachdem das urſprüngliche Hofesverband ſchwach geworden, die freien Unterhöfe in Pachtgüter von ihren Oberhöfen verwandeln konnten. Dieſes iſt die Quelle der Streitigkeiten zwiſchen den Gutsherren und den Bauern in der Grafſchaft Mark, welche zuerſt durch die bekannten kaiſerlichen Decrete in helle Flammen aufgeſchlagen ſind. Die Unterhöfe wollen wieder Eigenthümer werden. In den Ländern, wohin ein fremder Eroberer kam, iſt der Bauerhof in Dienſtbarkeit gekommen, indem ihn der Eroberer mit ſeinem Knechte beſetzte, über den er das Dominium hatte, ſo z. B. in Schleſien, in Preußen, in Brandenburg. In dieſen Staaten iſt der Eroberer der Edelmann, der Unterworfene iſt hörig, und bloß die Rittergüter bilden den Staat, indeß die Bauernnahrungen, ſo zu ihrem Dominio gehören, keine eigene Selbſtſtändigkeit haben. Durch die preußiſchen agrariſchen Geſetze von 1810 ſind alle Dominien geſprengt und die Bauernnahrungen in freie Bauerhöfe ver-

wandelt worden. — Eine große Anzahl freier Ackerbauern iſt aber die erſte Bedingung zu einer ſtarken und freien Staatsverfaſſung. S. d. A. Staatsverfaſſung. Bg.

Bauerſtand, der Stand der Landbauer, der dritte, ehrenwerthe, wie der zahlreichſte, alſo auch der nützlichſte Stand von Staatsbürgern, der alle begreift, deren unmittelbare Beſchäftigung in Landwirthſchaft beſteht, ſo fern ſie nicht durch adelige Geburt, Amt, oder beſondere Rechte, von dieſem Stande ausgenommen ſind. Taglöhner und Handwerker auf dem Lande gehören, jene zu dem Bauer-, dieſe zu dem Bürgerſtande. Auch nach der Geſchichte iſt das deutſche Wort Bauer, ſonſt Bawr, Bar (Nach Bar d. i. naher Bauer) ein allgemeiner Ausdruck, mit dem jeder freie Landmann, dem der Beſitz und die Nutzung eines Grundſtücks zuſtand, bezeichnet wurde. Baro oder Barus (Baron), die Bezeichnung freier Landſaſſen, ging daher, als die Leibeigenſchaft um ſich griff, auf den niedern Adel (die freien Beſitzer eines größern Landweſens) über. Freie Bauern gab es in Deutſchland vor und nach Karls des großen Eroberungen; durch dieſe und durch die Unterjochung der Slaven wuchs aber die Zahl der Leibeigenen außerordentlich. Reichsunmittelbare Bauern gab es nicht. Die einzelnen Bauern in den ehemaligen Reichsdörfern (z. B. die freien Leute auf der Leutkircher Heide in Schwaben), waren Unterthanen der unmittelbaren Dorfgemeinde. S. Runde's deutſches Privatrecht. (Vergl. d. Art. Leibeigenſchaft und Stände.) In Rußland hat Alexander I. den freien Bauernſtand wieder hergeſtellt, indem er die Leibeigenſchaft nach und nach mit Einwilligung der Gutsherren aufhob. Bürger und Bauern machen, im Gegenſatz zu Adel und Geiſtlichkeit, den dritten Stand (tiers-état) aus; allein das Recht durch Abgeordnete, die er aus ſeiner Mitte wählt, in der Verſammlung der Land- oder Reichsſtände vertreten zu werden, beſitzt der Bauerſtand nur in Schweden und Norwegen (ſ. d. Art.), in Tyrol, und ſeit 1814 auch in Heſſen-Caſſel; doch ſcheint im letztern Staate die Landſtändiſche Verfaſſung wieder zu ruhen. Uebrigens unterſcheidet man Kron- oder Kammerbauern, welche dem Landesherren Grundzins bezahlen und Frohndienſte leiſten, auch deſſen Gerichtsbarkeit unmittelbar unterworfen ſind, und Patrimonialbauern, welche ihrem Guts- und Gerichtsherrn jene Verpflichtungen ſchuldig, folglich dem Landesherrn nur mittelbar unterworfen ſind. Nach dem Umfang ihrer Wirthſchaft unterſcheidet man große Bauern (Anſpänner, Hüfner, die eine ganze Hufe, — an vielen Orten 30 Morgen Acker, — und Halbhüfner, die eine halbe Hufe beſitzen) und kleine Bauern (Häusler, oder Köther, Koſſäten und Gärtner) die nur ein Haus (Kothe), einen Garten und wenig Feld oder Wieſe beſitzen, aber zur Dorfgemeinde gehören. (Vergl. d. Art. Frohndienſte und Patrimonialgerichtsbarkeit.) S. Buri's Abhandlung von den Bauergütern in Deutſchland mit Zuſätzen von Runde, 1789. 4. Auch Garve's ſchätzbare Schrift über den Charakter der Bauern und ihre Verhältniſſe gegen den Gutsherrn und gegen die Regierung. Bresl. N. A. 1796. K.

Baumwollengarne, ſ. Twiſt.

Bauſe (Joh. Friedr.), berühmter Kupferſtecher in Leipzig. Er war 1736 zu Halle geboren, widmete ſich ſeit ſeinem 18ten Jahre ganz der Kupferſtecherkunſt, und arbeitete zuerſt für Buchhändler. Im J. 1759 ging er nach Augsburg, und kehrte ein Jahr darauf

nach Halle zurück, wo er ſeine künſtleriſchen Studien vollendete. Der große Wille, in Paris, mit dem er korreſpondirte, war ſein vorzüglichſtes Muſter, und deſſen Belehrungen dankt er einen großen Theil ſeiner Fortſchritte. In Leipzig ließ er ſich 1766 nieder, und ward in der Folge Mitglied der dortigen Kunſtakademie, ſo wie nachher auswärtiges außerordentliches Mitglied der berliner Akademie der Künſte. Er hat glückliche Verſuche in verſchiednen Manieren gemacht; ſein größtes bleibendes Verdienſt aber iſt die Feſtigkeit und Reinheit ſeines Grabſtichels. Seine hiſtoriſchen Blätter und vorzüglich ſeine Portraits ſind am meiſten geſchätzt. Sein ganzes Werk enthält über 200 Stücke. Ein Verzeichniß davon liefert Meuſels Künſtler-Lexicon. Er ſtarb 1816.

† Bayern. Die Kirchenverfaſſung der Catholiken iſt durch das den 5. Juni 1817 mit Pius VII. geſchloſſene Concordat definitiv organiſirt. Das Königreich iſt dadurch in zwei Erzbisthümer eingetheilt: 1) Erzbisthum München und Freiſingen mit den Bisthümern Augsburg, Paſſau und Regensburg; 3) Erzbisthum Bamberg mit den Bisthümern Würzburg, Eichſtädt und Speier. Dieſe acht biſchöflichen Sitze beſetzt der König ſelbſt, hat aber dafür dem Papſte nicht nur die Wiedereinrichtung eingegangener Klöſter, ſondern auch, vermöge des freien Verkehrs mit Rom, einen Einfluß auf Clerus und Volk zuſichern müſſen, der das in Bayern unter der gegenwärtigen Regierung erſt angefangene Werk der Aufklärung des Volks eben nicht befördern wird, da man bekanntlich in Rom das Gegentheil von dieſer Aufklärung beabſichtigt. Auch dürfte der 13te Art. des Concordats, vermöge deſſen die Regierung die Verbreitung verfänglicher Bücher auf Antrag der Biſchöfe zu hindern hat, der, ohnehin im erſten Aufblühen begriffenenen Literatur Bayerns nicht zur Aufmunterung gereichen. Indeſſen iſt das Concordat — das in der öffentlichen Meinung den größten Widerſpruch findet — noch nicht als Staatsgeſetz promulgirt (15. Juli 1818), und man verſichert, daß es der National-Repräſentation, welche im J. 1819 zuſammentritt, noch zur Prüfung vorgelegt werden ſolle. Für die Proteſtanten gibt es ein proteſtantiſches General-Conſiſtorium.

† Bayonne, liegt unter 1° 24′ weſt. Lge. und 43° 29′ nördl. Breite, enthält 1520 Häuſer und nach den neueſten Zählungen 18,600 Einwohner, wovon 6000 in den Vorſtädten wohnen. Die Nive und der Adour, von denen der erſtere Fluß ungefähr ſechs, und der letztere 15 bis 10 deutſche Meilen weit ſchiffbar iſt, bilden einen bequemen Hafen, der Kriegsſchiffe von 40 bis 50 Kanonen faßt, übrigens aber eine etwas beſchwerliche Einfahrt hat. Jene beiden Flüße dienen, Bauholz, Theer und Eiſen aus den Pyrenäen nach Bayonne zu verſchiffen. Sie durchſchneiden die Stadt in drei Theile: die „große Stadt" am linken Ufer der Nive, „die kleine Stadt" zwiſchen der Nive und dem Adour und die Vorſtadt St. Esprit, größtentheils von portugieſiſchen Juden bewohnt, am rechten Ufer des Adour. Eine Citadelle, von Vauban, erbaut auf dem Gipfel einer Anhöhe in der Vorſtadt beſtreicht den Hafen und die Stadt. Vor der Revolution war Bayonne der Sitz einer Provinzialhebungsbehörde und eines Gerichtshofs. Gegenwärtig iſt ſie die größte, wenn gleich nicht die Hauptſtadt, des Departements und der Hauptort des weſtlichen Arrondiſſements. Der hieſige Biſchof ſtand vormals unter dem Erzbiſchof von Auch, jetzt ſteht er unter dem von Toulouſe und übt die geiſtliche Gerichtsbarkeit über drei Departements. Die Cathedral-

kirche iſt ein alterthümlich ſchönes Gebäude; die beſuchteſten öffentlichen Spaziergänge ſind der vortreffliche Quay und vorzüglich der öffentliche Platz, „Place de Grammont“ genannt. Eine hölzerne Zugbrücke, durch deren Aufziehung den Schiffen die Durchfahrt frei bleibt, verbindet die Vorſtädte mit der Stadt. Bayonne treibt einen beträchtlichen Handel mit Spanien und Frankreich und tauſcht ausländiſche Waaren für Eiſen, Früchte, Gold und Silber ein. Die Hauptgegenſtände des Seehandels ſind der Stockfiſch- und Wallfiſchfang, worauf vor der Revolution 30 bis 40 Schiffe von 250 Tonnen Laſt ausliefen. Maſtbäume und anderes Schiffbauholz von den Pyrenäen wird nach Breſt und mehrern Häfen Frankreichs ausgeführt. Die bayonner Schinken ſtehen ſeit langer Zeit in großem Rufe, und in Menge werden Weine und Chocolade von hier aus ins nördliche Europa verſchifft. Unter den geringern Volksklaſſen iſt hier die alte biscayiſche oder baskiſche Sprache üblich.

† Bayreuth, die Hauptſtadt, liegt unter 11° 17′ öſtl. Länge und 49° 54′ nördl. Breite, zwiſchen dem rothen Main und den kleinen Flüſſen Miſtel und Sendel, in ſchönen Umgebungen. Sie hat breite und regelmäßige Straßen, ſechs Thore und mit Inbegriff des Städtchens St. Georg und der Vorſtadt 860 Häuſer. Kaum eine Meile von Bayreuth liegt der im vorigen Jahrhundert erbaute markgräfliche Landſitz Hermitage und nahe an der Stadt das ehemals blühende Dorf Altbayreuth.

Beatification, die feierliche Handlung, wodurch der Papſt eine Perſon nach ihrem Tode ſelig ſpricht. Sie iſt die erſte Stufe zur Canoniſation (ſ. d. Art.). Niemand kann vor dem funfzigſten Jahre nach ſeinem Tode beatificirt werden. Zuvor werden, oft mehrere Jahre lang, die Zeugniſſe von den Tugenden und Wundern des Verſtorbenen, deren es zu ſeiner Heiligkeit bedarf, von der Congregation der Gebräuche geprüft. Der Leichnam oder die Reliquie des künftigen Heiligen werden ſodann zur Verehrung des Volks ausgeſtellt, ſeine Bildniſſe mit Strahlen gekrönt und ihm ein eignes Offiz angeordnet. Auch werden am Tage ſeiner Beatification Indulgenzen ertheilt.

Bechteltag, nennt man in der Schweiz den zweiten Tag im Jahre, von dem altdeutſchen Worte Becheln, ſich gütlich thun. Man feiert ihn ungefähr um gleiche Zeit und auf ähnliche Weiſe, wie ehemals die Saturnalien. In Zürch iſt es insbeſondere ein Feſttag für Kinder, indem ſie ſchön geputzt mit ihrem Sparpfennig auf die Zünfte gehen, und dort dafür Lebkuchen, Kupferſtiche und Lieder bekommen: die ſogenannten und wohlbekannten Zürcher Neujahrsgeſchenke für Kinder.

Beddoes (Thomas), ein berühmter brittiſcher Arzt und Schriftſteller, der 1760 in Shropſhire geboren war, und 1808 ſtarb. Von ſeinem Großvater erzogen, machte er ſchon auf der Schule die glänzendſten Fortſchritte in den klaſſiſchen Studien; auch auf der Univerſität Oxford zeichnete er ſich nicht allein durch gründliche Kenntniß der alten Literatur, ſondern auch durch eine ſeltne Bekanntſchaft mit den neuern Sprachen aus. Die großen Entdeckungen in der Naturlehre, der Chemie und der Phyſiologie zogen ihn unwiderſtehlich an. Er ſetzte ſeine Studien in London und Edinburgh mit Beifall fort. In ſeinem 26ſten Jahre promovirte er zu Oxford, beſuchte darauf Paris, um Lavoiſiers Unterricht zu nutzen, und ward, nach ſeiner Rückkehr, zum Profeſſor der Chemie in Oxford ernannt. Hier lebte

er ganz ſeinem Beruf, und gab treffliche chemiſche Abhandlungen und Beobachtungen über den Skorbut, den Blaſenſtein u. ſ. w. heraus. Bald aber feſſelte ihn die glänzende Außenſeite der franzöſiſchen Revolution dergeſtalt, daß er, um ſeinen Sinn für Freiheit durch nichts beſchränkt zu ſehen, ſeine Stelle aufgab, und ſich auf's Land zu einem ſeiner Freunde Regnolds begab. Hier arbeitete er ſeine Bemerkungen über das Weſen der Mathematik aus, worin er zu beweiſen ſucht, daß dieſe Wiſſenſchaft auf der Evidenz der Sinne und die Geometrie auf Experimenten beruht. Dann erſchien ſeine Geſchichte des Iſaak Jenkins, die darauf berechnet war, der arbeitenden Klaſſe Lebensregeln und Sittenlehren in anziehendem Gewande mitzutheilen. Von dieſer trefflichen Volksſchrift wurden in kurzer Zeit über 40,000 Exemplare verkauft. Nachdem er im J. 1794 ſich verheirathet hatte, machte er den Plan einer Anſtalt, durch künſtliche Luftarten mehrere Krankheiten, beſonders die Schwindſucht, zu heilen. Durch des bekannten Wedgwood Unterſtützung gelang es ihm, dieſe Anſtalt im J. 1798 eröffnen zu können. Er nahm als Aufſeher des Ganzen einen jungen Mann Humfrey Davy an, deſſen nachmaliger Ruhm hier gegründet ward. Indeß zeigte ſich, daß der Hauptzweck der Anſtalt nicht erreicht werden konnte, und Beddoes Eifer erkaltete endlich ſo ſehr, daß er ein Jahr vor ſeinem Tode ſich gänzlich zurückzog, doch nicht ohne vorher eine Menge gründlicher Schriften über die Anwendung künſtlicher Luftarten herausgegeben zu haben. In den ſpätern Jahren ſeines Lebens erſchien er als der geachtetſte mediciniſche Volksſchriftſteller in Großbritannien. Unter andern iſt ſeine Hygea in 3 Bänden ein, ſowohl wegen der Darſtellung, als auch wegen der Nützlichkeit der Lehren, ſehr gerühmtes Werk. Seine politiſchen Flugſchriften, die 1795 — 97 herauskamen, ſind vergeſſen.

Bedharden, ſ. Beguinen.

Begräbniß, ſ. Beerdigung.

Belfaſt, die wichtigſte Handels- und eine Hafenſtadt in Irland, in der Grafſchaft Antrim. Ein für leichte Fahrzeuge ſchiffbarer Kanal vereinigt den Hafen mit dem großen Landſee Lough Neagh. Die Stadt iſt gut gebaut; die Straßen ſind breit, gut gepflaſtert und bei Nacht gut erleuchtet. Seit 1758, wo Belfaſt nur 8549 Einwohner zählte, iſt die Bevölkerung bis auf 30,000 geſtiegen. Die Leinen- und Baumwollen-Manufacturen beſchäftigen allein über 2000 Menſchen. Achtundfünfzig den Einwohnern von Belfaſt zugehörige Schiffe haben im Jahr 1816 8335 Tonnen Ausfuhrgut großentheils nach entfernten Weltgegenden geladen, und ihre Mannſchaft beſtand aus 7212 Köpfen. Unter den öffentlichen Gebäuden und Anſtalten zeichnen ſich zwei ſchöne Hauptkirchen, eine Menge von Vereinigungsplätzen für Religionsverwandte aller Art, ein Inſtitut für Blinde, und vorzüglich eine Armenanſtalt aus, in welcher auf Koſten einer mildthätigen Geſellſchaft über 400 Perſonen von jedem Alter und Geſchlecht verpflegt werden, und eine Anzahl armer Kinder Unterricht genießt.

Belgien, ein Name, der die ehemaligen öſterreichiſchen Niederlande, welche jetzt zum Königreich der Niederlande gehören, bezeichnete.

Belladonna, Wolfskirſche, Tollkraut, eine gefährliche Giftpflanze, die in Geſtalt eines 4 — 6 Fuß hohen Strauches wächst. Sie trägt Beeren, die an Größe einer mittelmäßigen Kirſche gleichen, und glänzend ſchwarz ausſehen, wenn ſie reif ſind. Die

Pflanze iſt in allen Theilen, von der Wurzel bis zum Saamen, giftig. Schon die Ausdünſtung derſelben iſt widrig und betäubend, und reibt man mit den abgeſchnittenen Zweigen oder Blättern die Hand, ſo entſteht Entzündung. Dieſes Gewächs trifft man faſt in allen europäiſchen Ländern an. Den Namen Belladonna oder ſchöne Frau hat es, weil aus dem Safte dieſes Gewächſes Schminken gemacht werden.

Bellegarde (Graf von), aus einer der älteſten ſavoyiſchen Familien, geboren zu Chamberi in Savoyen, 1760. Er kam ſchon ſehr früh in öſterreichiſche Dienſte und zeichnete ſich in den Feldzügen 1793, 94 und 95 ſo vortheilhaft aus, daß er Mitglied des Kriegsraths beim Erzherzog Carl und am 12. März 1797 zum Feldmarſchall-Lieutenant erhoben wurde. Als ſolcher ſchloß er 1797 den berühmten Waffenſtillſtand zu Leoben mit Bonaparte und führte 1799 den Oberbefehl über die Armee, welche die Verbindung zwiſchen Suwarow und dem Erzherzog Carl erhalten ſollte. Zu Betreibung der Friedensunterhandlungen eilte er von Wien nach Prag und Berlin, ohne ſeinen Zweck erreichen zu können, und mußte daher 1800 nochmals nach Italien, um dem Erzherzog Ferdinand mit ſeinem Rathe im letztern Feldzug zu dienen, nach deſſen unglücklichem Ende er eine der erſten Stellen im Hofkriegsrath und 1805, nach dem Abgang des Erzherzogs Carl, das Präſidium deſſelben übernahm. Im Jul. 1805 wurde ihm aber das General-Commando im Venetianiſchen übertragen. Im J. 1806 wurde er zum Feldmarſchall und Civil- und Militär-Gouverneur von beiden Gallizien ernannt; erhielt bald hernach das Großkreuz des Leopoldordens und das ehrenvolle Amt eines Gouverneurs des Kronprinzen. Im Feldzug 1809 zeichnete er ſich vorzüglich bei Großaſpern aus. Nach dem Frieden von Wien übernahm er zum zweiten Mal das General-Commando in Gallizien, wo er bis zum Wiederausbruch des Kriegs 1813 blieb. Nun wurde er zum Präſidenten des Hofkriegsraths ernannt, mußte aber bald zur Armee nach Italien abgehen, wo er vom Vicekönig lebhaften Widerſtand erfuhr, aber dennoch bis Piacenza vordrang und dort am 16. April einen Waffenſtillſtand mit ſelbigem abſchloß. Als General-Gouverneur der öſtreichiſchen Provinzen in Italien hatte er ſeinen Sitz zu Mailand und erwarb ſich die Liebe der neuen Völker in hohem Grad, wodurch er beim Einbruch Murats 1815 nicht weniger zur Erhaltung der Ordnung beitrug, als durch ſeine ſchönen Defenſiv-Siege bei Ferrara und bei der Brücke von Occhio Bello. Er blieb ſo lange Gouverneur, bis der Erzherzog Anton zum Vicekönig des lombardiſch-venetianiſchen Königreichs ernannt war, und der Graf Saurau als Gouverneur der Lombardei auftrat. Hierauf reiſte er nach Paris, wo er lange Zeit als einfacher Privatmann lebte.

Bell-Rock oder **Inch-Cap**, ein für die Schiffer höchſt gefährlicher Felſen an der Küſte von Schottland, ohnweit der Mündung des Tay-Fluſſes. Der Name Bell-Rock, Glockenfelſen, ſoll von einer Glocke (Bell) herrühren, welche die Mönche von Aberbrothock ehemals dort aufgehangen, und zur Warnung für die Schiffer beim Steigen und Fallen der Fluth geläutet haben. Dieſer Felſen bleibt bei gewöhnlicher Fluth faſt völlig vom ſinkenden Waſſer bedeckt. Nach einer Springfluth aber ragt er oft, 427 Fuß lang, 230 Fuß breit und gegen 4 Fuß hoch, über der Meeresfläche hervor. Seine allen Küſtenfahrern und insbeſondere allen nach dem Tay-Haf

(Frith of Tay) ſegelnden Fahrzeugen höchſt gefährliche Lage war längſt anerkannt: erſt im J. 1807 ward ein Leuchtthurm darauf zu bauen angefangen und im J. 1811 trotz der faſt unüberſteiglichen Hinderniſſe glücklich vollendet. Der Fuß dieſes zirkelrunden 115 Schuh hohen Gebäudes, welches bei gewöhnlicher Ebbe vom Waſſer frei iſt, wird bei Springfluthen bis auf die Höhe von 15 Fuß unter Waſſer geſetzt. Das Signal auf dieſem Leuchtthurm beſteht aus einem abwechſelnd weißen und rothen Licht, welches durch das Umwenden der Reflectoren hervorgebracht wird, und aus Zwiſchenräumen von Dunkelheit. Bei Nebelwetter, wenn das Licht nicht geſehen werden kann, läutet die nemliche Maſchine, welche den Wechſel des Lichtes bewirkt, bei Tag und Nacht zwei Gloken von beträchtlicher Größe. In Zſchocke's Ueberlieferungen zur Geſchichte (1817) befindet ſich (jedoch ohne Angabe der Quelle: Supplement zur Encyclopädia Britannica) ein intereſſanter Aufſatz über dieſen Strandfelſen.

Beluchiſtan (Beloochiſtan), ein Land in Aſien an der Nordweſtküſte der indiſchen Halbinſel. Seiner größten Ausdehnung nach umfaßt dieſer Name den ganzen Raum zwiſchen 24° 50′ — 30° 40′ nördl. Br. und 58° 55′ — 67° 30′ öſtl. Länge von Greenwich. Beluchiſtan erſtreckt ſich demnach von Söhiſtan und Afghaniſtan im Norden bis an den indiſchen Ocean, und von den Provinzen Lariſtan und Karman im Weſten, bis Sinda im Oſten. Es beſteht aus 5 bis 6 Abtheilungen, wenn Sinda, deſſen Regenten Belucher ſind, dazu gerechnet wird. 1) Die Provinzen Sihalawan und Sarawan, ſamt dem Bezirk von Kolat. 2) Die Provinzen Mekran und Lus. 3) Kohiſtan oder das Land der Hügel, weſtlich von der Wüſte. 4) Die Wüſte. 5) Die Provinz Cutſch-Gundawa und der Diſtrickt von Hurrund Dajal. Der Boden, das Clima, und die oberflächliche Anſicht eines ſo weitläufigen Territoriums ſind ſehr verſchieden, und während mehrere hohe Gebirge mit Schnee bedeckt ſind, iſt die Hitze in den Ebenen zur Sommerzeit faſt unerträglich. Im allgemeinen iſt das Waſſer ſelten, und die fließenden Gewäſſer ſind wenig mehr als Bergbäche, die ſich im Sande verlieren oder als ſeichte Flüßchen ihren Weg nach dem Meere zu nehmen. Zu den letztern gehören der Puralle, Moktu, Daſti, Nugor, Sinru und Sodſchi. Der Daſti iſt der breiteſte, und ſoll ſeinen Weg unter mancherlei Namen über 1000 engl. oder 200 deutſche Meilen fortſetzen. Die Wüſte von Beluchiſtan iſt ohngefähr 65 deutſche Meilen lang und wenig mehr als 40 breit, ſie beſteht aus klarem Flugſand, und iſt ungemein ſchwer zu durchreiſen. Ein großer Theil des Landes, namentlich der öſtliche, iſt bergig, Kohiſtan ausgeſchloßen. Eine große Gebirgskette, die Brahuiksberge, erhebt ſich vom Meeresufer bei Cap Monza, oder Mowari, unter 35° nördl. Br. und 66° 58′ L., ſtreicht nordwärts bis über die Grenzen von Beſuchiſtan hinaus, und ſcheint gewiſſermaßen mit dem Hazarah oder den Paropamiſiſchen Bergen weſtlich von der Stadt Kelat zuſammenzuhängen. Verſchiedene andere Gebirgszüge und regelloſe Bergmaſſen durchſchneiden das Land in andern Gegenden und Richtungen. Gold, Silber, Blei, Eiſen, Kupfer und Zinn findet ſich hier, und zwar verſchiedene von dieſen Metallen in großer Menge. Steinſalz, Alaun, Salpeter und Schwefel liefern verſchiedene Gegenden im Ueberfluß. Die Vegetation iſt reich, und die Gärten in der Nähe der Städte bringen die feinſten Früchte hervor. Getraide wird im Ueberfluß erbaut. Die nördlichen Gegenden bringen Krapp, Baumwolle und einen Indigo von vorzüglicher Güte hervor. Aſſafötida

wächſt zwiſchen den Hügeln. — Obſchon Beluchiſtan im Allgemeinen kein Holzland zu ſeyn ſcheint, ſo gibt es doch daſelbſt Bäume von ausgezeichneter Größe und Stärke. Die Hausthiere ſind: Pferde, Mauleſel, Eſel, Kamele, Dromedare, Büffel, ſchwarzes Rindvieh, Schafe, Ziegen, Hunde, Katzen, Hühner und Tauben. — Truthühner, Gänſe und Enten fehlen. — Die wilden Thiere ſind: Löwen, Tiger, Leoparden, Hyänen, Wölfe, Schakals, Tigerkätzen, wilde Hunde, Füchſe, Haſen, Mongus, Bergziegen, Antelopen, rothe und andre Elendthiere, wilde Eſel u. ſ. w. Faſt alle europäiſche und aſiatiſche Vögelgattunge finden ſich hier beiſammen. Zwei Völkerſchaften theilen ſich vorzugsweiſe in den Beſitz des Landes, die Beluchen und die Brahu's. Beide ſind ſowohl durch ihr äußeres Anſehen, als durch ihre Gebräuche von einander verſchieden, und beide theilen ſich in eine zahlloſe Menge einzelner Stämme. Die 3 Hauptſtämme der Beluchen ſind die Nharu's, die Rhind's, und die Mugſchi's. Alle ſind ſchlank, wohlgebildet und thätig, aber von geringer Körperkraft. Ihre Farbe iſt dunkel, das Haar ſchwarz. Alle haben einen Hang zum Rauben, ſie fürchten keine Gefahr, und ſind tapfer im Gefecht. Die Nharu's, von allen die räuberiſcheſten, halten das kühne Plündern einer fremden Gegend für ehrenvoll. Ihre Lebensweiſe zu Hauſe iſt, mit Ausnahme der Städtebewohner, ein patriachaliſches Hirtenleben. Sie wohnen meiſtens unter Zelten oder Hütten. — Die Brahu's ſind von kurzem ſtämmigen Wuchs, haben runde Geſichter und flache Züge. Bei manchen ſind Haupthaar und Bart braun. Sie leben als eigentliche, nirgends angeſeſſene Nomaden, welche der Weideplätze wegen ihren Wohnort nach Maaßgabe jeder Jahreszeit wechſeln. Frei von dem räuberiſchen Unternehmungsgeiſte der Beluchen ſind ſie ein braves, ruhiges und betriebſames Volk. Aber trotz dieſer weſentlichen Verſchiedenheit ſind die Sitten beider Völker in vielen Stücken dennoch einander ähnlich. Beide halten ihr gegebenes Wort unverbrüchlich und beide ſind gleich gaſtfrei. Die Hauptſtadt Kelat, ein weitläufiger Ort von ohngefähr 3750 Häuſern, iſt die Reſidenz des Khan oder Souverains von ganz Beluchiſtan, welchem alle untergeordneten Stämme einen gewiſſen Tribut bezahlen, und bei vorfallenden Kriegen ein Truppen-Contingent liefern müſſen. Die jährlichen Einkünfte des Khan betragen wenig mehr als den Werth von 250,000 Rthlr., ein großer Theil davon beſteht in Naturallieferungen. In früheren glänzenden Perioden ſoll der Khan von Kelat 250,000 Mann ins Feld geſtellt haben. Jetzt mag ſeine wirkliche Macht in nicht mehr als ohngefähr 60,000 ſtreitbaren Männern beſtehen. Die urſprünglichen Landeseingebornen ſollen tartariſchen Urſprungs ſeyn. Außer ihnen leben aber noch eine beträchtliche Menge Diwars (Dehwars) und Hindu's im Lande zerſtreut. Der jetzige Regent von Beluchiſtan, Mohammed Khan, geboren 1781, iſt ein humaner Mann, aber ohne die ſelbſtſtändige Kraft, welche zur Leitung eines nur halbciviliſirten Volkes unentbehrlich iſt. Verſchiedene untergeordnete Häuptlinge haben daher das Joch des Gehorſams abgeſchüttelt, und dieſes weitläufige Reich iſt jetzt durch innerliche Unruhen zerrüttet.

Benannte Zahlen ſind ſolche Zahlen, deren Einheiten einen beſtimmten Werth haben, z. B. 10 Thaler, 20 Pfund. Benannte Zahlen ſind denſelben Rechnungsarten wie die unbenannten unterworfen, nur daß die Einheiten, mit denen gerechnet wird, ſtets einerlei Art ſeyn müſſen; auch können benannte Zahlen nur mit un-

benannten multiplicirt werden, die Diviſion benannter Zahlen kann aber ſowohl durch benannte, als durch unbenannte geſchehen.

† Benares, Bhanares, auf beiden Seiten des Ganges, zwiſchen dem 23. und 27. Gr. nördl. Br.; 591½ Quadratmeilen. Die Hauptſtädte ſind Benares, Joanpur, Ghazypur und Mirzapur, nebſt den beiden berühmten Feſtungen Chunar und Bijaghur. Die Hauptſtadt Benares oder Kaſchy am Ganges, unterm 25° 18′ 36″ nördl. Br. und 83° öſtl. Länge von Greenwich iſt eine der größten indiſchen Städte, hat aber keine Mauern, meiſtens enge ſchmutzige Gaſſen, 12,000 Häuſer von gehauenen und Backſteinen, deren manche bis 5 und 6 Stockwerke hoch ſind, und 16,000 Lehmhäuſer, 580,000 beſtändige Einwohner, worunter 7000 Braminen, und 50,000 Mohammedaner ſind, und wovon 3000 zur Dienerſchaft der drei Hindu-Rajah's gehören, die ſtatt ihrer Herren die nöthigen Opfer und Reinigungen verſehen. Zur Zeit der religiöſen Feſte iſt die Zahl der Bewohner nicht zu berechnen. Benares iſt der Hauptſitz der indiſchen Gelehrſamkeit, wo die Braminen in der Samſkrit-Sprache, in der Aſtronomie, zu deren Behuf eine Sternwarte vorhanden, und in andern Kenntniſſen regelmäßigen Unterricht ertheilen. Die Stadt enthält viele Pagoden, von welchen unter andern eine uralte als Wallfahrtsort für beſonders heilig gehalten wird. Die Hindu's glauben, wer in Benares ſtirbt, kommt unmittelbar ins Paradies. Ein Gegenſtand der Bewunderung und ein Denkmal der mohammedaniſchen Uebermacht ſowohl als der Unterdrückung von Indien iſt die prächtige in der Mitte der Hindu-Tempel im 17ten Jahrhundert von Aurengzeb erbaute Moſchee. Die Einwohner von Benares ſind meiſtens Kaufleute, deren viele ſehr beträchtliche Geldgeſchäfte durch ganz Indien, ja ſogar bis an die ruſſiſche Gränze treiben. Baumwollene Zeuge, Shawls, Gold- und Silbertreſſen, Brocate und Seidenzeuge, werden von Benares durch den ganzen Oſten ausgeführt; auch iſt hier der Hauptmarkt für die Diamanten und andere Edelſteine aus den Gruben von Bundelkund. — Der Palaſt des Rajah's iſt zu Ramnaghur oberhalb der Stadt, auf dem gegenſeitigen Ufer des Ganges. Das hier reſidirende engliſche Kreisgericht adminiſtrirt die höchſte Juſtiz in den Diſtrikten von Mirzapur, Allahabat, Bundelkund, Joanpur, Gorokpur, und in der Stadt Benares. Jeder dieſer Diſtrikte hat einen engliſchen Magiſtrat und Richter, die jedoch über Tod und Leben nicht entſcheiden.

† Bender, ſonſt Teckin oder Tigine, moldauiſch Tigino, 47° 16′ öſtl. Länge 46° 50′ 32″ nördl. Br. Die Hauptſtadt eines Bezirks in der ruſſiſchen Provinz Beſſarabien, am Dnieſter, an deſſen Ufern ſie halbmondförmig erbaut iſt, halb nach alter halb nach neuer Art befeſtigt, mit Gräben und Wällen umgeben, und mit einem auf der Anhöhe liegenden Caſtell. Sie hat zwei Vorſtädte, 7 Thore, 12 Moſcheen, 1 armeniſche Kirche, 6 Ankerplätze für die Stromſchifffahrt, dunkle, enge, ſchmutzige Gaſſen, 20,000 meiſt türkiſche Einwohner, worunter jedoch 250 armeniſche Familien, ferner Tartaren, Moldauer, Juden u. ſ. w. Der Handel iſt in Bender bedeutend, auch finden ſich hier Papiermühlen, Gerbereien, Eiſenſchmieden und eine Salpeterſiederei. So lange die Stadt den Türken gehörte, wurde ſie ihrer wichtigen militäriſchen Lage halber ſtets von einem Paſcha von drei Roßſchweifen kommandirt. Am 15. Nov. 1809 eroberten es die Ruſſen wieder mit geringer Anſtrengung, und obſchon es im Frieden von Jaſſy abermals den Türken zufiel, ſo beſetzten es die Ruſſen doch

im letzten Kriege von neuem und behielten es im bukareſter Frieden 1812, ſamt der Umgegend.

Benedictbeurn — ehemals eine Abtei — liegt im Königreich Bayern im Iſarkreiſe, 15 Stunden von München, in einer ſchönen fruchtbaren Gegend am Fuße des Vorgebirges gegen Tyrol. Das Kloſter wurde von den drei Brüdern Landfried, Waltram und Eliland, welche aus alt herzoglich bayeriſchem Geſchlecht entſproſſen waren, ſchon um das Jahr 740 geſtiftet. Die prächtige Stiftskirche wurde unter dem Abt Placidus erbaut und 1686 dem heil. Benedict zu Ehren eingeweiht. Bei der allgemeinen Aufhebung der Klöſter in Bayern wurde auch das Kloſter Benedictbeurn 1804 an den böhmiſchen Spiegelfabricanten in Stubenbach Hr. Johann v. Schmaus verkauft, welcher bald darauf ſtarb. Da deſſen Erben nicht mehr Luſt hatten, die Zahlung des Kaufſchillings zu leiſten, ſo trat im J. 1805 der quieſcirende geheime Referendar Joſeph v. Utzſchneider in den Kaufcontract ein. Um die verlaſſene Kloſtergebäude wieder mit Menſchen zu beſetzen und die Kloſterwaldungen zu benutzen, legte Hr. von Utzſchneider noch im J. 1805 eine gemeine Glashütte an. Im J. 1806 errichtete er dann hier eine Kunſtglashütte, um das mechaniſche Inſtitut in München, welches er im J. 1804 mit dem damaligen pfalzbayeriſchen Artillerie-Hauptmann Hr. Georg Reichenbach und dem Mechanicus Hr. Joſeph Liebherr gegründet hatte, mit dem erforderlichen Flint- und Crown-Glas daraus zu verſehen. So bildete ſich hier in Zeit von 12 Jahren das berühmte optiſche Inſtitut, das zu allen aſtronomiſchen Inſtrumenten, die in den Werkſtätten der Hrn. v. Reichenbach und Liebherr für die meiſten Sternwarten von Europa verfertigt wurden, die optiſchen Gläſer geliefert hat. — Hr. Joſeph Fraunhofer aus Straubing in Bayern gebürtig, iſt der geſchickte Optiker, welcher ſich hier in Benedictbeurn ſelbſt ausgebildet hat, und nun dieſem optiſchen Inſtitute: Utzſchneider und Fraunhofer, vorſteht. (S. den Art. Reichenbach.) Während der Continentalſperre wurde zu Benedictbeurn aus Kartoffeln mit Vortheil Zucker bereitet; der Kartoffelſyrop wurde hier zur ſchönſten Criſtalliſation gebracht. — Als dieſes Geſchäft anfing in Gang zu kommen, wurde das Continentalſyſtem geſprengt, und Hr. v. Utzſchneider, um das Lokale, die Geräthſchaften und die Arbeiter nicht unbenutzt zu laſſen, fand für zweckmäßig, auf der Stelle eine Rauch- und Schnupftabackfabrik in Benedictbeurn zu errichten — eine Anſtalt, die nun in vollem Betrieb iſt, ſehr gute Tabacke liefert und viele Menſchen der umliegenden Gegend nützlich beſchäftigt. Die Schulanſtalt im Ortsgericht Benedictbeurn iſt in ſehr gutem Zuſtande und von Hr. v. Utzſchneider vorzüglich unterſtützt. Die von dem aufgehobenen Kloſter Benedictbeurn noch lebenden Geiſtlichen haben in einem Theile des ehemaligen Kloſtergebäudes eine Freiſtätte; ſie ſind gebildete Männer und werden von Hr. v. Utzſchneider theils zu ökonomiſchen Geſchäften, vorzüglich aber bei der Schule verwendet. Dieſelben erhalten von Hr. v. Utzſchneider kleine Zulagen, um in ihrem Alter bequemer leben zu können.

Benelli (Antonio Peregrino), einer der berühmteſten Sänger unſerer Zeit, iſt geboren zu Forli in der Romagna den 5. Septbr. 1771. Für wiſſenſchaftliche Studien beſtimmt, zeigte er ſchon ſehr früh die trefflichſten Anlagen zur Muſik und widmete ſich endlich ganz dieſer Kunſt. Die Theorie der Muſik ſtudirte er abwechſelnd bei den berühmten Meiſtern Martini, Giordianello, Santarelli, Tritto, Mat-

tei ꝛc. trat auf den meiſten Theatern Oberitaliens mit Ruhm auf, und wurde endlich als primo Tenore (1790) beim Theatro nuovo in Neapel angeſtellt und zum Mitglied der filarmoniſchen Geſellſchaft ernannt. Sein Ruhm verſchafte ihm 1798 einen ehrenvollen Ruf zur italieniſchen Oper in London und von da 1800 zur königlich ſächſiſchen italieniſchen Oper in Dresden, wo er jetzt als primo Tenore der Oper und Kirche angeſtellt iſt. Sein Geſang zeichnete ſich immer durch den ſeelenvollſten Ausdruck, reine Beweglichkeit und zarte Sanftheit aus und wird durch ein gemeſſenes Spiel unterſtützt. Seine Oper Parthenope, mehrere Motetten, Arien ꝛc. haben ihm auch als Compoſiteur einigen Ruhm verſchaft. Seine beiden älteſten Töchter ſind von ihm ſelbſt zu Sängerinnen gebildet worden. Die älteſte, Sra. Carolina, iſt bereits mit vielem Erfolg in Dresden aufgetreten.

Benevento, ein Herzogthum in der neapolitaniſchen Provinz **Prinzipato Oltra**, von 8 Q. Meilen, mit 20,348 Einwohnern, welches ſeit dem 11ten Jahrhundert dem päpſtlichen Stuhl gehörte. Es enthält außer der Stadt gleiches Namens noch 8 Dörfer und einige Mühlen. Im Jahr 1806 ſchenkte es der franzöſiſche Kaiſer Napoleon ſeinem Miniſter Talleyrand, der daher den Titel eines Prinzen von Benevent annahm. Aber 1815 erhielt es der Papſt zurück. Die zum Ausfuhrhandel dienenden Produkte beſtehen in Hornvieh, Getraide, Wein, Südfrüchten und Wildpret; die Staats-Einkünfte betragen nicht über 6000 ſpaniſche Thaler. In den früheſten Zeiten gehörte der weit ausgedehnte Staat von Benevent zum Lande der Samniter. Die Lombarden erhoben es im J. 571 zu einem Herzogthum, welches noch lange nach dem Fall des lombardiſchen Königreichs unabhängig blieb. Später fiel es nach und nach in die Hände der Saracenen und der Normannen. Nur die Stadt und deren heutiger Bezirk blieben von den letztern verſchont, weil Kaiſer Heinrich III. dieſelben dem Papſt Leo IX. zur Ausgleichung wegen einiger cedirten Feudalrechte auf Bamberg in Franken überließ. Die befeſtigte **Stadt Benevent**, 32° 27′ Länge, 40° 6′ Breite auf einer Anhöhe zwiſchen den Flüſſen Sabato und Calore, welche ſich ohnweit derſelben vereinigen, hat 13,882 Einwohner, 8 Pfarrkirchen, 19 Klöſter, 3 Collegiatſtifte, ein Erzbiſthum (ſeit 969) und mehrere Fabriken von gold- und ſilberplattirten Waaren, Leder und Pergament. Der Getraidehandel iſt beträchtlich. Die 5 jährlich hier gehaltenen Meſſen aber ſind unbedeutend. Faſt keine Stadt in Italien, Rom ausgenommen, enthält ſo viele intereſſante Alterthümer wie Benevent. Beinahe keine Mauer beſteht aus einem andern Stoff als aus Fragmenten von Altären, Grabmälern, Säulen und Gebälken. Unter andern Denkmälern zeichnet ſich der prächtige, noch wohl erhaltene, im Jahr 114 erbaute Triumphbogen Trajans aus, welcher unter dem Namen des goldenen Thors (Porta aurea) dem heutigen Benevent als Stadtthor dient. Die Kathedrale iſt ein finſtres Gebäude im altgothiſchen Styl.

* **Bengalen**, **Bengal**, eine Landſchaft in Oſtindien, zwiſchen dem 21 — 27 Gr. N. Br. und 86 — 92 Gr. O. L. von Greenwich, enthält auf $4062\frac{1}{2}$ Q. Meile 18 Millionen Einwohner, wovon $\frac{4}{5}$ Hindus, $\frac{1}{10}$ Mohammedaner von Afghaniſcher und Arabiſcher Abſtammung, und $\frac{1}{10}$ theils portugieſiſche Abkömmlinge, theils andere Anſiedler fremden Urſprungs ſind. — Der Ganges, Burramputer (Brahmapootra), Dummahda und verſchiedene andere Flüſſe durchſtrö-

men das Land, und ſtehen durch eine Menge kleiner Gewäſſer ſowohl, als durch die regelmäßigen jährlichen Ueberſchwemmungen dergeſtalt mit einander in Verbindung, daß faſt keine einzige Stadt die Wohlthat der Binnenſchifffahrt ganz entbehrt. — Bengalen liegt unter einem heißen Himmelsſtrich, allein die hohen Gebirge im Norden, und die große Menge fließenden Waſſer mildern die Hitze ſehr. Alle Gebäude müſſen auf Pfählen gegründet werden, weil man in einer Tiefe von 3 bis 4 Fuß überall Waſſer finde. Das, bis auf $\frac{1}{4}$ ſeines Flächen-Inhalts ungemein fruchtbare Bengalen bringt meiſtens in einem Jahre den zweijährigen Lebensbedarf der Einwohner an Getraide, Obſt und Gartenfrüchten hervor; und nur durch ganz ungewöhnlichen Miswachs des Reißes, als des vorzüglichſten Nahrungsmittels aller Stände, kann zuweilen Mangel entſtehen. Die übrigen Landesprodukte ſind Baumwolle und Seide in großer Menge, Hanf, Flachs, Indigo, Wachs, Gummilak, Opium, Sandelholz, Pfeffer und andere Gewürze, Salpeter, der an manchen Orten aus der Erde hervorwächst, Seeſalz und Eiſen. Zu den Hausthieren, welche Bengalen mit Benares (ſ. d. Art) gemein hat, gehören noch die im ſüdöſtlichen Theile des Landes einheimiſchen Elephanten. Die hieſigen Pferde ſind klein und unanſehlich. Die Wälder ſind reich an Wildpret und Geflügel aller Art, aber die Jagd iſt gefährlich, wegen der Menge reißender Thiere, unter welchen der bengaliſche Königstiger, der Leopard und der Panther die erſten Stellen einnehmen. In den Flüſſen finden ſich neben den köſtlichſten Fiſchen Krokodille von allen Größen. Der größte Theil der Einwohner beſteht, wie ſchon erwähnt, aus Hindu's. Beide Geſchlechter ſind ſchlank und fein von Wuchs, und trotz einer gewiſſen angeborenen Furchtſamkeit außerordentlich ſtreitſüchtig. Ihre große, nützliche und ſinnreiche Betriebſamkeit wird bloß von ihrer noch größeren Mäßigkeit in ſinnlichen Genüſſen übertroffen. Mit den einfachſten Hülfsmitteln liefern die bengaliſchen Weber, welche eine eigne Kaſte ausmachen, die feinſten und koſtbarſten Zeuge in Seide und Baumwolle. — Die Einkünfte, welche die oſtindiſche Compagnie, außer dem nicht zu berechnenden Vortheil eines faſt abſoluten Handels-Monopols, von Bengalen bezieht, beſtehen hauptſächlich in den Pachtgeldern für Acker- und Gartenland, welches in ganz Hindoſtan für ein unangefochtenes Eigenthum der Landesherrſchaft angeſehen wird. Dieſe Einkünfte betrugen im Jahr 1811 — 11, die von Bahar und Orixa mit eingeſchloſſen, 2,590,000 Pf. Sterling, wozu noch ungefähr 200,000 Pfund als Ertrag des Monopols über Salz und Opium gerechnet werden können. Die vorzüglichſten Städte von Bengalen ſind: Calcutta (ſ. d. Art.), Dacca und Murſchedabad (Moorſchedabad); dann die Diſtrikts-Hauptorte: Birbkum (Beerbkoom), Boglepur, Burdwan, Dſchittagong (Chittagong) oder Iſlamabad, mit einem guten Hafen, Dinagpur, Hugley, Dſcheſſur (Jeſſore), Midnapur, Momenſing, Nuddiah mit einem Hindu-Seminarium, Purniah, Radſcheſſahaye (Raieſhahaye), Ramghur, Rungpur und Sylhot. Ferner Bendel, wo ſeit mehreren Jahrhunderten die Impfung der Kinderblattern üblich war; Kaſſimbaſar, Saidabad, Nattor, Maldah, Radſchomal und Mungulahaut. Merkwürdig iſt das Gebirgsland Garrau in Nord-Oſt, deſſen friedliche, den Engländern zinsbare Einwohner unter der Regierung ihrer Baneas (Aelteſten) mit eigenen Prieſtern, in patriar-

chaliſcher Einfachheit leben. Bengalen ſtand ehemals unter dem Großmogul, und ward von einem Nabob oder Unterkönig regiert. Die Städte Gaur, Tonda, Radſchemal, Dacca und Murſchedabad waren wechſelsweiſe die Hauptſtädte des Landes. Nach der Zerrüttung des mongoliſchen Reiches durch Thomas Kuli-Khan, alſo ohngefähr von 1757 an, verfuhr die engliſch-oſtindiſche Handels-Compagnie, die in Calcutta und andern Orten anſehnliche Beſitzungen hatte, ſehr willkürlich mit den Nabobs, die ſich von dem Großmogul meiſt unabhängig gemacht hatten. Der Major Adams eroberte 1763 in vier Monaten ganz Bengalen, und verjagte den Nabob aus ſeiner Provinz. — Shah Zadah, der den Titel Mogul angenommen hatte, erklärte hierauf, beſonders in Folge der Bemühungen des damaligen General-Gouverneurs Lord Clive im Jahr 1765 die Compagnie zu ſeinem Duan oder Einnehmer der Staats-Einkünfte in Bengalen, Bahar und Oriſſa, gegen das Verſprechen, ihm jährlich eine gewiſſe Summe zu bezahlen, und dem beizubehaltenden faſt bloßen Titular-Nabob ebenfalls etwas Beſtimmtes zur Beſtreitung der Civil-Regierung auszuzahlen, für den Ueberreſt der Einkünfte aber die zum Schutz des Landes erforderlichen Truppen zu unterhalten. Auf dieſe Weiſe erhielt die Compagnie ein reines jährliches Einkommen von beinahe 1,700,000 Pfund Sterling, und nach dem Tode des Nabob Mir Jaffir im Jahr 1770 die alleinige und höchſte Gewalt im Lande (der jetzige Titular-Nabob iſt nämlich ein Penſionär ohne alle ausübende Macht), die nicht ſelten von den Beamten grauſam gemißbraucht wurde. — Durch das 1766, zu Gunſten einer Geſellſchaft von 60 Perſonen mit Inbegriff Lord Clive's, eingeführte Monopol auf Salz, Betel und Tabak, verloren die Landes-Einwohner, binnen der 2 Jahre ſeiner Dauer, über 670,000 Pf. Sterl., welche ſie mehr als beim frühern und ſpätern freien Handel bezahlen mußten. — Im Jahr 1770 entſtand durch Mißwachs ein Mangel an Reiß, und die Beamten der Compagnie veranlaßten durch Aufkauf der ſchwachen Vorräthe eine Hungersnoth, in welcher über 3 Millionen Menſchen umkamen. Bengalen, Bahar, Oriſſa, Benares, Auhd und Tipra bilden die Präſidentſchaft Calcutta, die erſte und wichtigſte der 4 engliſch-oſtindiſchen Präſidentſchaften von zuſammen 10,000 Q. Meilen mit 32 Mill. Einwohnern. Die Militär-Macht, welche die Compagnie in dieſen Ländern hält, beſteht in Friedenszeiten gewöhnlich aus 4000 Europäern und 24,000 Sipoy's (Seapoy's) oder einheimiſchen mohammedaniſchen von europäiſchen Ober-Offizieren kommandirten Soldaten zu Fuß und zu Pferde; im Kriege wird dieſe Macht nach Bedürfniß verſtärkt. Die 5 Haupt-Militär-Stationen, außer Fort Williams ſind: Barrakpur, Berhampur, Dſchittagong, Dacca und Daſchpur (Tajepore). Die oberſte bürgerliche Regierung von Bengalen beſteht aus einem Gouverneur (der zugleich General-Gouverneur von ganz Indien iſt) und drei Räthen, deren einer der General-Kommandant der Militär-Macht iſt, während die beiden andern jedesmal auf drei Jahre aus den Civil-Beamten der Compagnie gewählt werden. Die Provinzial- und Diſtrikts-Gerichte werden zwar gleichfalls von brittiſchen Beamten adminiſtrirt, allein der Form wegen ſind den Europäern überall einige mohammedaniſche und indiſche Beiſitzer an die Seite geſtellt. Die Geſetze ſind aus urſprünglich indiſchen, mohammedaniſchen und engliſchen zuſammengeſetzt. Alle Religionen genießen gleiche Freiheit.

Bentheim, eine Grafſchaft in Weſtphalen zwiſchen 24° 8′ und 24° 57′ öſtlicher Länge und 52° 15′ bis 52° 40′ nördlicher Breite, begränzt von den Niederlanden, den hannöveriſchen Fürſtenthümern Aremberg und Rheina Wolbeck und dem preuſiſchen Fürſtenthum Salm. Der Flächeninhalt beträgt 19 (nach Andern 22) Quadratmeilen, die Bevölkerung gegen 25,000 Seelen. Man zählt 3 Städte, 1 Marktflecken und 62 Dörfer. Die Einkünfte betragen gegen 100,000 Gulden. Ein großer Theil des Landes beſteht aus Moorland und dient nur zu ſchlechten Viehweiden und Torfgräbereien. Der übrige Theil iſt ziemlich fruchtbar. Producte ſind Getraide, Hülſenfrüchten, Rübſamen, Kartoffeln, Flachs, Holz, Pferde, Rindvieh, Schaafe, Schweine u. ſ. w. Die Landesreligion iſt die reformirte. Lutheraner und Katholiken haben freie Religionsübung. — Sonſt war Bentheim eine unmittelbare Reichsgrafſchaft, deren Beſitzer Sitz und Stimme auf dem weſtphäliſchen Kreistage und eine Curialſtimme auf der weſtphäliſchen Grafenbank hatte. Schulden nöthigten 1763 den Grafen Friedrich Carl Philipp ſein Land auf dreißig Jahre an Hannover zu verpfänden, welcher Vertrag 1783. auf andere dreißig Jahre verlängert ward. Nach der Beſitznahme Hannovers durch die Franzoſen ward der Graf bewogen 1804 ſein Land durch Erlegung einer gewiſſen Summe auszulöſen. Aber deſſenungeachtet unterwarf es Napoleon 1807 der Oberherrſchaft des Großherzogs von Berg und vereinigte es 1810 ganz mit Frankreich. Gegenwärtig iſt Hannover wieder in den Beſitz getreten, in welchem es ſo lange bleiben ſoll, bis der Graf ſeine Verbindlichkeiten erfüllt, worauf das Land mediatiſirt werden ſoll.

Bentink (William Henry Cavendiſh, Lord), jüngerer Bruder des Herzogs von Portland, geboren 1774 und 1803 vermählt mit Lady Marie Acheſon, einer Tochter des Grafen Gosford. In demſelben Jahre wurde er zum Gouverneur von Madras ernannt. Nach ſeiner Rückkehr aus Oſtindien ſandte ihn der König als bevollmächtigten Miniſter nach Sicilien und gab ihm als General Lieutenant ein Armeecorps zur militäriſchen Beſetzung dieſer Inſel mit. Sein Beharren bei Einem Syſtem, ſein Stolz und die Macht, womit er Sicilien gleichſam beherrſchte, nöthigte die Königin, ſich nach Wien zurückzuziehen und brachte in Sicilien 1812 eine Art von Revolution hervor, wonach dieſe Inſel eine beinahe der engliſchen gleiche Conſtitution durch Berufung eines Parlaments annahm. Im Juli 1813 verſuchte er jene berühmte Landung in Catalonien, belagerte Taragona mußte ſich aber nach der Schlacht bei Villa Franca im October wieder einſchiffen. Zu Anfang des Jahres 1814 verließ er abermals Sicilien, landete zu Livorno, und wendete ſich dann nach Genua, welches er eroberte und lange Zeit gleich einem Herrſcher regierte. Während des Friedensbruchs des Königs Mürat 1815 befand er ſich wieder in Toscana ohne die Unternehmungen der Oeſterreicher zu unterſtützen, und eilte dann nach Neapel, wo er aber vom Könige nicht angenommen wurde. Als er ſpäter, während ſeiner diplomatiſchen glänzenden Anweſenheit zu Rom, von dieſem König eine Brillantdoſe mit ſeinem Bilde zum Geſchenk erhielt, war er ſtolz genug, im Andenken an deſſen Benehmen vor Neapel, dieſelbe nicht anzunehmen. Von Rom zurückberufen trat er in die Kammer der Gemeinen als Deputirter der Grafſchaft Nottingham.

Benzoe iſt ein trockenes, hartes, zwiſchen den Händen leicht zerbröckelndes Harz von bräunlichrother, ins Grünliche fallender Farbe;

inwendig pflegt es mit hellern und dunkeln Flecken durchmiſcht zu ſeyn. Man gewinnt es aus dem in Java, Sumatra und Siam wild wachſenden Benzoebaum. Wenn es gerieben und angezündet wird, ſo hat es einen äußerſt durchdringenden und balſamiſchen Geruch. Der Geſchmack iſt ſüßlich und gewürzhaft. In Weingeiſt aufgelöſ't und mit Waſſer gemiſcht gibt die Benzoe das bekannte Schönheitswaſſer, Jungfernmilch genannt. Durch Sublimation gibt die Benzoe ein ſaures Salz, aus dem, wenn es kryſtalliſirt wird, die ſogenannten Benzoeblumen entſtehen, die in den Apotheken gebraucht werden.

Berberei, ſ. Barbaresken.

Berbice, ein Diſtrikt von Guiana in Südamerika am ſchiffbaren Fluße gleiches Namens, welcher ſich 6° 40″ nördlicher Breite ins Meer ergießt. Früher eine holländiſche Colonie, fiel es 1796 in brittiſche Hände, ward beim Frieden von Amiens zurückgegeben, im Jahr 1803 von den Engländern abermals erobert, und im Frieden von Paris 1814 völlig an England abgetreten.

Berchas richtiger aber Birchath, ſind zwei Brote, über welche die Iſraeliten beim Aufbrechen den Sabbath einweihen, und haben ihren Grund in dem 2ten Buch Moſes 16 Kap. 22 u. 29 V. Ihren Namen haben ſie von Birchas Elohim, welches Seegen Gottes heißt; um das Wort Gott nicht immer vergeblich dazu zu ſetzen, haben ſie Seegen allein ſtehen laſſen. Frauen dürfen den Seegen auch in Abweſenheit ihrer Männer über das Brot und den Wein nicht ſprechen, ſondern müſſen alsdann einen andern darum erſuchen.

Beresford (William, Baron) trat zuerſt ins hiſtoriſche Leben hervor im Kriege Portugals mit Frankreich, und entwickelte dabei ſo reiche Kenntniſſe, einen ſo richtigen Blick und ſo hohen Muth, daß er mit Recht unter die ausgezeichneten Männer Großbritanniens in den letzten Jahrzehnden gezählt wird. Er bildete nicht nur das portugieſiſche Heer, ſondern organiſirte auch die Milizen ſo trefflich, daß ſie in dem furchtbaren Revolutionskrieg von Spanien mit dem Kern der allirten Armee wetteiferten. Den höchſten Ruhm erwarb ſich aber Beresford im J. 1810 durch den blutigen Sieg bei Albufera, welchen er allein über Soult gewann. Im J. 1812 übernahm er den Befehl über ein Armeekorps unter Wellington, und in den drei folgenden Jahren hatte er an allen großen Siegen der Allirten bei Vittoria, Bayonne und Toulouſe den bedeutendſten Antheil. Er zog am 13ten März 1814 mit dem Herzog von Angouleme in Bordeaux ein. Am 6ten Mai wurde er zum Baron von England erhoben und bald nachher mit wichtigen Aufträgen nach Braſilien geſandt, von wo er im Juli 1815 nach England zurückkehrte. Der Prinz Regent von Portugal übertrug ihm nun, mit Englands Bewilligung, von neuem die Stelle eines Generalliſſimus über die Armeen in Portugal. Kaum war er aber zu Liſſabon eingetroffen, als ihn neue wichtige Aufträge ſeines Hofes nach Rio-Janeiro riefen. Er iſt nun ſeit geraumer Zeit wieder in Portugal als General-Kommandant.

† Bergamo, die Hauptſtadt eines ehemals venetianiſchen Diſtrikts in Oberitalien (il Bergamasco) welcher nach der franzöſiſchen Beſitznahme 1796 zuerſt einen Theil der italieniſchen Republik, dann die Hauptmaſſe des Serio-Departements im Königreiche Italien ausmachte, und ſeit 1814 einen Theil des zu Oeſterreich gehörigen

lombardiſch-venetianiſchen Königreichs bildet. — Das ſogenannte Bergamaskiſche Land gränzt im Oſten an das Bresclaniſche, im Norden an das Veltlin, im Weſten und Süden an das Mailändiſche. Es enthält auf 79½ Q. Meilen 294,376 Einwohner, umfaßt außer der Hauptſtadt noch 20 kleinere Städte und 40 Flecken. Mit Einſchluß von vier Vorſtädten, deren jede mit Mauern und Thore verſehen iſt, hat Bergamo 14 Pfarrkirchen, mehrere Mönchs- und Nonnenklöſter, ein Hoſpital, ein Lyceum, eine Muſikſchule, 2500 Häuſer und 19,000 Einwohner. — Zwiſchen den Vorſtädten S. Leonardo und S. Antonia iſt ein mit vielen Buden beſetzter Platz, wo die in Oberitalien berühmte Bartholomäus-Meſſe gehalten wird, welche vom 25ſten Auguſt bis 6ten September dauert; und vorzüglich des Seidenhandels wegen von Kaufleuten aus allen Gegenden Italiens, ſo wie von Deutſchen und Schweizern, beſucht wird. Der Biſchof von Bergamo, welcher den gräflichen Titel führt, ſteht unter dem Erzbisthum Mailand. — Bergamo iſt nicht bloß das Vaterland von Bernardo Taſſo, dem Vater des unſterblichen Torquato, ſondern auch Giovanni Pietro Maffei, der Abbé Seraſſi, und der Literarhiſtoriker Girolamo Tiraboſchi wurden hier geboren. — Die komiſchen Bedienten der italieniſchen Masken-Komödie, Arlecchino oder Truffaldino und Brighella, ſind Bergamasker, und ſprechen allemal den Dialekt der hieſigen Landleute.

† Bergen, auch Bergenhuus, Stiftsamt im Königreich Norwegen, welches in Oſten an Aggerhuus, in Norden an Drontheim, in Süden an Chriſtianſand, und in Weſten an die Nordſee gränzt, 22° 55′ — 25° 5′ öſtl. L. und 59° 34′ — 62° 39′ nördl. Br., iſt gegen 675 Q. Meilen groß, und enthält 3 Aemter, 1 Baronie, 5 Vogteien, und überhaupt 180 Kirchen und Kirchſpiele mit 230,556 Einwohnern, ohne die Bevölkerung der Stadt Bergen, ſo daß zwiſchen 180 — 190 Menſchen auf 1 Q. Meile leben. Das Klima iſt verhältnißmäßig mild, aber regnicht. Die befeſtigte Hauptſtadt Bergen iſt groß und wohlgebaut, doch ſind des Felſengrundes halber manche Straßen krumm und uneben, hat 2200 Häuſer, eine deutſche und 3 däniſche Pfarrkirchen, iſt der Sitz eines Biſchofs, und beſitzt, außer einer lateiniſchen Stadtſchule, ein durch den Biſchof Pontoppidan geſtiftetes Seminarium für 12 Zöglinge, welche daſelbſt in der höhern Wiſſenſchaft unterrichtet werden, ferner ein Hoſpital für arme, mit dem Ausſatz, einer hier nicht ſeltenen Krankheit, behaftete Perſonen und verſchiedene andere milde und gemeinnützige Anſtalten. — Auf eigenen Schiffen führt Bergen nach Verhältniß nur wenig aus. — Das Wachsthum des hieſigen Handels fängt vom Jahr 1445 an, wo die deutſchen Hanſee-Städte hier eine Factorei und Waarenhäuſer anlegten, ja ſogar im Verlaufe der Zeit ſich einer gewiſſen Autorität über die Einwohner anmaßten, welche jedoch längſt wieder erloſchen iſt. Aus jener Zeit ſchreiben ſich noch her: die deutſche Kirche, die einzige in Norwegen, das deutſche Armenhaus und das deutſche Comtoir. Dieſes letztere beſteht theils aus 42 Höfen (Speicherhäuſern), die im Beſitz verheiratheter Bergiſcher Bürger ſind, welche ihre reſp. Häuſer in der Stadt bewohnen, theils aus 17 andern dergleichen Höfen, die von deutſchen Factoren und deren Handlungsgehülfen beſetzt ſind, und wovon 14 nach Bremen, 2 nach Hamburg und 1 nach Lübeck gehören. Das deutſche Handlungsperſonale ſpeiſt zuſammen in 8 Säulen (Schüttinger) und ſteht unter 2 ſogenannten Achtzehnern und einem Secretär. Die einheimiſchen

Kaufleute genießen 6 — 14 Tage lang in den verſchiedenen Handelsartikelnd als Vorkaufsrecht. Auch dürfen die Deutſchen an Bergiſche Bürger blos im Ganzen, und nur an die Bauern im Einzelnen verkaufen. — Der berühmte däniſche Luſtſpieldichter Ludwig von Holberg war in Bergen geboren.

Bergen=op=Zoom, ein ehemaliges Marquiſat in der niederländiſchen Provinz Nordbrabant, an der Schelde, und durch den Fluß Eendracht von Seeland getrennt. Es enthält auf 4 Quadratmeilen 20,000 Einwohner, und hatte ſeit 1287, wo Herzog Johann I. daſſelbe von Brabant trennte, verſchiedene Beſitzer. Nach dem Tode des Herzogs von Auvergne, Franz Egon de la Tour, im Jahr 1710, fiel es an deſſen Tochter, Maria Anna, die ſich 1712 mit dem Pfalzgrafen Johann Chriſtian von Sulzbach vermählte. So blieb das Land bei Pfalzbayern, bis die Franzoſen es während der Revolution wegnahmen, den Holländern abtraten, und Pfalzbayern 1802 dafür entſchädigten. Die Hauptſtadt iſt Bergen=op=Zoom eine ſtarke Feſtung, durch welche der kleine Fluß Zoom, fließt, der ſich in die Oſter=Schelde ergießt, mit welcher die Stadt durch einen guten Hafen Gemeinſchaft hat. Sie hat 1150 Häuſer, 4722 Einwohner, 1 altes Schloß, 3 Kirchen, ein Zeichen= und Architectur=Inſtitut, Anchowies=Fiſcherei, und liefert feine Töpferwaaren. Die Holländer hielten hier eine Garniſon, und betrachteten dieſen Ort als eins ihrer erſten Vollwerke. Die Spanier belagerten ihn 1586 und 1622 vergeblich. Die Franzoſen nahmen ihn 1747 nach faſt dreimonatlicher Belagerung durch Kriegsliſt, gaben ihn aber im Aachner Frieden 1748 ziemlich verwüſtet wieder zurück. Am 30. Januar 1795 fiel er mit mehreren andern holländiſchen Feſtungen, wieder in die Hände der Franzoſen, und ein Regiment Engländer, welches die Feſtung damals beſetzt hielt, ward kriegsgefangen gemacht. Die Franzoſen machten ſich ſpäterhin zwar anheiſchig den Ort zurückzugeben, behaupteten aber während der Dauer des Kriegs das Garniſonsrecht. Ein Sturm, welchen Sir Th. Graham (nachmals Lord Lynedoch) am 8. März 1814 an der Spitze eines engliſchen Truppen=Corps auf dieſe Feſtung unternahm, ward mit außerordentlichem Verluſt zurückgeſchlagen.

Bergerac, ein lieblicher franzöſiſcher Wein, der an den Ufern der Dordogne gebaut wird. Es gibt eine weiße und eine rothe Sorte von dieſem Weine. In Frankreich erhält er hie und da auch den Namen petit Champagne.

Bergwiſſenſchaften, Bergwerkswiſſenſchaften, heißen die ſämmtlichen Kenntniſſe, durch deren Hülfe man die Bergwerke zum Nutzen eines Landes eröffnet, ſie regelmäßig betreibt, und die dadurch gewonennen Foſſilien zu Gute macht. Je ſchwieriger in den neuern Zeiten der Bergbau, vermöge der geſtiegenen Preiſe ſeiner Bedürfniſſe und des Gewinnes der Foſſilien in größerer Tiefe wurde, um ſo nöthiger war es, alles dasjenige, was Naturwiſſenſchaften und mechaniſche Künſte uns in Bezug auf das Mineralreich lehren, zu Rathe zu ziehen, und daraus das Syſtem der bergmänniſchen Wiſſenſchaften oder die Bergwerkskunde zu bilden. Man kann die zu der möglichſt vollkommenen Betreibung eines Bergbaues nöthigen Wiſſenſchaften zweckmäßig in zwei Abtheilungen bringen, als I. in die vorbereitenden und II. in die angewandten. Vorbereitende Doctrinen ſind: 1. die Mineralogie in ihrem ganzen Umfange, welche die durch den Bergbau zu gewinnenden

Foſſilien erkennen und aufſuchen lehrt. 2. Die Chemie und beſonders jene der Mineralkörper, welche, indem ſie die Miſchungstheile der Foſſilien enthüllt, und die Eigenſchaften der Metalle und anderer Mineralſubſtanzen kennen lehrt, zu einem vervollkommneten Ausbringen und zu der Veredlung der Hüttenerzeugniſſe führt. 3. Die reine und angewandte Mathematik, als Hülfswiſſenſchaften zur Vervollkommnung der Mechanik des Bergbaues. 4. Die Phyſik, welche, indem ſie die Naturkräfte uns kennen lehrt, zu einer richtigen Anwendung derſelben bei dem Bergbau leitet. 5. Die Atmoſphärologie, als Unterſtützungswiſſenſchaft zur richtigen Erkenntniß der Lehre von den Grubenwettern. Noch mögen einige botaniſche und zoologiſche Kenntniſſe als dem zum wiſſenſchaftlichen Mineralogen ausgebildeten Bergmann nützlich genannt werden. Die angewandten bergmänniſchen Doctrinen ſind folgende: I. Die Bergtechnik. Sie zerfällt: a) in die Bergbaukunde und b) in die Hüttenkunde. Die Bergbaukunde lehrt: 1. die Aufſuchung der Foſſilien auf ihren Lagerſtätten; 2. die Einleitungsarbeiten zu der Gewinnung der Foſſilien; 3. die Arbeiten auf dem Geſtein; 4. den Grubenbau und Betrieb; 5. den Grubenausbau; 6. die Wetterhaltung; 7. die Waſſerwirthſchaft; 8. den Bergmaſchinenbau; 9. die Förderungskunſt; 10. die Waſſerhaltung; 11. die Aufbereitung; 12. den Erztransport. Die Hüttenkunde lehrt: 1. die Uebernahme der Erze; 2. die Aufbewahrung der Erze; 3. das Probiren der Erze, Docimaſie; 4. die Claſſification und Beſchickung der Erze; 5. die richtige Wahl der Zuſchläge; 6. die Vorarbeiten vor dem zu Gute machen der Erze, als Röſten, Verwittern u. dgl.; 7. die Hüttenbaukunſt, welche zerfällt: a) in die Kunſt Hüttengebäude zu errichten, b) in die Hüttenöfen-Baukunſt, c) in die Hüttenmaſchinen-Baukunſt; 8. die Kenntniß der Hüttengefäße; 9. die hüttenmänniſchen Hauptarbeiten, als: Schmelzen, Amalgamiren, Diſtilliren, Sublimiren, Sieden u. dgl.; 10. die Scheidung der Hüttenprodukte, als Goldſcheidung, Abtreiben u. ſ. w.; 11. die hüttenmänniſchen Verfeinerungsarbeiten, als Silberbrennen, Eiſenfriſchen, u. ſ. w.; 12. die Benutzung der Hüttenabfälle. Die übrigen Doctrinen der angewandten Bergwerkskunde ſind noch folgende: II. die Bergwerksökonomie, welche beſonders lehrt, den Bergbau und die Hüttenprozeſſe ſo zweckmäßig und vortheilhaft als möglich zu betreiben und zu überſehen. Sie lehrt: 1. den Grubenhaushalt: 2. den Hüttenhaushalt; 3. das Bergrechnungsweſen; 4. das Hüttenrechnungsweſen; 5. die Bergcommerzwiſſenſchaft; 6. die Bergcammeralwiſſenſchaft; 7. den Vertrieb der Hüttenwaaren. III. Die Bergwerksmathematik verbreitet ſich über die Anwendung der Mathematik auf den Bergbau. Sie lehrt beſonders: 1 die Markſcheidekunſt; 2. die Bergmaſchinenlehre; 3. die bergmänniſche Baukunſt; 4. die Hüttenmaſchinenlehre; 5. die Hüttenbaukunſt, welche Unterdoctrinen auch der Bergtechnik einzuverleiben ſind. IV. Die Bergiurisprudenz lehrt die Bergwerks- und Hüttenrechte in ihrem ganzen Umfange kennen, und zwar durch 1. die eigentliche Bergrechtslehre, oder Kenntniß der Bergwerksgeſetze; 2. die Auslegungskunſt der Bergrechte; 2. die Kunſt, die Berg- und Hüttengeſetze auf alle vorkommende Fälle anzuwenden. V. Die Berg- und Hüttengeſchichte. VI. Die Berg- und Hüttengeographie.

Da in manchen Ländern die Holz= und Kohlenverſorgung einen Gegenſtand der Bergwerksdirection mit ausmacht, ſo müſſen für dieſen Fall manche forſtmänniſche Kenntniſſe mit in das Studium der Bergwiſſenſchaft gezogen werden. Perſonen, welche ſich den Bergwiſſenſchaften in ihrem ganzen Umfange widmen wollen, müſſen durch Sprachkenntniſſe, Arithmetik, Schreibe= und Zeichenkunſt ſich zu dieſem Studium gut vorbereitet haben.

Berings=Bay, ein Meerbuſen an der Weſtküſte von Nord-Amerika unterm 221° W. L. von Greenwich und 59° 18′ N. Br., ſo benannt vom Admiral Vancouver. Früher hatte Dixon, welcher dieſes Gewäſſer zuerſt beſuchte, ihm den Namen der Admiralitäts=Bay gegeben. Da indeß nach Cook's Wunſche eine Bay, in welcher Bering vor Anker gegangen, den Namen führen ſollte, der Ort an der amerikaniſchen Küſte aber, wo derſelbe wirklich geankert, bei genauer Unterſuchung nicht die mindeſte Aehnlichkeit mit einer Bay hatte, ſo änderte der Admiral Vancouver den Namen der dort zunächſt gelegenen Admiralitäts=Bay in Berings=Bay ab.

Berings=Straße, eine Meerenge zwiſchen der Weſtküſte von Nordamerika und der Oſtküſte von Aſien. (S. Bering.) Nach Capitän Cook's Verſicherung hat die Meerenge unterm 66° N. Br. wo ſie am ſchmalſten iſt, nicht mehr als 13 Seemeilen oder 10 deutſche Meilen in der Breite. Weiter hinauf weicht das Land gegen N. O. g. O. und W. N. W. zurück, ſo daß die Entfernung unterm 69 Gr. mehr als 100 Seemeilen oder 75 deutſche Meilen beträgt. — Auffallend iſt die Aehnlichkeit beider Länder, nördlich von der Meerenge. Beide ſind ohne Holz. Die Küſte iſt niedrig, aber tiefer in das Land hinein erheben ſich beträchtliche Gebirge. Die Waſſertiefe in der Mitte der Straße beträgt 29 bis 30 Faden und nimmt gegen beide Küſten hin langſam ab, nur daß bei gleicher Entfernung vom Lande die See an der amerikaniſchen Seite ſeichter als an der aſiatiſchen iſt.

† Berlin, liegt 127 Fuß über der Meeresfläche, 31° 2′ 30″ Länge, 52° 31′ 14″ Br., hat über 4 Stunden im Umfange, 931,935 Q. Ruthen Flächeninhalt, 133 Straßen, 91 Gaſſen, 22 öffentliche Plätze und Märkte, 16 Thore, 27 Pfarrkirchen, 34 Brücken u. ſ. w. Im Jahr 1817 waren hier 7133 Häuſer mit Einſchluß der Kirchen, der öffentlichen (174) und Fabrik=Gebäude (61), auch Ställe und Scheunen (483), die mit einem Werth von 45,963,805 Thalern in der Feuer=Societät verſichert waren. Der Civil=Einwohner mit Inbegriff des beurlaubten Militärs waren im Jahr 1817 178,811 (87099 männlichen und 92,712 weiblichen Geſchlechts) unter dieſen 3347 Juden, ohngefähr 3,500 Katholiken und über 10,000 Reformirte. Im. J. 1816 waren 6528 geboren und 5578 geſtorben.

† Bern. durch die Beſchlüſſe des Wiener Congreſſes wurde der größere Theil des Biſthums Baſel (62,000 Seelen) dem Kantone Bern zugetheilt, wodurch derſelbe jetzt 171½ Q. M. und 291,200 größtentheils reformirte Einwohner enthält. — Der nördliche Theil des Kantons iſt hügelig mit ſchönen Ebenen und Thälern, und hat einen fruchtbaren, ſorgfältig angebauten Boden, der zum Getraide=, Wein= und Obſtbau benutzt wird. Hier iſt das Emmenthal, eins der ſchönſten, fruchtbarſten und reichſten Thäler der Schweiz, wo die Rindviehzucht vortrefflich iſt, und die bekannten Emmenthaler Käſe verfertigt werden. Schöne Gebäude, gute Kleidung und Fröhlichkeit

zeugen von dem Wohlſtande der Bewohner dieſes Thales. Der ſüdliche Theil des Kantons hingegen, das Oberland (wozu die Hauptthäler Hasli, Grindelwald, Lauterbrunnen, Kander, Frutigen, Adelboden, Simmen und Saanen mit zahlreichen Seitenthälern gehören), nimmt am Fuße der hohen Bergreihe gegen Wallis ſeinen Anfang, und zieht ſich bis auf ihre oberſte Höhe. Die tiefen Thäler bringen noch gutes Obſt hervor, ſind fruchtbar und angenehm; höher hinauf ſind vortreffliche Alpenweiden, dann aber folgen kahle Felſen, ausgedehnte Gletſcher und die höchſten Gebirge der Schweiz, als das Finſteraarhorn, die Schreck- und Wetterhörner, der Eiger, die Jungfrau, auf deren Höhe die Vegetation der Natur aufhört. Die Einwohner des Oberlandes nähren ſich daher vorzüglich von der Viehzucht. Die hohen Gebirge, ſehenswürdigen Gletſcher und prächtigen Waſſerfälle, die man im Oberlande antrifft, ziehen jährlich eine Menge Reiſender in dieſe Gegenden. Der Hauptzweig der Induſtrie dieſes Kantons beſteht in den Leinwand- und Wollentuch-Manufakturen. Die durch Induſtrie ausgezeichnetſte Gegend iſt das Emmenthal, deſſen Einwohner neben der Viehzucht beträchtliche Leinwandmanufakturen unterhalten. — Bern, die Hauptſtadt des Kantons, iſt eine der wohlgebauteſten Städte in der Schweiz, und liegt auf einer Anhöhe und Halbinſel, welche von drei Seiten von der Aar umfloſſen wird. Die Straßen ſind meiſtens gerade, breit und gut gepflaſtert, und die Häuſer zum Theil mit Arkaden verſehen. Bern enthält 1100 Häuſer und 13,000 Einwohner. Unter den Gebäuden zeichnen ſich vorzüglich aus: das gothiſche große Münſter, die geſchmackvoll gebaute Heilige-Geiſtkirche, die akademiſchen Gebäude, die Inſel oder das ſchöngebaute Krankenhaus ꝛc. Mehrere wiſſenſchaftliche Vereine befinden ſich zu Bern, worunter die ökonomiſche Geſellſchaft ſich große Verdienſte um die Verbeſſerung der Landwirthſchaft, und die Geſellſchaft vaterländiſcher Naturfreunde um die nähere Kenntniß der Schweiz in naturhiſtoriſcher Hinſicht erworben hat. Die ſeit 1802 geſtiftete Gallerie der vaterländiſchen Naturgeſchichte enthält die Säugethiere, Vögel, Schmetterlinge, Inſekten, Kräuter der Schweiz, und die öffentliche Bibliothek beſitzt ſowohl an gedruckten Büchern als Handſchriften große Schätze. Außerdem haben mehrere Privatperſonen ſehenswerthe Kunſtſammlungen, die den Fremden meiſtens offen ſtehen. Die Induſtrie und der Handel ſind ziemlich lebhaft; es ſind daſelbſt verſchiedene Fabriken, welche Wollentuch, gedruckte Leinwand, Seidenzeuge, Strümpfe ꝛc. liefern. Wenige Städte haben ſchönere und beſſer unterhaltene Spaziergänge, z. B. die mit großen Koſten aufgefahrne Platteforme, worauf das Münſter ſteht. Dieſe Terraſſe gewährt eine ſchöne Ausſicht, und iſt einer der beliebteſten Spaziergänge, mit vier Reihen von Bäumen beſetzt. Die nach der Aar zugehende Seite erhebt, ſich 108 Fuß über dieſen Fluß, welcher hier einen ſchönen Fall bildet, der dem des Rheins bei Laufen zwar bei weitem nicht an Höhe, wohl aber an Breite gleicht.

Berri (Charles Ferdinand, Duc de), zweiter Sohn des Grafen von Artois, geboren zu Verſailles den 24ſten Januar 1778. Mit dem Herzog von Angouleme wurde er vom Herzog von Sereat erzogen und entwickelte früh ſchon Züge einer freundlichen Gutmüthigkeit, ſteter Geiſtesgegenwart und einer hohen Kunſt, dem Charakter der Umgebung gemäß würdig zu ſprechen und zu repräſentiren. Mit ſeinem Vater floh er im J. 1792 nach Turin, machte mit ihm und unter

Condé ſeine erſten Feldzüge am Rhein, und wußte damals ſchon ſich bei den Soldaten beliebt zu machen. Mit ſeiner Familie (ſ. Artois und Angouleme) zog er nach Rußland und nahm 1800 den Titel eines Chef de Regt. noble de Berri im Dienſte Sr. Majeſtät des Kaiſers aller Reußen an, mußte aber ſchon 1801 nach England ſich flüchten, wo er abwechſelnd in London und Hartwell lebte, ſtets mit Planen zur Wiederherſtellung der Bourbonen beſchäftigt. 1805 wollte er der Einladung Guſtav Adolphs folgen und unter ihm commandiren, mußte aber wegen des Rückzuges der Schweden aus Hannover von dieſem Vorhaben abſtehen und beſſere Zeiten abwarten. 1813 ſchien endlich die Zeit gekommen zu ſeyn, und mehrere unvorſichtige oder verrätheriſche Emiſſäre bewogen ihn, ſich nach der Normandie einzuſchiffen, wo er 40,000 bewaffnete Franzoſen finden würde. Sein Glücksſtern hielt ihn aber von dieſem Unternehmen zurück, denn er erfuhr noch zur rechten Zeit, daß das Ganze nur eine Schlinge wäre, um ihn zu fangen und ihm Enghiens Loos zu bereiten. Die Stunde der Befreiung ſchlug endlich 1814 und Berri landete mit der Fregatte Eurotas am 13ten April im Hafen von Cherbourg, von wo er die Städte Bayeux, Caen, Rouen ꝛc. beſuchte, überall Soldaten und Nationalgarden für die Sache der Bourbonen und mehr noch für ſeine Perſon zu gewinnen wußte, reiche Almoſen austheilte, Gefangene befreite, und mit kluger Milde ſprach und handelte. — Den 21ſten April hielt er ſeinen Einzug in Paris, wo er mit demſelben Eifer die Herzen der Marſchälle und Soldaten zu gewinnen ſuchte, und der Sache der Bourbonen wirklich einen großen Anhang erwarb, indem er Handelsleute, Fabrikanten und Künſtler mit Beſuchen und ſchmeichelhafter Anerkennung beehrte. Am 15ten Mai wurde er zum General-Oberſten der Chaſſeurs und Chevauxlegers-Lanciers ernannt, erhielt das ehemalige Regimeut Kaiſerin Dragoner und eine Civilliſte von 1,500,000 Franken. Vom 1ſten Auguſt an bereiſ'te er die Departements des Nordens, theilte auch hier ſeine Zeit zwiſchen Heerſchauen, innern Einrichtungen und Beſuchen der Fabriken, und ſchiffte ſich zu Calais nach England ein, wo er bis zum 18. Auguſt blieb, dann nach Paris zurückkehrte, und von da bis zur Mitte Octobers die Feſtungen in Lothringen, Franche-Comté und Elſaß beſuchte. Eben ging er damit um, die öſtlichen Departements zu beſuchen, als Bonapartes Ankunft von Elba ſeine Plane zerſtörte. Statt nun ſeinem Plan zu folgen, mußte er dem Willen des Königs gehorchen — (welchem, unter dem Vorwande der kleinen Zwiſtigkeiten mit Angouleme Berri's Gegenwart in Paris als nöthig geſchildert worden war) und den Oberbefehl über alle Truppen in und um Paris übernehmen. Alle ſeine Schritte, dieſe treu zu erhalten, waren vergebens; er mußte zwiſchen dem 19ten und 20ſten März 1815 mit den Haustruppen ſich nach Gent und Aloſt zum König zurückziehen und oft den Durchmarſch durch die Aufrührer erzwingen; von wo aus er dann die lebhafteſten Unterhandlungen am Hof zu Brüſſel perſönlich unterhielt, bis die Schlacht von Walerloo den Rückweg nach Paris öffnete, wo er am 8ten Juli eintraf und ſein Commando über die Haustruppen in die Hände des Königs wieder niederlegte. — Obgleich er im Auguſt zum Präſidenten des Wahlcollegiums der nördlichen Departements ernannt und mit Enthuſiasmus in Lille aufgenommen wurde, in der Sitzung beider Kammern zu Paris den Conſtitutions-Eid ſchwur, und zum Präſidenten des vierten Bureau ernannt wurde, — ſo zog er ſich doch beinahe gänzlich vom öffentlichen Leben zurück.

Am 17. Juni 1816 vermählte er ſich feierlich zu Paris mit der älteſten Tochter des Kronprinzen beider Sicilien, der Prinzeſſin Maria Carolina Thereſie.

Berthollet (Claude Louis, Graf), Mitglied der Akademien der Wiſſenſchaften zu Paris, London, Turin, Harlem u. ſ. w., einer der erſten theoretiſchen Chemiker unſerer Zeit, iſt geboren zu Talloire in Savoyen um das J. 1758. Er ſtudirte Medicin und nahm in dieſer Wiſſenſchaft die Doctorwürde an. Im J. 1796 erhielt er eine Profeſſur an der Normalſchule zu Paris und ward 1797 nach Italien geſchickt, um dort verſchiedene Denkmäler auszuwählen, die nach Frankreich geſchafft werden ſollten. Er folgte Bonaparte nach Aegypten, und kam 1799 mit ihm zurück. Nach dem 18ten Brumaire ward er Mitglied des Erhaltungsſenats, dann Graf und Großoffizier der Ehrenlegion. Im Mai 1804 gab ihm Napoleon die Senatorie von Montpellier. Im Mai 1806 präſidirte Berthollet dem Wahlcollegium der Oſtpyrenäen und 1813 erhielt er das Großkreuz des Ordens der Reunion. Aber am 1. April 1814 votirte er die Errichtung einer proviſoriſchen Regierung und die Abſetzung Bonaparte's. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Pair; Bonaparte dagegen überging ihn 1815 und ſo trat er nach Ludwig XVIII. zweiter Rückkehr wieder in die Pairskammer. Unter den verſchiedenen Erfindungen und neuen Verfahrungsarten, womit er die Wiſſenſchaften und Künſte bereichert hat, ſind die wichtigſten das Auskohlen der Gefäße zur Aufbewahrung des Waſſers auf Schiffen, das Appretiren des Leinenzeugs u. a. vorzüglich aber das Bleichen vegetabiliſcher Subſtanzen, durch überſaure Salzſäure, welches ſeit 1786 in Frankreich im Großen mit Erfolg angewendet worden. Außer verſchiedenen Memoiren in den Sammlungen der Akademie und des Inſtituts, hat er verſchiedene größere Werke geliefert, unter denen ſein Essai de statique chimique 1803, 2 Bände 8vo, als das wichtigſte und überhaupt als eins der ſchönſten Denkmäler unſers Zeitalters anzuſehen iſt. Die ſo zuſammengeſetzten Erſcheinungen der Chemie ſind darin den ſtrengen und einfachen Geſetzen der Mechanik unterworfen. Großen Antheil hat er auch an der Méthode de nomenclature chimique gehabt.

Beſançon, deutſch Biſanz, 23° 42′ 16″ Länge, 47° 14′ 12″ nördlicher Breite, eine große, alte, wohlgebaute und von Ludwig XIV. ſtark befeſtigte Stadt in Frankreich, die Hauptſtadt der ehemaligen Provinz Franche-Comté, jetzt der Hauptort der ſechsten Militär-Diviſion ſowohl, als der neunten Forſtconſervation von Frankreich, und eines Bezirks von 26 Q. Meilen mit 93,211 Einwohnern im Departement Doubs, am Doubs, der die Stadt in die obere und untere theilt, welche durch eine ſteinerne Brücke verbunden ſind. — Beſançon hat 3203 Häuſer mit 28,436 Einwohnern, ſechs Thore, eine Citadelle, das Fort Griffon, acht Kirchen, acht Hoſpitäler, einen Erzbiſchof, der bis zum Ryswicker Frieden ein deutſcher Reichsfürſt war, und dem die Biſchöfe von Autun, Metz, Nancy, Straßburg und Dijon untergeordnet ſind; ein ſtatt der früher hier beſtandenen Univerſität 1801 errichtetes Lyceum und Collegium, eine 1752 geſtiftete Akademie der Wiſſenſchaften und Künſte, eine Maler- und Bildhauer-Akademie, eine Artillerieſchule, eine Uhrmacherſchule für 200 Zöglinge, eine Stadtbibliothek mit einer Münzſammlung, Naturaliencabinet, Muſeum, botaniſchen Garten und Ackerbaugeſellſchaft ꝛc. Die Gegenſtände der hieſigen bedeutendſten Fabriken ſind:

Eiſen, Stahl, Waffen, Leinwand Wolle, Seide, Senf, Taback, Cattun und namentlich Taſchen- und Stutzuhren. — Beſançon, vor Alters Biſontium, war ſchon zu Cäſars Zeiten, der die Sequaner daraus vertrieb, ein Waffenplatz, und mehrere Straßen führen noch die alten römiſchen Namen. Von den Deutſchen und Hunnen verheert, ward es zuerſt unter der Regierung der Grafen von Burgund wieder hergeſtellt. Zur freien deutſchen Reichsſtadt erklärt, ward es ſpäterhin mit vielen Rechten und Privilegien ausgeſtattet, aber im weſtphäliſchen Frieden an Spanien abgetreten, worauf es zugleich mit der Franche-Comté 1679 an Frankreich kam.

† Bethlehem, die Hauptniederlaſſung der evangeliſchen Brüdergemeinde in Nordamerika, eine 1741 gegründete Stadt in der Penſylvaniſchen Grafſchaft Nordhampton am Einfluſſe des verſchiedene Mühlen treibenden Manakiſſy Croek in den Leheigh, 11 Meilen nordweſtlich von Philadelphia, 75° 14′ W. L. von Greenwich, 40° 37′ N. Br., mit einer ſchönen Kirche, 100 ſteinernen Häuſern und 1436 Einwohnern, welche deutſch ſprechen. Die drei verſchiedenen Häuſer für unverheirathete junge Männer, Mädchen und Wittwen zeichnen ſich durch ihre Größe und die in ihrem Innern herrſchende faſt klöſterliche Diſciplin aus. In die damit verbundenen zweckmäßigen Koſtſchulen werden auch Kinder anderer chriſtlichen Glaubensverwandten aufgenommen.

Bethmann (Friederike), vorher verehlicht geweſene Unzelmann, war eine der erſten Zierden des Berliner Nationaltheaters. Sie war um das Jahr 1760 geboren zu Gotha, wo ihr Vater, Namens Flittner, ein herzoglicher Beamter war. Nach dem Tode ihrers Vaters verheirathete ſich ihre Mutter mit dem bekannten Schauſpieldirektor Großmann. Dieſer ging mit ſeiner Familie in die Rheingegenden nach Cöln, Bonn, Mainz. u. ſ. w., wo ſich die Tochter mit Herrn Unzelmann, dem noch jetzt in Berlin lebenden, durch ſein reiches Talent allgemein beliebten und rühmlich bekannten Komiker, verheirathete, und zuerſt die Bühne betrat. Ihre angenehme Stimme machte, daß ſie ſich zuerſt in der Oper verſuchte, die ſie auch ſpäterhin nie ganz aufgab. Bald erhielt ſie durch Geſang und Spiel, in muntern und naiven ſowohl als ſentimentalen Rollen, großen Beifall, und wurde nebſt ihrem Gemahl nach Berlin gerufen, wo ſie ſich nach und nach zu einer der erſten Schauſpielerinnen, welche Deutſchland beſeſſen hat, ſowohl in der Tragödie, als in der Komödie, ausbildete. Im Jahr 1803 ließ ſie ſich von ihrem Gatten ſcheiden, um ſich mit dem ebenfalls am Berliner Nationaltheater angeſtellten Schauſpieler Bethmann zu verheirathen. Sie ſtarb 1814. Eine wahrhaft ſchöpferiſche Phantaſie, ein tiefes und zartes Gefühl, ein ſcharfer Verſtand vereinigte ſich in ihr mit einem anmuthsvollen, mehr zarten als ſtarken Körper, einer ausdrucksvollen Geſichtsbildung, und einer Stimme, welche durch Biegſamkeit und Wohllaut geſchickt war, das Gemüth im Innerſten zu bewegen und mit ſeltener Vollkommenheit die leiſeſten Abſtufungen des Gefühls und des Gedankens zu bezeichnen. Wenn es oft, und nicht mit Unrecht dem deutſchen Schauſpielweſen zum Vorwurf gemacht worden iſt, daß man die Tragödie von der Komödie nicht ſo ſcharf trennte, daß jede ihre beſondere Darſteller behalte, ſondern daß ſelbſt von Seiten dieſer der Ruhm der Allſeitigkeit dem der Vollendung in einem ſcharf begränzten Fache vorgezogen werde, ſo muß man doch geſtehen, daß eben dieſe Einrichtung auch die Entwickelung ausgezeichneter Talente ungemein befördert,

und auf der deutſchen Bühne die ſeltenſten Erſcheinungen hervorgebracht hat. Unter dieſe war die Bethmann unbedingt zu rechnen. In der Tragödie ſtrebte ſie mit hohem Glücke nach jener edlen Einfachheit, welche die Herrſchaft des Geiſtes über die Sinnlichkeit, der Menſchheit über die Natur offenbart, ohne daß ſie dem Ausdrucke der Gefühle und Leidenſchaften das Geringſte vergab, und ſo wahrhaft veredelte Natur darſtellte. Ihre Fürſtin in der Braut von Meſſina, Iphigenia in Göthe's unſterblichem Werke, Phädra, Orſina, u. ſ. w. beweiſen dieſes zur Genüge. Im Luſtſpiel ſtanden ihr überall die heitern Grazien zur Seite und mit dem ſchalkhafteſten Muthwillen wußte ſie die Sitte gebildeter Menſchheit unnachahmlich zu vereinen. Ihr höchſter Triumph war das Naive. Ihr Spiel war überall voll Seele, Wahrheit und unverkünſtelter Natur, ihre Gewandtheit unerreichbar, ihr feiner Takt in Auffaſſung alles deſſen, was zur Darſtellung einer Perſönlichkeit gehört, bewundernswürdig. Sie verſtand die dem Schauſpieler ſo wichtige Kunſt, ſich nicht nur paſſend, ſondern ideal und charakteriſtiſch zugleich zu kleiden, ſo gründlich, daß ſie, wo ſie erſchien, immer eine anziehende Erſcheinung gewährte. Ihre Deklamation beſonders verdiente als Muſter aufgeſtellt zu werden, denn gleich entfernt von ſteifem Prunk und affectirter Betonung, ſo wie von falſch verſtandener Natürlichkeit und nachläſſiger Behandlung der Rede, welche mehr als Converſationsſprache ſeyn ſollte, ging ſie den ſchönen Mittelweg des Schicklichen und Paſſenden. Ob ſie gleich, noch ehe Iffland die Leitung der Bühne übernahm, die ſie zierte, ſchon als eine ausgezeichnete Darſtellerin anerkannt war, ſo iſt doch wohl nicht zu läugnen, daß ſie erſt, als ſie dieſes große Muſter der Menſchendarſtellung ſtudiren konnte, ſich in die heitern Höhen der Kunſt erhob. Man ſah es ihrem Spiele an, daß ſie nicht vergebens in ſeiner Nähe lebte und wirkte. In ihren frühern Jahren war ſie auch bei der Oper angeſtellt geweſen, wo ſie durch ihre anmuthsvolle Stimme, ihren beſeelten Vortrag, verbunden mit dem ihr eigenen trefflichen Spiele, allgemeinen Beifall fand.

Betonung, ſ. Accent.

Bettelweſen, ſ. Gauner- und Bettelweſen.

Bettung, in Feſtungen die mit Holz belegte Erhöhung, auf welcher die Kanonen ſtehen. Oft nennt man auch andere Lager, worauf ein anderes Ding gelegt wird, Bettung, z. B. im Waſſerbaue die Grundlage einer Schleuſe u. ſ. w.

Bewegung der Erde. Die Erde hat zwei Bewegungen, die tägliche um ihre Achſe, und die jährliche in ihrer Bahn um die Sonne. Die Lehre von der Bewegung der Erde iſt dadurch in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes ſo merkwürdig geworden, daß ſich hier der Menſch zum erſten Male klar vom Scheine losmachte, und es wagte, das Gegentheil von dem zu glauben, was die Menſchen — die Prieſter und die Kirche Jahrtauſende hindurch geglaubt und gelehrt hatten. Man kann nicht läugnen, daß die Lehre des Copernicus nicht allein die neue Aſtronomie gegründet, ſondern daß ſie auch den Menſchen kühn gemacht, jeden Glaubensſatz zu bezweifeln, nachdem er hier geſehen, daß man 6000 Jahre hindurch irrigerweiſe die Ruhe der Erde gelehrt und geglaubt. In dieſer Hinſicht ſey dieſem Artikel ein größerer Umfang in einem Werke gegönnt, welches durch die Zuſammenſtellung alles Wiſſens den Charakter der neuern Zeit trägt. — Alle Meinungen der Alten über die Bewegungen der Erde waren bloße Philoſopheme, die aus der Pythagoräiſchen Schule entſprangen,

welche bekanntlich das Feuer für den Mittelpunkt der Welt hielt, um den ſich alles bewegte. So muß auch die Stelle von Ariſtarch von Samos gedeutet werden, welche Ariſtoteles in ſeinem Arenario anführt, und die unſtreitig das Beſte iſt, was das Alterthum hierüber aufzuweiſen hat. Ariſtarch kam als Pythagoräer darauf, daß er ſagte: daß die Erde ſich um ihre Axe drehe und zugleich in einem ſchiefen Kreiſe um die Sonne: und daß die Entfernung der Sterne ſo groß ſey, daß dieſer Kreis gleichſam nur ein Punkt gegen die Fixſternenſphäre ſey, woher dann die Bewegung der Erde keine ſcheinbare Bewegung an den Sternen verurſache. Auf dieſen Satz konnte jeder Pythagoräer kommen, der die Sonne oder das Feuer für den Mittelpunkt der Welt hielt, und der dann zugleich ein ſo guter Kopf und ein ſo guter Aſtronom war, wie Ariſtarch von Samos. Allein dieſes war nicht die Copernicaniſche Weltordnung. Die Bewegungen der Planeten, ihr Stillſtehen und ihr Rückwärtsgehen, dieſes war dasjenige, was die Aſtronomen nicht erklären konnten, und was ſie auf die verwickelte Bewegung der Epicykel gebracht, worauf die Planeten in Radlinien um die Erde liefen. Ariſtarch lebte 280 Jahre vor Chr. Geburt, Hipparch, der große Aſtronom des Alterthums, 150 Jahre, alſo um 130 Jahre nach ihm. Damals waren noch alle Schriften des Ariſtarch vorhanden, und wäre in dieſen die Copernicaniſche Weltordnung geweſen, ſo hätte Hipparch nicht verzweifelt, die Bewegungen der Planeten zu erklären. Eben ſo Ptolemäus, der in ſeinem Almageſt, dem vollſtändigſten Werke des Alterthums über Aſtronomie, von der Copernicaniſchen Weltordnung des Ariſtarch keine Erwähnung thut. Jeder Copernicaner ſpricht von der Bewegung der Erde, aber nicht jeder, der von der Bewegung der Erde ſpricht, iſt ein Copernicaner. Copernicus kam durch den verwickelten Planetenlauf auf ſein Syſtem, und in der Dedikation ſeines unſterblichen Werkes: de revolutionibus orbium, an den Papſt Paul III. ſagt er: daß gerade aus dem Planetenlaufe die Wahrheit ſeines Syſtems hervorgehe, weil ihr Stillſtehen und Rückwärtsgehen, und wieder Stillſtehen und Vorwärtsgehen ganz einfach und nothwendig aus der Bewegung der Erde um die Sonne hervorgehe, und man nicht genöthigt ſey, zu den verwickelten Epicykeln ſeine Zuflucht zu nehmen. So viel von der Geſchichte dieſes Syſtems, das dem menſchlichen Verſtande ſo große Ehre macht, und von dem die Franzoſen behaupten, daß ſolches lange vor Copernicus vorhanden geweſen, und daß dieſer es nur aufgefriſcht; welche Meinung viele Deutſche mit flacher Rednerei wiederholt haben, die ungeachtet der ſo geprieſenen deutſchen Gründlichkeit doch nicht zu den Quellen gegangen waren. Copernicus gab ſein Werk, an dem er 36 Jahre gearbeitet, erſt ganz am Ende ſeines Lebens heraus. Es wurde in Nürnberg gedruckt, und das erſte Exemplar erhielt er nur ein paar Tage vor ſeinem Tode. Er erlebte alſo die Verfolgungen nicht, welche die römiſchen Prieſter gegen ſein Syſtem erhoben. Dieſe fingen eigentlich erſt 100 Jahre ſpäter an (gegen 1610), als das Fernrohr erfunden, als die Jupitermonde und die ſichelförmige Geſtalt der Venus entdeckt, und hiedurch die Theilnahme an der Sternkunde und an der Aſtronomie aufs lebhafteſte aufgeregt wurde. Jede Stadt in Italien war damals ein kleines Athen, in welchem Künſte und Wiſſenſchaften blühten. Galilei lebte in großem Anſehen, und dieſer erklärte ſich für die neue Weltordnung und vertheidigte ſie auf alle Weiſe. Die römiſche Inquiſition lud ihn vor, und er mußte dieſe Lehre abſchwö-

ren. (S. den Artikel Galilei.) Die Theilnahme, die man an dem Schickſale des alten Mannes nahm, vermehrte die Theilnahme am Syſtem, und man ſuchte es von der einen Seite eben ſo heftig zu beweiſen, als von der andern zu beſtreiten. Unter den Gründen gegen die Umdrehung der Erde hat man immer den angeführt: daß ein Stein, der von der Spitze eines Thurmes falle, nicht nach Weſten zurückbleibe, ungeachtet während der 4 oder 5 Sekunden ſeines Falles der Thurm doch um mehrere hundert Fuß nach Oſten rücke. Hierauf hat Copernicus richtig geantwortet: daß der Stein beim Thurme bleibe, rühre daher, weil er dieſelbe Bewegung nach Oſten habe, und indem er falle, verliere er dieſe nicht, ſondern gehe mit nach Oſten. Galilei ſagte daſſelbe, und behauptete, daß ein Stein, der auf einem ſchnellſegelnden Schiffe von der Spitze des Maſtes herabfalle, am Fuße deſſelben niederfalle, ungeachtet der Maſt ſich während des Falls vielleicht um 10 oder mehrere Fuß fortbewege. Gaſſendi ſtellte dieſe Verſuche im Hafen von Marſeille an, und die Steine fielen am Fuße des Maſtes nieder, wenn das Schiff auch mit vollen Segeln ging. Galilei behauptet daher: man könne überhaupt keine Verſuche über die Umdrehung der Erde anſtellen, weil die Körper auf der bewegten Erde gerade ſo fielen, wie auf der ruhenden. Galilei ſtarb 1642. In demſelben Jahre wurde Newton geboren. Dieſer zeigte im Jahre 1697 daß Galilei's Meinung irrig geweſen, und daß man allerdings Verſuche über die Umdrehung der Erde machen könnte, die Kugeln würden aber nicht nach Weſten abweichen, ſondern öſtlich vom Lothpunkte fallen, aber nur wenig, bei einer Höhe von 300 Fuß etwa nur einen halben Zoll. Die Urſache ſey folgende: Weil die Spitze des Thurms weiter von der Erdaxe entfernt ſey, als der Fuß, ſo ſey dort der Schwung größer. Indem die Kugel falle, verliere ſie dieſen größeren Schwung nicht, und eile deßwegen dem Lothpunkte vor, der im Fußboden des Thurmes ſey, weil dieſer eine kleinere Geſchwindigkeit nach Oſten habe. So wie Newton dieſes geſagt, ging gleich der kleine Dr. Hooke hin — der ſo recht ein Meiſter Allerlei war, und beſtändiger Sekretär der Akademie, — und ſtellte Verſuche über die Umdrehung der Erde bei 160 Fuß Fallhöhe an, behauptete auch daß ſie gelungen. Die Akademie ernannte den 14. Jan. 1680 eine Commiſſion, vor der er dieſe Verſuche wiederholen ſollte. Wahrſcheinlich ſind ſie mißlungen, da ihrer weiter keine Erwähnung in den Philos. Transactions geſchieht, und ſie wurden völlig vergeſſen, ob ſchon die Idee dazu vom berühmteſten und größten Manne in Europa herrührte. Erſt nach 112 Jahren wagte es ein junger Geometer in Bologna, Namens Guglielmini, dieſe vergeſſenen und von den Aſtronomen für unendlich ſchwierig gehaltenen Verſuche wieder aufzunehmen, und auf dem dortigen Thurme degli Asinelli bei einer Fallhöhe von 240 Fuß zu wiederholen. Nachdem er alle Schwierigkeiten überwunden, gelang es ihm 16 Kugeln fallen zu laſſen, welche auch merklich gegen Oſten abwichen. Allein Guglielmini beging den Fehler, daß er nicht jedesmal das Loth aufhing, ſo oft er 3 oder 4 Verſuche in einer Nacht angeſtellt. Erſt nachdem alle vollendet, hing er das Loth auf und da dieſes erſt nach 6 Monaten zu völligem Stillſtande kam, weil ſtürmiſches Wetter eingetreten, ſo hatte ſich unterdeß der Thurm etwas gekrümmt, ſein Lothpunkt war verrückt, und ſeine Verſuche waren verloren. Dieſes war 1792. Im Jahr 1804 ſtellte Benzenberg dieſe Verſuche im Michaelisthurme in Hamburg an. Er ließ 30 Kugeln fallen, bei einer Fallhöhe von

135 Fuß, die Kugeln wichen im Mittel 4 Linien nach Oſten ab. Allein ſie wichen zugleich 1½ Linie nach Süden ab, welches wahrſcheinlich von einem kleinen Luftzuge im Thurme herrührte. Er wiederholte dieſe Verſuche im Jahr 1805 in einem Kohlenſchacht zu Schlebuſch in der Grafſchaft Mark, bei einer Fallhöhe von 260 Fuß; hier fielen die Kugeln im Mittel um 5 Linien nach Oſten, gerade ſo wie es die Theorie von der Bewegung der Erde für die Polhöhe von 61 Grad angibt, — und übrigens weder nach Süden noch nach Norden. Aus dieſen Verſuchen hat La Place mit Hülfe der Wahrſcheinlichkeits-Rechnung berechnet, daß man 8000 gegen 1 wetten könne, daß die Erde ſich um ihre Achſe drehe. Dieſe Verſuche geben einen ſo entſcheidenden und ſo in die Augen fallenden Beweis, daß ſelbſt Tycho und Riccioli das Copernikaniſche Syſtem würden angenommen haben, wenn ſie geſehen, daß die fallenden Körper nicht ſenkrecht fallen, ſondern immer etwas nach Oſten hinfliegen. Durch die Entdeckung des Fernrohrs, noch mehr aber durch Newtons Entdeckung von der allgemeinen Schwere und von der Natur der himmliſchen Bewegungen, wurde die Lehre von der Bewegung der Erde die ſiegende, und außer Mercier und den Bauern in Heriſau haben ſie in neuern Zeiten keine Männer von Bedeutung mehr bezweifelt. Die abgeplattete Geſtalt der Erde, die Abnahme der Schwere gegen den Aequator, die aus Richers Pendelverſuchen in Cayenne folgte, und die Abirrung des Lichts, waren eben ſo viele Beweiſe für die Bewegung der Erde um ihre Axe und auf ihrer Bahn; und ſo hat denn der Verſtand des Menſchen hier den vollſtändigſten Sieg über den Schein davon getragen, und über das römiſche Prieſterthum, das die Lehre von der Bewegung der Erde für eine Unwahrheit und für eine Ketzerei erklärte. Allein wie ſehr alles dem fortſchreitenden Geiſte der Zeit weicht, ergibt ſich aus folgendem. Als Guglielmini im Jahr 1792 die Verſuche in Bologna anſtellte, half ihm hierbei Borſiali, Hausprälat des Papſtes Pius VI.; dieſer maß unten die Abſtände der fallenden Kugeln. Die Geſchichte dieſer Verſuche findet ſich ausführlich in folgendem Werke: Verſuche über die Umdrehung der Erde von Benzenberg. Dortmund bei Mallinkrodt, 8. mit 7 Kupfern.

† Beyme, im Jahre 1816 in den Adelſtand erhoben, iſt jetzt Staatsminiſter und Mitglied des Staatsraths für die Section der Juſtiz, ſpeciell beauftragt mit der Organiſation des Juſtizweſens in den Rheinprovinzen.

Bezoar, Bezoarſtein, eine Kugel, die ſich in dem Magen einiger Thiere, beſonders des Ziegen- und Antilopengeſchlechts, aus Haaren und Pflanzenfaſern bildet. Man theilt die Bozoarſteine in orientaliſche, occidentaliſche und gemeine ein. Die erſten werden für die koſtbarſten gehalten; ſie ſind zarter und glatter als andere, auswendig ſehen ſie gräulich oder bläulich aus, inwendig beſtehen ſie aus zarten, blättrigen Theilen, die faſt wie die Schalen der Zwiebel übereinander liegen. Ehemals wurde dieſen Körpern eine beſondere Heilkraft zugeſchrieben; jetzt aber iſt der Glaube daran verſchwunden.

Bianchi, kaiſerlich öſterreichiſcher Feldmarſchall, berühmt durch ſeinen glücklichen Feldzug gegen Murat im J. 1815. Schon früher hatte er ſich vortheilhaft ausgezeichnet, namentlich in der leipziger Völkerſchlacht 1813. Beim Einrücken der Alliirten in Frankreich 1814 kommandirte er ein Corps des linken Flügels, trug zu dem Erfolge bei Bar ſur Aube weſentlich bei, und ward ſodann gegen Lyon, wo

Augereau ihm entgegen ſtand, geſandt. Er bemächtigte ſich dieſer Stadt zu derſelben Zeit, als die Hauptarmee Paris einnahm. Bei Bonaparte's Rückkehr von Elba 1815 befand ſich Bianchi in Italien, wo er ein Corps in den drei Legationen kommandirte. Hier ward er unerwartet von Murat mit einer überlegenen Heeresmacht angegriffen. Er zog ſich daher in guter Ordnung zurück und erreichte den 5ten April Carpi. Acht Tage darauf rückte er mit einem beträchtlichen Corps von Bologna auf Florenz und Foligno, um den Neapolitanern den Rückzug abzuſchneiden. Dies Mannöver war von den entſcheidendſten Folgen. Die neapolitaniſche Armee, in allen Richtungen beunruhigt und bedroht, ließ ihre ganze Artillerie im Stich, und zerſtreute ſich bald in den Gebirgen. Der Ueberreſt endlich capitulirte bei Caſa Lanza. Bianchi drang unaufhaltſam in das Königreich Neapel vor, wo Murats Herrſchaft ſofort ein Ende nahm. Ferdinand IV. belohnte nach ſeiner Rückkehr die Dienſte des ſiegreichen Feldherrn mit Ertheilung ſeiner Orden und des Titels eines Herzogs von Caſa-Lanza, verbunden mit einer Dotation von 9000 neapolitaniſchen Ducaten. Im J. 1816 erhielt Bianchi das Gouvernement von Galizien.

† Bibelgeſellſchaften. In Deutſchland beſtanden im Jahre 1818 folgende Hauptbibelanſtalten: Zu Hannover, wo eine Bibelausgabe von 10.000 Exemplaren vollendet war, zu Berlin, zu Dresden, welche nächſt einer deutſchen auch eine wendiſche Bibelausgabe für die Oberlauſitz beſorgt, zu Frankfurt a. M., zu Marburg, wo van Eß über 60 000 neue Teſtamente an Katholiken vertheilte, zu München, wo Gaßner 20,000 neue Teſtamenee an Katholiken abſetzte, zu Stuttgart, wo eine Ausgabe von 10,000 Bibeln und 2000 neuen Teſtam. ſchon vergriffen war, zu Hamburg, Bremen, Lübeck, die Schleswig Holſteiniſche zu Schleswig, die eine Menge Localbibelvereine unterhielt, zu Schwerin, Ratzeburg, Eutin, Braunſchweig u. ſ. w.; jede derſelben hat ihre Hülfsgeſellſchaften. In Straßburg ward eine Ausgabe von 20,000 Bibeln für den Elſaß gedruckt. In Schweden, wo die Hauptgeſellſchaft in Stockholm ſchon 41,500 Bibeln und 57,800 neue Teſtamente vertheilt hatte, Norwegen und Dänemark veranſtaltete man ähnliche Ausgaben, und die däniſche Geſellſchaft hat Hülfsgeſellſchaften in Island und Weſtindien. Die ruſſiſche zu Petersburg beſorgte 1816 87,100, 1817 69 000 und 1818 105,000 Abdrücke der Bibel in den verſchiedenen Sprachen des Reichs, unter andern finniſche, ſlavoniſche, eſthniſche, lettiſche, alt- und neugriechiſche, georgiſche, armeniſche, wallachiſche, bulgariſche und neuruſſiſche Ueberſetzungen. Die kalmuckiſchen Evangelien und perſiſchen neuen Teſtamente finden viel Abgang; auch für die Burjäten, mongoliſche Lamadiener am Baikalſee, wird mit Hülfe zweier jungen Burjäten von hoher Geburt, welche zu Petersburg das Chriſtenthum angenommen haben, eine Ueberſetzung der Bibel ausgearbeitet und von ihnen begierig erwartet; zu Irkutsk, Tobolsk, unter den Tſcherkaſſen, Georgiern und doniſchen Koſacken haben ſich Hülfsgeſellſchaften gebildet; von Odeſſa aus verbreitet ſich das göttliche Wort in die Levante. Die durch den Erzbiſchof von Gneſen veranlaßte Bulle Pius VII. vom 18. Juni 1816 gegen die Verbreitung der Bibel hinderte die Polen nicht, unter dem Schutze Alexanders eine Geſellſchaft in Warſchau zu errichten. In Oſterreichiſchen erſchien 1817 ein Verbot der Bibel-Verbreitung durch ſolche Geſellſchaften und die in Ungarn ſchon beſtehenden wurden

unterdrückt. Die Bibel findet nur auf andern Wegen Eingang in dieſe Länder. Italien, Frankreich, Spanien, und Portugal thaten noch nichts für dieſe Sache, die Engländer haben aber zur See und von den Inſeln aus dieſen Nationen Bibeln in ihren Sprachen mit Erfolg zugeführt. In Nordamerika wirkt ſeit 1816 eine große amerikaniſche Bibelgeſellſchaft mit ihren Töchtern, jetzt hundert, weit über die Gränzen der vereinigten Staaten hinaus. Die Colonien wetteifern für die Sache, auch Hayti hat dazu die Hände geboten und die Eskimo's auf Labrador leſen ſchon die Apoſtelgeſchichte in ihrer Sprache. Ein gleicher, weitwirkender Eifer für die Verbreitung der Bibel regt ſich im ſüdlichen Afrika und in Oſtindien, wo mehrere Druckereien Bibeln in den Landesſprachen liefern, ſelbſt die Inſeln an der Oſtſeite Aſiens werden nicht überſehen. Der Centralpunkt dieſer großen Unternehmungen iſt die brittiſche Bibelgeſellſchaft in London, die ſeit ihrer Stiftung bis jetzt an zwei Millionen Bibeln und neue Teſtamente vertheilt hat. In den Niederlanden bemerkt man eine brüderliche Vereinigung der verſchiedenen Confeſſionen für dieſen Zweck, die auch in andern Ländern von gemiſchten Religionen durch das Zuſammentreten der Bibelgeſellſchaften bewirkt worden iſt. Sie tragen überhaupt viel dazu bei, unter Chriſten von allen Partheien das Gefühl ihrer Gemeinſchaft in den wichtigſten Ueberzeugungen anzuregen, und bringen ohne Zwang die Quellen der wahren Religion in die Hände von Millionen, die ſonſt vielleicht nie dazu gekommen wären. Was dadurch ſowohl unter den Völkern der Chriſtenheit, als unter den Heiden, die das Chriſtenthum auf dieſem Wege kennen lernen, an richtiger Religionserkenntniß, Frömmigkeit und Verbeſſerung der Sitten gewonnen werden kann und wird, überſteigt alle Berechnung. In der Geſchichte der Civiliſation und religiöſen Bildung des Menſchengeſchlechts muß eine ſo weitumfaſſende Verbreitung der Bibel Epoche machen, da ſchon ihre Ueberſetzung in Sprachen, denen bisher alle Literatur, ja meiſtentheils auch die Schreibekunſt fehlte, ein höchſt bedeutendes welthiſtoriſches Intereſſe hat. Wenn es ſich aber nicht verbergen läßt, daß die durch die Bibel gewonnenen neuen Chriſten, größtentheils Schüler der evangeliſchen Miſſionäre, dem Proteſtantismus zuwachſen und das Bibelleſen ſelbſt Catholiken zu dieſem hinüberführt, ſo kann der Papſt, dem ſchon die heilige Allianz verdächtig iſt, noch weniger die Bibelgeſellſchaften begünſtigen, und, ſonderbar genug, die rationaliſtiſchen Aufklärer, die das Bemühen der Bibelgeſellſchaften aus Geringſchätzung gegen die Bibel tadeln und ſtören wollen, machen in dieſem Punkte mit ihrem abgeſagteſten Feinde gemeine Sache. Eine lange, jetzt von Neuem beſtätigte Erfahrung läßt aber nicht bezweifeln, daß die innere Kraft des göttlichen Wortes den Reactionen ſolcher Gegner weit überlegen iſt und unaufhaltſam fortfahren wird, den Segen der ewigen Wahrheit über die ganze bewohnte Erde zu verbreiten.

Biber. Dieſes für ſo merkwürdig und kunſtreich gehaltene Thier findet man in Deutſchland faſt überall an Flüſſen und Seen. Es ſieht einer Waſſerratte ähnlich, hat aber die Größe eines Hundes. Für beſonders bewundernswerth hielt man ſeine Kunſtfertigkeit im Bauen. Es wurde vielfach erzählt und geglaubt, daß in Kanada, wo die Biber häufig leben, ſich oft mehrere hunderte zu einem gemeinſchaftlichen Baue vereinigten, Bäume fällten und in die Erde ſchlügen, mit Zweigen durchflöchten und ſo einen Damm zu Stande brächten. In dieſem Damme erbaue ſich jeder eine Wohnung von

mehrerer Gemächern und drei Stockwerk Höhe, belege die Fußboden mit Moos, glätte die Wände u. ſ. w., kurz, man erzählte von einer bewundernswürdigen Ordnungsliebe, Subordination und Pünktlichkeit, gab ihnen einen Rath urd Präſidenten u. ſ. w. Allein ein neuerer engliſcher Reiſebeſchreiber, der viele Biberbaue unterſucht hat, will von ſolcher Kunſtfertigkeit nichts bemerkt haben. Sie leben in Uferhöhlen, und richten ſich, wie jedes Thier, dieſelben bequem zur Wohnung ein. Das Fleiſch des Bibers wird gegeſſen, als lecker wird aber ſein Schwanz betrachtet, der dick, fett und fiſchartig iſt. Die Biberfelle geben ein vortreffliches Pelzwerk, beſonders werden die Haare zu Hüten verwendet, die, nach dem lateiniſchen Namen des Thiers, Caſtorhüte genannt werden. Das Bibergeil, eine öligte Feuchtigkeit, die ſich in eignen Drüſen bei dem Thiere ſammelt, wird als ein krampfſtillendes Mittel gebraucht.

Bibliographie, auch Bibliognoſie und Bibliologie genannt, beſchäftigt ſich mit der innern und äußern Kenntniß der Bücher, und kann, dieſer doppelten Beziehung gemäß, in eine wiſſenſchaftliche und materielle eingetheilt werden. Die wiſſenſchaftliche betrachtet die Bücher bloß nach ihrem Inhalte, und hat bei der bald bloß referirenden, bald zugleich kritiſchen und räſonnirenden Verzeichnung derſelben den Zweck, jeden Gelehrten mit den vorzüglichſten Büchern ſeines Fachs bekannt zu machen. Bibliographien in dieſem Sinne des Wortes (auch Literaturen und Bibliotheken genannt) ſind gewöhnlich in ſyſtematiſcher Form abgefaßt — ſollte für manche die chronologiſche nicht geeigneter ſeyn? — und es verdienen unter den ſpeciellern vorzügliche Erwähnung: J. A. Nöſſelts Anweiſung zur Kenntniß der beſten allgemeinen Bücher in der Theologie (4te Auflage, Leipzig 1800 8vo und Simon's Fortſetzung, Leipz. 1813 8vo), E. Chr. Weſtphals Anleitung zur Kenntniß der beſten Bücher in der Rechtsgelehrtheit (3te Aufl. Leipz. 1791 8vo), C. F. Burdach Literatur in der Heilwiſſenſchaft (Gotha 1810 II. 8vo), W. Gf. Ploucquet Literatura medica (Tübingen 1808 IV 4to). J. G. Meuſels Bibliotheca historica (Leipz. 1782 — 1802. XI. Tomi in 22 Bänden unvollendet), deſſen Literatur der Statiſtik (Leipz. 1816 II. 8.), F. W. A. Murhard Literatur der mathematiſchen Wiſſenſchaften (Leipz. 1797 V. 8vo), F. Bd. Weber Handbuch der ökonomiſchen Literatur (Berlin 1803. II. 8vo nebſt Suppl. 1809). G. R. Böhmer Bibliotheca scriptorum historiae naturalis (Leipz. 1785 — 89 VII. 8.), Alb. Haller Bibliotheca botanica (Zürich 1771. II. 4to) anatomica (ib. 1774 II. 4.) chirurgica (Bern 1774. II. 4.) und medicinae practicae (Bern 1776 ff. IV. 4to) u. a. m. Auch gut geordnete und fleißig gearbeitete Kataloge von Bibliotheken, welche ſich in einzelnen Fächern auszeichnen, können mit Nutzen gebraucht werden (ſ. Bücherkataloge). Nicht minder giebt es nationale Bibliographien oder Werke über die Literatur einzelner Völker, wohin Nic. Haym Biblioteca italiana (Milano, 1813. IV. 8.) Egerton Brydges' British bibliographer (London 1809. IV. 8vo) u. A. gehören. Ein umfaſſenderes und erſchöpfenderes Werk über alle Zweige der Literatur zu allen Zeiten und bei allen Völkern beſitzen wir, einige ganz unerhebliche Verſuche abgerechnet (denn die ebenfalls ſehr mangelhaften und unrichtigen Bücherlexika von Georgi, Leipzig 1742 ff. Fol. und Heinſius, Leipzig 1812 IV. 4to nebſt Suppl. können ſchon der lexikaliſchen Form wegen kaum hierher gezogen werden)

noch nicht, und können es auch wegen der vielen in die Augen fallenden Schwierigkeiten, mit denen ein ſolches Unternehmen verknüpft iſt, namentlich auch zum Theil wegen des noch immer ſehr unvollkommenen literariſchen Verkehrs, nicht ſobald erwarten. Treffliche Vorarbeiten dazu ſind J. S. Erſch Handbuch der deutſchen Literatur ſeit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts (Amſterdam u. Leipz. 1812—14. II. 8.) und deſſen allgemeines Repertorium der Literatur von 1785 — 1800 (Jena 1703 — 1809. II. 4to). Allgemeinere und mehr hiſtoriſche Anleitungen zum Studium der Bibliographie enthalten M. Dénis Einleitung in die Bücherkunde (Wien 1795 II. 4.) Achard Cours de bibliographie (Marſeille 1807 (III. 8vo), Th. Hortwell Horne introduction to the study of bibliography (London 1814. II. 8.). und Gabr. Dictionaire raisonné de bibliologie (Paris 1802—4. III. 8.). Die materielle Bibliographie vorzugsweiſe Bibliographie genannt, betrachtet die Bücher nach ihrer äußern Beſchaffenheit, ihren Schickſalen und andern hiſtoriſchen Umſtänden, und hat ihre Ausbildung vorzüglich in Frankreich und England erhalten. Unter den allgemeinen Werken in lexikaliſcher Form behauptet Brünet's Manuel du libraire (Paris 1814. IV.) 8vo. — Ad. Clarke's bibliographical Dictionary, Liverpool 1802 ff. VIII. 12. iſt unbrauchbare Comilation ohne Widerſpruch den erſten Rang, ſo wie unter den ſyſtematiſchen, ungeachtet mancher Uebereilungen und Unſicherheiten, Debure Bibliographie instructive (Paris 1764. X. 8vo). Von den einzelnen Zweigen der materiellen Bibliographie (andere ſind im Art. Bibliomanie genannt) mögen hier Erwähnung finden: die Kenntniß der alten Drucke (Incunabeln, oder, wenn von claſſiſchen Schriftſtellern die Rede iſt, editiones principes), über welche das Hauptwerk G. Wfg. Panzer's Annales typographici (Nürnberg 1793 — 1803 XI. 4to geht bis aufs Jahr 1536) ſind, mit welchem jedoch immer die noch etwas weiter gehenden und nicht bloße Nomenclatur enthaltenden Annales typographici von Maittaire (Hag. Com. 1719 ff. VI. 4to) verbunden werden müſſen. Ausführlichere Beſchreibungen einzelner alten Drucke liefern Serna Santander Dictionn. bibliogr. du 15. siécle (Brux. 1805. III. 8vo.), Dibdin Bibliotheca Spenceriana (London 1804 IV. 8vo), Foſſius catalogus codicum sec. 15. impressor. bibliothecae Magliabechianae (Flor. 1793 III. f.) u. a. m. Die Kenntniß der ſeltenen Bücher, welche wegen der Zufälligkeiten und des unſichern Grundes, auf welchem ſie beruht, ſchwieriger iſt als man gewöhnlich glaubt, und nur zu leicht in vages Geſchwätz und Willkührlichkeiten ausartet, haben mehr entſtellt als gefördert J. Vogt Catalogus librorum rariorum (Frankfurt und Leipz. 1793. 8vo) und J. Jac. Bauer's Bibliotheca libror. rarior. universalis (Nürnberg 1770 — 91 VII. 8vo); werthvoller aber unvollendet (bis zum Buchſtaben J) iſt David Clement's Bibliothéque curieuse (Göttingen 1750 — 60. IX. 4to). Auf richtigern Wegen, obgleich auch nicht ganz zuverläſſig, iſt G. Peignot in der Notice des livres imprimés à cent exemplares au plus (in ſ. Répertoire des bibliographies spéciales, Paris 1810. 8vo). Auch mögen hieher die Verzeichniſſe der in der römiſchen Kirche verbotenen Bücher (indices librorum prohibitorum et expurgandorum) gerechnet werden. Zur Entdeckung der Verfaſſer anonym und pſeudonym erſchienenen Schriften dienen außer der unbehülflichen und unbibliographiſchen Compilation des Vinc. Placcius (Theatrum anonymor. et pseudon. Hamburg 1708 f. nebſt Mylius Suppl. 1740 f. 8vo).

Barbier's durch Genauigkeit und weiſe Sparſamkeit ſich gleich empfehlendes Dictionnaire des ouvrages anon. et pseudon. Paris 1806 — 9. IV. 8vo, doch bloß franzöſiſche und lateiniſche Schriften enthaltend). Endlich giebt es auch mehrere vermiſchte Sammlungen von Beſchreibungen verſchiedener merkwürdiger und ſeltner Bücher, von denen beſonders die von F. G. Freytag (Analecta lit. Leipzig 1750 8vo. Apparatus lit. Leipzig 1752. III. 8vo. Nachrichten von ſeltnen merkwürdigen Büchern Th. 1. Gotha 1776. 8vo.) M. Denis (Merkwürdigkeiten der Garelliſchen Bibliothek. Wien 1780 4to) und Th. Frognall Dibdin (Bibliographical decameron London 1817 III. 8.) ausgezeichnet zu werden verdienen. Welche wichtige Quellen für die Bibliographie übrigens die gelehrten Zeitſchriften ſind (ſ. d. Art. Literaturzeitung) bedarf keiner Erinnerung. A—s.

Bibliomanie entſpricht zwar der Etymologie nach dem deutſchen Worte Bücherſucht, wird aber in unſern Tagen mit einer Nebenidee verbunden, welche der Sache ein wo nicht gerade edleres, doch wenigſtens kunſtgerechteres Anſehen giebt. Schon zu Hölty's Zeit bezeichnete der Name Biblioman etwas mehr, als einen, von dem ſich bloß im Allgemeinen ſagen läßt:

Jener liebet den Prunk gleißender Wiſſenſchaft,
Stapelt Bücher auf Bücher auf,
Und begaffet den Band und den bemalten Schnitt,
Und den gläſernen Bücherſchrank.

Der echte Biblioman im jetzt üblichen Sinne des Wortes kauft nicht ohne Auswahl Alles zuſammen, was ihm nur vor die Hand kommt, ſondern ſammelt allerdings nach gewiſſen Rückſichten, legt aber dabei auf außerweſentliche und zufällige Umſtände und Beſchaffenheit der Bücher einen vorzüglichen Werth, und läßt ſich bei dem Ankaufe mehr durch dieſe, als durch einen wiſſenſchaftlichen Gehalt, oder doch wenigſtens in gleichem Grade mit letzterm beſtimmen. Dieſe Rückſichten beziehen ſich theils auf ſogenannte Collectionen, theils auf Schickſale und Alter der Bücher, theils auf das Material derſelben. Die Collectionen oder Sammlungen von Büchern, welche als zuſammengehörig betrachtet werden, weil ſie einen gewiſſen, den Bibliomanen wichtigen Gegenſtand betreffen, oder in einer gewiſſen beliebten Manier gearbeitet, oder in einer berühmten Druckerei erſchienen ſind, ſind zum Theil noch am meiſten wiſſenſchaftlich inſtructiv. Dahin gehören Sammlungen von Ausgaben der Bibel (die vollſtändigſte in Stuttgart) oder einzelner Claſſiker (über Horatius und Cicero auf der Rathsbibliothek zu Leipzig, über Sleidans Commentarien auf der daſigen Univerſitätsbibliothek, über Virgilius in der Trew'ſchen Bibliothek zu Altdorf), der Elzevirſchen Republiken (Dresdner Bibliothek) der Ausgaben in usum Delphini und cum notis variorum, der von der Crusca citirten Ausgaben italieniſchen Claſſiker, der bei Aldus, Comino in Padua und Bodoni (von letztern vollſtändigſte Sammlung in der Bibliothek der Herzogin von Abrantes) gedruckten Bücher, der bei Maittaire, Foulis, Barbou, Brindley, Baskerville und zu Zweibrücken erſchienenen Ausgaben der Claſſiker u. a. m. Früher am meiſten gepflegt, aber jetzt weniger an der Tagesordnung ſind Sammlungen von Büchern, welche durch ihre Schickſale merkwürdig ſind, wohin ſeltne (ehemalige beträchtliche Sammlungen von Engel und

Salthyn, von den noch beſtehenden die verhältnißmäßig ſtärkſte zu Dresden), verbotene, wegen merkwürdiger Verſtümmelungen geſuchte u. a. Bücher gehören. Noch immer allgemein geſucht ſind indeſſen die in den früheſten Zeiten der Buchdruckerkunſt erſchienenen Bücher (Incunabeln) insbeſondere die erſten Ausgaben (editiones principes) claſſiſcher Schriftſteller. Am gewöhnlichſten aber bezieht ſich der Luxus der Bibliomanen auf das Material der Bücher. Mit vorzüglicher Begierde werden geſucht und oft mit unerhörten Preiſen bezahlt Prachtausgaben, von Kupferwerken Abdrücke avent la lettre und farbige Abdrücke Exemplare, die mit Miniaturen und ſchön gemalten Initialen verziert, oder auf Pergament (beträchtlichſte Sammlungen derſelben die 1815 verſteigerte von Mac Carthy; an einem eignen Bibliographiſchen Werke über dieſen Gegenſtand arbeitet van Praet in Paris), auf Papier in ungebräuchlichen Stoffen (Oeuvres du Marq. de Villette London 1786. 16 auf verſchiednen Papierverſuchen, Fr. E. Bruckmann Historia naturalis Asbesti. Brunſv. 1727. 4to auf Asbeſtpapier), auf farbigem Papier (in Italien gewöhnlich blau, in Frankreich roſenfarbig, in ältern deutſchen Büchern gelb, ſeltner grün; Verzeichniß derſelben in Peignot Répertoire des bibliographies spéciales. Paris 1810 8vo), auf großem, d. h. mit ſehr breitem (von den echten Bibliomanen oft nach Zollen und Linien beſtimmten) Rande verſehenen Papier, oder mit Gold, Silber und andern Farben gedruckt ſind (Fasti Neapolionei. Paris 1804. 4to, ein Exemplar auf blauem Velinpapier mit goldnen Buchſtaben, Magna Charta. London, Whitaker 1816. Fol. drei Exemplare auf purpurfarbenem Pergament mit goldnen Buchſtaben) oder deren Text ganz in Kupfer geſtochen iſt (Verzeichniß derſelben bei Peignot a. a. O.). In Frankreich und England iſt auch der Einband ein vorzüglicher Gegenſtand dieſes Luxus geworden. In erſterm Lande ſind vorzüglich die Einbände von Derome und Bozerian geſchätzt, in letzterm die von Charles Lewis und Roger Peyne, von deſſen Arbeit die Bibliothek des Lord Spencer unter andern den Glasgauer Aeſchylus von 1795 beſitzt, deſſen Einband 16 Pfund Sterling 7 Schill. koſtete. Ueberhaupt wird in London in dieſem Stücke eine ſolche Verſchwendung getrieben, daß ein prachtvoller Einband des Macklin'ſchen Bibelwerks (5 Foliobände) in rothem oder blauem Saffian 75 Guineen, und Boydell's große Ausgabe des Shakſpeare (9 Bände mit den großen Kupfern) 132 Pfund Sterling koſtet. Oft iſt ſelbſt der Schnitt des Buchs mit den ſauberſten Gemälden verziert. Auch durch Sonderbarkeiten aller Art ſucht man bisweilen den Einbänden einen eigenthümlichen Werth zu geben. Der Buchhändler Jeffery zu London ließ Fox Geſchichte Jacobs II. mit Anſpielung auf den Namen des Verfaſſers in Fuchsleder (Fox-skin) und der bekannte engliſche Biblioman Askew ein Buch ſogar in Menſchenhaut binden. Die Dresdner Bibliothek beſitzt mehrere in vergoldetes Meſſing, und die Königsberger Schloßbibliothek zwanzig in Silber eingebundene Bücher (gemeiniglich die ſilberne Bibliothek genannt), welche mit großen und ſchön gravirten Goldplatten in der Mitte und auf den Ecken reichlich beſetzt ſind. Zur äußern Ausſchmückung gehört auch die Einfaſſung der Seiten mit bald einfachen, bald doppelten, mit der Feder gezogenen Linien (exemplaire réglé), gewöhnlich von rother Farbe; eine Sitte, die man ſchon in frühern Drucken, namentlich in den bei Stephanus erſchienenen, findet. Das ehemals

ſehr übliche Illuminiren der Kupfer iſt dagegen, wenn es nicht der Inhalt derſelben nothwendig macht (z. B. bei naturhiſtoriſchen oder das Coſtum betreffenden Werken), jetzt abgekommen, weil die Farben die Kunſt des Grabſtichels verbergen. Daher werden auch z. B. illuminirte Exemplare von Dürerſchen Holzſchnitten weniger geſchätzt, als ſolche, denen man ihre urſprüngliche Geſtalt gelaſſen hat. Wie groß indeſſen auch die Menge der künſtlichen Erfindungen, durch welche immer ein Biblioman den andern zu übertreffen ſuchte, ſeyn mag, ſo waren ſie doch faſt alle erſchöpft, bis man endlich auf den ſublimen Einfall gerieth, manche Werke durch Hinzufügung von Kupferſtichen, welche zwar den Text des Buches erläutern, übrigens aber nicht im mindeſten zu demſelben gehören, zu bereichern und ſich auf dieſe Art einzige Exemplare zu verſchaffen. So bietet Longman in London eine ſolche illustrated copie von dem ſonſt ganz gewöhnlichen Biographical dictionary of all the engravers, by Joh. Strutt (London 1785 — 86 II. 4to) aus, welche bis zu 37 Großfoliobänden angeſchwellt iſt, und nicht weniger als 2000 Pfund Sterl. koſten ſoll, und die Dresdner Bibliothek verwahrt aus früherer Zeit ein ähnliches Exemplar von Buddeus hiſtoriſchem Lexicon. Unter den Verſteigerungen, in welchen ſich die Ausſchweifungen der Bibliomanen beſonders zeigten, behauptet die der Bibliothek des Herzogs von Roxburghe zu London im J. 1812 einen Rang, der ihr nie wird ſtreitig gemacht werden können. Alles wurde in derſelben mit faſt unglaublichen Preiſen bezahlt (es iſt bekannt, daß die erſte bei Valdarfer 1471 erſchienene Ausgabe bei Boccaccio um 2260 Pf. Sterl. wegging), und zu ihrem Andenken ward im folgenden Jahre ein Bibliomanio-Roxburghe-Club geſtiftet, deſſen Präſident Lord Spencer iſt, und der ſich jährlich am 12ten Juli, dem Jahrestage des Verkaufs des Boccaccio, in der St. Alban's Taverne verſammelt. Es bedarf wohl keines weitern Beweiſes, daß in der Bibliomanie, die ihre erſte kunſtgemäße Ausbildung gegen das Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts in Holland erhielt, die Engländer jetzt einen Rang behaupten, den ihnen weder die Franzoſen noch die Italiener und noch weniger die kleine Zahl von Sammlungen im Süden von Deutſchland ſtreitig zu machen vermögen. Zu gleicher Zeit haben ſie auch das freilich etwas zweideutige Verdienſt, in Th. Frognall Dibdin's Bibliomania or book madness (Lond. 1811 8vo, womit deſſelben Bibliographical decameron. London 1817 III. 8vo zu verbinden iſt) die ſonderbarſten Einfälle, auf welche ein reicher Sammler nur immer gerathen kann, in ein Syſtem gebracht zu haben. A—s.

Bibliſche Erdkunde iſt die Wiſſenſchaft, welche die natürliche Beſchaffenheit und die Verfaſſung der Länder kennen lehrt, welche der Schauplatz der heiligen Geſchichte d. h. theils der Begebenheiten des jüdiſchen Volkes, theils der erſten Pflanzung des Chriſtenthums geweſen ſind. Sie beſchreibt daher vorzüglich Paläſtina, gibt aber zugleich von den an Paläſtina gränzenden aſiatiſchen Ländern und von den Provinzen des römiſchen Reichs Nachricht, in welche das Chriſtenthum während des apoſtoliſchen Zeitalters Eingang fand. Die Quelle dieſer Wiſſenſchaft ſind die heiligen Bücher ſelbſt, die Schriften des Joſephus, die geographiſchen Schriftſteller der alten Welt, Strabo, Ptolemäus und Pomponius Mela und ein Onomasticon urbium et locorum scripturae s., welches der Biſchof von Cäſarea Euſebius im vierten Jahrhunderte in griechiſcher Sprache ſchrieb und Hieronymus ins Lateiniſche

überſetzte. Unter den neuern Gelehrten, welche dieſe für den Schriftausleger höchſt wichtige Wiſſenſchaft bearbeitet haben, werden beſonders die Werke von Bachiene, Wells und dem Holländer Ysbrand van Hamelsfeld geſchätzt. N.

Bienen. Dieſe durch bewunderungswürdigen Kunſttrieb, durch Ordnungsliebe und Fleiß ſo merkwürdigen Inſecten ſind von den Menſchen früh unter die Hausthiere verſetzt worden. In Polen, Rußland und in vielen andern Ländern trifft man ſie auch noch wild. Die wilden Bienen, die in Baumhöhlen hauſen, ſind rauher, dicker und ſchwärzer als die zahmen. Die Oekonomie der Bienen iſt höchſt bewunderungswürdig; ſie iſt zwar viel beobachtet worden, allein die Beobachtungen ſind über viele Eigenthümlichkeiten noch ſehr widerſprechend. Die Bienen leben in zahlreicher Geſellſchaft zuſammen, die man Schwarm nennt und aus ungefähr 20,000 Arbeitsbienen oder Geſchlechtsloſen, aus 1600 Drohnen oder männlichen Bienen und einem Weibchen, welches man Königin oder Weiſel nennt, beſteht. Die Arbeitsbienen ſind die kleinſten; ſie bilden den Staat, bauen die Zellen, ſammeln Wachs und nähren die Brut. Die Zellen ſind aus Wachs verfertigt und dienen theils zur Aufbewahrung des Honigs, theils zur Zeitigung der Brut. In einem Stocke befinden ſich gewöhnlich 50,000 Zellen. Den Stoff zum Honig holen die Bienen aus dem Nektar der Blumen zuſammen. Den Honigſtoff verſchlucken ſie, bereiten ihn im Magen zum wirklichen Honig und geben ihn dann in den Zellen von ſich. Den Wachsſtoff holen ſie ebenfalls als Blüthenſtaub aus den Blumen, und bringen ihn nach Hauſe, indem ſie denſelben an ihre ausgehöhlten Hinterbeine kleben. Zu Hauſe wird der Staub angefeuchtet, durchknetet und zu Wachs verarbeitet. Die Kunſt und Regelmäßigkeit, mit welcher die Zellen gebaut ſind, kennt Jedermann. Die Drohnen ſind größer als die Arbeitsbienen, haben aber keinen Stachel, ihre Beſtimmung ſcheint nur zu ſeyn, die Königin zu befruchten. Kurz darauf ſterben ſie oder werden, wie einige behaupten, von den Werkbienen umgebracht. Die Königin iſt die Seele des Schwarms; neben ihr wird keine andere geduldet; entſtehen bei einer Brut ihrer mehrere, ſo bilden ſie entweder mit ihrem Anhange neue Schwärme und wandern aus, oder werden umgebracht. Regelmäßig entwikelt ſich alle Jahre ein neuer Schwarm; trennen ſich aber zwei oder gar drei, ſo iſt dies von keinem Vortheile, weil die Schwärme dann zu wenig zahlreich werden. Die Königin iſt größer als die übrigen Bienen, doch nicht ſo groß als die Drohnen, ihre Beſtimmung iſt das Geſchlecht fortzupflanzen. Sie legt in jede Zelle ein Ei, welches dann, wenn es ſich entwickelt, von den Arbeitsbienen gepflegt wird. Alle Bienen zeigen große Zuneigung gegen ſie, und der ganze Schwarm zerſtreut ſich oder ſtirbt, wenn ſie durch einen Zufall umkommt. Doch wollen einige Naturforſcher beobachtet haben, daß ſie ſich zuweilen eine neue Königin verſchaffen; ſie erweitern nemlich eine gewöhnliche Zelle, pflegen die darin befindliche Brut mit Sorgfalt, und ſo entwickelt ſich daraus eine neue Herrſcherin. Uebrigens vergleiche man über die bewunderungswürdige Haushaltung der Bienen und ihre Pflege Bonnets Betrachtungen über die Natur, Struve's prakt. Anleitung zur Bienenzucht und Lehnke's Bienenzucht.

Bigot iſt derjenige, der die Aeußerlichkeiten der Religion oder des Cultus für das Weſen derſelben hält, und daran mit übermäßiger Strenge hängt, daher auch gegen Andersdenkende gewöhnlich

unduldſam iſt. Bigotterie iſt die Folge einſeitiger Ausbildung oder auch gedankenloſer Angewöhnung, gleichſam ein Fanatismus ohne Leidenſchaft.

Bijouterie (franz.), kleine Putz- und Schmuckwaaren von Gold, Silber und Edelſteinen, als Ohrringe, Halsketten, Tuchnadeln, Pettſchafte u. dergl. Aber auch aus unechten Metallen verfertigt man Bijouterien. Die meiſten Bijouterie-Fabriken hat Frankreich, namentlich Paris und Lyon; in Deutſchland ſind die vorzüglichſten Fabriken in Wien, Berlin und Pforzheim.

Bilbao, Bilboa, 14° 57′ 45″ Länge, 43° 16′ 30″ Breite, die Hauptſtadt der ſpaniſchen Provinz Biscaya, eine deutſche Meile von der See, am ſchiffbaren Strome Ybaizabal, über den zwei Brücken führen, von welchen die eine, erſt vor wenig Jahren von Holz erbaute, einen einzigen kühnen Bogen hat, unter welchem die größten dort gewöhnlichen Flußfahrzeuge wegfahren. Die im Jahre 1300 von Don Diego Lopez de Haro gegründete Stadt iſt gut gebaut, hat 5 Pfarrkirchen, 10 Klöſter, an 1000 Häuſer und ungefähr 15,000 Einwohner, eine nautiſche Schule, einen ſchönen Damm, eine Waſſerleitung, ein Arſenal, Gerbereien, Segeltuch-Manufactur, Tauſpinnereien, Ankerſchmiede, Brauerei und vier Kupferhämmer. Sie hat keinen eigentlichen Hafen; kleine Fahrzeuge kommen den Strom herauf bis an die Kaien, die großen legen in Olaviaja an. Im Durchſchnitte pflegen hier 500 bis 600 größere und kleinere Schiffe jährlich anzukommen. Der Hauptgegenſtand des hieſigen Ausfuhrhandels iſt die ſpaniſche Wolle, deren Menge ſich in manchen Jahren auf 100,000 bis 120,000 Centner beläuft. Mit den über Bilbao eingeführten fremden Fabrikartikeln wird ganz Nordſpanien verſorgt.

Bilboquet, ein franzöſiſches Spiel mit einem Stäbchen, das an beiden Enden napfförmige Vertiefungen hat, worin man eine Kugel, die in der Mitte des Stäbchens befeſtigt iſt, auffängt. — Man nennt aber auch das deutſche **Stehauf** (ein aus Kork geſchnitztes, am Fuße mit Blei verſehenes Männchen) Bilboquet.

Bilderdyk, einer der vorzüglichſten jetztlebenden holländiſchen Dichter. S. **Holländiſche Literatur**.

* **Bildhauerkunſt** iſt eine Tochter der **Plaſtik**, oder der Kunſt halb- und ganz erhobene Figuren aus Thon und Gips zu formen; plaſtiſch geformt waren die älteſten Götzenbilder aller Völker, das ſchwerere Schneiden der Geſtalten aus Holz und Elfenbein, und das noch ſchwerere Aushauen derſelben aus Stein und Gießen aus Metall, waren die Erfindungen ſpäterer Zeiten. Doch auch dieſe Erfindungen wurden durch Religion geweckt, wie alle Kunſt von ihr ausgeht; man ſtellte nur das vor, was angebetet werden ſollte. Und ſo fällt der erſte Anfang aller Bildnerei in das graueſte Alterthum. Es gab Blöcke und rohe Steine oder Bäthylien, von denen es hieß, ſie ſeyen vom Himmel gefallen, was man jetzt Aerolithen nennt. Dieſe Blöcke wurden auch als Gränz- und Markſteine verehrt, und hießen Termini. Vom neunten bis ſiebenten Jahrhundert vor Chriſti Geburt hatten die Griechen viel Verkehr mit den Phöniciern. Dieß kluge Handelsvolk verehrte den Gott Theut, Taaut, der ihnen die Buchſtabenſchrift lehrte. Wo ſie nun dieſen als Gränzſtein hinſetzten, ſagten ſie, es ſey ihr Gott, und zwangen die rohen Autochthonen ihn zu verehren. Solche Pfeiler hießen Hermä, daher wurde ſpäter der Gott der Wege und der Reiſenden bei den Griechen Hermes genannt. Später ſetzte man auf dieſe Säulen einen

Kopf, dieß iſt der Urſprung aller Büſten. Alle Werke der Bildhauerkunſt theilt man in runde und halbrunde ein. Unter den erſten verſteht man ſolche, die von allen Seiten betrachtet werden können, es mögen nun ganze Geſtalten, Hermen, Bruſtbilder, Köpfe, Masken, Vaſen Poſtamente oder andere Geräthſchaften ſeyn. Die ältere Schweſter dieſer Bildhauerei in runden Formen iſt die Architektur. Von Tempelerbauungen und Verzierungen geht alle Bildhauerkunſt aus. Unter halbrunden Figuren verſteht man ſolche, die nur einem Theil der Oberfläche nach aus einem flachen Grunde hervorragen. Dieſe nennt man Reliefs, und theilt ſie, je nachdem ſie über die Hälfte, genau die Hälfte, oder unter die Hälfte ihrer Dicke herausſtehen, in Haut-, Demi- und Basreliefs ein. Um eine Ueberſicht über dieſe reiche Kunſt zu gewinnen, wollen wir zuerſt ihre Geſchichte betrachten, dann die berühmten Bildhauer alter und neuer Zeit anführen, und zuletzt einige Worte über den mechaniſchen und techniſchen Theil derſelben ſagen.

*Bildhauerkunſt (Geſchichte der). Man findet in der Bibel ſehr alte Spuren von Bildhauerei; Laban, der im dreiundzwanzigſten Jahrhundert vor Chr. Geb. lebte, hatte geformte Hausgötter, die im Hebräiſchen Teraphim hießen. In den uralten indiſchen Höhlen- und Grottentempel ſindet man Monumente der Sculptur. So wie in der Pagode von Elephantine bei Bombay, eine coloſſale Statue des Brahma. Dieſe Gottheit iſt ſitzend mit gekreuzten Armen gebildet, von vorn mit dem Geſicht und den Formen des Mannes, und von der andern Seite mit Geſicht und Geſtalt eines Weibes; auf der rechten Bruſt iſt die Sonne abgebildet, auf der linken der Mond; Sterne und Firmament, Gewäſſer, Berge, Thiere und Pflanzen ſind dargeſtellt auf dieſer Statue, von welcher die Hindus glaubten, Gott habe ſie ſeinem Sohn als Modell geſchenkt bei Erſchaffung der Welt. Die Phanthaſie der Indier war ſehr reich, aber ſie neigte ſich ſo beſonders zum Symboliſchen und Allegoriſchen hin, daß ſie nie zu einem reinen Kunſtſtyl gelangten. Höchſt bedeutungsvoll ſind ihre Bildwerke, aber ohne Schönheitsſinn geformt zeigen ſie uns gleichſam eine Moſaik von Ideen. Die prachtliebenden Perſer hatten viele Bildwerke, wie die Ruinen von Perſepolis beweiſen; aber ſchon daß ſie nie unbekleidete Geſtalten bildeten hinderte ſie, einen richtigen Begriff der menſchlichen Formen zu gewinnen. In Aſſyrien blühte die Kunſt unter der Königin Semiramis. Man erwähnt bronzne Statuen, welche ſie, Belus und Ninus darſtellten. In den Gebirgen von Kurdiſtan fand man uralte Bildwerke, in welchen die Landesbewohner Abbildugen von Khosru und ſeiner gelibten Schirin ſehen, und den Sänger und Künſtler Ferhad als Bildner nennen. Einen beſtimmten Kunſtſtyl gewannen zuerſt die Aegypter. Düſter und ernſt, aber voll tiefen Sinnes waren die Kunſtwerke dieſer Völker, eben ſo verwandt durch die ſie bedeckenden Hyroglyphen mit der Dichtung und Geſchichte, als durch die Mumienbilder mit dem Glauben an die Unſterblichkeit. Aber ſo wie das Todtenreich der Mumien ihnen erſt das wahre Daſeyn ſchien, ſo iſt die Kunſt der Aegypter auch dem Tod verwandter als dem Leben; ſtarr und bewegungslos ſind alle ihre Geſtalten, mumienartig; ſo ſind ſelbſt ihre Iſisbilder. Dieſe ſind dem uralten Dianenbild zu Epheſus und der urälteſten griechiſchen Kunſt überhaupt verwandt, ſo wie die dienende Anwendung der menſchlichen Geſtalt bei den Capitälern der Säulen zu Dendera, und den ſeltſam ausgedehnten weiblichen Körpern ebenda-

ſelbſt, die einen einſchließenden Kalendercyklus bilden, und die Vermiſchung menſchlicher und thieriſcher Formen bei den Sphinxen, dem Anubis ꝛc. augenſcheinlich mit der indiſchen Kunſt verwandt iſt. Wenn wir nun den altgriechiſchen Kunſtſtyl betrachten, ſo finden wir zuerſt wieder jene früher erwähnten Hermenbilder, die Doppelköpfe, die man Janusbilder nennt und die urſprünglich auf Sonne und Mond hindeuteten, zahlloſe Variationen der Hermen in Hermeraclen, Hermathenen, Hermeoten ꝛc. Von dieſen, an denen weder Hände noch Füße angedeutet waren, iſt die nächſte Stufe zu den noch mumienähnlichern Bildern in Ebenholz und Cedern, wo die Arme anliegen, die Füße nur durch einen Mittelſchnitt, Augen und Mund nur durch einen Schlitz bezeichnet waren. Später löſ'te man die Arme und Füße und gab den Götterbildern Waffen, Schild und Spieß in die Hände, ſo entſtanden die erſten Pallasbilder. Selbſt andere bewaffnete Götterbilder, die in die Cretenſiſche Götterfamilie gehören, wurden Palladien genannt, ſo z. B. die tauriſche Diana. Da ſie immer nur klein waren, ſo wurden ſie gewöhnlich auf Säulen geſtellt, daher ſtammt das ſpäter immer auch bei größer ausgearbeiteten Figuren beibehaltene Wort Bildſäule. Wo man größere Bilder in Metall aushämmerte, war doch der Körper der Bilder nur ein ſäulenförmiger Cylinder, wie der Coloß des amycläiſchen Apollo. Mit dem Dädalus beginnt nun eine neue Kunſtepoche. Von ihm ſagten die Griechen ſymboliſch, ſein göttliches Genie habe gemacht, daß die Bildſäulen gingen, ſähen und ſprächen. Unter ihm dachte man ſich den Kunſtmenſchen oder Kunſterfinder überhaupt; er war zugleich das Symbol für den erſten Bergmann, daher die Fabel von dem Dädaliſchen Labyrinth in Kreta, oder den horizontalen Gängen in dem erſten Bergwerk des metallreichen Kreta. Man ſetzt ihn drei Menſchenalter vor dem trojaniſchen Krieg und macht ihn zum Zeitgenoſſen des Minos. Alle Schüler und Nachahmer nannte man Söhne, daher hießen ſymboliſch alle Künſtler Dädaliden. Hier trennt ſich die altgriechiſche Kunſt in den Styl drei verſchiedener Völkerſchaften, den altattiſchen, den äginetiſchen und den hetruriſchen. Die Künſte erblühten in den Tempeln nicht bloß durch Bildſäulen, ſondern weit mehr noch durch Anathemata, Weihgeſchenke, figurenreiche Throne, Käſten, Schilde, Dreifüße und Vaſen. Berühmt ſind hievon 1) der Kaſten des Cypſelus in Olympia, aus Cedernholz in Gold und Elfenbein eingelegt, und 2) der Thron des Apollo zu Amyclä, als coloſſale Einfaſſung eines noch ältern Coloſſes des Apollo vom Magneſier Bathycles, etwa im Zeitalter des Solon gearbeitet. Er umfaßte in achtundzwanzig Feldern auswendig und vierzehn Feldern inwendig den ganzen damaligen Kunſtkreis der Götter- und Heldenfabel. Auf dieſen zwei Werken findet man charakteriſtiſchen Ausdruck ſelbſt bei der größten Dürftigkeit und Unrichtigkeit der Zeichnung und Proportion, die Ueberſchrift muß überall noch zu Hülfe kommen, die Gegenſtände ſind widrig, es iſt an Bilderſchrift gränzende Allegorie. Zwei Tempel ſind in dieſem Zeitraume merkwürdig als Werke der erſten Dädaliden Dipönus, Rhöcus und Scyllis: 1) das Häräum oder der uralte Tempel der Here, der Juno zu Samos. Das älteſte Bild der Juno darin hatte der Aeginete Smilis gemacht, es war verſchleiert und mit Stützen verſehen; 2) das Artemiſion zu Epheſus; das älteſte Bild darin hieß vom Himmel gefallen und war von den Amazonen geweiht; dann kam das ſchwarze Dianenbild in Mumiengeſtalt mit den vielen Brü-

ſten, als Naturgöttin, dahin. In jener Zeit ſetzte man auch Bilder aus getriebenem Erzblech zuſammen, ſpäter fing man in Samos an ſie in Bronze zu gießen, aber ſtückweiſe, man heftete ſie mit Nägeln zuſammen, die wie Schwalbenſchwänze geformt waren. Es haben ſich noch mehrere Werke aus dieſem älteſten Zeitraume erhalten. Alles iſt in ihnen übertrieben, die Bewegungen ſind eckig, die Falten ängſtlich überhäuft, die Gewänder zackig fliegend, die Umriſſe charakterlos und ſchwankend. Dieſer älteſte Styl zeigte von Stärke und Kraft, ohne Ausdruck und Schönheit. Unter den Piſiſtratiden blühte die Kunſt immer mehr. Doch erſt in den zwanzig glücklichen Jahren unter Perikles Herrſchaft erwachte der höhere Kunſtſinn. In dieſem kurzen Zeitraume erhielt Athen köſtlichere Kunſtwerke, als die Weltbeherrſcherin Rom ſich in ſieben Jahrhunderten verſchaffen konnte. Die Wirkung der großen Dichter dieſer Zeit auf die Kunſt war gewiß ſehr bedeutend. Es war das Zeitalter der Muſterformen und des Idealſtyls. Phidias ſchuf zwei Hauptideale, die Minerva und den Jupiter, die erſtere für das Parthenon in Athen, der letztere war der berühmte olympiſche Jupiter zu Elis. Beide waren in Elfenbein und Gold gearbeitet, der Gott war reizend gebildet und hatte dennoch 40 Fuß Höhe. Sein Thron war herrlich verziert, der Ausdruck Jupiters ſelbſt war eine Vereinigung von Macht, Klugheit und Milde; er thronte hier als oberſter Kampfrichter bei dem Panhellenenfeſte. Seine Größe wird auch am anſchaulichſten durch die Worte eines Epigrammiſten, welcher ſagt: „Die Bildſäule würde das Dach des Tempels wie eine dünne Schale abgeſtoßen haben, wenn ſie je von ihrem goldenen Stuhl aufgeſtanden wäre." Durch Phidias war nun der Kreis der Idealgeſtalten eröffnet. Für die männlichen Gebilde theilte ſich ſpäter dieſer in Götter, Halbgötter und Helden ein; für die weiblichen konnten vielerlei Geſtaltungen ſich zum Ideal erheben, 1) die Jungfrau; dieſe ſondern ſich wieder nach den zwei Hauptſtämmen ab, in: a) die doriſch-cretenſiſche hochgeſchürzte, zweimal gegürtete Jungfrau zur Diana, zu Amazonen, Nymphen und Bacchantinnen; b) die attiſch-ioniſche Jungfrau zu den Muſen, Canephoren und Prieſterinnen; 2) die Matrone, zum höchſten Ideal in der argiviſchen Juno, ferner zum Ideal der Ceres, Cybele und ſpäter der Nemeſis, Fortuna, Pudicitia, Pietas, bis auf die römiſchen Kaiſerinnen und Veſtalinnen, ſo wie die ſchönen Herculanerinnen in der Dresdner Gallerie; 3) die Hetäre wurde zum Ideal der Venus Anadyomene erhoben; 4) die Männin (Virago) zur Pallas-Athene, als Krieg- und Kunſtübende ewige Jungfrau. Zu den männlichen Geſtaltungen gehört nun noch der gymnaſtiſche und der athletiſche Kreis. Polyclet ſchuf den erſten, indem er zweierlei Jünglingsideale bildete, in ſeinem Diadumenos, dem Jüngling, der ſich ſelbſt die Siegerbinde um das Haupt ſchlingt, den ſanftmüthigen, und in ſeinem Doryphoros, der kühn die Lanze vor ſich hinſtellt, den kampfluſtigen Jüngling. Polyclet bildete auch den berühmten Canon, das Muſterbild aller Proportionen. Den athletiſchen Kreis bildete zuerſt Myron; ſeine Ringergeſtalten ſind hochberühmt, beſonders ſein Discobolus, welcher den linken Arm aufs Knie ſtützt, und ſich umbiegend den Discus mit der Rechten rückwärts wirft. Er ſchuf ferner das dieſen Kreis beſchließende Ideal des Hercules, und formte die Ideale des ganzen Thierreiches. Nun erſt, hundert Jahre nach Phidias, 364 vor Chr. Geb. ging der hohe oder Idealſtyl in den ſchönen über. Jetzt fingen die eigentlichen Marmorbildner an, Sco-

pas und Praxiteles waren die erſten; ſie bearbeiteten den Kreis der bacchiſchen Tänze oder Thyaſen, hier wurden die zarteſten Formen der Schönheit mit ſchwärmeriſchem Wahnſinn verſchmolzen. Die Gruppe wurde vom Scopas erfunden, vom Praxiteles die Ideale der Diana, der Venus und des Bacchus. Er war der Vater einer zahlreichen Künſtlerfamilie; nach ihm ging der ſchöne Styl in den graziöſen über, der an Ausdruk und Weihe gewann, was er an Größe verlor. Auf Proportion und Symmetrie hielt man jezt am meiſten. Es war das Zeitalter Alexanders, wo Lyſippus einen neuen Weg in der Kunſt wählte, indem er viele Portraitſtatuen bildete. Er war der einzige, der Alexandern darſtellen durfte, ſo wie nur Apelles ihn malen durfte. Dieſe lezte blühende Periode griechiſcher Kunſt fing 336 Jahre vor Chr. Geb. an. Sie umfaßte den lezten möglichen Kunſtkreis, den der idealiſirten Königs- und Kriegerfiguren. Lyſipp behielt Polyclets Regeln der Proportion im Auge, aber er machte die Körper ſchlanker und die Köpfe kleiner, er verwandte auch beſondere Sorgfalt auf die Ausarbeitung der Haare. Man rühmt ſehr ſeine geiſtathmenden Bilder. Die plaſtiſche Kunſt erhielt durch die Einwirkung der Malerei etwas ſentimentales, deſſen höchſte Vollendung im Pathetiſchen die Laocoonsgruppe iſt. Der Coloſſal-Geſchmack verbreitete ſich und trug viel zum Verfall der Kunſt bei, das Ueberladene hängt genau damit zuſammen. Seit den macedoniſchen und ſyriſchen Kriegen, 200 Jahre v. Chr. Geb., fingen die Kunſtplünderungeu der Römer an. Paulus Aemilius ſchmückte ſeinen dreitägigen Triumphzug mit ungeheueren Schätzen von griechiſchen Kunſtwerken. Das Forum Romanum wurde oft mit koſtbaren Teppichen umſpannt und zum Theater umgeſchaffen, welches dann wohl 3000 Statuen zierten. 12,000 ſtanden auf dem Capitol allein. Mit den Kunſtwerken wendeten ſich auch die griechiſchen Künſtler nach Rom, doch die Kunſt blieb hier verpflanzt und wurde nie heimiſch. Seit den Zeiten des *Sylla* wuchs die Kunſtliebhaberei bis zur Raſerei; die lezte Spätblüthe der Kunſt bemerken wir in Adrians Zeitalter. Höchſte Zierlichkeit, Glätte und Vollendung war ihr Charakter. Dieſer Geſchmack erhielt ſich unter den Antoninen mit leiſer Ausartung, ſank aber ganz unter Severus und ſeinen Nachfolgern; vor Conſtantin dem Großen war die Kunſt völlig untergegangen. Erſt im dreizehnten Jahrhundert entſtand die Bildhauerkunſt wieder in Italien; die neuern Künſtler waren auch wieder geſchickte Erzbildner. Der größte Meiſter jener *erſten Periode* neuerer Kunſt war Michael Angelo Buonarotti; durch ihn und ſeine Schüler erhob ſich die Bildhauerkunſt im Abendlande. Was rohe Barbarei, Fanatismus und zerſtörende Naturbegebenheiten nicht ganz vernichtet hatten, das rettete man aus den Ruinen der alten Größe und Herrlichkeit. Vorzüglich dankt die Kunſt und die Menſchheit den edlen Cosmus und Lorenzo von Medicis das Wiederaufleben einer ſchönern Zeit. Die Künſtler wurden geehrt und unterſtützt, die Schätze des Alterthums geſammelt und Muſeen angelegt. Die benachbarten Fürſten wetteiferten, es den Mediceern gleich zu thun. Doch erreichte die neuere Kunſt nie die Hoheit und ſtille Größe der alten. Objective Reinheit in den Darſtellungen zeichnet die alte Kunſt ſo beſonders aus, keine ſubjective Individualität war ihr beigemiſcht; unter allen neuern Künſtlern hat nur Raphael dieſe Objectivität; jeder neuere Künſtler ſprach ſich ſelbſt in ſeinen Werken aus, der alte Künſtler verſchwand hinter den ſeinigen. Durch Buonarotti's ſtolze

Kraft artete die Kunſt bald in Unnatur aus, und durch Bernini's geſuchte Anmuth, in Manier und Geziertheit; der echte Schönheitsſinn war verſchwunden, man wollte eitel die Alten übertreffen, nicht fühlend, daß man zu tief ſtand, um ſie zu verſtehen und zu ehren! Durch das überwiegende Beiſpiel von Frankreich ſank der gute Geſchmack in allen Künſten immer mehr, die Natur der Menſchen ſelbſt wurde verſchroben. Modethorheit herrſchte tyranniſch. Im 18ten Jahrhundert zündete zuerſt Winkelmann die Fackel der neuern Kunſt wieder an, und öffnete ſeinen Zeitgenoſſen die Augen für die hohe Schönheit der Antike. Der Cardinal Albani und Mengs boten ihm die Hand; ſo wurde die neue Morgenröthe des Kunſt- und Schönheitsſinnes wieder herbeigeführt. Die jetzige Zeit iſt ſtolz auf mehrere wackere Bildner. Es mußte erſt ein ſcheinbarer Stillſtand in der Kunſt eintreten, das Schlechte mußte ganz ſinken, ehe das Schöne wieder erblühen konnte. Canova wurde der Gründer einer neuen Kunſtperiode, Thorwaldſen ſteht ihm kräftig zur Seite und nach den Fortſchritten zu urtheilen, die ſeit dreißig Jahren die neuere Bildhauerkunſt machte und dem Herrlichen, was in ſo kurzer Zeit darin geleiſtet wurde, darf man hoffen, daß ſie auf ſichrerer Bahn iſt als im ſechszehnten Jahrhundert. Jetzt wollen wir einen Blick auf die Meiſter werfen, um durch ſie und ihre Werke den Gang der Geſchichte deſto klarer zu verſtehen.

(Die berühmteſten Bildner der Alten). Früheſte Periode. Daß wir hier nicht mit Vulkan (Tubalkain) und Prometheus anfangen dürfen, lehrt uns die Kunſtgeſchichte, Jenes ſind nur ſymboliſche Geſtalten, und die ſinnigen Griechen deuten uns durch dieſen gebrechlichen Gott und göttergleichen Menſchen nur die alle irdiſchen Stoffe beſiegende techniſche Kraft und Geſchicklichkeit, und im Gegenſatz, die Kühnheit, welche durch den himmliſchen Geiſtesfunken irdiſche Gebilde unſterblich macht, an. In Dädalus aus Athen ſehen wir den erſten großen Bildner, man kann ſein Daſeyn ungefähr vierzehn Jahrhundert vor unſerer Zeitrechnung annehmen. Zugleich lebte Smilis in Aegina. Epeus ſoll das trojaniſche Pferd verfertigt haben. Rhokus aus Samos erfand 700 Jahre vor unſerer Zeitrechnung die Kunſt zu modelliren und Statuen aus Erz zu gießen. Theodorus und Telekles, ſeine Söhne, reiſ'ten der Kunſt wegen nach Aegypten. Der erſtere machte in Epheſus die Hälfte der Statue des Apoll für den Tempel des pythiſchen Apoll zu Samos, und der letztere die andere Hälfte zu Samos, eine Sitte, welche nur bei dem Zuſtande der ägyptiſchen Kunſt möglich war. Dibutades erfand die Kunſt, Portraits in gebrannter Erde zu machen, ſeine Tochter Kallirrhoe erweckte dieſe Idee in ihm, indem ſie den Schatten ihres Geliebten mit einer Kohle auf der Wand umriß. Euchir von Corinth begleitete 663 Jahre vor Chr. Geb. den Demaratus, Vetter des ältern Tarquin, nach Italien und brachte die Modellirkunſt nach Hetrurien. Dipönus und Scylles wurden die Meiſter einer großen Schule. Malas und ſeine Nachkommen gehörten zu den berühmteſten Bildnern jener Zeit. Perilaus arbeitete für Phalaris, welcher 564 Jahre vor Chr. Geb. in Sicilien herrſchte, den berühmten ehernen Stier, ein herrliches Kunſtwerk, worin aber der Künſtler ſelbſt verbrannt wurde. Unter die vorzüglichſten Kunſtwerke in Stein gehörten die Arbeiten des Bathykles aus Amiklä. Kallon aus Aegina lebte 540 Jahre vor Chr. Geb. Demeas von Krotona verfertigte die Statue des Milon. Iphikrates bildete die eherne Löwin der

Leäna, welche um die Verſchwörung des Harmodius und Ariſtogiton gegen Hipparchus wußte, und bei der Tortur, unter welcher ſie ſtarb, dennoch nichts verrieth. Um das heldenmüthige Schweigen dieſes Mädchens auszudrücken, gab der Künſtler der Löwin keine Zunge. Onatas aus Aegina mußte das Bild der ſogenannten ſchwarzen Ceres zu Phygalea wieder herſtellen. Ageladas aus Argos hält man für den Lehrer des Phidias.

Zweite Periode. Hoher Kunſtſtyl. Mit Phidias aus Athen fing die Zeit des hohen Idealſtyls an, er war deſſen Schöpfer. Er lebte in der glücklichen Zeit des Perikles. Außer ſeinen beiden Hauptwerken, Pallas Athene und Jupiter, ſind noch ſehr berühmt: ſeine Pallas aus Erz für Athen, ſeine Venus Urania, ſeine Nemeſis im Tempel bei Marathon und ſeine Amazone, die ſchöngeſtaltete genannt. Er arbeitete nur einen einzigen Knaben nach dem Leben. Seine Lieblingsſchüler waren Alkamenes aus Attica, und Agorakritus von Paros. Die berühmteſten Werke des erſtern waren ſein Vulkan, ſein olympiſcher Sieger, ſein Amor, ſein Mars und ſeine Venus. Der zweite wurde noch mehr von Phidias geliebt; er wetteiferte mit Alkamenes bei Verfertigung einer Venus, und wurde von den Athenienſern nur aus Vorliebe für ihren Mitbürger nachgeſetzt; er ſchuf ſeine Venus zu einer Nemeſis um und verkaufte ſie nach Rhamnus. Varro hielt dieſe Statue für die ſchönſte, die je geſchaffen worden ſey. Polycletus von Argos war Schöpfer der Juno zu Argos, dieſes dritten Hauptideales, eines Seitenſtüks zum olympiſchen Jupiter. In der ludoviſiſchen Juno iſt uns noch eine Nachbildung ihres Kopfes aufbewahrt. Außer ſeinem berühmten Canon bildete auch Polyclet alle ſchönen Stellungen der Knabengymnaſtik und alle naiven Spiele der Jugend; höchſtes Ideal dieſes Kreiſes iſt ſein Merkur. Da zartere Weichheit dieſem Meiſter eigen war, ſo iſt es natürlich, daß ihm die reizenden Canephoren von Athen ſo gelangen. Er war hauptſächlich Erzbildner. Sein Mitſchüler und Nebenbuhler war Myron aus Eleutherä in Böotien. Er ſchuf drei auf einer Baſis zuſammengeſtellte Coloſſe, Minerva, die den apotheoſirten Hercules dem Jupiter vorſtellt. Myrons vielumfaſſende Mannigfaltigkeit zeigte ſich auch in der Wahl neuer kühner Stellungen. Er verſchmähte die zarteren Ephebengeſtalten und zeigte ſeine Kraft in der Darſtellung der ausgearbeitetſten Athletenkörper. Sein Läufer, ſein Wurfſcheibenſchleuderer und ſeine Pancratiaſten ſind berühmt; dieſen Kreis ſchloß ſein Ideal des Hercules. Ueberdem ſind unter den Thiergeſtalten ſeine Kuh und ſein Seedrache berühmt. Nur eins war dieſem großen Bildner verſagt, die Grazie des Ausdrucks; hierin übertraf ihn ſein Nebenbuhler Pythagoras von Rhegium, der die Wellenlinie als Schönheitszug beſtimmte und die Nerven und Adern zuerſt zart anzudeuten verſtand. Dieſer ſchuf das Ideal des Apollo in der Stellung des Pythonſchützen, deſſen Nachbildung die herrlichſte Statue iſt, die wir noch beſitzen, der Apoll von Belvedere.

Dritte Periode. Schöner Kunſtſtyl. Sokrates, der Bildner der bekleideten Grazien, macht den Uebergang zu dieſer Kunſtepoche, ſo wie Athenodorus und Naucydes. Praxiteles und Scopas brachten die Kunſt zur höchſten Vollendung, indem ſie Schönheit mit Anmuth vereinten. Die berühmteſten Werke des Scopas waren ſeine raſende Bacchantin (ein Gott ſchien dieſe Mänade zu beſeelen, der weit rückgebogene Kopf vereinte die höchſte Schönheit mit bacchiſchem Wahnſinn) ſein Amor, ſeine Venus (wahrſcheinlich das

Vorbild der mediceiſchen) und ſeine Gruppe, der Triumph des Achilles, den Thetis nach ſeinem Tode in die glücklichen Inſeln führt, wobei Scopas Gelegenheit fand, zahlloſe Tritonen, Nereiden und Seeungeheuer in den anmuthigſten Gruppirungen zuſammen zu ſtellen. Praxiteles, der ſeelenvollſte aller Bildner, ſchuf die vollendeten Ideale der Diana und des Bacchus. Letztern bildete er als Gegenſatz zu den Satyrn und Faunen, die alles Rohe und Ausgelaſſene ausdrücken; er war mit zarter Weichheit gebildet, ohne weiblich zu seyn, es war die perſonificirte, ewige Fröhlichkeit im ſiegreichen Göttersohn, das holdeſte und würdevollſte Far niente im Spiel mit den ſcherzenden Umgebungen. Seine Diana zeigte die jungfräulichſte Sittlichkeit bei raſcher Thatkraft. Homers Nauſikaa begeiſterte ihn dazu. Er ſchuf ferner die geprieſene Satyrſtatur, Peribbetos, und das Ideal des Eros. Dieſer wurde von den Alten nie als Kind gebildet; die wahre Kinderbildung konnte erſt im chriſtlichen Kunſtkreis ſtatt finden. Eros wurde ſtets als ein zum Jüngling reifender Knabe dargeſtellt. Praxiteles wagte zuerſt die Venus ganz zu entkleiden und ſchuf ſo das neuere Ideal derſelben. Vor allen berühmt ſind ſeine Venusbilder zu Cos und zu Gnidos. Erſtere iſt von unten bis auf die Hüften verhüllt, die Gnidiſche ganz enthüllte hielt das Gewand mit der Linken über das Badegefäß. Wir beſitzen von beiden Nachbildungen. Man ſchreibt die Gruppe der Niobe dieſem Meiſter zu. Sein Sohn Cephiſſodorus war berühmt durch ſein gymnaſtiſches Symplegma (ſo nennt man es, wenn die Ringer alle vier Hände in einander verſchränkten) und ſeinen Aeskulap. Von ihm an artete die Kunſt durch die üppigſten Darſtellungen aus; ſchon Praxiteles bildete für Phrynen eine Gruppe in Bronze, worin er eine lachende Hetäre einer weinenden Matrone gegenüberſtellte. Hermaphroditen, Satyr- und Nymphengruppen wurden mit hoher Kunſtvollendung, aber zügelloſem Sinn gebildet.

Vierte Periode. Zeitalter Alexander des Großen. Nur durch Grazie und immer zartere Ausführung konnte die Kunſt jetzt noch etwas gewinnen, indem die hohe Idealſchönheit ſank. Lyſippus von Sicyon trat auf und wurde der Meiſter veredelter Portraitbildung. Unter den Göttern war Herkules ſein Liebling und er vollendete die vom Euphranor angegebene Idealfigur des Neptun. Er ſtellte den Alexander vom Knaben an bis zum Manne dar. Plinius behauptet, er habe allein 1500 Statuen gebildet; andere ſchränken dieſe Zahl auf 610 ein. Er wurde ſehr alt; bei dieſer Angabe iſt jede Geſtalt ſeiner großen Gruppen einzeln gezählt. Unter dieſen Statuenvereihen ſind, Alexanders Jagd, und die 25 Statuen zu Pferde, die macedoniſchen Freunde vorſtellend, die beim erſten Angriff am Granicus an Alexanders Seite fielen, die berühmteſten. Seine Pferde waren ſehr ſchön. Euthycrates, ſein Sohn Apollodorus und Silanion waren große Bildner dieſer Zeit. Chares von Lindus goß den berühmten Sonnencoloß zu Rhodus, er brachte zehn Jahre damit zu. Dieſer Coloß war 70 Ellen oder 105 pariſer Schuh hoch. Er wurde nach ſechsunddreißig Jahren durch ein Erdbeben zerſtört, die Trümmer lagen gegen 870 Jahre und wurden im Jahre 651 nach Chr. Geb. verkauft und auf 900 Kameelen fortgeſchafft. Ageſander, Athenodorus und Polydorus, Vater und Söhne aus Rhodus, bildeten die berühmte Gruppe des Laokoon mit ſeinen Söhnen, Glykon von Athen den Farneſiſchen Herkules, Apollonius und Tauriscus den Farneſiſchen Stier.

Die Bildhauer der Römer waren Griechen; wir können von ihnen nur den Arceſilbus, Freund des Lucius Lucullus, bemerken, und den Paſiteles, den größten Modellier zu Pompejus Zeit. Er ſchrieb fünf Bücher über die berühmteſten Kunſtwerke. Zenodorus hatte in Gallien einen ungeheuer großen Merkur in Erz gebildet, und wurde vom Nero nach Rom berufen, um deſſen Bild in einem 110 Fuß hohen Coloß darzuſtellen; Der Guß mißlang. Unter dem Kaiſer Auguſt wurde die ſchöne liegende Statue der ſterbenden Cleopatra gebildet. Kleomenes, ein Athenienſer, verfertigte unter Tiberius die ſchöne Statue des Germanicus. Die vier ungemein ſchönen metallnen Pferde, die lange zu Venedig über dem Haupteingange der Markuskirche ſtanden, wurden unter Nero gearbeitet. Der herrliche Antinous, eine der vollendeteſten und ſchönſten Statuen, iſt aus Hadrians Zeit.

Die berühmteſten Bildner der neuern Zeit. Frühere Periode. 1) Italieniſche Bildhauer. Im elften Jahrhundert wird zuerſt wieder ein Bildhauer Buono erwähnt, im zwölften Bonanno aus Piſa. Nicolo Piſano ſtarb 1270 und wird Wiederherſteller des guten Geſchmackes in der Bildhauerkunſt genannt. Von ſeinem Sohne Giovanni Piſano ſieht man noch viele Werke in Piſa. Andrea Orgagna, mit dem Beinamen Buffalmaco, ſtarb 1389. Luca della Robbia wußte ſeine aus gebranntem Erde gemachten Werke mit einem guten Firniß zu überziehen. Lorenzo Ghiberti der 1455 ſtarb, war ein ſehr geſchickter Meiſter; ſeine in Erz gegoſſenen Thüren am Battiſterio zu Florenz ſind berühmt; Michael Angelo erklärte ſie für würdig an dem Eingange des Paradieſes zu ſtehen. Donatello, geboren zu Florenz 1383, bereicherte Venedig, Florenz, Genua und Faenza mit ſeinen Werken; ein kahlköpfiger Greis von ihm iſt in Florenz berühmt. Er bildete für die Marcuskirche zu Florenz die ehernen Statuen des heil. Petrus, Georgo und Marcus; die letztere iſt beſonders merkwürdig durch die Frage des Michael Angelo: „Marco, perchè non mi parli?“ (Marcus, warum ſprichſt du nicht mit mir?) Donatello ſtarb 1466. Sein Bruder Simon machte eine der Bronzethüren der Peterskirche, und das Monument Martin V. in der Laterankirche. Andrea Piſano war ſowohl als Bildner wie als Stempelſchneider berühmt. Lor. Lotto, Lorenzetto genannt, war der erſte, der es wagte, beſchädigte alte Statuen wieder zu ergänzen. Andrea Verrocchio, der Lehrer des Perugino und des Leonardo da Vinci in der Malerei, gab aus Neid über dieſe Schüler dieſe Kunſt auf und widmete ſich einzig der Bildnerei. Unter den Neuern war er der erſte, der die Kunſt wieder erfand, Verſtorbene abzuformen. Ruſtici, 1470 zu Florenz geboren, war Schüler des Verrocchio und nachher des Leonardo da Vinci. Von letzterm lernte er die Kunſt zu modelliren, den Marmor zu bearbeiten, in Bronze zu gießen und die Perſpective. Seine berühmteſten Arbeiten ſind eine Europa, eine Leda, ein Vulkan und ein Neptun. Michael Angelo Buonarotti, geboren zu Florenz 1474, geſtorben 1564, lieferte ſchon in früher Jugend Werke, worüber man ſtaunte, den Kopf einer alten Frau und die Statue eines Herkules. Man bewundert beſonders ſeinen Bacchus, die berühmte Coloſſalſtatue Julius II., für deſſen Monument er drei Figuren bildete, unter denen ſein berühmter Moſes iſt, ferner ſeinen David, ſeine Victoria zu Florenz und ſeine Bildſäule der Nacht auf dem Grabmale des Julian von Medicis. Sein Amor, den er in Florenz vergraben

hatte und wieder ausgraben ließ, wurde für eine ſchöne Antike gehalten, bis der Künſtler einen zurückbehaltenen Arm deſſelben vorzeigte. Tatti, von ſeinem Geburtsorte Sanſovino genannt, 1477 geboren, verfertigte noch als Jüngling zu Rom ein Modell von der Laokoonsgruppe, welches nach Raphaels Urtheil den Preis erhielt, und in Erz gegoſſen wurde. Er verfertigte viele Werke für Venedig, worunter beſonders die Marmorbilder der Jungfrau in der S. Marcuskirche und Johannes des Täufers in der Kirche zu Caſa Grande berühmt ſind. Man lobt beſonders die Leichtigkeit ſeiner Drapperien und die Bewegung ſeiner Figuren. Baccio Bandinelli, 1487 zu Florenz geboren, wetteiferte mit Buonarotti. Er hatte große Kenntniſſe der Anatomie, ſeine Manier iſt kräftig, aber rauh. Er ergänzte den rechten Arm des Laokon; ſeine Basreliefs auf den Grabmälern Leo X. und Clemens VII. ſind bekannt. Benvenuto Cellini, 1500 zu Florenz geboren, war Bildner, Goldſchmidt und Maler. Properzia Roſſi, aus Bologna, iſt die einzige berühmte Künſtlerin in der Sculptur. Zwei Engel in Marmor, welche die Façade der Kirche der heil. Petronia ſchmücken, und mehrere Büſten gründeten ihren Ruf. Sie ſtellte geſchickt und zart die Leidensgeſchichte und viele Apoſtelgeſtalten auf Pfirſichkernen in Basrelief dar. In der Gallerie des Marcheſe Graſſi in Bologna bewahrte man elf ſolcher Kerne. Sie ſtudirte die Regeln der Baukunſt und der Perſpective, war geſchickte Malerin und Tonkünſtlerin. Eine unglückliche Liebe veranlaßte den Tod dieſer berühmten Künſtlerin in der Blüthe ihrer Jahre, 1530. Sie grub die traurige Geſchichte ihrer Gefühle in Marmor, und dies Basrelief wurde ihr Meiſterwerk. Guglielmo della Porta, aus Mailand, ſtellte im Jahre 1573 mehrere Antiken in Rom her, beſonders ergänzte er die Beine des Farneſiſchen Herkules ſo gut, daß Buonarotti die ſiebenundzwanzig Jahre ſpäter gefundenen, nicht beſſer fand. Die ſchöne Statue der Gerechtigkeit auf dem Grabmale Paul III. in der Peterskirche, iſt von dieſem Meiſter, ſo wie die vier großen Propheten in den Niſchen zwiſchen den Pfeilern der erſten Arkade derſelben Kirche. — Mit Bernini, 1598 zu Neapel geboren, fängt eine zweite Periode der italieniſchen Sculptur an. Er war ein Mann von ungemeinen Talenten, aber ſeine Kühnheit, ſeine Phantaſie und beſonders ſein Streben allgemein zu gefallen, riſſen ihn zur regelloſen Manier hin; er ſuchte die natürliche Anmuth zu überbieten und ſetzte ſie vergeblich in die Grübchen in den Wangen. Seine heil. Thereſia und heil. Bibiana waren ſeine Meiſterwerke. Aſſelandro Algardi, zu Bologna geboren, wetteiferte mit Bernini. Er war ein Schüler des Lodovico Carracci, und der Maler blickte oft aus ſeinen Werken hervor. Durch zwei Statuen von übernatürlicher Größe, einen Johannes und eine Magdalena, gründete er ſeinen Ruf. Sein berühmteſtes Werk iſt ein ſehr großes Basrelief aus einem einzigen Stück Marmor in der Peterskirche, Papſt Leo den Großen vorſtellend, wie er den wüthenden Attila mit der Rache der Apoſtel Paulus und Petrus bedroht. Es iſt 32 Fuß hoch und 18 breit. Seine eherne Statue des Papſtes Innocenz X. iſt die ſchönſte Statue der Päpſte in Rom. Algardi hatte eine beſondere Gabe, die Schönheit der Kinder und Liebesgötter darzuſtellen. Er ſtarb 1654. Höchſt berühmt und durch zahlloſe Copien bekannt, iſt ſein Kruzifix. Er überſchritt oft die Gränzen der Sculptur, indem er die Wirkungen des Helldunkels in ſeinen Basreliefs aufſuchte, und dem Schein mehr als der Wahrheit hul-

digte. Er war der Stifter einer großen Schule. Domenico Guido, Antonio Raggi, Ercole Ferrata und Gabriel Brunelli zeichnen ſich unter den vielen Nachfolgern jener beiden letztern aus. Gonnelli, der Blinde von Cambaſſi genannt, verlor ſchon im zwanzigſten Jahre die Sehkraft und machte ſich einzig durch das taſtende Gefühl zum Bildner. So formte er in gebrannter Erde, Cosmus I. Großherzog von Toskana. Tubi, 1630 in Rom geboren, arbeitete viel für Frankreich. Die berühmte Gruppe auf Turenne's Grabmale iſt von ihm. Camillo Rusconi, 1658 zu Mailand geboren, liebte die antiken Vorbilder innig und copirte ſie meiſterhaft. Sein Hauptſtück iſt das Grabmal Gregor XIII. in der Peterskirche. Die Stellung ſeiner Figuren iſt majeſtätiſch und ſchön, ſein Styl iſt correct, voll Ausdruck, Feuer und Leben. Angelo Roſſi, 1671 in Genua geboren, zeichnete ſich beſonders durch ſeine trefflichen Reliefs aus. Er folgte mehr dem Geſchmacke der Alten als Algardi's Styl, und arbeitete ſie nicht ſo tief, ſondern mehr als Demirelief. Seine Arbeit in dieſer Gattung für das Grabmal Alexander VIII. iſt das ſchönſte Basrelief in der Peterskirche. Gaetano Zumbo, 1656 zu Syrakus geboren, hatte keinen andern Lehrer als ſein Genie. Er trieb das Pouſſieren in farbigem Wachs zu großer Vollendung; er arbeitete den bekannten Cyclus der Verweſung, wo alle Grade derſelben in fünf nach der Natur colorirten Leichnamen dargeſtellt ſind, mit ſchaudererweckender Wahrheit, für den Großherzog von Toskana. Eine Geburt des Heilandes und eine Kreuzabnahme gehören zu ſeinen Meiſterwerken.

2) *Franzöſiſche Bildhauer.* Jean Goujon, aus Paris, iſt der erſte berühmte Bildner in Frankreich. Sein berühmteſtes Werk iſt die Fontaine der Nymphen auf dem Markte des Innocents in Paris, welche er unter Franz I. anfing und 1550 unter Heinrich II. endigte. Er war auch Baukünſtler und Stempelſchneider. Er kam 1572 bei dem Blutbade der Bartholomäusnacht um. Germain Pilon, aus Paris, hatte viel Grazie, aber er war oft incorrekt. Er war der erſte Bildner, der die verſchiedenen Stoffe der Drapperien genau unterſchied. Sein ſchönſtes Werk war die Gruppe der drei chriſtlichen Tugenden, aus einem weißen Marmorblock gebildet, für die Cöleſtiner-Kirche. Jean von Bologna war 1524 zu Douai geboren. Er kam früh nach Rom und wurde Buonarotti's Schüler. Seiner Armuth wegen wollte er ſchon wieder heimkehren, als ihm ein Kunſtfreund in Florenz ein Stück Marmor gab, woraus er eine Venus bildete, durch die er ſehr berühmt wurde. Seine vorzüglichſten Werke ſind Simſon und ein Philiſter zu Florenz, ſein coloſſaler Neptun und ſein Raub der Sabinerinnen daſelbſt, ſein fliegender Mercur in Erz und ſein Jupiter Pluvius, der größte Coloß der neuern Kunſt. Von ſeinem Schüler Tacca war das Pferd der Statue Heinrich IV. auf dem Pontneuf und die Statue Philipp IV. Königs von Spanien zu Pferde im vollen Gallop dargeſtellt, in Buen-Retiro. Jacques Sarraſin, 1590 zu Noyon geboren, bildete ſich in Rom, und verband Genie mit Eleganz und Grazie. Die Caryatiden, welche den großen Pavillon des alten Louvres zieren, und die Gruppe Romulus und Remus in Verſailles gehören zu ſeinen Meiſterwerken. Er ſtiftete eine fruchtbare Schule und ſtarb 1660. Von François Anguier war das ſchöne Mauſoleum des Herzogs von Montmorency, in der Marienkirche zu Moulins, und von deſſen Bruder Michel die Statuen und Reliefs des Chores St. Denis. Von Theodon war die

ſchöne Statue des heil. Johannes im Lateran, und die beiden großen Gruppen im Tuileriengarten, Atlas, der ſich in einen Felſen, und Phaetuſa, die ſich in eine Pappel verwandelt. Er ſtarb 1680. Lerambert verfertigte viele Gruppen für Verſailles. Puget, 1622 zu Marſeille geboren, war Maler, Architekt und Bildhauer. Hätte er die reinen Formen der Antike mehr ſtudirt, ſo würde er alle neuern Bildner haben übertreffen können. Seine Werke ſind kühn und kräftig. Beſonders berühmt ſind ſeine zwei coloſſalen Termen am Rathhauſe zu Toulon, ſeine Statue des Milon im Park von Verſailles, und ſein ſterbender Fechter. Die Brüder Marſy, 1624 und 1628 zu Cambray geboren, verfertigten die ehernen Statuen des Bacchus und der Latona zu Verſailles, und die berühmte Pferdegruppe bei den Bädern des Apoll daſelbſt. François Girardon, 1630 zu Troyes geboren, war der berühmteſte Bildner aus dem Zeitalter Ludwig XIV. Seine Ritterſtatue dieſes Königs, die ſonſt auf dem Platze Vendome ſtand, 21 Fuß hoch, war das erſte Werk der Neuern, welches aus einem einzigen Guſſe gegoſſen wurde. Die meiſten von Girardons Werken ſind nach Zeichnungen von Le Brun und zieren den Park von Verſailles. Pierre le Gros, 1656 zu Paris geboren, lebte faſt ſtets in Rom, und gehört zu den beſten franzöſiſchen Künſtlern. Seine berühmteſten Arbeiten ſind eine ſchön drappirte Römerin im Tuileriengarten, der heil. Dominicus in der Peterskirche, die Gruppe des heil. Ignaz, und die heil. Thereſia in der Carmeliterkirche zu Turin. Er ſtarb 1719, tief gekränkt durch die Gleichgültigkeit, welche die pariſer Akademiker ihm bewieſen. Nicolas Couſtou, 1658 zu Lyon geboren, hatte viel Geſchmack und Leichtigkeit, doch einen ganz franzöſiſchen Styl. Sein Bruder Guillaume übertraf ihn noch, er vollendete das von ſeinem Bruder angefangene Basrelief le passage du Rhin. Edmond Bouchardon, 1698 zu Chaumont geboren, wurde beſonders berühmt durch ſeine Fontaine des Grenelles in Paris, und ſeinen Amor zu Choiſy, der ſich aus der Keule des Hercules einen Bogen macht. Ein herrliches Werk war ſeine Ritterſtatue Ludwig XV. Sein Styl war mehr ſanft als erhaben, mehr geregelt als kühn. Von Lambert Adam, 1700 zu Nancy geboren, ſind die beiden 18 Fuß hohen Statuen, die Seine und Marne, zu St. Cloud, ſo wie die Gruppe Neptun und Amphitrite zu Verſailles. Sein Styl iſt rauh und wild. Lemoyne zeichnete ſich durch Portraits aus, er war feurig, aber incorrekt. René Slodz, 1705 zu Paris geboren, arbeitete im einfach großen Styl; wenige verſtanden das Drappiren beſſer als er, doch ſind ſeine Formen nicht immer rein. Baptiſte Pigalle, 1714 zu Paris geboren, bildete ſich nur durch unſäglichen Fleiß. Seine Statuen, Mercur und Venus, ſind berühmt, beide erhielt der König von Preußen. Das berühmte Grabmal des Marſchalls von Sachſen zu Straßburg iſt ſein Werk. Ein Knabe mit einem Käfig, aus welchem der Vogel entflogen iſt, erwarb ihm durch die Wahrheit der Formen und des Ausdrucks allgemeinen Beifall. Er ſtarb 1785. Etienne Falconet wurde nach Petersburg berufen, um die metallne Statue zu Pferde von Peter dem Großen zu machen. Demoiſelle Collot machte das Modell zu dem Kopf derſelben.

3) Deutſche Bildhauer. Lange ſchon vor Albrecht Dürers Zeit blühten in Süddeutſchland gar wackere Bildner, deren Fleiß und Trefflichkeit uns die Kirchen, Rahthäuſer und Brunnen in Nürnberg und andern Orten beweiſen, ja der Spuren noch älterer Bild-

hauerkunſt finden wir in den zahlloſen Rittergeſtalten und Heiligenbildern noch viele, die ſich in allen Münſtern und beſonders im Dom zu Cöln bis in die zarteſten Thürmchen hinaufranken. Doch die Namen dieſer Meiſter ſind unbekannt, wahrſcheinlich kamen die erſten von Byzanz herüber. Albrecht Dürer, der ein allgemeines Kunſtgenie war, zeigte ſich auch als trefflicher Bildner in großen und kleinen, ganz und halb erhobenen Geſtalten aus Holz und Stein. Leonhard Kern, 1580 zu Forchtenberg geboren, bildete ſich in Italien, und arbeitete mit vieler Kunſt in Holz, Stein und Elfenbein. Gottfried Leygebe, 1630 zu Freiſtadt in Schleſien geboren, 1683 zu Berlin geſtorben, beſaß die zuvor unbekannte Kunſt, aus einer Maſſe von Eiſen kleine Rittergeſtalten zu machen. Von ihm iſt der Kaiſer Leopold I. zu Copenhagen, Carl II. von England als heiliger Georg zu Dresden, und Churfürſt Friedrich Wilhelm als Bellerophon zu Berlin. Rauchmüller arbeitete an der 1693 vollendeten Dreifaltigkeitsſäule zu Wien. Andreas von Schlüter, 1662 zu Hamburg geboren, ſtudirte in Italien beſonders den Buonarotti, und wurde nach Berlin berufen, wo er das Zeughaus verzierte und das Modell zu der trefflichen Ritterſtatue des Churfürſten Friedrich Wilhelm machte, welche 1700 von Johann Jacobi gegoſſen wurde. Balthaſar Permoſer, 1650 im Salzburgiſchen geboren und 1732 zu Dresden geſtorben, hat zu Berlin, Dresden und Leipzig viele treffliche Arbeiten hinterlaſſen. Uebrigens ſind Meſſerſchmidt aus Wien, Osner aus Nürnberg, Zwenkhof, Dunkel und Stahlmeier aus Wien, Schwarz aus Dresden, Adam und die Brüder Ränz zu erwähnen.

4) Niederländiſche, Engliſche und Ruſſiſche Bildhauer. Von dieſen nennen wir beſonders: Franz Duquesnoy; 1594 zu Brüſſel geboren, berühmt unter dem Namen il Fiamingo. Er hatte wie Algardi eine beſondere Gabe, die Schönheit der Kinder darzuſtellen, und fliegende, ſich emporſchwingende Geſtalten gelangen ihm beſſer, als keinem zuvor. Er ſchloß eine innige Freundſchaft mit Pouſſin, und beide lebten der Kunſt mit reinem Enthuſiasmus ohne Gränzen. Sein 22 Palmen hoher Andreas in der Peterskirche zu Rom, iſt eine der ſchönſten Statuen dort, und ſeine Suſanna zu Loretto wurde wegen ihrer edeln Stellung, ihres ſanften, frommen Ausdrucks und ihrer trefflichen Bekleidung ſehr bewundert. Buyſter, Slodz, Quellius und Van Obſtal waren geſchickte niederländiſche Bildner. Gibbons, der 1721 zu London ſtarb, zeichnete ſich beſonders in ſchön ausgearbeiteten und fleißig vollendeten Ornamenten aus. Seine Blumen und Vögel ſind unübertrefflich zart. Wilton und Rysbrack zeichneten ſich beſonders im graziöſen Styl aus; die weiblichen Gebilde des letztern ſind höchſt anmuthig. Nolkens hatte gute Stellungen, aber wenig Correktheit. Der Ruſſe Pawlof zeichnet ſich als Portraitbildner aus.

5) Spaniſche Bildhauer. Deren gibt es unzählig viel, und ſie alle hier zu nennen, wäre zwecklos. Die Kunſt blühte ſeit dem eilften Jahrhundert dort, und ſchon 1033 arbeitete Aparicio von Caſtilien ein Basrelief in Gold und Elfenbein, in 22 Abtheilungen die Jagd des heil. Millan vorſtellend, welches in dem Kloſter Yuſo aufbewahrt wird, und deſſen Proportion und Grazie man bewundert. Klöſter und Kirchen gaben den Künſtlern reichliche Beſchäftigung. Man zählt bis auf 160 ausgezeichnete ſpaniſche Bildhauer.

Neueſte Kunſtperiode. Cavaceppi in Rom macht den Uebergang zu den großen Bildnern der jetzigen Zeit. Der vielverdiente

Ritter Canova iſt nicht allein in Hinſicht auf die Schönheit und Grazie des Styls, die zarte Vollendung der Arbeit und die reiche Erfindungsgabe der erſte Bildner jetziger Zeit, ſondern er verdient auch durch die Güte und Großmuth, womit er junge Künſtler unterſtützt und Preiſe für ſie ausſetzt, doppelten Ruhm. So wie in früherer Zeit der leider zu früh (1793) verſtorbene ſehr verdienſtvolle Trippel an Kraft und ſtrengem Styl rühmlich mit Canova zu wetteifern begann, ſo thut es jetzt der treffliche Däne Thorwaldſen, der für die Heldengeſtalten, ſo wie für die Beſtimmtheit und Hoheit der Formen von vielen als noch größerer Meiſter anerkannt wird. Beide wirken herrlich vereint auf ihre Zeit, als Meiſter der Kraft und Anmuth. Ausgezeichnet brave und verdienſtvolle Künſtler unſerer Zeit ſind ferner: der wackere, tieffühlende Dannecker in Stuttgart, deſſen Ariadne an Schönheit mit der Antike wetteifert, Schadow in Berlin, Zauner in Wien, Ruhl in Caſſel, Ohnmacht in Straßburg, Döll in Gotha, Chaudet und Houdon in Paris und Flaxman in London. Von ihnen und ihren geſchickten Schülern und Nachfolgern kann man mit Recht rühmen, daß ſie das Studium der Kunſt mit reinem Sinn, geläutertem Geſchmack und wahrem Enthuſiasmus treiben.

Bildhauerkunſt (Technik der). In Hinſicht des mechaniſchen und techniſchen Theils kommen zuerſt Material und Werkzeug in Betracht. Das Material iſt bei uns gewöhnlich Holz oder Stein. Unter den Steinarten iſt der Marmor die für den Künſtler ſchicklichſte Maſſe. Das vornehmſte und faſt einzige Werkzeug der Bildhauerkunſt iſt der Meißel, von welchem es aber verſchiedene Arten gibt, wie z. B. das Spitzeiſen, das Zahneiſen, der Pickhammer, das Breiteiſen, das Rundeiſen, das Zwergeiſen. Zur Arbeit von Marmor ſind alle von Stahl und werden mit eiſernen Hämmern getrieben. Bei dem Sandſteine hingegen hat man ſie nur verſtählt und treibt ſie mit hölzernen Schlägeln. Die feinern Inſtrumente der Bildhauerei ſind die Drittbohrer (Findelbohrer), die Raſpel; Nebenwerkzeuge die Menſur, das Richtſcheit, das Stichmaß und der Krummzirkel (Taſter). Bevor aber der Künſtler an dieſe Handarbeit gehen kann, muß er ein Vorbild in einer Maſſe geformt haben, deren Weichheit ihm wenigere Schwierigkeiten in den Weg legt, als die nachher zu bearbeitende härtere Maſſe. Ein ſolches Vorbild heißt **Modell**, vor welchem manche Künſtler öfters noch eine **Skizze** verfertigen, welche das im Kleinen enthält, was das Modell größer ausführt. Bei geübten Künſtlern vertritt die Skizze nicht ſelten die Stelle des Modells ſelbſt; andere können hingegen das letztere nicht entbehren. Gewöhnlich bedient man ſich zu beiden des naſſen Thons oder Wachſes. Der Thon wäre die geſchickteſte Materie Figuren zu bilden, wenn er ſeine Feuchtigkeit behielte. Nun aber trocknet er nicht etwa in allen Theilen gleich ſehr zuſammen (in welchem Falle daſſelbe, obgleich verminderte Verhältniß bleiben würde), ſondern die kleinen Theile trocknen weit geſchwinder zuſammen, als die größern, und der Leib der Figur, als der ſtärkſte Theil, am ſpäteſten. Das Wachs hingegen hat die Unbequemlichkeit nicht. Man formt daher ſein Modell aus Thon, oder von Gyps und gießt es alsdann in Wachs. Der Thon ruht bei dieſer Arbeit auf dem Pouſſirſtuhle, und zwar auf der beweglichen Scheibe deſſelben, welche ſich nicht allein nach allen Richtungen herumdrehen, ſondern auch erhöhen und erniedrigen läßt. Aus freier Hand mittelſt der Pouſſirhöl-

zer bildet der Künſtler die Skizze oder das Modell. Einen Theil nach dem andern arbeitet er im Groben mit der Hand aus, bearbeitet ihn hernach mit den Pouſſirhölzern und dem naſſen Schwamme weiter, und ebnet ihn mit dem Pinſel. Nachdem nun der Künſtler auf dieſe Weiſe der weichen Maſſe Form gegeben hat, trägt er dieſe auf die harte Maſſe über, in welcher das Werk eigentlich aufgeſtellt werden ſoll. Der Block, welcher dazu beſtimmt iſt, zu demſelben verarbeitet zu werden, ſteht vollkommen ſenkrecht auf einem Geſtelle, oder dem ſogenannten Pouſſirſtuhle, auf welchem er, mittelſt eines Hebebaums nach Erfodern kann umgedreht werden. Unweit des Blockes ſteht, ebenfalls auf einem Pouſſirſtuhle das Modell. Nachdem nun dieſe Vorkehrungen ſämmtlich getroffen ſind, begibt ſich der Künſtler an die eigentliche Arbeit, nämlich an das Behauen des Blockes. Hier gibt es nun eine doppelte Art nach Maßgabe des Modells die Maſſen zu beatbeiten, die praktiſche und die akademiſche. Nach der erſten Art überzieht der Künſtler Modell und Block mit einander durchſchneidenden Horizontal- und Perpendicularlinien, welche auf beiden in gleichen Verhältniſſen Quadrate bilden, worauf er alsdann verfährt, wie man ein Gemälde durch ein Gitter verjüngt oder vergrößert. Es zeigt nämlich ein jedes kleines Viereck des Modells ſeine Flächenmaſſe gleichergeſtalt auf jedem großen Viereck des Blocks an. Da nun aber hierdurch gewiſſermaßen doch nur oberflächlich der eigentliche körperliche Inhalt, ſo wie der rechte Grad der Erhöhung und Vertiefung des Modells beſtimmt werden kann, ſo wird der Künſtler ſeiner künftigen Figur allerdings ein gewiſſes Verhältniß des Modells geben können. Dabei bleibt er aber lediglich der Leitung ſeines Auges überlaſſen und muß deßhalb beſtändig zweifelhaft ſeyn, ob er, in Hinſicht auf ſein Modell, zu tief, oder zu flach, ob er zu viel, oder zu wenig Maſſe weggenommen. Er iſt ferner auch nicht im Stande, weder den äußern Umriß, noch denjenigen, welcher die innern Theile des Modells, oder diejenigen, welche gegen die mittlere Erhöhung zugehen, oft nur wie mit einem Hauche angezeigt, durch ſolche Linien zu beſtimmen, durch die er ganz untrüglich und ohne die geringſte Abweichung eben dieſelben Umriſſe auf ſeinen Stein entwerfen könnte. Weil nun auch ferner keine Gränzen der Tiefen geſetzt werden können, ſo kann der Fehler, wenn einmal etwas verhauen iſt, nicht wieder erſetzt werden. Und endlich iſt es ein Hauptmangel dieſer Verfahrungsart, daß die auf den Stein aufgetragenen Linien alle Augenblicke weggehauen werden und eben ſo oft, nicht ohne Beſorgniß der Abweichung, von neuem müſſen gezogen und ergänzt werden. Dieſe Ungewißheit nöthigte die Künſtler, einen ſicherern Weg zu ſuchen, und viele nahmen diejenige Verfahrungsart an, welche von der franzöſiſchen Akademie in Rom zum Copieren der Antiken zuerſt erfunden war. Nach dieſer befeſtigt man nämlich über dem Blocke und dem Modelle die ſogenannte Menſur, welches ein viereckiger Rahmen iſt, von welchem man nach gleich eingetheilten Graden Bleifäden herunterfallen läßt. Durch dieſe Fäden werden die äußerſten Punkte der Figur deutlicher bezeichnet, als in der erſten Art durch Linien auf der Fläche, wo ein jeder Punkt der äußerſte iſt, geſchehen konnte; ſie geben auch dem Künſtler ein ſinnliches Maß von einigen der ſtärkſten Erhöhungen und Vertiefungen durch die Grade ihrer Entfernung von Theilen, welche ſie decken, wodurch er in den Stand geſetzt wird, freier und mit mehrerem Muthe bei ſeiner Arbeit zu Werke zu gehen. Da

aber der Schwung einer krummen Linie durch eine einzige gerade Linie nicht genau zu beſtimmen iſt, ſo werden ebenfalls die Umriſſe der Figur durch dieſen Weg ſehr zweifelhaft für den Künſtler angedeutet, und in geringen Abweichungen von ihrer Hauptfläche wird ſich derſelbe alle Augenblicke ohne Leitfaden und ohne Hülfe ſehen. Es iſt ſehr begreiflich, daß in dieſer Manier auch das wahre Verhältniß der Figuren ſchwer zu finden iſt. Um dieſem Uebelſtande auszuweichen, bemüht man ſich, jenes Verhältniß zu finden, indem man die Bleifäden durch Horizontalfäden durchſchneiden läßt. Michel-Angelo erfand einen neuen, vor ihm noch unbekannten und ſehr ſinnreichen Weg, auf welchem er das richtige Verhältniß der Figuren zu beſtimmen ſuchte. Eine Nachricht davon findet man in Vaſari's Leben der Maler ꝛc. ausführlicher aufgezeichnet, als es hier geſchehen kann, weswegen wir dahin verweiſen. Hat nun der Künſtler nach einer dieſer Methoden jeden Theil ſeines Modells nach ſeiner Lage und ſeinem Verhältniß an dem Blocke beſtimmt, ſo arbeitet er denſelben mit dem Eiſen und, nach Erfoderniß der Umſtände, mit dem Bohrer aus, vermittelſt welcher Inſtrumente er die überflüſſigen Theile an der Maſſe wegnimmt. Hierbei geht er von dem äußerſten Punkte nach den innern Punkten fort und gründet ſo alle Hauptpunkte der Glieder, Muskeln, der Draperie u. ſ. w. von allen Seiten. Iſt ein Punkt gefunden, und wo es möglich iſt, mit dem Bohrer vorgearbeitet, ſo ſchlägt der Künſtler den überflüſſigen Stoff mit dem Spitzeiſen aus, läßt jedoch noch etwas ſtehen, damit es ihm bei der Ausarbeitung nicht fehle. Anfänglich ſchlägt er jeden Theil eckig aus, dann bricht er nach und nach die Ecken und rundet jeden Theil. Das Eiſen darf, damit nicht zu viel Stein abſpringe, immer nur wenig auf einmal wegnehmen. Hat nun aber der Block ungefähr die Figur, die er bekommen ſoll, erhalten: ſo wird er auspouſſirt (mit dem Zahneiſen weiter ausgebildet) und die Anlage zu den feinſten und zarteſten Theilen gemacht. Die Maſſen unter den ſchwebenden oder ſchwachen Theilen, z. B. die Gegenden unter den Armen, zwiſchen den Fingern und Füßen, und Falten u. ſ. w., zu deren Bearbeitung das Spitzeiſen nicht gebraucht werden kann, werden nun bei dem Auspouſſiren vermittelſt des Bohrers und der Raſpel weggenommen, welches eine ſehr mühſame Arbeit iſt. Auf dieſelbe Art entſtehen auch die Vertiefungen des krauſen Haupthaares, der Naſenlöcher u. ſ. w. Hierauf ſchreitet der Künſtler zu den Zähnen, das heißt, er nimmt mit dem Zahneiſen alle bisher noch eckig angelegten Theile ab und gibt der Figur Rundung, Richtigkeit und Feinheit. Dabei bedient er ſich des Taſtercirkels, um die Stärke jedes Gliedes genau nach dem Modell zu beſtimmen. Nun ſteht das Werk kenntlich da, und darf nur rein gemacht, d. h. rein und ſauber ausgearbeitet werden, welches mit dem Breiteiſen, dem Rundeiſen und dem Zwergeiſen geſchieht. Das erſte ebnet gemeiniglich das Nackte und alle ebenen Flächen, das zweite die Vertiefungen, z. B. die Falten, und das dritte die kleinen ſchwebenden Theile. Da aber das Eiſen den harten Stein nicht völlig ebnet, ſo muß ihm die Raſpel zu Hülfe kommen, welche überdies die feinſten Theile, z. B. die Augenlieder, Nägel u. ſ. w. ausbildet. Nach dem Unterſchiede der Flächen werden gerade, aufgeworfene runde, flache u. a. Raſpeln erfodert. Das Rauhe, welches ſie zurücklaſſen, wird mit feinem Sandſteine abgeſchliffen. Beſteht die Materie des Werks aus Marmor, ſo erhält dieſer zuletzt noch Politur, entweder mit gepulvertem

Bimsſtein oder einem feuchten Tuche, oder mit Zinnaſche, oder, und zwar am häufigſten bei gefärbten Marmorarten, mit gebrannten und gepulverten Schafbeinen, oder mit Schmergel.

Biliner Sauerbrunnen, quillt bei dem Städtchen Bilin in Böhmen in 4 Quellen hervor, am Fuße eines hohen Felſen, des Bilinerſteins oder Portzen. Die Gegend umher iſt bergigt. Vor Allem aber hebt ſich maleriſch daraus hervor der hohe, faſt auf allen Seiten frei aufſtrebende Bilinerſtein, von deſſen Höhe man einer wahrhaft reizenden Ausſicht genießt. Das Städtchen Bilin ſelbſt iſt alt, und ſoll vordem ſeine eignen Herzöge gehabt haben, die die Gegend beherrſchten, aber von den Prager Herzögen unterdrückt worden ſeyn, die nun Burggrafen hieher ſetzten. Später kam es an die königliche Kammer, die es wieder an Vaſallen überließ. Jetzt ſind die Fürſten von Lobkowitz in dem Beſitze dieſer Herrſchaft. Der Biliner Brunnen mag zuerſt im Anfange des 18. Jahrhunderts entdeckt worden ſeyn; ward aber erſt um die Mitte deſſelben gefaßt. Da jedoch das Waſſer ſchon verſendet wurde und dieſe Verſendung zunahm, ſo baute man hierzu ein Haus, legte eine Lindenallee an, und half überhaupt der Gegend durch Kunſt nach. Wie ſehr der Brunnen hierauf im Rufe zugenommen, beweiſ't der Abſatz der gefüllten Flaſchen. Im Jahre 1779 wurden 2698, und im Jahre 1786 bereits 42,000 Flaſchen verſchickt. Die Brunnen entquillen der Erde ganz rein; der Geſchmack iſt friſch, kühlend, ſäuerlich; das Waſſer wirft viel Perlen, vorzüglich wenn es mit Wein vermiſcht wird, und ſchäumt, wenn man Zucker hinzugefügt; die Wärme der Quelle iſt 12 Grad Reaumur. Das Waſſer enthält in einem Pfunde zu 16 Unzen: luftſaures mineraliſches Laugenſalz $30\frac{1}{2}$ Gr., Glauberiſches Wunderſalz $4\frac{3}{5}$ Gr., Kochſalz $1\frac{7}{9}$ Gr., luftſaure Bittererde $2\frac{4}{7}$ Gr., luftſaure Kalkerde $3\frac{1}{33}$ Gr., Kieſelerde $\frac{3}{4}$ Gr., Extractivſtoff $\frac{7}{11}$ Gr., Luftſäure 49 Kubikzoll, und reine Luft 4 Kubikzoll. Mit Nutzen wird der Biliner Brunnen getrunken bei Hypochondrie, ſchleimigen Schlagflüſſen, Lähmungen, Kopfkrankheiten, bei Faulfiebern, der Bräune, Geſchwüren, Hautausſchlägen, Skropheln, Skorbut, in gichtiſchen und ſolchen Krankheiten, die Erſchlaffung zum Grunde haben, bei Krankheiten des Unterleibes, der Bruſt, der Harnwege ꝛc. Obſchon der Brunnen auch an Ort und Stelle getrunken wird, ſo trinkt man ihn doch auswärts noch ſtärker, beſonders da Töplitz nur eine Stunde entfernt iſt. Die Luſtpartien von hier aus ſind nach den Luſtorten auf Töplitz gerichtet.

Billard nennt man große, mit grünem Tuche überzogene, mit einem erhöhten Rande (Bande) eingefaßte Tafeln, worauf man elfenbeinerne Kugeln mit einem Stabe (Queue) gegen einander ſtößt, um ſie in gewiſſe an den Ecken und Seiten angebrachte Oeffnungen zu treiben. Es iſt ein durch ganz Europa ſehr beliebtes Spiel. Die Kunſt beruht darauf, genau zu wiſſen, auf welchem Punkte und mit welcher Kraft, die mit dem Stabe angeſtoßne Kugel die andere berühren müſſe, um ſie in eine Oeffnung zu treiben, und in der Fertigkeit, der erſten Kugel mit dem Stabe die nöthige Kraft und Richtung zu geben. Man ſpielt mit mehr oder weniger Kugeln, und nach verſchiedenen Regeln in Rückſicht des Treffens der verſchiedenen Kugeln und der Oeffnungen, in die ſie getrieben werden müſſen. Daher die verſchiedenen Benennungen des Spiels à deux, à la boule, Carambole, Caroline, u. ſ. w.

† Binomiſch. Binomial-Coefficienten ſind die Zahlen, welche anzeigen, wie oft in der entwickelten Potenz eines Binomii, z. B. a+b, jede Gattung von Product aus den Theilen desſelben vorkommt. Den merkwürdigen Satz von der Summe der Quadrate der Binomial-Coefficienten hat la Grange zufälliger Weiſe gefunden.

Binomiſcher Lehrſatz. Hierunter verſteht man jene merkwürdige Formel, welche die Zuſammenſetzung einer Potenz des Binomii a+b aus den beiden Theilen a und b und dem Exponenten der Potenz darſtellt.

Biot (Jean Baptiſte), einer der erſten jetzt lebenden Phyſiker Frankreichs, wurde im J. 1774 zu Paris geboren und machte ſeine erſten Studien im Collegium Ludwig des Großen, von wo er zum Artilleriedienſt überging. Seine Begierde nach höherm Wiſſen trieb ihn bald wieder nach Paris zurück, wo er an der polytechniſchen Schule ſo lange eifrigſt fortſtudirte, bis er ſich zu einer Profeſſur in Beauvais fähig fühlte. Sein Name hatte ſchon einen bedeutenden Ruhm gewonnen, und ſeine wiſſenſchaftliche Bildung konnte nirgends mehr gewinnen, als in dem ſchönen Kreiſe großer Gelehrten zu Paris. Er folgte alſo 1800 dem Rufe dahin und trat als Profeſſor der Phyſik am Lycee de France auf. 1802 wurde er zum Mitglied der 1ſten Klaſſe des Inſtituts ernannt. Er allein wagte es 1804 dagegen zu votiren, daß das Inſtitut für Bonaparte's Ernennung zum Kaiſer ſtimmen ſollte, und ſetzte ſeine Meinung auch durch. 1806 wurde er mit Arago nach Spanien geſendet, um den Meridian von Frankreich zu verlängern, und wurde noch vor ſeiner Abreiſe zum Mitgliede des Bureau des Longitudes ernannt. Seine Sendung hatte den gewünſchten Erfolg. Unabläſſig widmete er ſich nun den Studien und Vorleſungen, und vermehrte ſeine Schriften der Zahl nach, wie ſie dem Werthe nach ſich täglich vergrößerten. 1814 erhielt er vom Könige das Legionskreuz und trat 1816 der Redaction des Journal des Savans für den Bericht der mathematiſchen Wiſſenſchaften bei. Sein vorzüglichſtes Werk iſt: Traité de Physique expérimentale et mathématique 1816, welches für ein klaſſiſches Werk gehalten wird. Neben ſeinen größern Werken arbeitete er ununterbrochen an wichtigen Aufſätzen für gelehrte Journale ꝛc. und gehört unbezweifelt zu den thätigſten und gründlichſten Gelehrten ſeiner Zeit und ſeiner Nation.

Birgittenorden oder Orden von St. Salvator, hieß eine aus Nonnen und Mönchen zuſammengeſetzte geiſtliche Congregation, die von einer vornehmen Schwedin, Namens Birgitta, 1344 durch Errichtung des vermiſchten Nonnen- und Mönchkloſters Wadſtena in Oſtgothland geſtiftet wurde, und der Regel des heiligen Auguſtinus folgte. Die Nonnen hatten darin, wie in dem Orden von Fontevraud in Frankreich, die Regierung über die Mönche, welche der Aebtiſſin untergeben waren, neben dem Kloſter der Nonnen in abgeſonderten Gebäuden lebten und den Kirchendienſt, wie auch die Hausdienſte verrichten mußten. Bei dieſer ſonderbaren Vereinigung der Geſchlechter zum aſcetiſchen Leben, war doch kein geſelliger Umgang derſelben unter einander erlaubt und auf alle Weiſe für die Erhaltung guter Zucht und Ehrbarkeit geſorgt. Dieſer Orden verbreitete ſich weder ſchnell noch in großem Umfange, doch gab es noch nach der Reformation einige Klöſter deſſelben im Süden von Europa, welche im 17. Jahrh. eingingen. E.

Birkenſtock (Joh. Melch. Edler von), erwarb ſich um das Schulweſen in den Oeſterreichiſchen Landen unſterbliche Verdienſte. Er war geboren zu Heiligenſtadt im Eichsfeld den 11. Mai 1738, ging nach der Vollendung ſeiner Studien nach Wien, ward in der k. k. geheimen Staatskanzlei angeſtellt, und gewann bald großen Einfluß auf die Studien- und Cenſurangelegenheiten. Unter Kaiſer Joſeph II. ward er Mitglied der Studiencommiſſion und war unabläſſig bemüht, die Schulen zu verbeſſern und geläuterte Grundſätze einzuführen. Als die Erziehung dem Piariſtenorden übergeben wurde, ward er in den Ruheſtand verſetzt. Er ſtarb den 30. Oct. 1809. Sein gebildeter Geſchmack, richtiger Blick, und ſeine humaniſtiſche Bildung zeichneten ihn unter den öſterreichiſchen Staatsdienern vortheilhaft aus. Als Schriftſteller hat er ſich nur durch die Gewandtheit, im ſogenannten Lapidarſtyle ſich auszudrücken, berühmt gemacht.

* Birmingham, wichtigſte Fabrikſtadt Englands, in der Grafſchaft Warwick, unregelmäßig gebaut, mit 16,000 Häuſern und 86,000 Einwohnern, hat eine bergige Lage, in einer an Steinkohlen und Eiſen reichen Gegend. Die Einfarbigkeit der Häuſer, welche aus dunkelrothen Mauerſteinen erbaut ſind, die man, wie es allgemein in England geſchieht, nicht übertüncht, gibt der Stadt etwas ſehr Trauriges, wozu noch kommt, daß der beſtändig auf der Stadt liegende dicke Rauch, der aus den zahlreichen Metall-Werkſtätten ſich verbreitet, der Stadt ein düſteres, ſchmutziges Anſehen verleihet. Birmingham, zu Ende des 17ten Jahrhunderts ein unbedeutender Ort von 900 Häuſern und 5000 Einwohnern, iſt jetzt eine der blühendſten Städte des brittiſchen Reiches und der Hauptort für gröbere und feinere Arten von Stahl- und plattirten Waaren, für Gewehre, Knöpfe, Schnallen und Meſſingwaaren aller Art, für Bijouterie und Quincaillerie und lackirte Arbeiten. Die Wichtigkeit der daſigen Fabriken ſieht man daraus, daß 1794 der Werth der daſelbſt verfertigten Fabrikate 34½ Millionen Fl. betrug. Außerordentlich groß iſt die Mannichfaltigkeit der hier fabricirten Artikel, die man auf dem Continente unter dem Namen der Birminghamer Waaren kennt, und bewunderungswürdig iſt die Menge neuer Erfindungen, welche Einfachheit und Zweckmäßigkeit mit einander verbinden, und ſämmtlich darauf berechnet ſind, den Lebensgenuß angenehmer und bequemer zu machen. Z. B. man verfertigt tragbare Stühle, die man in ein Rohr zuſammenlegen kann, Taſchenſonnenſchirme, Kutſchentritte mit einer Feder, die heraus- und hineinſpringen, ſobald man die Kutſchthüre öffnet oder ſchließt, Peitſchen, aus deren Seiten bey dem Drucke einer Feder kleine Stacheln hervorſpringen, ſo daß man ſich derſelben als Sporen bedienen kann, Krücken, die man durch eine Feder länger und kürzer machen kann, Meſſer für Leute, die nur eine Hand haben ꝛc. Sehenswürdig iſt die Verfertigung der Flintenläufe. Ungeheure Hämmer, von einer Dampfmaſchine in Bewegung geſetzt, welche die Kraft, von 120 Pferden hat, zerſchmettern die Eiſenſtäbe, wenn ſie aus den Oefen kommen. In einem Augenblicke ſind ſie in eiſerne Bänder verwandelt, um einen metallenen Stab gewickelt, welcher das Kaliber beſtimmt, die Enden zuſammengeſchweißt, und ſo iſt der Flintenlauf faſt fertig. Stabeiſen, dicker als ein Zoll, wird in ungeheure Scheeren gehalten, die es wie Papier zerſchneiden. Eiſendraht, einen bis $\frac{1}{10}$ Zoll ſtark, kommt aus dem Zieheiſen eben ſo leicht, als ein baumwollener Faden ſich

um die Spindel windet. Die Kupfergießerei bietet andere Wunder des Kunſtfleißes, der Geſchicklichkeit und der Macht dar. Dies Metall dehnt ſich unter dem Cylinder der Dampfmaſchine, wie der Teig unter dem Rollholze des Paſtetenbäckers, und man macht daraus jene dünnen Platten, womit die Schiffe beſchlagen werden. In der Nähe von Birmingham, aber ſchon in der Grafſchaft Stafford, liegt der Fabrikort Soho, 1768 noch bloßes Heideland, wo man jetzt engliſche Kupfermünzen und ausländiſche für die oſtindiſche Compagnie prägt. Vermittelſt der Dampfmaſchinen ſchlagen acht Knaben in einer Stunde 33,600 Guineen. Ferner iſt daſelbſt eine große Fabrik von plattirten Waaren und eine Fabrik von Dampfmaſchinen, die Boulton erſt auf den Gipfel der Vollkommenheit gebracht hat. Vier Oefen verſchaffen flüſſiges Eiſen genug, um Güſſe bis auf die Schwere von 200 Ct. in einem Stücke auszuführen.

Biſam, ſ. Moſchus.

Biſchöfliche Kirche, ſ. Anglicaniſche Kirche.

Biſchofsmütze iſt eine hohe, zweiblätterige, oben ſpitzige und mit Edelſteinen beſetzte Mütze, welche die Biſchöfe bei Amtsverrichtungen tragen. — Biſchofsſtab, (auch Krummſtab genannt) ein hoher, oben gekrümmter Stab, den die Biſchöfe als Ehrenzeichen ihrer Würde bei Amtsverrichtungen neben ſich tragen laſſen und im Wappen führen. Urſprünglich war es ein Hirtenſtab, den die Biſchöfe zu führen anfingen, da ſie ſich als Hirten der Gläubigen betrachteten. Durch Ueberreichung dieſes Stabes geſchah auch die Belehnung oder Inveſtitur eines Biſchofs.

Blacas d'Aulps (Graf) ſtammt aus einer der berühmteſten Familien in der Provence und wurde 1770 geboren. Als Kapitain bei einem Cavallerie-Regimente wanderte er aus, diente mit Auszeichnung bei dem Heere der Prinzen und begab ſich alsdann zum Könige nach Verona, deſſen Vertrauen er vollkommen gewann. Er beſorgte die Angelegenheiten ſeines Herrn als Geſandter zu Petersburg, von wo er mit dem Könige 1800 ſich nach England begab, und dort nach der Abreiſe des Herrn von Avaray deſſen erſter Miniſter wurde. 1814 kam er im Gefolge des Königs nach Paris zurück, wurde zum Hausminiſter und Staatsſecretär ernannt, handelte mit Feſtigkeit und zarter Schonung, ohne es beſtimmt mit einer der politiſchen Partheien zu halten, und machte ſich dadurch alle und ſelbſt die Prinzen zu Feinden. Trotz ſeiner Liebe, mußte der König der allſeitigen Beſtürmung nachgeben, um die Ruhe zu unterhalten, und ihn noch vor ſeiner Rückkehr von Gent nach Paris vom Miniſterium entfernen. Blacas wurde als Geſandter nach Neapel geſchickt, wohin er über London durch Deutſchland und die Schweiz reiſte, und dort die Verheirathung der Prinzeſſin Marie Caroline mit dem Herzoge von Berry unterhandelte. Nach glücklicher Vollendung dieſes Geſchäfts mußte er im April 1816, mit neuen höchſt wichtigen Aufträgen verſehen, den Herrn von Preſſigny in ſeinem Geſandtſchaftspoſten zu Rom ablöſen, wo er im Sommer 1817 das Concordat zwiſchen Frankreich und dem heiligen Stuhle zu Stande brachte, welches indeſſen bis jetzt nicht ratifizirt wurde.

Blasinſtrumente, ſ. Inſtrumentalmuſik.

Bleichart, ein blaßrother Rheinwein, der in der Gegend von Andernach und Koblenz gewonnen wird.

Bleiſtift, nennt man ein in Holz gefaßtes länglichtes Stück Reisblei, das zum Zeichnen gebraucht wird. Das beſte Reisblei

wird in England, in der Grafſchaft Cumberland gebrochen, aber die Gruben werden nur alle 5—6 Jahre einmal geöffnet. Die Bereitung der Bleiſtifte geſchieht auf keine andere Weiſe, als daß man das Reisblei in kleine Stückchen ſägt und in die hölzernen Formen legt. In Deutſchland haben Baiern und Oeſterreich Reisblei, aber es iſt von ſchlechterer Art. Die daraus bereiteten Bleiſtifte ſind daher auch ſchlechter. Man unterſcheidet die deutſchen Bleiſtifte leicht von den engliſchen, wenn man ſie an das Feuer hält; jene brennen mit bläulichter Flamme, weil ſie mit Schwefel gemengt ſind, dieſe aber nicht.

Blenheim, Blindheim, ein bairiſches Dorf im Ober=Donaukreiſe, Landgericht Hochſtedt, an der Donau, hat mit den dazu gehörigen Filialen ungefähr 1300 Einwohner, und gehörte früher zum Fürſtenthum Neuburg. Hier ſchlugen am 13. Auguſt 1704 die Engländer und Oeſterreicher unter dem Herzoge von Marlborough und dem Prinzen Eugen die vereinigten Franzoſen und Baiern unter den Marſchällen Tallard und Marſin, und dem Kurfürſten von Baiern. Dieſe Schlacht war in taktiſcher Hinſicht höchſt merkwürdig. Die Angriffslinie war ungewöhnlich (faſt eine deutſche Meile) lang. Marlborough ſtürmte das von dem Feinde beſetzte, und zur Deckung ſeines rechten Flügels dienende Blenheim ohne Erfolg, änderte ſogleich ſeinen Plan, und warf ſich mit der Hauptmacht auf den weiten Raum zwiſchen dem rechten Flügel und dem feindlichen Centrum, während er nur ſo viel vor Blenheim ſtehen ließ, als nöthig war, um dieſen Poſten im Schach zu erhalten. Bald war der Sieg entſchieden, das Centrum der Franzoſen mußte ſich zurückziehen; ihm folgten die Baiern auf dem linken Flügel, welche dem ungeſtümen Angriffe des Prinzen Eugen lange widerſtanden hatten. Marlborough, anſtatt den weichenden Feind zu verfolgen, ſetzte ſich zwiſchen ſeine Retirade und den 18,000 Mann ſtarken Poſten von Blenheim, und zwang dieſen letzteren, durch Aufhebung aller Communication, das Gewehr zu ſtrecken. Schon des Morgens um 6 Uhr ſtanden die Armeen einander im Angeſicht. Aber erſt um Mittag kam es zum eigentlichen Gefecht. Frankreich und Baiern verloren gegen 30,000, Oeſterreich und England an 12,000 Mann. — Tallard war unter den Gefangenen. Die Franzoſen und Baiern mußten ſich bis an den Rhein zurückziehen.

Blonden, eine Art ſehr dünner und durchſichtiger geklöppelter Spitzen aus roher Seide, von allerlei Farbe, Breite und Muſtern. Es gibt ſeidne, halbreiche u. ſ. w. Die franzöſiſchen Blonden ſind die beſten und wohlfeilſten; indeß verfertigt man ſie jetzt auch im ſächſiſchen Erzgebirge und im Vogtlande von vorzüglicher Güte.

Blumen (künſtliche), werden aus Federn, Batiſt, Taffet, Biscuit, vorzüglich aber aus den Coconhäuten der Seidenwürmer verfertigt. Dieſe Sorte liefert beſonders Italien in großer Menge, und man nennt ſie daher auch italieniſche Blumen. Die ſchönſten Blumen liefert Paris; doch auch in Berlin, Wien, Nürnberg u. ſ. w. werden ſolche Blumen in großer Vollkommenheit verfertigt. Der natürliche Geruch wird den künſtlichen Blumen durch das Benetzen mit wohlriechenden Oelen gegeben.

Blumenſpiele (jeux floraux), welche in Toulouſe jährlich gehalten werden. Schon in dem Zeitalter der Troubadours beſaß Toulouſe ein literariſches Inſtitut unter dem Namen: College du

gai savoir, oder de la gaie science (Collegium der fröhlichen Wiſſenſchaft, wie man die Dichtkunſt nannte). Es wurde noch vor dem Jahre 1323 geſtiftet. Sieben Troubadours unter einem Kanzler bildeten dies Collegium, welches Doctoren und Baccalaureen creirte, und lehrten die Geſetze der Liebe (lois d'amors, auch fleurs du gai savoir genannt) in ihrem Palaſt und dem Garten dieſes Palaſtes. Im Jahre 1323 erließen ſie einen verſificirten Brief an alle Dichter der Sprache von Oc, und luden ſie zum 3ten Mai 1324 zu einem Liederfeſte ein, dem Verfaſſer des beſten Gedichts ein Veilchen aus feinem Golde verheißend. Der berühmte Troubadour, Arnaud Vidal, gewann damals dieſen Preis. Die Capitoule (Magiſtrate) der Stadt aber, die ebenfalls eingeladen worden, erboten ſich, um ein Feſt aufzumuntern, das zur Verherrlichung von Louſe gereichte, künftig das goldne Veilchen zu liefern. Um den Glanz des jährlichen Feſtes zu erhöhen, fügte man dem goldnen Veilchen noch zwei andere Preiſe zu, eine wilde Roſe (Eglantine) und eine Ringelblume (Souci), beide aus Silber. Aehnliche Inſtitute entſtanden in der Folge zu Barcelona unter König Johann, und zu Tortoſa unter König Martin; dagegen gerieth jene urſprüngliche Stiftung zu Toulouſe, wegen der ungünſtigen Zeitumſtände, in Verfall und war nach Verlauf eines Jahrhunderts dem Untergange nahe, als Clemence Iſaure es durch ihre reiche Stiftung neu belebte. (S. d. Art. Clemence Iſaure). Sie beſtätigte durch ihr Teſtament die beträchtliche Schenkung für die Feier dieſes poetiſchen Feſtes, welches nun unter dem Namen: Jeux floraux, fortgeſetzt wurde. Eine Meſſe, eine Predigt und Almoſen eröffneten nun ſtets die Feierlichkeit. Vor der Preisvertheilung wurde Clemencens Grab mit Roſen beſtreut. Reichere Blumen befeuerten den Wetteifer der Sänger. Fünf Preiſe wurden feſtgeſetzt, ein Tauſendſchön (Amaranthe) von Gold, 400 Livres werth, für die ſchönſte Ode; ein Veilchen von Silber, 250 Livres werth, für eine kurze Heroide, von wenigſtens ſechzig und höchſtens hundert Verſen; eine wilde Roſe (Eglantine) von Silber, 250 Livres werth, für einen Aufſatz in Proſa, deſſen Leſung wenigſtens eine Viertel- und höchſtens eine halbe Stunde währt; eine ſilberne Ringelblume, 200 Livres werth, für eine Ekloge, eine Elegie oder eine Idylle; eine ſilberne Lilie endlich, 60 Livres werth, für das ſchönſte Sonnet zu Ehren der heiligen Jungfrau oder die beſte Hymne auf dieſelbe. Statt der Doctoren giebt es nun Meiſter der Blumenſpiele und vierzig Mainteneurs oder Richter. Im J. 1694 ward das Collegium der Blumenſpiele förmlich zu einer Akademie erhoben. Das Amt des Kanzlers und andere Unterſchiede des Ranges wurden 1773 abgeſchafft. Die Siegel führt der beſtändige Secretär, und den Vorſitz ein Mitglied unter dem Titel Moderateur. Dieſer wechſelt alle drei Monate nach dem Looſe. Nach einer funfzehnjährigen Unterbrechung von 1790 bis 1806 verſammelten ſich in letzterm Jahre die Mainteneurs zum erſtenmal wieder in Toulouſe, und die Akademie trat aufs neue in Thätigkeit und vertheilte nach altem Gebrauche die von Clemence Iſaure geſtifteten Blumenpreiſe. Seitdem iſt das Feſt, an das ſich die Erinnerung einer ſchönen Dichterzeit knüpft, jährlich wieder gefeiert worden, und der für die franzöſiſche Poeſie zu früh verſtorbne liebliche Dichter Millevoye erwarb ſich hier manche unverwelkliche Blume. Die Akademie verſammelt ſich auf dem Rathhauſe in Tou-

louſe, welches Capitolium genannt wird. Pritevie-Pritavi hat eine vollſtändige Geſchichte dieſer Akademie herausgegeben.

Blutgefäße, ſind die Gefäße oder Röhren im thieriſchen Körper, in welchen das Blut ſeinen Umlauf hält, die Adern. (S. d. Art.)

Blutrache, die noch jetzt bei den Arabern und andern kriegeriſchen Völkern von Aſien, Afrika und Amerika herrſchende Sitte, einen Mord von Seiten der Verwandten des Ermordeten durch die Ermordung des Mörders oder ſeiner Verwandten zu rächen. Dies iſt in der Regel die Pflicht des nächſten Anverwandten des Ermordeten. Der Vater rächt den Sohn und umgekehrt, der Bruder den Bruder u. ſ. w. Sie wird oft Jahre lang geſucht und gegenſeitig fortgeſetzt, und verwickelt nicht ſelten ganze Stämme in die langwierigſten und blutigſten Fehden, deren Ausſöhnung meiſt höchſt ſchwierig iſt.

Bode (Johann Elert), ein berühmter Aſtronom, geboren zu Hamburg den 19. Jan. 1747. Er zeigte früh Neigung für die mathematiſchen Wiſſenſchaften, in denen ihn Anfangs ſein Vater, dann der berühmte J. G. Buſch unterrichtete, und gab zuerſt einen öffentlichen Beweis ſeiner aſtronomiſchen Kenntniſſe durch eine kleine Schrift bei Gelegenheit der Sonnenfinſterniß am 15ten Auguſt 1766. Der Beifall, welcher ihm zu Theil ward, ermunterte ihn zu größern Arbeiten, und bereits 1768 erſchien ſeine Anleitung zur Kenntniß des geſtirnten Himmels (achte Auflage 1807), ein populäres, durch Klarheit und Faßlichkeit empfehlenswerthes Lehrbuch der Aſtronomie, das zur Verbreitung richtiger aſtronomiſcher Kenntniſſe ſehr nützlich gewirkt hat und noch wirkt, da es den Fortſchritten der Wiſſenſchaft in ſeinen wiederholten Auflagen ſtets gefolgt iſt. Im J. 1772 ernannte ihn die berliner Akademie zu ihrem Aſtronomen; aber erſt zehn Jahre nachher ward er wirklich zu ihrem Mitgliede aufgenommen. Seitdem hat er ſich, vornehmlich durch Schriften, mannichfaltige Verdienſte um ſeine Wiſſenſchaft zu erwerben fortgefahren, die ihm die Anerkennung des Inn- und Auslandes erworben haben. Die vorzüglichſten darunter ſind ſeine aſtronomiſchen Jahrbücher (ſeit 1774), eine ſchätzbare, jedem Aſtronomen unentbehrliche Sammlung, und ſein großer Himmelsatlas in zwanzig Blättern, in welchem der fleißige Herausgeber 17,240 Sterne (d. h. 12,000 Sterne mehr als die frühern Karten enthalten) verzeichnet hat.

Boegſprit oder Boogſpriet nennt man einen kleinen, ſchiefliegenden Maſt, der über das Vordertheil des Schiffes hervorragt.

Bohnenberger'ſche Maſchine. Profeſſor Bohnenberger in Tübingen, einer der gelehrteſten deutſchen Aſtronomen, erfand eine kleine, ſehr einfach und ſinnreich eingerichtete Maſchine, welche das Vorrücken der Nachtgleichen zeigt, von der unter dieſem Artikel Erwähnung geſchehen iſt. Es iſt eine kleine Erdkugel von etwa zwei Zoll Durchmeſſer, welche durch eine Schnur, ſo auf ein Röllchen gedreht wird, in einen ſchnellen Umlauf geſetzt wird, auf die Weiſe wie ein Kräuſel. Die Axe, um die ſie ſich dreht, läuft in zwei Ringen, welche Compaßaufhängung haben und ſich nach allen Seiten drehen können. So wie die kleine Erde in Umſchwung geſetzt worden, kann man mit ihr in der Stube herumgehen, und ihre Achſe behält immer dieſelbe Richtung. Iſt ſie von Anfang nach dem Fenſter gekehrt geweſen, ſo bleibt ſie nach dem Fenſter gekehrt —

ſo wie eine Magnetnadel immer eine Richtung behält, wenn man mit ihr im Zimmer herumgeht und ſie ſich völlig frei bewegen kann. Man ſieht demnach an dieſer kleinen Erde, daß ein Körper, der ſich um ſeine Axe dreht, nicht leicht die Richtung derſelben ändert. Nachdem dieſes an der Maſchine gezeigt worden, ſo hält man ſie ſtill und hängt an den einen Ring ein kleines Gewicht welches die anziehende Kraft der Sonne auf die abgeplattete Erde vorſtellt. Was iſt die Folge? Das Gewicht zieht gleich die Pole ſenkrecht auf die Bahn, weil die Erde ſich nicht um ihre Axe dreht. Jetzt ſetzt man ſie aber in Bewegung und hält ſie ſo, daß ihre Axe einen Winkel von 23 Grad mit der Ebene der Bahn macht, welche die Ebene des Tiſches vorſtellen mag, auf welchen man die kleine Maſchine ſtellt. Das Gewicht kann, ſobald die Erde um ihre Axe läuft, die Axe nicht ſenkrecht auf die Bahn ſtellen. Was geſchieht nun? Die Erdaxe fängt an, um die ſenkrechte Linie herum zu laufen, die hier die Axe der Erdbahn oder die Pole der Ekliptik darſtellt, und ſtatt ſich in den Pol der Ekliptik zu ſtellen, läuft ſie um denſelben herum. Dieſes iſt das Umlaufen der Erdpole um den Pol der Ekliptik, welches in 25 700 Jahren einmal ſich vollendet. Der Mechanikus Buzengeiger in Tübingen macht dieſe Maſchinen, ſehr nett und ſauber gearbeitet, für 1 Carolin. Auf den Vorſchlag von La Place ſind ſie in der pariſer Ecole polytechnique eingeführt, um in der Mechanik die Urſache des Vorrückens der Nachtgleichen anſchaulich zu machen. Segner hatte ſchon früher eine ähnliche Maſchine angegeben, die aber nicht ſo vollkommen war, wie die, welche Bohnenberger erfunden. Bg.

Bojardo (Matteo Maria), Graf von Scandiano, gegen das J. 1434 auf einem ſeiner Familie gehörigen Landgute bei Ferrara geboren, und geſtorben 1494 als Gouverneur von Reggio, gehörte nicht nur zu den gelehrteſten und gebildetſten Männern ſeiner Zeit, ſondern nimmt auch unter den italieniſchen Dichtern des fünfzehnten Jahrhunderts einen bedeutenden Platz ein. Er iſt der Verfaſſer des Orlando innamorato, eines romantiſchen Heldengedichts, das er bis zum 69ſten Geſange ausſpann, ohne es zu vollenden. Er ſchöpfte ſeinen Stoff wie Pulci aus der fabelhaften Chronik Turpins, ſchuf aber eine Menge Perſonen und Abentheuer, wovon dieſe Legende ſchweigt. Die Namen verſchiedener ſeiner Helden, als Sacripante, Agramante, Grgdaſſo, entlehnte er von Bauern ſeiner Landgüter und einige derſelben ſollen noch jetzt dort gehört werden. Eben ſo ſollen die von ihm beſchriebenen Landſchaften meiſtens die Umgebungen von Scandiano ſeyn. Iſt Bojardo auch durch Arioſt von Seiten der Diction und des Versbaues übertroffen worden, ſo wetteifert er doch nicht unrühmlich mit ihm in Anſehung der Erfindung, der Anmuth und geſchickten Verflechtung der Epiſoden. Da er ſein Gedicht nicht bloß unbeendigt gelaſſen, ſondern auch an die bereits vollendeten Geſänge nicht die letzte Hand gelegt hat, ſo fand er Umarbeiter und Fortſetzer. Domenichi änderte den Styl, Berni arbeitete das Gedicht ganz um und Nicolo degli Agoſtini ſetzte es fort. Indeß ſo verdienſtlich auch Berni's Arbeit iſt, ſo hat doch Bojardo's urſprüngliches Werk eben ſo viel dadurch verloren als gewonnen und behauptet immer den Vorzug. Agoſtini's Fortſetzung aber iſt durch Arioſt in Vergeſſenheit gekommen, deſſen raſender Roland ebenfalls eine Fortſetzung des Bojardo iſt. Außerdem haben wir von Bojardo

noch Capitoli, eine aus dem Lucian entlehnte Comödie, Timone, lateiniſche Eklogen und Ueberſetzungen von Herodot und Apuleius.

Boiſſonade (Jean François), geboren zu Paris 1774, einer der ausgezeichnetſten Helleniſten Frankreichs. Er wurde im J. 1809 adjungirter Profeſſor der griechiſchen Sprache an der Akademie von Paris und 1812 nach Larchers Tode, an deſſen Stelle er auch in das Inſtitut trat, wirklicher Profeſſor. Der König ernannte ihn 1814 zum Ritter der Ehrenlegion und 1816 zum Mitglede der Akademie der Inſchriften. Außer mehrern ſchätzbaren Beiträgen, die er zum Journal des Débats, zum Mercure, zum Magazin encyclopédique, zur Biographie universelle, ſo wie zu den Notices et Extraits (Vol. 10.) geliefert hat, verdanken wir ihm unter andern eine Ausgabe der Heroica des Philoſtrat (1806) und des Tiberius Rhetor (1815). Noch wichtigere Werke von ihm ſind unter der Preſſe, z. B. die Lebensgeſchichten der Sophiſten von Eunapus, ein noch ungedruckter Commentar des Proclus zu Platons Cratylus; ein griechiſcher Roman des Nicetas Eugenianus u. ſ. w. Auch arbeitet er an einem franzöſiſchen Wörterbuche nach dem Muſter des Johnſon.

Bolivar (Simon), El Libertador de Venezuela, der Befreier von Venezuela, ein ausgezeichneter Heerführer des ſüdamerikaniſchen Volkes im Kriege gegen die Spanier, war in Caraccas geboren. Er erhielt ſeine erſte Erziehung in Spanien, bereiſete Frankreich und Italien, kehrte nach Caraccas zurück und bekam, als hier die Revolution ausbrach, nebſt Don Lopez Mendez, von der oberſten Junta den Auftrag, für die neue Regierung den Schutz Englands nachzuſuchen. Er zog ſich zwar eine Zeit lang, bei dem politiſchen Syſtem des Congreſſes von Venezuela, von den öffentlichen Geſchäften zurück, allein nach dem furchtbaren Erdbeben am 29. März 1812 bot er ſeine Dienſte dem bedrängten Vaterlande aufs neue an, und ihm ward von Miranda ſogleich die Befehlshaberſtelle in der Veſte Puerto Cabello übertragen. Späterhin erhielt er die Oberbefehlshaberſtelle und zeichnete ſich durch Muth, Einſicht und Klugheit ſo rühmlich aus, daß er jenen ehrenvollen Titel El Libertador de Venezuela erhielt. Wir können Bolivars Thaten hier nicht ins Einzelne verfolgen, und müſſen ſelbſt wegen der Reſultate auf die Artikel Caraccas, Venezuela, Süd-Amerika, und Weſtindien verweiſen. Bolivar ſtarb 1812 nach mehrern für die Republikaner unglücklichen Gefechten in Calaboſo, das der königl. General Morales kurz nachher beſetzte.

Bollandiſten. Unter dieſer Benennung verſteht man jene Geſellſchaft von Jeſuiten in Antwerpen, die unter dem Titel Acta Sanctorum die berühmte Sammlung aller Nachrichten über die Heiligen der römiſch-katholiſchen Kirche herausgegeben haben. Sie hatten dieſen Namen von Johann Bolland, dem erſten Bearbeiter der ſchon von Heribert Rosweyd dazu angelegten Sammlungen. Es wurden dazu wiederholt aus allen Ländern und Archiven Materialien zuſammengebracht, und die Bearbeitung, die als Sache des Ordens behandelt ward, faſt 2 Jahrhunderte lang fortgeſetzt, indem die jüngern Gehülfen immer die durch den Tod der ältern entſtandenen Lücken ausfüllten. Selbſt nach Aufhebung des Jeſuiten-Ordens wurde das Werk unter den Auſpicien der Kaiſerin Maria Thereſia noch fortgeſetzt, bis das Eindringen der Franzoſen in die Niederlande 1794 die damit beſchäftigte Geſellſchaft zerſtreute. Das Werk, wel-

ches aus 53 Folianten beſteht, enthält einen Schatz von ſeltenen hiſtoriſchen Notizen und Urkunden, und wird für die Geſchichte einen unvergänglichen Werth behalten. Es liefert einen treuen Spiegel der Vorzeit, erhält künftigen Zeiten rein und unvermiſcht, was die Geſchichte von dem Leben und den Zeitverhältniſſen der Heiligen berichtet, und iſt frei von lobpreiſender Empfehlung und polemiſchen Ausfällen.

Bolus, ein Foſſil, welches mit gelblicher, röthlicher, bräunlicher Farbe, oft mit ſchwarzen Dendriten verſehen, in verſchiedenen Gegenden Böhmens, Schleſiens, in Steyermark u. ſ. w. gefunden und unter andern zu Pfeifenköpfen verbraucht wird. Die ſ. g. Siegelerde iſt oft nichts anders als Bolus.

* Bombay, eine der vier engliſch-oſtindiſchen Präſidentſchaften, an der Weſtküſte von Vorder-Indien, von der Mündung des Tapri bis zum Vorgebirge Comorin, 87° 15′ — 95° öſtlicher Länge, 8° — 22° 30′ nördlicher Breite, enthält an unmittelbaren Beſitzungen 3924 Q. Meilen mit 2.800,000 Einwohnern. Die Präſidentſchaft beſteht namentlich und unmittelbar aus Bombay mit Gebiet, Guzurate, einem Theil von Myſore (Meiſchur) und verſchiedenen Diſtrikten von Sunda, Kanara und der ſüdmalabariſchen Küſte. Mittelbar, d. i. vaſallenmäßig gehören dazu: Neu Myſore, Kargu, Kananor, Kalikut, Cochin, Travancor ꝛc. Die Produkte ſind: Pfeffer, Kardamomen, Reis, Baumwolle, Arrak, Bambus, Perlmutter, Perlen, Carneole, Sandelholz, Elfenbein, Gummi, Bauholz ꝛc. Die Präſidentſchaft hat den Namen von der nur durch einen ſchmalen Meeres-Arm vom feſten Lande getrennten Inſel Bombay, die zwei deutſche Meilen lang und an manchen Orten kaum ½ Meile breit iſt, und welche mit verſchiedenen darneben liegenden kleinen Inſeln, Colabeh, Salſette, Butchers-Inſel, Elephanta, Caranja, u. ſ. w., einen der ſicherſten und geräumigſten Häfen von Oſtindien bildet, denn nur hier und in Goa finden ſelbſt die größten Kriegsſchiffe den erfoderlichen Schutz. Die Inſeln Salſette und Bombay ſind durch einen fahrbaren Steindamm mit einander verbunden. Die Stadt Bombay, 90° 18′ öſtlicher Länge, 18° 56′ 40″ nördlicher Breite, liegt auf dem ſüdlichen Theile der Inſel und iſt vorzüglich gegen die Meeresſeite ſtark befeſtigt. Das Kaſtell von Bombay iſt ein rechtwinklichtes Viereck, in deſſen einer Baſtion ſich eine Ciſterne befindet, um die Beſatzung im Nothfalle mit Trinkwaſſer zu verſehen, da die Inſel faſt gar keine eigentlichen Brunnen hat. Der in der Mitte der Stadt gelegene große Marktplatz (the Green) iſt von prachtvollen Gebäuden umgeben. Hier iſt die engliſche Kirche von ſchöner Architektur, und das im gefälligſten Styl erbaute Gouvernementshaus. Ohnweit dieſes Platzes befindet ſich der Baſar, wo eingeborne Kaufleute die mannigfaltigſten Produkte des Orients in zahlloſen Kramläden, Buden und Barraken feil bieten. Die Schiffswerfte von Bombay ſind vortrefflich, und es werden hier durch eingeborne Arbeiter, größtentheils Perſer, Schiffe jeder Art, vom Linienſchiff bis zur Barke, ſo gut gebaut, daß ſie die europäiſchen im Segeln oft übertreffen. Die neu erbaute trockene Docke kann drei Linienſchiffe zu gleicher Zeit aufnehmen. Die Bevölkerung der Inſel wird auf 220,000 Seelen geſchätzt, worunter drei Viertel Hindus, 8000 Perſer, 8000 Mahomedaner und 3000 bis 4000 Juden nebſt einer bedeutenden Menge Portugieſen anzunehmen ſind. Die Perſer, welche durch ihre Induſtrie im Handel und andern Gewerben zum

Theil beträchtliches Vermögen erworben haben, ſollen von den durch Schach-Abbas vertriebenen Feuer-Anbetern herſtammen. Sie verehren nächſt dem heiligen Feuer, das ſie in eigenen Tempeln unterhalten, die Sonne, und kommen jeden Morgen und Abend ſchaarenweiſe auf die Esplanade zwiſchen der Citadelle und der Stadt, um ſich vor ihrem Gott zu beugen. Bombay gehörte vormals den Portugieſen, welchen es 1530 von einem auf Salſette reſidirenden indiſchen Fürſten überlaſſen wurde. — 1661 traten es die Portugieſen als einen Theil der Mitgift Katharinens von Portugal an Carl II. ab. Eine engliſche Flotte von 5 Kriegsſchiffen mit 500 Mann Landtruppen kam im September 1662 vor Bombay an, um den Platz in Beſitz zu nehmen, allein der portugieſiſche Gouverneur verweigerte unter allerlei Vorwand die Erfüllung des Traktats, und die Engländer zogen ſich nach den Anjedive- (Andſchidiw-) Inſeln zurück, wo eine ſolche Sterblichkeit unter ihnen überhand nahm, daß 1665 nur noch 1 Offizier und 119 Mann übrig waren. Als bald hierauf die Inſel Bombay übergeben wurde, fand ſich, daß die ganze Artillerie des Forts aus 4 metallenen Kanonen beſtand. Da ſich bald ergab, daß der Platz für den König nur von geringer, für die oſtindiſche Compagnie aber von größter Wichtigkeit ſey, ſo ward er 1668 an die letztere übertragen, und ſchon nach wenig Jahren zeigte ſich im ſchnellen Zunehmen an Volksmenge und Reichthum die Grundlage zu ſeiner jetzigen Größe und Wichtigkeit.

Bonaparte, ſ. Napoleon.

Bonbon, Leckereien, aus Zucker verfertigt, die man den Kindern gibt. Zu Neujahr werden in Paris Bonbons in den mannichfaltigſten und geſchmackvollſten Formen verfertigt. Sie enthalten gewöhnlich ein Zettelchen mit artigen Verſen in ſich. Man ſchenkt ſich dieſe Bonbons gegenſeitig als Neujahrsgaben. — In Deutſchland nennt man in Papier gewickelte Gerſtenzuckerplätzchen Bonbons.

Bonn, Kreisſtadt im preußiſchen Regierungsbezirk Cöln, früher die Reſidenz des Churfürſten von Cöln, und von 1794 — 1814 zum franzöſiſchen Departement Rhein und Moſel gehörig, am linken Rheinufer, 27° 24′ 30″ Länge, 50° 24′ Breite, mit 1159 Häuſern und 9300 Einwohnern, worunter 200 Juden, welche in einer beſondern Gaſſe 21 Häuſer bewohnen. — Bonn, welches ehemals befeſtigt war, deſſen Werke aber 1717 geſchleift wurden, hat 4 katholiſche Pfarrkirchen, und ſeit 1817 eine evangeliſche Kirche. Die ſonſt zahlreichen Klöſter ſind aufgehoben. Das prächtige Reſidenzſchloß der vormaligen Churfürſten enthält eine Bibliothek und Gemälde-Gallerie. Es befindet ſich ferner hier ein Erzbisthum, ein Oberbergamt, und ein Lyceum, das 1802 aus der 1777 errichteten und 1786 zur Univerſität erklärten Akademie entſtanden iſt. Die Fabriken ſind nicht bedeutend. Der Handel iſt zum großen Theile in den Händen der Juden. Nach dem ſchönen Luſtſchloß Clemensruhe bei Pappelsdorf führt eine 1200 Schritte lange vierfache Allee. —

Borax. Der natürliche Borax iſt ein graulich, gelblich, und grünlich-weißgefärbtes Salz, welches in ſechsſeitigen Säulen und kleinen Pyramiden kryſtalliſirt, und in Perſien und Tibet im Schlamme großer Landſeen, in Sina und Potoſi in Südamerika gefunden wird. Am häufigſten bildet es kleine Körner, welche mit Erde vermengt ſind. Seine Beſtandtheile ſind Boraxſäure, Natrum und Waſſer. Außer dem natürlichen gibt es auch einen künſtlichen Borax,

welchen man erhält, wenn man den natürlichen Borax von den Unreinigkeiten ſcheidet und mit einem Ueberſchuß von Natrum verſieht.

* Bordeaux, Bourdeaux, 17° 5′ 46″ Länge, 44° 50′ 14″ nördlicher Breite die Hauptſtadt des franzöſiſchen Departements der Gironde, (vormals Hauptſtadt von Guyenne) und eines Bezirks von 77 Q. Meilen und 223,863 Einwohnern, liegt am linken Ufer der Garonne, 12 deutſche Meilen von der Mündung, und zählt in 7800 Häuſern mehr als 90,000 Einwohner. Die etwas alterthümliche und finſtre Stadt hat 19 Thore, wovon 12 nach dem Strome und 7 nach der umliegenden Gegend führen, 2 Vorſtädte, nämlich Chartrons und St. Severin, ſchöne öffentliche Plätze, angenehme Spaziergänge, 46 katholiſche und 1 proteſtantiſche Kirche, und unter den öffentlichen Gebäuden mehrere theils durch Alterthum, theils durch Schönheit ausgezeichnete: z. B. das Rathhaus Lambriere, worin vor Zeiten die Herzoge von Guyenne reſidirten, und ſpäter das Parlament ſeinen Sitz hatte, die Börſe, das Hôtel des fermes, das Theater, das Vauxhall, den von Bonaparte im Jahre 1810 erbauten Palaſt, und eine neu erfundene Mühle von 24 Gängen, welche bloß durch die Ebbe und Fluth in Bewegung geſetzt wird. — Bordeaux iſt nicht regelmäßig befeſtigt, aber mit Mauern und feſten Thürmen umgeben. Die kleinen Forts Ha und St. Louis und St. Croix vertheidigten den vortrefflichen Hafen, in welchen die größten Kauffartheiſchiffe ohne Schwierigkeit mit der Fluth, die oft bis 12 Fuß ſteigt, den Strom heraufkommen können. — Wenn Marſeille die erſte Handelsſtadt in Frankreich iſt, ſo iſt Bordeaux ohne Zweifel die zweite. Die Zahl der eigenen Kauffartheiſchiffe wird auf 300 angeſchlagen. In Friedenszeiten werden im Durchſchnitt allein 100,000 Oxhoft Wein, und 20,000 Oxhoft Franzbranntwein ausgeführt, die übrigen Ausfuhrartikel beſtehen in Weineſſig, getrockneten Früchten, geräuchertem Fleiſch, Brennholz, Terpentin, Glasflaſchen, Kork, Honig u. ſ. w. Eingeführt werden: Colonialwaaren aller Art, engliſches Zinn, Blei, Kupfer und Steinkohlen, Färbeſtoffe, Zimmer- und Schiffbauholz, Pech, Hanf, Leder, Heringe, Pökelfleiſch, Käſe u. ſ. w. Die Meſſen, welche im März und October hier gehalten werden, ſind von der größten Wichtigkeit für ganz Weſt-Frankreich. Am Wallfiſch- und Stockfiſchfang nimmt die hieſige Kaufmannſchaft mittelbaren Antheil durch die Häfen von Bayonne, St. Jean de Luz und St. Malo. Bordeaux iſt der Sitz eines Erzbiſchofs, dem die Biſchöfe von Poitiers, la Rochelle und Angouleme als Suffragane untergeordnet ſind (ſonſt führte er den Titel, Primas von Aquitanien), eines proteſtantiſchen Conſiſtoriums, eines Präfecten, der 11ten Forſtconſervation und des kommandirenden Generals der 11ten Diviſion. Es hat einen königlichen Gerichtshof, eine Handelskammer, ein Handelsgericht, eine 1441 geſtiftete Univerſität, eine 1712 geſtiftete Akademie der Wiſſenſchaften, welche eine Bibliothek von mehr als 55,000 Bänden beſitzt, eine 1670 geſtiftete und 1768 erneuerte Akademie der bildenden Künſte, ein Taubſtummeninſtitut, eine Handels- und Schiffahrtsſchule, u. ſ. w. Unter den Fabriken zeichnen ſich aus: 14 Zuckerſiedereien, mehrere Glashütten Töpfereien, Wollenwaaren und Spitzenmanufacturen. Bordeaux iſt das Burdigala der Römer. Im 5ten Jahrhundert beſaßen es die Gothen, und die Normannen ſuchten es verſchiedentlich heim mit Brand und Plünderung. Später herrſchten hier die Herzoge von Guyenne. Durch die Verheirathung Eleonorens, der Tochter

Wilhelms X, des letzten Herzogs von Guyenne, mit Ludwig VII. kam es an Frankreich. Da aber dieſe Fürſtin 1152 von ihrem Gemahl verſtoßen ward, und ſich nachmals mit dem Herzoge von der Normandie vermählte, der ſpäter den Thron von England beſtieg, ſo fiel es dieſem letztern Reiche zu. Hierher führte Eduard, der ſchwarze Prinz, nach der Schlacht bei Poitiers den gefangenen König Johann von Frankreich, und es blieb 11 Jahre lang ſeine Reſidenz. Erſt unter Carl VII. kam es wieder an Frankreich. Im Jahre 1548 empörte ſich die Stadt wegen Einführung der Salztaxe, und der Gouverneur de Morems ward ermordet, wofür der Connetable von Montmorency an den Bewohnern ſtrenge Rache nahm. Während der Revolution ward es als Hauptſitz der Girondiſten von den Schreckensmännern faſt wie Lyon und Marſeille verheert. Der Druck des Continentalſyſtems, dem der Handel von Bordeaux unterlag, machte die Einwohner der Napoleoniſchen Regierung abgeneigt, und ſie waren es, die ſich am 12ten März unter allen Franzoſen zuerſt für das Haus Bourbon erklärten. Der römiſche Dichter Anſonius war von Bordeaux, Montaigne und Montesquieu aus deſſen naher Umgegend gebürtig; der letztere liegt dort in der St. Bernhards-Kirche begraben.

Bordeaux⸗Weine werden nicht allein die im Bezirke der Stadt Bordeaux gewonnenen, ſondern überhaupt die in der Provinz Guyenne wachſenden Weine genannt. Man hat rothe und weiße Sorten. Die bekannteſten rothen ſind: Margaux, Haut⸗Brion, Graves, Medoc, Loignon, Pontac u. ſ. w.; der letztere iſt der vorzüglichſte und theuerſte. Unter den weißen erwähnen wir den Graves, als den koſtbarſten, Blaye und Bourg, Rion, Serons, Fargues u. ſ. f. Unter den Graves⸗Weinen ſind die geſuchteſten die von Haut⸗Brion, Merignac, Peſſac, Loignon, u. ſ. w. Unter den Medoc-Sorten die von Lafitte, Latour und Margaux. Faſt alle Bordeaux⸗Weine brauchen einige Zurichtung, damit ſie ſich halten und verfahren werden können. Jung iſt keiner brauchbar; manche müſſen 4 bis 6 Jahre liegen, bis ſie die gehörige Qualität bekommen. Unter dem Namen Bordeaux⸗Weine begreift man auch noch verſchiedene hochländiſche Weine, als den Gaillac, Bergerac, St. Foi, Frontignac, Cahors, und Muscateller von Beziers. Sie machen den wichtigſten Zweig des franzöſiſchen Weinhandels aus, denn man rechnet, daß ſelbſt in mittelmäßigen Jahren über 100,000 Oxhoft aus dem Lande gehen.

† Borgheſe (Camillo). Der Fürſt hatte der franzöſiſchen Regierung für die Summe von 8 Mill. Fr. 322 Kunſtwerke verkauft, die ſeit mehreren Jahren eine Zierde des unter dem Namen der Villa Borgheſe bekannten Palaſtes ſeiner Vorfahren ausmachten, und unter denen mehrere Kunſtwerke vom erſten Range waren, z. B. der Borgheſiſche Fechter, der Hermaphrodit, der Silen, der ſterbende Seneca, Amor und Pſyche u. ſ. w. Bonaparte hatte die Kaufſumme in Nationalgütern in Piemont geleiſtet, welche 1815 der König von Sardinien unter Sequeſter nahm; zugleich aber bekam der Fürſt in Folge der zweiten Invaſion der Alliirten einen Theil jener Kunſtſchätze zurück.

Borgia (Stefano), Cardinal, Präfect der Congregation der Propaganda und einer der edelſten Beſchützer der Wiſſenſchaften im achtzehnten Jahrhundert. Er war 1731 zu Veletri geboren und erhielt ſeine erſte Erziehung bei ſeinem Oheim, Aleſſandro Borgia,

Erzbiſchof von Fermo. Schon früh zeigte er Geſchmack an den Alterthumsſtudien, ward in einem Alter von neunzehn Jahren Mitglied der etruſciſchen Akademie zu Crotona und begann ſeitdem zu Veletri ein Muſeum von Alterthümern zu ſammeln, das mit der Zeit vielleicht die reichſte Privatſammlung dieſer Art wurde. Benedict der XIV. der ihn kennen lernte, ernannte ihn 1759 zum Gouverneur von Benevent und 1770 zum Secretär der Propaganda. Dies Amt, das er achtzehn Jahre verwaltete, brachte ihn in Verbindung mit den in allen Weltgegenden zerſtreuten Miſſionaren, und er benutzte dieſelbe zur Bereicherung ſeiner Sammlungen von Handſchriften, Münzen, Statuen, Götzenbildern und ſonſtigen Denkmälern aller Art. Pius VI. ernannte ihn 1789 zum Cardinal und zugleich, um ſeine adminiſtrativen Talente zu benutzen, zum Oberaufſeher der Findelkinder. Er verwaltete dies Amt drei Jahre und erwarb ſich in dieſer Zeit durch ſeine nachahmenswerthen Einrichtungen große Verdienſte. Als der von Frankreich ausgegangene Revolutionsgeiſt im J. 1797 ſich auch dem Kirchenſtaate mittheilte, legte Pius VI. die Dictatur von Rom in die Hände Borgia's und geſellte ihm noch zwei Cardinäle zu. Es gelang ihm, bis zum 15ten Febr. 1798 die Ordnung zu erhalten und jeden Mord zu verhüten. Als aber bei der Erſcheinung der Franzoſen vor den Thoren Roms der Papſt ſich entfernt und die Volkspartei die Oberhand gewonnen hatte, ward der Cardinal Borgia verhaftet und erhielt ſeine Freiheit nur mit dem Befehl wieder, die römiſchen Staaten zu verlaſſen. Er ging nach Venedig und Padua, wo er ſich mit den Wiſſenſchaften und mit den Miſſionsangelegenheiten auf das eifrigſte beſchäftigte. Erſt im Gefolge Pius VII. kehrte er nach Rom zurück, widmete ſeine ganze Thätigkeit der Reorganiſation einzelner Verwaltungszweige, und ſtarb im November zu Lyon, auf dem Wege nach Paris, wohin er dem Papſte folgen wollte. Seine Verdienſte um die Wiſſenſchaften ſind groß und mannichfaltig. Er war im höchſten Grade wohlwollend, gefällig und offen. Mit der größten Bereitwilligkeit verſtattete er die Benutzung ſeiner koſtbaren Sammlungen, von denen Adler, Zoega, Georgi, Paulinus u. A. einzelne Theile beſchrieben haben. Die Arbeiten Anderer unterſtützte er auf alle Weiſe und ſelbſt mit Aufopferung. Er verſagte ſich jeden Aufwand, ja man ſah ihn ſelbſt ſeine ſilbernen Schuhſchnallen verkaufen, um das Geld für ſein Muſeum anzuwenden. Seine eignen Werke ſind außer Italien wenig bekannt.

Borneo, eine zu Aſien, und namentlich zu der Sunda-Gruppe gehörige Inſel; die größte unſers Erdballs, mit Ausnahme des Continents Neu-Holland. Sie wird vom Aequator durchſchnitten, und erſtreckt ſich von 125° — 138° Länge; 4° 12′ ſüdlicher, bis 7°, 30′ nördlicher Breite. Das Klima iſt im allgemeinen gemäßigt. An der Weſtküſte dauert die Regenzeit vom November bis zum Mai, und das Thermometer ſchwankt Mittags zwiſchen 22 — 26 Gr. Reaumur. Die Küſte iſt wenigſtens drei bis vier Stunden weit in das Land hinein ſumpfig, wodurch die Luft der Geſundheit der Europäer nachtheilig wird. Ein Theil des Landes iſt gebirgig. Da die Europäer ſich noch nirgends weiter als 10 bis 12 Meilen in das Land gewagt haben, ſo iſt die nähere Beſchaffenheit deſſelben faſt unbekannt. Eine hohe mit ewigem Schnee bedeckte Bergkette führt den Namen der Kriſtallberge, und einen der höchſten Gipfel dieſes Gebirges bildet der Vulkan Tigabla, deſſen Ausbrüche oft mit bedeu-

tenden Erdbeben verbunden ſind. Aus einem großen in dieſen Gebirgen liegenden Binnenſee ſollen die meiſten Flüſſe des Landes ihren Urſprung nehmen. Viele dieſer Flüſſe ſind von ihrer Mündung bis ziemlich tief in das Land hinein ſchiffbar. Borneo iſt reich an Produkten des Mineralreichs. — Seine Bergwerke liefern viele Diamanten, unter denen Stücke von 20, 30 bis 40 Karat nicht ſelten vorkommen. Was über 5 Karat wiegt, gehört dem Fürſten, alles übrige den Unternehmern der elend gebauten Gruben. Gold, Eiſen, Kupfer und bleihaltiges Zinn findet ſich in verſchiedenen Gegenden des Landes, und faſt alle Flüſſe führen nicht blos Goldſand, ſondern zuweilen ſogar Diamanten mit ſich. — Perlen und Perlmutter werden häufig an den Küſten gefunden. — Die Vegetation iſt reich an nützlichen und koſtbaren Produkten. Pfeffer wird in Menge hervorgebracht, und der Kampherbaum von Borneo liefert dieſes Gummi in der vorzüglichſten Qualität. Viele Küſtengegenden liefern dauerhaftes und ſchlankgewachſenes Schiffbauholz. Starkes Hornvieh findet ſich vorzüglich im nördlichen Theile des Landes, und zahlreiche Heerden von Rothwild und wilden Schweinen durchſtreifen die grasreichen Ebenen. Das merkwürdigſte vierfüßige Thier iſt jedoch der hier einheimiſche Orang-Outang. Die Schwalbenart, deren Neſter gegeſſen werden, und der Paradiesvogel finden ſich überall längs den Küſten des Landes. Die Ureinwohner von Borneo ſind eine negerartige Gattung. Sie allein bewohnen das Innere des Landes, und die Benennungen Eidahaner, Idear, Biadſchus, Dajakkors, Horafuras, Maruhts und Papuans ſcheinen bloß die unter mancherlei Oberhäuptern ſtehenden Stämme des nämlichen Volkes zu bezeichnen. Alle ſtehen auf einer ziemlich niedrigen Stufe der Kultur. Blutrache und Mord des Beleidigers ſind Ehrenpunkte für den waffenfähigen Mann. — Eben ſo gehört es zur Etikette am Grabe eines angeſehenen Mannes einen oder mehrere Sklaven zu ſchlachten. Die Mündungen der Flüſſe werden von den Badſchu's bewohnt, die oft ohne feſten Wohnplatz mit ihren kleinen Fahrzeugen von Ort zu Ort dem reicheren Fiſchfange nachziehen. An den ſüdlichen Flußmündungen lebt unter dem Namen der Islams ein ſchwarzgelber, kleiner, träger mohammedaniſcher Völkerſtamm, unter dem ſich jedoch geſchickte Arbeiter in Gold, Silber und Holz finden. Die durch das ganze indiſche Meer zerſtreute Malaien ſind auch hier nicht ſelten. — Im Jahre 1627 kamen die Portugieſen hierher. Nur den Holländern gelang es, mit dem Fürſten von Banjermaſſing einen Handelstraktat zu ſchließen und 1643 ein Fort und eine Factorei bei dem Dorfe Tatas, und 1778 eine zweite zu Pontiana zwiſchen Sukkadana und Landar zu errichten. Im letzten Kriege nahmen die Engländer das Fort von Tatas, wie viele andere holländiſche Niederlaſſungen, in Beſitz. Auf der Nordweſtſeite der Inſel liegt die Stadt Borneo an einem breiten, beſtändig mit Fahrzeugen bedeckten Fluſſe, 114° 44′ öſtlicher Länge von Greenwich, 4° 56′ nördlicher Breite. Sie iſt die Reſidenz des Sultans, dem die Fürſten von Mokka, Seribas, Klakka und Palo lehenspflichtig ſind. Borneo hat an 3000 theils auf Pfählen erhöhte, theils auf Flößen errichtete Häuſer, und da der Boden ſehr ſumpfig iſt, ſo findet die meiſte Communication mittelſt kleiner Canäle ſtatt, welche die Stadt nach allen Richtungen durchkreuzen. Die Wochenmärkte, welche gleichfalls auf dem Waſſer gehalten werden, haben deshalb nicht einmal einen feſten Platz, und das Gewimmel der Käufer und Verkäufer in ihren kleinen Böten iſt

heute hier, morgen dort. — Die Ausfuhrartikel von Borneo ſind hauptſächlich Pfeffer, Muskatnüſſe, Ebenholz, Kampher, ſpaniſch Rohr, Bambusſtöcke, wohlriechende Harze, Benzoe, und indiſche Vogelneſter.

* Borromäiſche Inſeln, drei bekannte Inſeln im Lago maggiore, einem See in Oberitalien, der 10 Meilen lang und 1 ½ Meilen breit iſt, und davon der größere Theil zu der Sardiniſchen Provinz Piemont und der kleinere zu dem Lombardiſchen Königreiche gehört. Die Umgebungen dieſes Sees ſind äußerſt reizend, indem ſeine Ufer mit ſchönen Hügeln, vielen Ortſchaften, Landhäuſern, Weinbergen, Gärten, Kaſtanienwäldchen und Alleen beſetzt ſind. Die Borromäiſchen Inſeln haben ihren Namen von der Familie Borromeo, welche ſchon ſeit Jahrhunderten im Beſitze der reichſten Ländereien in der Nähe des Lago maggiore war. Einer aus dieſer Familie, Namens Vitaliano Borromeo, ließ im Jahre 1671 auf drei nackte Felſen in dieſem See Gartenerde auffahren, und Terraſſen aufmauern. So entſtanden dieſe drei Borromäiſchen Inſeln, Iſola bella, Iſola madre und Iſola ſuperiore oder dei Peſcatori, wovon die beiden erſtern wegen ihrer reizenden Anlagen berühmt ſind. Die Iſola madre liegt mehr in der Mitte des Sees, iſt mit einer Menge Faſanen bevölkert, und gefällt mehr durch ihre Einfachheit als Iſola bella. Auf ſieben Terraſſen befinden ſich, außer einem zum Nutzen eingerichteten Garten, Cypreſſen, Lorbeeren, Kaſtanien und Myrthen. Ein Gärtner wohnt mit ſeiner Familie darauf. Die Iſola bella gleicht, trotz ihrer mannichfaltigen Schönheiten, in mancher Hinſicht einem Conditoraufſatze, und iſt mit zu vielem Kunſtſchnörkel überladen. Sie prangt mit einem ſchönen Schloſſe von 4 Stockwerken, das nahe am Ufer liegt, und einige Monate von dem Grafen Borromeo bewohnt wird. Durch die Grotte Terrene hängt es mit den Gärten zuſammen. Die Gärten ſind im franzöſiſchen Geſchmack und auf zehn Terraſſen, die pyramidenförmig immer ſich verkleinernd, hinauf laufen, gepflanzt. Von einer zur andern führen breite, ſchöne Treppen. Das Ganze hat das Anſehen einer abgeſtumpften Pyramide, auf deren Spitze ein coloſſales Einhorn, das Wappen der Borromeer ſteht. Pomeranzen-, Citronen- und Limonienbäume, zu ſchönen Hecken verbunden, oder zu Lauben ſich wölbend, hauchen hier ihre Wohlgerüche aus, hochſtämmige Lorbeerbäume bilden einen kleinen Hain; man ſieht Myrthen und Cypreſſen, nebſt Granatbäumen, deren Früchte hier zur Reife gelangen, denn die Berge, welche den See begränzen, dienen den Inſeln zur Schutzmauer gegen die kalten Winde. Jedoch iſt das Clima der Iſola madre milder, als das der Iſola bella, indem auf der letztern die Pomeranzen- und Citronenbäume ꝛc. im Winter durch darüber gedeckte Bretter geſchützt, auch ſogar bei ſtärkerer Kälte Kohlenpfannen darunter geſetzt werden müſſen, welches auf der erſtern nicht geſchieht. Die Iſola bei Peſcatori, die dritte Inſel, enthält nichts Merkwürdiges. Ihre Einwohner ſind Fiſcher, welche mit Fiſchen nach Mailand und Piemont handeln.

† Bosnien, 32½° bis 36½° öſtlicher Länge, 43 bis 45° nördlicher Breite, eine türkiſche Provinz in Europa, unter dem Namen eines Königreichs, das außer dem alten Bosnien einen Theil von Croatien (Sandſchakſchaft Bielogrod) zwiſchen den Flüſſen Unna und Verbas, ein Stück von Dalmatien und Herzogowina umfaßt, und

das nördlich an Sclavonien, weſtlich an Croatien, ſüdlich an Dalmatien und das adriatiſche Meer, und öſtlich an Servien gränzt. Der Flächeninhalt beſteht aus 730 Q. Meilen mit 850,000 Einwohnern, welche meiſtens ſlaviſchen Urſprungs, Bosniaken und Morlaken ſind, unter denen ſich aber auch 50,000 Mann türkiſche Miliz befinden. Die Eingebornen beſtehen aus zwei Drittheilen Chriſten, meiſt griechiſcher Confeſſion, und einem Drittheil Türken, Juden und Zigeunern. Das Land iſt gegen Norden eben, im Süden aber bergig und mit Wald bewachſen. Die Hauptgewäſſer ſind die Save (Sau-Strom), der Verbas, die Bosna, Rama und Drina. Bosnien hat guten Acker-, Obſt- und Weinbau, die Viehzucht iſt ausgezeichnet, und die Gebirge liefern gutes Eiſen, von welchem ein großer Theil im Lande zu Gewehren und Klingen verarbeitet wird. Die übrigen Induſtrie-Produkte ſind bloß Leder, Saffian und grobe Wollenzeuge. Es wird in den ſüdlichen und nördlichen Theil, oder Ober- und Nieder-Bosnien eingetheilt. Jenes wird bisweilen Herzogowina oder das Herzogthum Saba genannt, weil Kaiſer Friedrich III. 1440 dem damaligen Fürſten dieſes Landestheils den Herzogtitel beilegte. Die Hauptorte und Reſidenzplätze der türkiſchen Militär-Commandanten ſind: Trawnik, die Reſidenz des Paſcha von Bosnien, Varatſch, Iwanska, Solina, Jaitza und die Hauptſtadt des Landes Bosna-Serai oder Sarajewo, italieniſch Seraglio, am Zuſammenfluß der Milliazza mit dem Bosnaſtrome, mit 15000 meiſt elenden Häuſern und ungefähr 60,000 Einwohnern, die Garniſon von 10,000 Janitſcharen mitgerechnet. Die plump befeſtigte Citadelle liegt in einiger Entfernung von der offenen Stadt. Die Einkünfte von Sarajewo bezieht jedesmal die Mutter des regierenden Großherrn.

Boſton, 307° 2′ 45″ Länge, 42° 25′ nördlicher Breite, umfaßt eigentlich drei Städte nämlich Nord- und Süd-Ende, und Weſt- oder Neu-Boſton. Zwei hölzerne Brücken vereinigen dieſe Städte mit den jenſeits des Stromes gelegenen kleinen Orten Cambridge und Charleston. Die Brücke, welche nach dem letztern Orte führt, hat ſiebenzehn Pfeiler von gleicher Höhe, iſt 1503 Fuß lang und 42 breit. Die andre, die Weſt-Boſton-Brücke iſt 3483 Fuß lang, 40 Fuß breit, und übertrifft die erſtere bei weitem an Schönheit und Eleganz. Weſt-Boſton, wo die reichen Kaufleute ihre Wohnhäuſer haben, iſt ſchön und regelmäßig gebaut. Die beiden andern Theile der Stadt, von welchen ein großer Theil aus maſſiven Waarenſpeichern beſteht, gewährt keine vorzügliche Anſicht. Der Hafen faßt über 500 große Schiffe, aber die Einfahrt iſt ungemein enge. Die Schiffswerfte, Landungsplätze und Quais ſind bequem, groß und in vortrefflichem Stande. Die Straßen ſind äußerſt reinlich, gepflaſtert und durchgängig mit Trottoire von gehauenen Steinen verſehen. Boſton hat neunzehn Kirchen und Bethäuſer, für die verſchiedenen chriſtlichen Secten. Unter mehreren ſchönen öffentlichen Gebäuden verdient das vor kurzem erſt vollendete neue und prächtige Staatenhaus bemerkt zu werden. Es finden ſich hier ferner zwei Theater, ein Concertſaal und viele andere angenehme und nützliche Anſtalten. Boſton ward von Charleston aus im Jahr 1631 angelegt, und hieß anfangs Schaumut. Die Anſiedler ſelbſt nannten es Dreiberg, von den drei Hügeln, auf denen es erbaut iſt. Späterhin ward es erſt Boſton genannt. Im J. 1727 litt der Ort viel durch ein Erdbeben — Governors-Eiland, eine kleine zu Boſton gehörige Inſel, iſt der Geburtsort des berühmten Benjamin Franklin, dem der Staat von Maſ-

ſachuſets ein prächtiges Denkmal auf dem nach ihm benannten Franklinsplatze zu Boſton errichtet hat.

Botany-Bay, eine geräumige Bay an der Südoſt-Küſte von Neuholland, entdeckt von Cook im Jahr 1770, und ſo genannt nach den mannichfaltigen damals noch unbekannten Pflanzen, mit denen das Land bewachſen war; ſeitdem eine engliſche Niederlaſſung zur Aufnahme verwieſener Verbrecher. — Auf den erſten Anblik ſcheint die Bay vollkommenen Schutz und guten Ankergrund darzubieten, allein die See iſt zu ſeicht für große Fahrzeuge, und dieſe bleiben allen Gefahren einer offenen Rhede ausgeſetzt. Aus dieſem Grunde fand die Niederlaſſung, welche urſprünglich hieher beſtimmt war, und fortdauernd dieſen Namen führt, nicht hier, ſondern fünf engliſche Meilen nördlich zu Port-Jackſon ſtatt. Das Klima iſt ſehr gemäßigt, und die Bäume bleiben fortwährend grün. Der Frühling beginnt gegen das Ende des Septembers und der Winter zu Anfang des Mai. Zur Zeit der heißen trocknen Landwinde ſteigt das Thermometer nicht ſelten bis auf 30 Gr. Reaumur, und im Winter ſieht man des Morgens zuweilen das Gras bereift, aber die Kälte iſt nie ſo groß, daß man der Heizung in den Zimmern bedürfte. Vom Januar bis April ſind die Gewitter häufig, und die Flüſſe treten aus ihren Ufern. Außer Eiſen und Steinkohlen finden ſich keine Materialien von Werth in der Gegend. Das Pflanzenreich bietet bei aller Mannichfaltigkeit wenig nützliches, und noch weniger zur Nahrung des Menſchen dienendes dar. Getraide, Küchengewächſe und Obſtbäume, ſowohl europäiſche als indiſche, kommen zwar gut fort, aber das Land iſt nur theilweiſe fruchtbar, und von vielen öden Strecken unterbrochen. Auch an einheimiſchen Thieren iſt Botany-Bay wie ganz Neuholland arm; zu Zeiten nur iſt der Fiſchfang an den Küſten ergiebig; am mannichfaltigſten ſind die Waſſervögel, doch findet ſich auch Geflügel in den Wäldern; aber die vierfüßigen Thiere ſind auf das Känguruh, eine Gattung von Hunden, und einige Ratten-Arten beſchränkt. Die von den Anſiedlern eingeführten europäiſchen und aſiatiſchen Hausthiere haben ſich mit Ausnahme der Ziegen außerordentlich vermehrt, und aus vier entlaufenen Kühen und einem Ochſen hat ſich ein gewaltiger Stamm von wildem Hornvieh gebildet, der ſchon 1804 auf 4000 Stück geſchätzt wurde. Die nicht zahlreichen Urbewohner des Landes ſtehen auf der niedrigſten Stufe der Kultur, und gewöhnen ſich nur ſparſam an den Umgang mit ihren europäiſchen Nachbarn. In früherer Zeit hatte England ſeine mit der Todesſtrafe verſchonten ſchweren Verbrecher nach Nordamerika deportirt. Nach der Trennung der vereinigten Staaten vom Mutterlande ward ein neuer Verbannungsort nöthig, und die Wahl fiel auf Botany-Bay. Im Mai 1785 wurden daher 11 Fahrzeuge, mit allem zur Gründung einer Kolonie Nöthigen, ausgerüſtet und 570 freie Engländer nebſt 760 Verurtheilten landeten nach einer Fahrt von 8 Monaten, wie ſchon oben geſagt zu Port-Jackſon, um an einer kleinen Bucht (Sidney-Cove) die Stad Sidney zu gründen. — Lange kämpften die Anſiedler theils mit den allgemeinen Schwierigkeiten eines neuen Etabliſſements in einer entfernten Weltgegend, theils mit den beſondern Hinderniſſen, welche die Bösartigkeit der Mehrzahl der neuen Bevölkerung der Ordnung und Ruhe, ohne welche nichts gedeihen kann, oftmals entgegen ſetzte. Durch einen beträchtlichen Koſtenaufwand von Seiten der engliſchen Regierung, und die klugen Bemühungen mehrerer vortrefflichen Gouverneure ſind jedoch dieſe Unannehmlichkeiten meiſtens

beſeitigt, und Botany-Bay kann ſeit einigen Jahren unter die blühendſten Kolonien gerechnet werden. Sie beſteht jetzt aus vier Diſtrikten oder Grafſchaften, Sidney, Paramatta, Hawkesbury und Newcaſtle. In jedem liegt eine Stadt. Eine Kirche befindet ſich nur zu Sidney, die andern Orte haben bloß Bethäuſer. Außerdem gehören zur Kolonie verſchiedene Dörfer an der Küſte von Neuholland, und die mehr als 300 engl. Meilen entfernten Niederlaſſungen Hobarts-Town und Port Dalrymple auf van Diemensland, nebſt der jetzt verlaſſenen Anſiedelung auf der Norfolksinſel. Im Jahr 1810 betrug die Geſammtzahl der im Gebiet der Kolonie lebenden Europäer 11,952 mit Einſchluß von 1100 Mann Soldaten. Auf Neuholland befanden ſich hiervon 5513 Männer, 2220 Weiber und 2721 Kinder: zuſammen 10,454. 21,000 Acres tragbares Land waren angebaut, und der Beſtand an Nutzvieh war 1114 Pferde, 11276 Stück Rindvieh, 33,818 Schaafe, 1732 Ziegen, und 18,992 Schweine. Die Ausgaben der Regierung für die Kolonie betrugen in dieſem Jahre 72,000 Pfund Sterling. Nach Verlauf der Strafzeit, welche nach Maaßgabe der Verbrechen 7 bis 14 Jahre beträgt, und während welcher die Verbannten entweder zur öffentlichen Arbeit angehalten, oder freien Koloniſten als Zwangsdienſtboten überlaſſen werden, können dieſelben frei nach Europa zurückkehren; wünſchen ſie aber ſich als Koloniſten anzuſiedeln, ſo gibt die Regierung jedem einzelnen Manne 40 Acker Landes, ſamt dem nöthigen Acker- und Hausgeräthe, und Lebensmittel auf 18 Monate aus den öffentlichen Magazinen. Ein verheiratheter Mann bekommt 50 Acker, und für jedes Kind werden noch 10 Acker hinzugefügt. Die Rückkehr nach Europa iſt dagegen ſchwierig, da die Regierung nichts dazu hergiebt, und wenn alſo auch zuweilen ein Mann als Matroſe heimkehrt, ſo bleiben doch die Weiber im Grunde faſt allemal auf Zeitlebens verbannt. Wollen freie Europäer ſich in der Kolonie niederlaſſen, ſo bewilligt ihnen die Regierung freie Reiſe, und jedem Ehepaar 150 Acker Land nebſt 10 Ackern für jedes mitgebrachte Kind, das nöthige Ackergeräthe und Saamengetraide.

* **Bothnien**, **Botten**, eine große Landſchaft an beiden Seiten des 80 Meilen langen und 30 Meilen breiten Bothniſchen Meerbuſens, des nördlichen Theiles der Oſtſee, zwiſchen Schweden und Finnland, oberhalb der äländiſchen Inſeln. Sie wird in Weſt- und Oſtbotten eingetheilt. **Weſtbotten**, eine Grafſchaft auf der Weſtſeite des Meerbuſens, gehört zur ſchwediſchen Landſchaft Noland, beſteht aus 4 Vogteien: Umeä, Piteä, Luleä und Torneä, und enthält 37,800 Einwohner. Auch gehört hieher das daran gränzende Lappland mit ungefähr 8000 Bewohnern. **Oſtbotten** auf der Oſtſeite des Meerbuſens begreift die finniſche Landeshauptmannſchaft gleiches Namens und enthält 66,664 Einwohner, welche bis auf wenige Küſtenbewohner, nicht ſchwediſch, ſondern die finniſche Sprache reden. Beide Landestheile ſind trotz der ſtrengen Winterkälte ungemein fruchtbar, und bringen oft weit mehr Getraide hervor, als die Bewohner zu ihrem Unterhalt bedürfen. Die Nahrungszweige der Einwohner ſind Ackerbau, Viehzucht, Jagd und Fiſcherei, denn die zahlreichen Flüſſe und Landſeen ſind ungemein fiſchreich. Maſten, Bauholz, Pech, Theer, Seehundsthran, Seehundshäute, Butter, getrocknete, eingeſalzene und geräucherte Fiſche werden in Menge ausgeführt. — Die Gebirge liefern Eiſen und Kupfer, auch findet ſich in den Gruben von Kiemi in Oſtbothnien einiges Silber. Beide Länder gehörten früher der

Krone Schweden, aber Oſtbotten und ein Theil von Weſtbotten bis an die Flüſſe Tormeä und Muonio, nebſt dem nördlich darüber gelegenen Lappland, ward im Frieden von Friedrichsham 1809 an Rußland abgetreten, und gehört nun, wie oben erwähnt, zur Provinz Finnland.

Boulingreen, eigentlich ein grüner zum Kegelſpiel beſtimmter Raſenplatz, dann überhaupt ein ſchönes dicht bewachſenes Raſenſtück, dergleichen man in allen engliſchen Gärten findet.

* Boulogne, eine alte franzöſiſche Seeſtadt an der Küſte der Picardie, jetzt der Hauptort eines Bezirks von 18 ½ Q. Meilen mit 74,676 Einwohnern, im Departement Pas de Calais, an der Mündung der Liane ins Meer, 11° 16′ 33″ Länge, 50° 43′ 33′ nördlicher Breite. Sie beſteht aus Ober- und Unter-Boulogne, welches letztere vorzugsweiſe Boulogne sur mer genannt wird, und in Rückſicht der Schönheit der Häuſer und Straßen den obern Theil der Stadt bei weitem übertrifft. Beide Theile haben an 1600 Häuſer, über 13,000 Einwohner, und einen Hafen, der für große Kriegsſchiffe zwar zu ſeicht iſt, in welchen aber die größten Kauffahrthey-Schiffe bei hoher Fluth ohne Gefahr aus- und einlaufen. Da man von hier aus bei gutem Wind die Küſten von England binnen 2 bis 3 Stunden erreichen kann, ſo ließ Bonaparte den ſehr verſandeten Hafen reinigen und tiefer machen, und eine ungeheure Menge flacher Fahrzeuge zur Ueberfahrt einer Landungs-Armee daſelbſt erbauen; auch viele kleine Forts und Batterien zur Befeſtigung des Hafens und der Stadt anlegen. Schon ſtand ein zahlreiches Heer viele Monate lang in einem ſtadtähnlichen Lager zum Ueberſchiffen bereit, als der Ausbruch der Feindſeligkeiten mit Oeſterreich 1805 die franzöſiſchen Krieger von dort in andere Gegenden rief; und ſeitdem war von keiner Landung in England mehr die Rede. Boulogne hat ein Bisthum, 6 Kirchen, 1 Hoſpital, Börſe, Handelsgericht, Schifffahrts-Schule, Seebäder, Seifen-, Fayence-, Blech-, Leinen- und Wollen-Manufacturen. Zum Ausfuhrhandel dienen: Heringe und Makreelen, die in Menge längs der Küſte gefangen werden, Champagner und Burgunder-Weine, Steinkohlen, Getraide, Butter, Leinwand und Wollen-Zeuge. In Friedenszeiten halten ſich oft 2000 bis 3000 Engländer in Boulogne auf.

Bourbon (Haus). Mit Ludwig V., König von Frankreich, erloſch (21. Mai 987) der Stamm der Carolinger; denn ſein Oheim Carl, Herzog von Nieder-Lothringen, der rechtmäßige Erbe der Krone, ward durch eine Gegenpartei vom Throne verdrängt, welchen Hugo Capet beſtieg, Herzog von der nachmaligen Isle de France und Graf von Paris, Enkel Robert's des Starken (deſſen zweiter Sohn, Robert, im J. 922 als König gekrönt worden war) und Sohn Hugo's des großen, Herzogs von Frankreich, Burgund und Aquitanien, Grafen von Paris und Orleans. (S. d. A. Frankreich.) Durch dieſe Erhebung ward die Pairſchaft des Herzogthums Frankreich mit der Krone vereinigt, und eine Dynaſtie begründet, die acht Jahrhunderte hindurch den franzöſiſchen Königsthron beſaß, während eine Seitenlinie ſeit 1701 Spanien beherrſchte, welche das Königreich beider Sicilien im Jahr 1735 als Secundogenitur, und 1748 auch Parma für die Nachkommer eines ſpaniſchen Infanten erwarb. Aber die franzöſiſche Revolution ſtürzte das Haus Capet durch Napoleon von ſeinen Thronen, in Frankreich: 1792 bis 1814 (S. Frankreich); in Spanien: 1806 bis 1814 (S. Spanien);

in Neapel: 1806 bis 1815; in Parma 1801 bis 1817; und in Etrurien wo durch Napoleon ein Bourbon von 1801 bis 1807 regierte. Nur allein der Thron Ferdinands IV. zu Palermo ward unter brittiſchem Schutze aufrecht erhalten, während die übrigen Mitglieder des Hauſes Bourbon, die nicht in Frankreich Leben oder Freiheit verloren hatten, in England und Rußland oder in Napoleons Reiche einen Zufluchtsort fanden. Denn erſt nach Napoleons Fall im J. 1814 ſchien das Schickſal ſich mit einem Geſchlechte verſöhnen zu wollen, deſſen Geſchichte mit der des ganzen Europa wunderſam verkettet iſt. — Hugo Capets (oder Breitkopfs) Familie nannte ſich nach dem mütterlichen Stammhauſe, der Stadt Bourbon l'Archambaud in Frankreich, das Haus Bourbon. Aus dieſem entſproſſen zwei Seitenlinien, die von Valois und die von Bourbon. Jene gründete Carl, Graf von Valois, zweiter Sohn Königs Philipp III.; dieſe Ludwig, erſter Herzog von Bourbon (ſt. 1341), der Sohn Roberts, Grafen von Clermont, des zweiten, mit Beatrix der Erbin von Bourbon vermählten, Sohnes Ludwigs IX. Nach Carls IV., des Schönen, des letzten aus dem älteſten Hauptzweige des Capetingiſchen Geſammtſtammes, Tode im J. 1328, beſtieg mit Philipp VI., das Haus Valois den Thron. Dieſes Haus erloſch 1589, durch die Ermordung Heinrichs III. Nun folgte durch Erbrecht, von perſönlicher Größe unterſtützt, der Abkömmling jenes Ludwigs von Bourbon, in der achten Generation, Heinrich IV. von Bourbon und König von Navarra. Sein Vater Anton hatte durch ſeine Gemahlin Johanna von Albret, Erbin des kleinen Königreichs Navarra, dieſen Staat erworben, den Heinrich IV. jetzt mit der Krone Frankreich vereinigte. Antons jüngerer Bruder, Ludwig I. Prinz von Condé, wurde der Stifter der Linie Condé. Man unterſcheidet daher zwei Hauptlinien der Bourbons: die königliche und condéiſche. Die königliche trennte ſich wieder in zwei Branchen durch die beiden Söhne Ludwig XIII., da der Aeltere, Ludwig XIV., den Hauptaſt fortſetzte, der mit deſſen Enkeln Ludwig (Dauphin) und Philipp V. in die ältere oder königlich franzöſiſche, und in die jüngere oder königlich ſpaniſche ſich theilte, während der Jüngere, Philipp I., das Haus Orleans ſtiftete, als er von Ludwig XIV. das Herzogthum Orleans erhalten hatte. Die Könige des ältern königl. Zweiges des Hauſes Bourbon ſ. unt. d. Art. Heinrich VI. Ludwig XIII. XIV. XV. XVI. XVII. XVIII. Die Könige des jüngern königl. Zweiges ſ. unter Spanien. Seit der Reſtauration der Bourbons, in der Perſon Ludwig XVIII., des 35ſten Königs aus dem Geſchlecht Capets in Frankreich, im J. 1814, beſteht das Haus Bourbon gegenwärtig, 1818, aus folgenden Zweigen und Mitgliedern. A) Königlich franz. Linie: 1) Ludwig XVIII., geb. 1755, Bruder Ludwigs XVI. (S. d. Art.) iſt Wittwer, und hat keine Kinder. 2) Karl Philipp Monsieur, ehemals Graf von Artois, (S. Artois) und deſſen Söhne: a) Ludwig Anton, Herzog von Angouleme, Sohn von Frankreich, geb. am 6. Aug. 1775, verm. zu Mietau, d. 10. Juni 1799 mit der Tochter Ludwigs XVI. und Maria Antoinettens von Oeſterreich, Maria Thereſia Charlotte, geb. d. 19. Dec. 1778, Madame, Dieſe Prinzeſſin ward am 18. Aug. 1792 in den Tempel als Mitgefangene ihrer Aeltern gebracht, am 20. Dec. 1795 aber entlaſſen, worauf ſie, mit Bewilligung der Directorial-Regierung, Paris und Frankreich verließ und zu Riechen bei Baſel an die öſterreichiſchen

Bevollmächtigten ausgeliefert wurde; ſeitdem lebte ſie bis 1799 zu Mietau, von wo ſie ihren Oheim, den jetzigen König überall hin begleitete. Ihr damaliges Einkommen beſtand in den jährlichen Zinſen eines von der Erzherzogin Chriſtine von Oeſterreich (verſt. Gemahlin des Herz. von Sachſen-Teſchen) ihr vermachten Capitals von 391,000 Fl. Als ſie im Mai 1814 in Paris einzog, ward ſie mit lebhafter Theilnahme empfangen, und von wahrem ritterlichen Geiſte beſeelt, eilte ſie während der Cataſtrophe im März 1815 nach Bordeaux, ſtellte ſich dort perſönlich an die Spitze der Königlichen, unterlag aber dem böſen Willen der Linientruppen und der Untreue der Nationalgarde; ſie ging alſo mit dem General Clauzel eine Capitulation ein, und begab ſich zu Schiffe mit dem Maire Lynch nach Holland zu ihrem Oheim, dem ſie auch nach Paris wieder gefolgt iſt. Sie iſt Beſchützerin der Geſellſchaft der mütterlichen Liebe in Frankreich. — Ihr Gemahl, der Herzog von Angouleme landete zuerſt am 11. Febr. 1814 im ſüdlichen Frankreich, und kehrte hierauf mit ihr im Gefolge Ludwigs XVIII. aus England nach Paris zurück. Im J. 1815 zeichnete er ſich bei Napoleons Uſurpation des Thrones in dem Commando eines kleinen Corps Königlicher in einem Gefecht bei Montelimart gegen Napoleons Truppen aus, war auch in einem zweiten Treffen bei Valence glücklich, mußte aber nach dem Abfall faſt aller ſeiner Truppen bei Port St. Esprit capituliren (8. April). Kraft dieſer Capitulation ſchiffte er ſich zu Cette ein (16. April) und landete (am 19. April) zu Barcellona, von wo er ſich zu ſeiner Familie wieder begab; gegenwärtig iſt er Groß-Admiral von Frankreich und Generaloberſt der Carabin., Cüraſſ. und Drag. der franz. Armee und Inhaber eines Jäger-Regiments. Sein Bruder b) Carl Ferdinand, Herzog von Berri, geb. 24. Jan. 1778, war bis zur Herſtellung ſeiner Familie auf den franzöſiſchen Thron bei ſeinem Vater in Edinburgh; im März 1815 begleitete er ſeinen Bruder Angouleme nach Lyon, eilte von da nach Paris und ſtellte ſich an die Spitze der vor Paris gegen Napoleon am 11ten März aufgeſtellten Armee, nach deren Abfall er am 20. d. Mon. ſeinem Oheim, dem Könige, folgte; jetzt iſt er Generaloberſt der Chaſſeurs und leichten Lanzenreiter. Den 17ten Juni 1816 vermählte er ſich mit Caroline Ferdinande Louiſe (geb. am 5ten Nov. 1798), der älteſten Tochter des Erbprinzen beider Sicilien. — Ferner lebt von des Königs Ludwig XIV. außerehelicher Nachkommenſchaft die Tochter des am 4ten März 1791 verſt. Ludwig Johann von Bourbon, Herzogs von Penthievre, Louiſe Marie Adelheid, geb. 23ten März 1753 (ſonſt Mademoiſelle de Penthievre genannt), ſeit dem 6ten Nov. 1793, Witwe von Ludwig Philipp Joſeph, Herzog von Orleans (Egalité genannt), von dem ſie 22ten Juli 1792 geſchieden wurde. Sie hielt ſich bis 1814 in Spanien auf, wohin ſie deportirt worden war. Hier lebte ſie (zu Barcellona) von dem Ertrage der ihr reſtituirten Güter, der ihr mit 100,000 Franken jährlich aus dem Schatze von Frankreich angewieſen worden war. Sie kehrte mit den Bourbons nach Paris zurück, und mußte daſelbſt, als Napoleon im März 1815 dort ankam, Krankheits wegen bleiben. B) Der zweite Aſt der königlichen Linie, das königl. ſpaniſche Haus Bourbon, von Philipp V., Ludwigs XIV. zweitem Enkel geſtiftet, beſteht jetzt aus folgenden Mitgliedern: 1. Carl IV., reſignirtem König von Spanien, gebor. in Neapel 12ten Nov. 1748; cedirte ſeine Rechte an Napoleon 8ten Mai 1808, und lebte mit ſeiner Gemahlin Marie Louiſe,

Tochter des Herzog Philipp von Parma, geb. 9. Dec. 1751, zu Compiegne in Frankreich, dann in Marſeille, jetzt in Rom. Die noch lebenden Kinder ſind: a) Charlotte Joachime, Gemahlin des Königs von Portugal, b) Marie Louiſe Joſ. Antoine, reſignirte Königin von Etrurien, Witwe von Ludwig, Infant von Spanien, ehemaligen König von Etrurien. c) Deren Kinder, Carl Ludwig, Infant von Spanien, reſignirter König von Etrurien, geboren zu Madrit 23. Dec. 1799, und Marie Louiſe Charlotte, geb. 1. Oct. 1802 auf der Ueberfahrt von Livorno nach Barcellona. Die Mutter nahm 1817 das Fürſtenthum Lucca in Beſitz, als einſtweilige Entſchädigung, bis nach dem Tode der Erzherzogin Marie Louiſe, Parma wieder an ſie und ihre Nachkommen zurückfällt. d) Die Schwägerinnen der Königin von Etrurien: Marie Antoine Joſephe, Prinzeſſin von Parma, bei den Urſulinerinnen zu Parma, und Charlotte Mar. Ferdin., Prinzeſſin von Parma, ſeit 1804 in Rom. e) Ferdinand VII., ſonſt Prinz von Aſturien, geb. 14. Oct. 1784, zuerſt vom 10. März 1808 an ſechs Wochen lang König von Spanien, verzichtete nebſt ſeinen Brüdern auf die ſpaniſche Krone durch die Declaration aus Bordeaux vom 12. Mai 1808; dann lebte er, von einer Doppelrente, von 400,000 und 600,000 Fr. aus dem franz. Schatze und einem Antheile von 50,000 Morgen an den Domainen von Navarra, zu Valencay in Frankreich; im Jahr 1810 meldete man von ihm, daß er dem Kaiſer Napoleon das ihm entdeckte Unternehmen des Engländers Kolly, ihn zu entführen, ſelbſt mitgetheilt, und zugleich gewünſcht habe, von ihm als kaiſerlicher Prinz Frankreichs adoptirt zu werden (vergleiche Ferdinand VII. und Spanien ſeit 1808). Doch als Napoleon am Schluſſe des Jahres 1813 ſich von allen Seiten bedrängt ſah, ſchloß er (15ten Dec. 1813) mit Ferdinand VII. Friede, und obgleich die Bedingungen deſſelben von den Cortes nicht anerkannt wurden, ſo kehrte Ferdinand doch in ſein Reich zurück. f) Carl Mar. Joſ. Iſidor. g) Marie Iſabelle, Gemahlin des Kronprinzen von Sicilien. h) Franz de Paula Anton Maria. Die Infanten Anton, Carl und Franz erhielten 1808 auch Apanagengelder aus dem franz. Schatze, und hatten den Genuß ihrer Ordenspfründen in Spanien. Von Carls IV. Geſchwiſtern leben noch: a) Ferdinand IV., jetzt Ferdinand I., König beider Sicilien, Gemahl von Marie Caroline, des römiſchen Kaiſers Franz I. Tochter, ſt. 1814. Deren Kinder: aa) Franz Januar Joſeph, geb. 1777, 19. Aug., Herzog von Calabrien, Kronprinz beider Sicilien, mit 7 Kindern aus ſeiner zweiten Ehe mit Iſabella von Spanien; ſeine Tochter aus der erſten Ehe iſt Gemahlin des Herzogs von Berri. bb) Marie Chriſtine, Gemahlin Carls, Prinzen von Sardinien, Herzog von Genevois; cc) Marie Amalie, Gemahlin Ludwig Philipps, Herzog v. Orleans. dd) Leopold, Fürſt von Salerno, verm. mit Clementine, Franz I. von Oeſterreich dritter Tochter. b) Anton Pascal. — Von des Königs Karls IV. verſt. Bruder Gabriel Franz Xaver exiſtirt ein Sohn, Peter Carl Anton, Infant von Spanien, der im Nov. 1807 mit dem portugieſiſchen Hofe, wo er ſeit 1790 erzogen worden war, nach Braſilien ging, und 1810 zu Rio de Janeiro mit Mar. Thereſe, Johannes VI. Regenten von Braſilien Tochter, ſich vermählte. Aus der Ehe Karls III. Bruders, Ludwig Anton Jacob, mit Thereſe de Vallabriga y Drummond, Herzogin von Cinchon, Tochter eines aragoniſchen Capitäns der Infanterie, leben: a) Don Ludwig

Maria von Bourbon, Erzbiſchof von Toledo; b) Caroline Joſephine Antoine, Gemahlin des Don Manuel Godoy, des Friedensfürſten, und c) Marie Louiſe von Bourbon, verm. 1. Juni 1817, mit dem Herz. v. San Fernando, Grand von Spanien. C) Die Seitenlinie des königl. franzöſiſchen Hauptaſtes des Hauſes Bourbon, welche von Ludwigs XIV. Bruder Philipp I. abſtammt, und das Haus Orleans bildet, indem es von dieſem Philipp an bis 1739 das Herzogthum oder die Pairie Orleans beſeſſen hat, zählt gegenwärtig folgende 10 Mitglieder: 1) Herzog Ludwig Philipp von Bourbon Orleans (vor der Revolution Herzog von Chartres, Sohn des Philipp Egalité), geb. 6. Oct. 1773, wurde nebſt ſeinen Brüdern 1797 aus dem Verhafte zu Marſeille entlaſſen, ging mit ihnen nach Philadelphia, dann, nach geſchehener Ausſöhnung mit den franz. Prinzen des Hauſes Bourbon, nach England (1800), hierauf nach Gibraltar (1808), lebte dann ſeit 1809 in Palermo, blieb nach der Rückkehr der Bourbons in England, bis er 1816 nach Paris ſich begab, wo er das Palais Royal bewohnt. Er iſt Generaloberſter der Huſaren und Großkr. der Ehrenlegion. 2) deſſen Gemahlin Marie Amalie, K. Ferdinands IV. von Sicilien Tochter geboren 26ten April 1782; aus dieſer Ehe ſind vorhanden: 3) Ferd. Philipp Ludwig Carl Heinrich Herzog von Chartres, geb. zu Palermo 3. Sept. 1810; 4) Louiſe Marie Thereſie Charlotte Iſabelle Mademoiſelle, geb. zu Palermo 3. April 1812; 5) Marie Chriſt. Carol. Adelaide Francisca Leopoldine (Mademoiſ. de Valois) geb. zu Palermo 12. April 1813; 6) Ludwig Carl Phil. Raphael, Herzog von Nemours, geb. zu Paris 25. Oct. 1814; 7) Francisca Louiſe Caroline, Mademoiſelle de Montpenſier, geb. 28. März 1816 zu Twickenham; 8) Marie Clementine Carol. Leop. Clotilde, Mademoiſelle de Beaujolois, geb. 3. Juni 1817, zu Paris. 9) Des Herzogs von Orleans Schweſter Eugenie Adelheid Louiſe, Mademoiſelle d'Orleans, geb. 23. Auguſt 1777. 10) Vaters Schweſter: Louiſe Marie Thereſe Mathildis, Madame d'Orleans, geſchiedene Gemahlin von Herzog Ludwig Heinrich von Bourbon-Condé, die zu Barcellona 50,000 L. jährl. aus dem Schatze von Frankreich erhielt, und ſeit dem 5. Juni 1816 wieder in Paris ſich aufhält. D) Die Condéiſche Linie, die zweite Hauptlinie der Bourbons, die von Ludwig I., dem erſten Prinzen von Condé, abſtammt, ward durch die beiden Söhne des Enkels von dieſem Ludwig I., Heinrichs II., in zwei Aeſte zerſpalten, indem nämlich 1. Ludwig II. (ſt. 21. Febr. 1666) den Aſt Bourbon-Condé und 2. Armand, (ſt. 11. Dec. 1686) Prinz von Conty, den Aſt von Bourbon-Conty ſtiftete. Aus dem Aſte Condé exiſtiren noch 3 Mitglieder: a) Herzog Ludwig Joſeph von Bourbon, Prinz von Condé, geb. zu Paris 9ten Auguſt 1726. Er verließ mit ſeinem Sohne, wie auch mit ſeinem Enkel, dem auf Befehl Napoleons nachmals erſchoſſenen Herzog von Enghien (S. d. Art.) Frankreich den 16ten Juli 1789, kehrte 8ten Nov. 1814 nach Paris zurück, iſt Oberhofmeiſter des königl. franz. Hauſes, Beſitzer von Chantilly, wohnt zu Paris im Palais Bourbon. (S. d. Art. Condé). b) Ludwig Heinrich Joſeph, Herzog von Bourbon, Sohn des vorherigen aus der erſten Ehe, geb. 13. April 1756, geſchiedener Gemahl der oben unter Orleans gedachten Louiſe Marie Thereſe Mathildis; c) Louiſe Adelheid, Prinzeſſin von Condé, geb. 5ten Oct. 1757, lebte in England in einem Kloſter zu Norfolk, war 1768 Aebtiſſin

zu Remiremont, und ward im Dec. 1816 Vorſteherin der Schweſterſchaft in dem zu einem Kloſter umgeſchaffenen Tempelthurm zu Paris. (Von Carl Charolois, Prinz von Condé, leben noch zwei natürliche, aber legitimirte Töchter, von denen die eine Charlotte Margar. Eliſ., als legitimirte Mademoiſelle de Bourbon, den jetzigen däniſchen Generalmajor Grafen von Löwendahl 1772 heirathete.) Von dem zweiten Aſte, Bourbon-Conty, lebte Ludwig Franz Joſeph von Bourbon, Prinz von Conty, zu Barcellona in Spanien von einer Penſion von 25,000 Liv., aus dem franz. Schatze vom Ertrage ſeiner ehemaligen Güter. — Er ſtarb den 13. März 1814, und war der letzte Zweig des Hauſes Conty. Indeß verlieh im Nov. 1815 Ludwig XVIII. den natürlichen Söhnen deſſelben, den H. H. von Hattonville und von Removille die Befugniß, den Namen und das Wappen von Bourbon-Conty zu führen. Die bekannte Gräfin von Mont-Clair-Zain, deren Namen das Anagram von den Namen ihrer Aeltern, des Prinzen Ludwig Franz de Bourbon-Conty und der Herzogin von Mazarin, enthält, gehört auch noch als wilder Sprößling zu dieſem Aſte; außerehelich geboren, ward ſie von Ludwig XV. 1772 legitimirt und 7ten Oct. 1788 in der Abtei St. Antoine getauft; im Jahr 1799 lebte ſie noch zu Paris als Directorin einer weiblichen Erziehungsanſtalt und foderte ihrer Abkunft wegen von der franzöſiſchen Regierung eine Penſion.

* Bourbon, eine franzöſiſche Inſel im indiſchen Meer, öſtlich von Madagascar, 72° 58′—73° 10′ öſtl. L. 20° 31′ 43″—21° 39′ ſüdl. Br., 112 Q. Meilen groß, 1811 mit 80,346 Einwohnern, wovon 16,400 Europäer und Creolen, 3459 freie Neger, und 60,450 Sklaven. Die Inſel iſt vulkaniſchen Urſprungs, und noch brennt fortdauernd im Südoſten ein Vulkan, um welchen in einem Kreiſe von 6 Meilen alles öde und verbrannt iſt. Das ganze Land beſteht eigentlich aus zwei aneinanderhängenden Bergen, unter welchen der nördliche, ein ausgebrannter Vulkan, der höhere und an Umfang bei weitem der größere iſt. Beider Berge Gipfel ſind nackte Felſen, die höchſte Spitze des nördlichen Berges iſt 4000 Fuß über die Meeresfläche erhaben. Viele Bergſtröme ſtürzen von den ſchroffen Höhen und bewäſſern die Niederungen, in welchen der fruchtbare vulkaniſche Ruin von der üppigſten tropiſchen Vegetation überwältigt, einen oft eben ſo überraſchenden als reizenden Anblik darbietet. In einigen Teichen iſt das Waſſer ſo mit mineraliſchen Stoffen geſchwängert, daß weder Fiſche darin leben, noch Sumpf- und Waſſerpflanzen an den Ufern wachſen. Die Produkte der Inſel ſind: Kaffee, (im J. 1799 6 Millionen Pfund), Mais, Weizen, Reis, Tabak, Baumwolle, Muskatnüſſe, Gewürznelken, (im J. 1799 60,000 Pfund), Zucker, Aloe, Ebenholz, Obſt, Palmen, Indigo, weißer Pfeffer, Bauholz, Kopal, Sandarak, Kampher, Gartenfrüchte mannichfaltiger Art, Schlachtvieh und Schildkröten. Die Inſel iſt in 9 Kirchſpiele abgetheilt: St. Denis, St. Marie, St. Suſanne, St. André, St. Benoit, St. Roſe, St. Joſeph, St. Pierre und St. Paul. Nur einige Stunden breit in einer mit den Küſten parallelen Linie iſt bis jetzt das Land angebaut. Die dichten Wälder im Innern werden zum Theil von einer Art von Mulatten bewohnt, die ziemlich im Zuſtande roher Naturmenſchen leben. Bourbon iſt von Klippen umgeben, und hat bloß zwei eben auch nicht gute Ankerplätze, was der Schiffahrt nicht wenig hinderlich iſt. Bourbon und Isle de France wurden 1545 von dem Portugieſen Mascarenhas entdeckt. 1634 ſtiftete die franzöſiſch

oſtindiſche Handelscompagnie hier eine Factorei. 1642 ließen ſich franzöſiſche Seeräuber von Madagascar aus hier nieder, und fingen an ſich dem Ackerbau zu widmen. 1774 nahm die franzöſiſche Regierung förmlichen Beſitz von der Inſel. Während der Revolution ward ſie erſt Réunion, dann 1809 Bonaparte genannt, bis ſie 1814 ihren alten Namen wieder erhielt. — Im J. 1811 beſtand das Militair aus 4179 Mann, nemlich 576 Linientruppen, 417 Kreolenſchützen 900 Bürgergarden und 2300 Milizen.

Bourdeaux, ſ. Bordeaux.

Bourrit (Marc Theodore), der berühmte Alpenreiſende und Geograph, iſt geboren zu Genf 1739. Lange Zeit war er Kantor an der Kathedrale in dieſer Stadt und beſchäftigte ſich daneben ſtets mit dem Studium der Natur ſeines Vaterlandes, in welcher Hinſicht er mehrere Reiſen in die Gebirge unternahm. Der berühmte Sauſſure lernte ihn kennen und vorzüglich ſchätzen. Beide bereiſ'ten nun zuſammen die Alpen und den Montblanc, und Bourrit lieferte zu Sauſſures Reiſeberichten höchſt intereſſante Zeichnungen. Von ihm ſelbſt beſitzen wir mehrere meiſtens ſehr gründliche und ſtets belehrende Werke.

Brach heißt, im Ackerbau, ungepflügt, ungebauet, ruhend. Wie die animaliſche Natur, bedarf auch die Getraide tragende Erde einer Ruhe, einer Erholung zur Aufrechthaltung ihrer hervorbringenden Kräfte. So bleibt (nach hier nicht zu erörternden Regeln) ein Ackerfeld, nachdem es einige Jahre Getraide getragen, ein Jahr unbeſäet, wo es alsdann, ſich ſelbſt überlaſſen, Gras, auch Klee hervorbringt. Durch die Verweſung der Klee- oder Graswurzeln ſammelt das Land neue Kräfte (Dammerde), und trägt dann, mit weniger oder gar keiner Düngung, wieder Getraidefrucht. Wo es jedoch nicht an dem nöthigen Dünger fehlt, bedarf es der Brache nicht. An einigen Orten läßt man den Acker auch brach liegen, um ihn als Wieſe zu benutzen. In Niederſachſen heißt es dann Dreeſche. Brachen, heißt ein brachgelegenes Feld zum erſtenmale wieder pflügen, es ſtürzen, in manchen Gegenden wird es für brach liegen laſſen genommen. Beim Weinbau bedeutet es: vom Unkraut reinigen. — Brachmonat iſt der 6te des Jahrs, der Sommermonat, Junius, weil man in demſelben zu brachen pflegt.

† Brachylogie iſt die Kunſt, kurz und gedrängt zu reden; zugleich der Fehler in der Schreibart, wenn man durch erzwungene Kürze dunkel wird. Es wird in der Muſik gebraucht, wenn in einem langſamen Geſange eine geſchwinde Klauſel vorkommt. Brachykatalectiſch heißt, in der Dichtkunſt, ein Vers, an welchem eine Sylbe oder ein Fuß fehlt.

Brachdeich, ein Deich, welcher durchgebrochen, worinnen ein Brack eingeriſſen iſt; kann dieſes nicht gleich wieder durchgedeicht werden, ſo entſteht dadurch ein ſogenannter Ueberdeich.

P. S.

Bramarbas bedeutet einen Großſprecher, einen Menſchen, der, um ſich geltend zu machen, oder Andere in Furcht zu jagen, mit Thaten prahlt, die er nie ausgeübt, und deren er unfähig iſt. Der Ausdruck kommt von einer ſo benannten Perſon dieſes Charakters in einem von Holbergs Luſtſpielen her.

Branchu (Madame), erſte Sängerin der großen franzöſiſchen Oper zu Paris. Eine außerordentliche Stimmkraft und Ausdauer erheben ihren Namen eben ſo hoch, als die bewundernswerthe Vol-

lendung im Mechaniſchen des Geſangs, und die immer noch dauernde Reinheit und Jugendfriſche der Töne — womit ſie bereits über 20 Jahre die Ohren der Franzoſen entzückt. Altfranzöſiſche und Gluck'ſche Opern ſind die Sphäre, worin ſie ſich mit ſeltener Vollendung bewegt, eine Antigone, Dido, Armide, Alceſte ꝛc. ihre höchſten Triumphe. Das romantiſche Ohr der Deutſchen und Franzoſen wird jedoch nur ſehr ſelten an ſolcher verſtandesgemäßen witzigen Recitation in ſchreienden Tönen großes Vergnügen empfinden.

Brandkugel, iſt ein zwilchener Sack, welcher über zwei kreuzweiſe über einander geſpannte eiſerne Reifen gezogen, mit feuerfangenden Stoffen angefüllt und auswärts mit Pech und Talg beſtrichen iſt, um Gegenſtände damit in Brand zu ſtecken. Brandkugeln ſind auch längliche, mit kleinen Kugeln, Handgranaten ꝛc. gefüllte Kugeln, die mit eiſernen Reifen gebunden, mit einer Brandröhre verſehen und einem getheerten Tuche umwickelt ſind. Beide Arten werden aus großem Geſchütz geworfen. (S. auch Carcaſſe).

Brandſilber, heißt das Silber, wenn es von allen unedeln Metallen geſchieden und im Feuer völlig gereinigt worden iſt.

Brandung, heißt jeder in der See, unfern des Walls oder Ufers, auch bei Mündungen von Flüſſen gelegene Ort, wo die Strömung mit einer außerordentlichen Gewalt, gewöhnlich mit Schäumen und Ziſchen an verborgene Klippen oder an das felſige Ufer anſchlägt. Solche gefährliche Stellen werden natürlich von den Schiffern vermieden. Auch dieſe ſchäumende Brechung der Wellen ſelbſt heißt Brandung. Die Kraft dieſes Aufruhrs im Waſſer richtet ſich nach dem Winde, nach der Strömung und der Beſchaffenheit der Klippen. An den höchſten, ſteilſten, felſigen Ufern iſt ſie am ſtärkſten. In den Meeren, welche keine Ebbe und Fluth haben, wie die Oſtſee, ſind die Brandungen gewöhnlich unbedeutender.

Brandwache, heißt in Feldlägern die hintere Wacht, welche zum Schutze des Lagers, zur Sicherung der Gefangenen und für die Aufrechthaltung des Kochfeuers zu ſorgen beſtimmt iſt. Sie beſteht gewöhnlich aus 1 Sergeanten, 1 Corporal und 30—40 Mann für jedes Regiment. — In der Seeſprache heißt Brandwache ein Schiff, welches in einige Entfernung von der Flotte als Wacht, auch als Kundſchaftsſchiff gelegt wird. — An einigen Orten, wie z. B. in Hamburg, nennt man auch Brandwache die Mannſchaften, welche des Nachts ausgeſchickt werden, um Veranlaſſungen zu Feuersbrünſten zu verhüten, und bei ſchon ausgebrochenen die erſten Löſchungsanſtalten zu bewirken.

Branntwein, iſt eine geiſtige Flüſſigkeit, welche aus verſchiedenen in geiſtige oder Weingährung gebrachten mehlhaltigen Vegetabilien, als Getraide, Kartoffeln, Obſt, Bier- und Weinhefen, Weintreber ꝛc., auch Wein, meiſtens aber aus Getraide durch Deſtillation (oder Brennen) abgezogen wird. Er iſt im Allgemeinen eine mehr oder minder ſtarke Miſchung von Alkohol und Waſſer. Der Prozeß iſt kürzlich dieſer: das zum Brennen beſtimmte Getraide wird, nachdem es geſchrotet, mit dem dazu kommenden Malze in die Möſchboding eingemöſcht, d. h. mit lauem Waſſer eingerührt. Wenn es eine Viertelſtunde geſtanden, wird es in heißem, aber nicht kochenden Waſſer ſo lange gerührt, bis es lau iſt. Dann kommt der Hefen dazu, um die geiſtige Gährung zu beför-

dern; das Gefäß wird bedeckt und das Gemiſch bleibt ruhig ſtehen, bis die Gährung erfolgt. Dann kommt der Möſch, d. i. dieſe Maſſe, in die Branntweinblaſe. Es wird Feuer darunter gemacht und der Möſch fortwährend gerührt. Der Geiſt entwickelt ſich in Dämpfen, und geht durch die Leitung, die er erhält, in Flüſſigkeit über. Dieſer erſte Abzug, der noch ungenießbar iſt, heißt Lauer oder Lutter. Ein zweiter Abzug gibt den eigentlichen Branntwein, den einfachen, der dritte den doppelten, der vierte den Weingeiſt (Spiritus vini rectificatus), und der fünfte endlich den waſſerfreien Weingeiſt (Spiritus vini rectificatissimus), den Alkohol. Nach dem Material, woraus der Branntwein gezogen wird, erhält er ſeinen Namen. Der Franzbranntwein in Frankreich wird aus Wein, Weinhefen und Weintrebern gezogen, und heißt nach den Verfertigungsorten: Cognac, Orleans, Bordeaux ꝛc.; Kornbranntwein, allenthalben aus Roggen, Weizen, Gerſte, Hafer, einzeln oder gemiſcht. Auch Kartoffeln, Mohrrüben, Runkelrüben ꝛc. geben Branntwein. Man ſehe ferner die Art. Arak, Rum und Taffia. Setzt man zur zweiten Deſtillation des Getreidebranntweins noch Gewürze, Blumen, Wurzeln, Kräuter, ſo erhält man Aquavite, die dann, nach den Beſtandtheilen, Kümmel-, Anis-, Nelken-, Citronen-Branntwein ꝛc. heißen. Dieſe mit dem gehörigen Zucker, um ſie wohlſchmeckend zu machen, zubereitet, geben den Roſoglio, Roſoli, der auf unzählige Arten variirt und danach, oft auch ganz willkürlich, wie es eben die Mode will, benannt wird. Die Araber ſind die muthmaßlichen Erfinder der Branntweinbrennerkunſt. Die Tataren ziehen auch Branntwein aus Milch. — Branntweinwage, ſ. Aräometer.

Braunerz wird im Bergbau eine gewiſſe räuberiſche Erzart genannt; auch ein angeflogenes Weſen an dem Geſteine von braunröthlicher Farbe, welches für ein Zeichen der Nähe reichhaltiger Erze gehalten wird.

† **Braunſchweig**, die Hauptſtadt, unter dem 52° 18′ nördlicher Breite und dem 28° 15′ öſtlicher Länge, an der Oker in einer angenehmen Gegend gelegen.

Bravourarie, iſt eine Arie, welche ſo geſetzt iſt, daß der Sänger Gelegenheit hat, durch oft ſelbſt eingeflochtene Paſſagen, Läufe, Sprünge u. ſ. w. ſeine Geſangfertigkeit an den Tag zu legen.

Brechungswinkel. Lichtſtrahlen gehen durch durchſichtige Materien, ſo wie im luftleeren Raume, immer nach geraden Linien fort; gehet aber ein Lichtſtrahl von einer Materie in die andere, die nicht gleiche Dichtigkeit mit ihr hat, über, ſo wird er von ſeiner Bahn abgelenkt, d. h. er wird gebrochen und der Einfallsſtrahl und der Durchgangsſtrahl bilden dann einen Winkel, den man den Brechungswinkel nennet; auch heißen dann die verſchiedenen dichten Räume, die der Lichtſtrahl paſſiret, die Mittel, und es mag nun der Strahl einfallen wie er will, ſo hat allemal der Sinus des Winkels in dem einen Mittel, zu dem Sinus des Winkels in dem andern Mittel, ein beſtändiges und unveränderliches Verhältniß. Es verhält ſich auf dieſe Weiſe der gebrochene Strahl aus Luft in Waſſer wie 2 zu 3, aus Waſſer in Luft hingegen beinahe wie 3 zu 4. Man nennt dieſes Verhältniß das Brechungsverhältniß. Dieſes Verhältniß hat man übrigens aus Luft in verſchiedene andere Körper in folgenden Zahlen gefunden:

Aus Luft in	Regenwaſſer,	wie	1,335 : 1
— — —	Brunnenwaſſer,	—	1,356 : 1
— — —	Weingeiſt,	—	1,368 : 1
— — —	Baumöl,	—	1,465 : 1
— — —	Terpentinöl,	—	1,482 : 1
— — —	Kampher,	—	1,500 : 1
— — —	Steinſalz,	—	1,545 : 1
— — —	Glas,	—	1,550 : 1
— — —	Bernſtein,	—	1,555 : 1
— — —	Bergkryſtall,	—	1,562 : 1
— — —	Isländ. Kryſtall,	—	1,666 : 1
— — —	Diamant,	—	2,439 : 1

P. S.

Bredow (Gabriel Gottfried), preußiſcher Regierungsrath und Profeſſor der Geſchichte zu Breslau, war den 14ten December 1773 zu Berlin von armen Eltern geboren, beſuchte das Joachimsthalſche Gymnaſium unter Meierotto, der das aufſtrebende Talent des Jünglings wahrnahm, und erhielt eine Freiſtelle. Er ging darauf nach Halle, wo er in das philologiſche Seminar unter Wolf trat und bald die Theologie mit den Alterthumswiſſenſchaften vertauſchte. Im J. 1794 ward er Mitglied des von Gedike geleiteten Schullehrerſeminars und folgte 1796 der Einladung des trefflichen J. H. Voß nach Eutin, der bei der dortigen gelehrten Stadtſchule den Unterricht der erſten Claſſe mit ihm theilte. Hier gewann er neben den alten Dichtern und der Metrik das Studium der alten Erd- und Himmelskunde lieb, aus welchem ſodann ſeine Unterſuchungen über die alte Zeitrechnung hervorgingen. Bereits 1799 erſchien ſein nachmals vervollkommnetes Handbuch der alten Geſchichte, dem die Unterſuchungen über einzelne Gegenſtände der alten Geſchichte, Geographie und Chronologie folgten. Nach Voß's Abgang übernahm er das Rectorat, ging aber 1804 als Profeſſor der Geſchichte nach Helmſtedt. Hier eröffnete ſich ihm ein weiterer Wirkungskreis. Er durchſchaute die Lage des deutſchen Vaterlandes und ganz Europa's, und ſtellte ſie mit Kraft und Freimüthigkeit in ſeiner Chronik des neunzehnten Jahrhunderts dar. Aber ſchon beim 2ten Bande traten dem wahrheitliebenden Patrioten ſo große Schwierigkeiten in den Weg, daß er die Fortſetzung des Werks an Venturini überließ und lieber zur alten Weltkunde zurückkehrte. Er faßte den Plan, von Homer bis auf die mittlern Zeiten herab eine geſchichtlich fortſchreitende Darſtellung aller geographiſchen Syſteme zu liefern. Hiezu bedurfte er einer kritiſchen Berichtigung der kleinen griechiſchen Geographen. Die Materialien dafür zu ſammeln, reiſete er im Febr. 1807 nach Paris, wo er bis zum Herbſt blieb und eine reiche Ausbeute machte. Nach ſeiner Rückkehr verwickelten ihn ſeine Freimüthigkeit und ſein Eifer, womit er in der Jugend den deutſchen Sinn anzuregen ſuchte, bald in Unterſuchungen und Unannehmlichkeiten. Gern folgte er daher 1809 einem Ruf nach Frankfurt an der Oder, und ging, als die Univerſität von dort nach Breslau verlegt wurde, ſchon 1811 dahin. Hier erkrankte er an einem unheilbaren Uebel und ſtarb nach großen Leiden den 5ten Sept. 1814. In dieſe letzte Zeit fällt die Herausgabe ſeiner Epistolae Parisienses und ſeine ſchätzbare Schrift über Carl den Großen. Ihm gebührt der Ruhm eines wackern Lehrers, eines flei-

ſigen, gründlichen und geiſtvollen Geſchichtſchreibers, und eines wahren deutſchen Patrioten.

Breyhan, eine bekannte Sorte Bier, nach dem Erfinder, Lord Breyhan, welcher es 1526 zu Hanover zuerſt braute, alſo genannt.

Brighella, ſ. **Masken**.

Brillantiren, einen Diamant oder ſonſt einen Edelſtein auf Brillantart ſchleifen.

Bromius, ein Beiname des Bacchus.

Bronziren. Dies iſt eine Kunſt, die darin beſteht, daß man Bildſäulen, Büſten, auch anderem Geräth einen Ueberzug gibt, wodurch ſie das Anſehen erhalten, als wären ſie von Bronze. Daher bronzirt man andere Metalle, Holz, Elfenbein, Gips und Thon. Die Farben, die man dem Ueberzug gibt, ſind willkührlich. Gewöhnlich nimmt man Goldpulver dazu. Zu dem Ende reibt man eine Partie Goldſchaum mit Jungfernhonig auf einem Steine ſo lange, bis das Gold in die allerkleinſten Theilchen zermahlen iſt. Jetzt thut man dieſe Miſchung in ein Geſchirr mit Waſſer, wodurch der Honig aufgelöſt wird, und das Goldpulver endlich zu Boden fällt. Dann ſchüttet man das Waſſer ab, läßt das Pulver trocknen, und wiederholt dies Verfahren ſo lange, bis man genug hat. Man hat aber noch ein anderes Gold, womit man bronzirt: dies heißt Muſivgold, und wird auf folgende Weiſe bereitet. Man nimmt ein Pfund Zinn, ſieben Unzen gereinigten Schwefel, ein halbes Pfund laufendes Queckſilber und ebenſoviel Salmiak. Zuerſt ſchmilzt man das Zinn in einem Tiegel und thut das Queckſilber hinzu. Iſt die Miſchung kalt, ſo pulvert man ſie, und mahlt ſie auf einem Steine mit dem Salmiak und dem Schwefel zuſammen, bis alles eine einförmige Maſſe wird. Dieſe bringt man hierauf in eine Retorte, worauf ſich bei verſtärktem Feuer das Queckſilber mit dem Ammonium des Salmiaks verflüchtigt, und das Zinn mit dem Schwefel und der Salzſäure zu einer Art von Kalk verbunden als ein matt goldfarbenes Pulver zurückbleibt. Will man dem Ueberzug ein röthliches Anſehn geben, ſo kann man die vorige Miſchung mit etwas Mennig zuſammenreiben. Außerdem gebraucht man zum Bronziren einen beſonderen Firniß, den man aus Anima und Leinöl macht. Das letztere kocht man zu einem Pfunde und thut vier Unzen von dem gepulverten Anima unter beſtändigem Umrühren hinzu. Man kocht es ſo lange, bis es ſo dick wie Theer wird. Vor dem Gebrauch muß es noch mit etwas Cochenille verſetzt, und zugleich mit ſo viel Terpentinöl verdünnt werden, daß man es mit einem Pinſel auftragen kann. Dieſen Firniß ſtreicht man alſo zuerſt mit einem Pinſel über die ganze Oberfläche, die man bronziren will, läßt ihn dann trocknen, doch ſo, daß er noch einigermaßen klebrig bleibt. Dann wickelt man ein Stück weiches Leder um einen oder zwei Finger, taucht ſie in das Pulver, und reibt dies ſorgfältig ein; oder, was noch vorzuziehen, man breitet das Pulver mit einem weichen Haarpinſel auf dem klebrigen Ueberzuge aus. Dann bedeckt man das Ganze um den Staub abzuhalten, und läßt es ſo trocknen. Zuletzt wird das etwa loſe Goldpulver mit einem weichen Pinſel abgekehrt. Das Bronziren des Holzes fodert einen eigenthümlichen Prozeß, der von dem Vorigen verſchieden iſt. Man nimmt berliner Blau, Schüttgelb, Umbererde, Lampenruß und Pfeifenthon. Dieſe Dinge werden einzeln mit Waſſer auf Steinen gerieben; dann

miſcht man ſie in einem Geſchirr zuſammen, und zwar in ſolchen Verhältniſſen, wie die gewünſchte Farbe es fodert. Gewöhnlich nimmt man halbmal ſoviel Pfeifenthon, als von dem Uebrigen. Das Holz muß vorher polirt und mit einem gewöhnlichen Firniß, wozu man Lampenruß gethan hat, überzogen werden. Nachdem dieſer Ueberzug getrocknet iſt, trägt man erſt zu zwei verſchiedenen Malen die obige Miſchung auf. Endlich, wenn auch dieſe vollkommen trocken iſt, bringt man das Bronzepulver mit einem Pinſel darauf, reibt und polirt das Ganze, und überzieht dies hiernächſt mit einer dünnen Lage ſpaniſcher Seife. Endlich wird alles mit wollenen Lappen abgerieben. Will man Eiſen bronziren, ſo muß dies vorher ſo ſtark erhitzt werden, daß man es nicht in der Hand halten kann.

Brot im Abendmahl, ſ. Hoſtie.

Brotverwandlung, ſ. Transſubſtantiation.

Brougham (Henry), iſt Mitglied des engliſchen Parlaments, der königlichen Geſellſchaft von London, Advokat und geweſener Mitarbeiter an dem literariſchen Tageblatt the Edinbourgh Review, und hat ſich beſonders in den letzten Zeiten den Ruhm eines der größten Redner der Oppoſitionspartei erworben. Vorzüglich merkwürdig wurde er in den Verhandlungen wegen der Prinzeſſin von Wallis und der zu bewilligenden Civilliſte bei der Verheirathung der Prinzeſſin Charlotte. Im Mai 1816 hielt er um die Erlaubniß an, wegen Erweiterung und Sicherheit der Preßfreiheit eine Bill vorlegen zu dürfen, gerieth aber zu gleicher Zeit in den Verdacht, der miniſteriellen Partei ſich anſchließen zu wollen, da Lord Caſtlereagh ihm mit vieler Auszeichnung begegnete. Bekannte Werke von ihm ſind: Forſchungen über die Colonialpolitik der europäiſchen Mächte, 1803. 2 B. in 8., worin er England auffodert, Frankreich zu der Wiedereroberung von Domingo beizuſtehen; — Ueber den Zuſtand der Nation. Mehrere Ausgaben in 8.; — nebſt mehrern im Parlament gehaltenen und gedruckten Reden, und manchen Entdeckungen im Gebiete der Phyſik, welches ſeine Lieblingsbeſchäftigung iſt.

Bruce (Michel), der die Hauptrolle in der berühmten Befreiungsgeſchichte Lavalettes ſpielte, iſt der Sohn eines Handelsmanns in London. Von früher Jugend an den Studien ergeben, wußte er bald den zufälligen Werth des Reichthums durch Kenntniſſe und wiſſenſchaftliche Bildung in Schatten zu ſetzen. Aber alle ſeine Reiſen und Erfahrungen waren nicht im Stande, einen gewiſſen Hang nach romanhafter Exaltation in ihm zu ertödten. Als Jüngling ſchon trat er eine große Reiſe durch den Orient, Syrien, Judäa an, deren Reſultate er in Gemeinſchaft mit einer Landsmännin, welche ihn überall muthig begleitete, herausgegeben. So kam er in ſeinem 25ſten Jahr (1815) nach Paris; ſeine Erfahrung, Bildung und Kenntniſſe in den orientaliſchen Sprachen, verbunden mit einem angenehmen Aeußern, zogen ihm allgemeine Bewunderung und Liebe zu, wofür ſein jugendliches Herz keinesweges unempfindlich ſchien. Stets auf der Seite der Oppoſition ſeines Vaterlandes, hatte er das lebhafteſte Gefühl für eine vernünftige Freiheit. Eine, nur aus ſeinem Hang zur Schwärmerei begreifliche Ideenaſſociation, riß ihn hin, in Ney und Conſorten die Repräſentanten und Märtyrer dieſer Freiheit zu erblicken, und ſo bei jener berühmten Befreiung von Lavalette die gefährliche Hauptrolle zu ſpielen. Er büßte dafür drei Monate im Gefängniß zu Paris mit

ſeinen beiden Gefährten Wilſon und Hutchinſon, und kehrte dann nach England zurück.

Brückenbrüder, ſ. Brüderſchaften.

Brüder und Schweſtern des freien Geiſtes nannte ſich eine Geſellſchaft von Separatiſten, die im 13ten Jahrh. am Rheine aufkamen, weil nach bibliſchen Stellen, die ſie mißverſtanden, Chriſten keinem Geſetze mehr unterthan und zur Freiheit der Kinder Gottes gelangt wären. Dieſe Freiheit ſuchten ſie in der Abſonderung vom herrſchenden Kirchenthume, hielten allen äußern Gottesdienſt für überflüſſig und geriethen dabei auf Schwärmereien, womit ſie die Wahrheiten des Chriſtenthums wunderlich vermengten. Pantheiſtiſche Phantaſien miſchten ſie in den Glauben; durch den Dünkel ſittlicher Vollkommenheit verwirrten ſie die Moral, und weil ſie ſich einbildeten, alle ſinnlichen Triebe erſticken und jeder Verſuchung Trotz bieten zu können, arteten ihre Tugendproben (z. B. gänzliche Entkleidungen im Umgange beider Geſchlechter, unſchickliche Vertraulichkeiten) bald in ſchamloſe Unzucht aus, die ihnen den Spottnamen Schweſtrones zuzog; einige ſollen ſogar ihre Laſter mit der Behauptung, daß körperliche Handlungen die Seele nichts angingen, beſchönigt haben. Die Synoden zu Cöln 1306 und zu Trier 1310 beſchloſſen ihren Untergang und in den Verfolgungen, die nun über ſie ergingen, wurden ſie theils bekehrt, theils getödtet oder zerſtreut. Ihre Reſte verloren ſich unter den Begharden und ſcheinen zum Theil nach Böhmen gekommen zu ſeyn, wo man während der Huſſitiſchen Unruhen ähnliche Separatiſten entdeckte. Vergl. den Art. Adamiten. E.

Brühl (Carl Friedrich Moritz Paul Reichsgraf von), einziger Sohn aus der (ſ. d. A. G. v. Brühl) unter IV. erwähnten Ehe, geb. zu Pförten in der Niederlauſitz d. 18. Mai 1772, königl. preuß. Kammerherr, Commandeur mehrerer Orden, ſeit 1814 Generalintendant der königl. Schauſpiele zu Berlin: ein hochwichtiger Poſten für die theatraliſche Kunſt in Deutſchland, da dieſe Bühne, neben den Hoftheatern in Wien, durch ihre äußere Lage zum erſten Range berufen iſt. Die in dem obigen Art. genannte geiſtreiche Mutter, welche der Erziehung ihres Sohnes die höchſte Sorgfalt widmete, beſaß außerordentliche Talente für Geſang und Muſik ſowohl, als für theatraliſche Darſtellung; der unter I. in dieſem Art. genannte Oheim deſſelben war Theaterdichter, und eben ſo leidenſchaftlicher als glücklicher Schauſpieler in ernſten und edeln Charakteren; ſein Vater ſelbſt beſaß ein entſchiedenes Talent für Darſtellung komiſcher Rollen, und ſo war der junge Graf von Kindheit auf Zeuge und ſchon von ſeinem 5ten Jahre Theilnehmer muſikaliſcher und theatraliſcher Kunſtübungen im Kreiſe ſeiner eigenen Familie, welche von geiſtreichen Perſonen z. B. Meißner, Naumann u. a. ſtets umgeben war, und in Pförten und Seifersdorf ein Privattheater hielt, auf welchem der berühmte Reinecke, deſſen Gattin und der nicht minder geſchätzte Schauſpieldirektor Brandes mitwirkend auftraten. Im J. 1785 begleitete er ſeine Eltern auf einer Reiſe nach Weimar, und betrat den Zauberkreis, welchen dort Männer wie Wieland, Herder, Göthe u. a. um die geiſtreichſte Fürſtin ihrer Zeit, die Herzogin Amalie, bildeten. So ward ſein Geiſt immer enger an die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften angezogen, und obſchon er in Bezug auf eine Beſtimmung im ſtaatsgeſellſchaftlichen Leben ſich für das Studium der Forſtwiſſenſchaften entſchieden hatte, blieben ſie doch immer ſeine

Lieblingsneigung. Im 18ten Jahre wurde er im Preußiſchen, wo ſein Vater die Stelle eines Oberſten und Chauſſée-Bau-Intendanten bekleidete, nachdem er früher in ſächſ. und franz. Militärdienſten geſtanden hatte, als Jagdjunker angeſtellt, und fand in Berlin Gelegenheit, in der Zeichenkunſt und in der Muſik unter Genelli, Faſch und Thürſchmidt Kenntniſſe und Uebung zu erlangen. Eine forſtwiſſenſchaftliche Reiſe durch Deutſchland führte ihn in der Zeit, wo Schillers Genius in Weimar waltete, zum zweiten Male dahin, er hielt ſich ein Jahr lang dort auf, genoß des Wohlwollens der Herzogin und des täglichen Umganges mit den Genien der Künſte und Wiſſenſchaften, welche ſie umgaben, und wurde Mitglied des geſellſchaftlichen Theatervereins, in welchem er mehrere Male vor der Herzogin auftrat. In dieſer Periode ſchrieb Göthe Paläophron und Neoterpe, beſtimmte die erſtgenannte Rolle für den jungen Grafen, und leitete ſein Studium derſelben, wodurch ſeine Einſicht in das Weſen der Kunſt nothwendig ſehr erweitert werden mußte. Bald darauf wurde er Kammerherr des Prinzen Heinrich von Preußen, Bruders von Friedrich dem Großen. Mit ihm verlebte er einige Jahre zu Rheinsberg, in ländlicher Stille zwar, doch nicht geſchieden von der Theaterkunſt, da der Prinz eine franzöſiſche Schauſpielergeſellſchaft unterhielt, durch welche der Graf die Eigenheiten der franzöſiſchen Theaterpraxis kennen lernte. Nach dem Tode des Prinzen ward er an den Hof der Königin, Mutter des jetzigen Königs, berufen, wozu die Vorliebe dieſer Fürſtin für Theater und Muſik die Veranlaſſung gegeben hatte. Von jetzt an fing der Graf an, dieſen Künſten und ihren Hülfswiſſenſchaften ein ernſtliches Studium zu widmen, und jede Gelegenheit zur Erweiterung ſeiner Kenntniſſe derſelben zu benutzen. Dieſe Gelegenheiten mehrten ſich, als er 1813 dem Heer als Freiwilliger nach Frankreich folgte, Paris, ſeine Kunſtſchätze und ſeine Theater ſah, den König von Preußen hierauf nach England begleitete, und auf der Bühne von London die Dichtungen des unſterblichen Shakſpeare hörte. So vorbereitet wurde er zu der ang. Zeit an die Spitze der Bühne von Berlin, einer Kunſtanſtalt für Schauſpiel, Oper und Ballet zugleich, berufen, und arbeitet mit reger Thätigkeit daran, die Hoffnungen zu erfüllen, zu denen die Geſchichte ſeiner Kunſtbildung berechtiget. Um die Oper, für welche ſein Vorgänger Iffland am wenigſten zu wirken vermocht hatte, erwarb er ſich bald ein in die Augen fallendes Verdienſt. Minder ſchnell geht die Verbeſſerung des Schauſpiels von Statten, welcher das Verhängniß ſelbſt ungünſtig zu ſeyn ſcheint. Iffland, der geniale Schauſpieler, war nicht mehr, und Iffland, der Director, hatte durch übergroße Milde mancherlei geſellſchaftliche Gebrechen veranlaßt, die nicht mit Einem Mal zu heilen ſind. Der Tod raubte dieſer Bühne darauf die unerſetzliche Bethmann, der allgemein beliebte Komiker Wurm mußte einer unerwieſenen Judenanklage wegen Berlin verlaſſen, und das Schauſpielhaus, mit einem unſchätzbaren Vorrathe an Darſtellungsmitteln aller Art, wurde im Juli 1817 ein Raub der Flammen. Dieſes Unglück vernichtete eine Garderobe, deren ſchönſter und correcteſter Theil eine Geiſtesſchöpfung des jetzigen Intendanten war. Dagegen ſind andere Verdienſte deſſelben um das Schauſpiel ſichtbar geblieben. Er war es, der einen Devrient anſtellte, einem (lang verkannten) Lemm den ihm gebührenden Rang und Wirkungskreis anwies, die Entwickelung der Anlagen einer Döring (jetzt Stich) beförderte, das in Göthe's Schule gebildete Künſt-

lerpaar Wolf nach Berlin zog, dem würdigen Repräſentanten des Hamlet, Herrn Wolf, die Regie der Tragödie anvertraute, zuerſt Calderon auf die Bühne brachte, (ſ. d. beſ. Art.), die Handwerksmaxime von der Unantaſtbarkeit des Rollenbeſitzes abſchaffte, den Einwirkungsverſuchen einer pedantiſchen Cenſurcuratel beharrlich widerſtand, und die dramatiſchen Dichter, wenn nicht in das erſprießliche franzöſiſche, doch vor der Hand in ein anſtändigeres Verhältniß gegen die Bühne zu ſetzen ſuchte, als es früher vorhanden geweſen war. Einer durchgreifenderen Verbeſſerung ſcheint bis jetzt der Mangel an guten Schauſpielern beſonders für eigentliche Dichterwerke, die chaotiſche Ungeſchiedenheit der verſchiedenen Kunſtgattungen im Raum wie in den Perſonen, der Hang des Publikums zu leerer Pracht auf der einen und zu derbem Volksſpaß auf der andern Seite, und der ſtaatswirthſchaftliche Anſpruch der Behörden auf volle Tageseinnahmen im Wege geſtanden zu haben. Daß der würdige Lenker dieſer Anſtalt mit allen dieſen Hinderniſſen kämpft, hat ſelbſt diejenige ſtrenge Kritik nicht verkannt, welche in der Zeitung für die elegante Welt ſeit einigen Jahren ſeine Kunſtverwaltung regelmäßig von Monat zu Monat begleitet; und es iſt ſo unverkennbar als verdienſtlich, daß er dieſelbe, wo es thunlich iſt, nicht unberückſichtiget läßt. Er verwaltet ſein Amt nicht wie eine bloße Hofſtelle, ſondern mit unzweifelhaftem Beſtreben, die Kunſt zu fördern, ſoweit die Kraft Eines Mannes im Conflict ſo vieler oft gegen einander wirkender Kräfte und Triebe irgend zureichen mag; und ſo iſt dieſer Art. als eine kleine Vorarbeit für die künftige Geſchichte des deutſchen Theaters zu betrachten. Uebrigens iſt derſelbe ſeit 1814 mit einem Fräulein von Pourtales aus der Schweiz vermählt und hat das Bürgerrecht von Neufchatel erhalten, wo er im Befreiungskriege Militärcommandant war. A. Mnr.

Brunduſium (jetzt Brindiſi), eine berühmte alte Stadt in Unteritalien am adriatiſchen Meer, deren Hafen zu der Römerzeit einer der beſuchteſten war, weil man von da gewöhnlich nach Griechenland und Aſien überfuhr, daher auch die Appiſche Heerſtraße dahin führte. Jetzt ein unbedeutender Ort.

Brunnen- und Badereiſen. Den Gegenſtand dieſer Reiſen ſ. in den Art. Bäder, Geſundbrunnen und Mineralwaſſer. Bei der Auswahl des Waſſers für die Kranken kann man alle Mineralwaſſer in Hinſicht ihrer Wirkung auf den Körper in drei Hauptclaſſen theilen, in Stahlwaſſer und Säuerlinge, in ſchwefelhaltige, und in ſalzhaltige. Die Stahlwaſſer, wenigſtens die bedeutendern und wirkſamern darunter, ſind gewöhnlich auch Säuerlinge, d. h. ſie enthalten eine reichliche Menge von Kohlenſäuregas, welches den Antheil von Eiſen aufgelöſt hält. Bei welchen dieß der Fall nicht iſt, die haben ſo wenig Eiſengehalt, und dieß Wenige iſt in der dürftigen Menge von Kohlenſäuregas ſo ſchwach gebunden, daß es ſich ſchnell zerſetzt, das Eiſen von der Waſſermaſſe ſich trennt, und als Ocker abſetzt, beſonders wenn das Waſſer zum Baden erwärmt wird, wodurch es denn vor gemeinem Waſſer nichts voraus hat, als daß es die Haut und die Wäſche beſchmutzt. Die reichhaltigen Stahlwaſſer wirken auf das Blutſyſtem, indem ſie durch ihren Antheil an Eiſen den Cruor im Blute vermehren, ſehr ſtärkend. Sie können daher in Kränklichkeiten von geſunkener Kraft dieſes Syſtems, in Bleichſucht, Cacherie überhaupt, in Magenſchwäche und andern davon herrührenden Uebeln gebraucht werden, dagegen ſie den an den Lungen, an

Vollblütigkeit Leidenden, ſchädlich ſind. Außer den wenigen wirklich gehaltreichen Eiſenwaſſern gibt es in Deutſchland eine große Menge unbedeutender Quellen, weil es ſehr häufig der Fall iſt, daß ſich einige Gran Eiſen in einem großen Schwall von Waſſer, das ja das allgemeinſte Auflöſungsmittel iſt, auflöſen, oder vielleicht auch erſt darin bilden. In vielen Waſſern dieſer Art würden kaum dem Geſchmacke nach beſondere Beſtandtheile zu vermuthen ſeyn, wenn nicht die verrätheriſche Galläpfeltinktur auch das Hunderttheilchen eines Grans Eiſen entdeckte, obgleich das Waſſer von ſolcher Kleinigkeit gleich als ſchämte es ſich ſeiner Armuth, nur roth wird. Doch haben dieſe geringhaltigen Waſſer das Gute, daß man in ihrer Auswahl nicht ängſtlich zu ſeyn braucht, da ſie nicht ſchaden, wenn ſie auch nicht helfen, und doch als Firma zu Luſtpartieen gleichen Nutzen haben, wie die Schilder vor den Gaſthöfen. Schwefelhaltige Waſſer ſcheinen vorzüglich auf das Nervenſyſtem des Unterleibes erregend zu wirken und daher die Thätigkeit der Leber und den Blutumlauf im Unterleibe zu befördern. Sie können deshalb bei Kränklichkeiten, die von Trägheit im Blutumlauf des Unterleibes und der Leberfunction herrühren, gebraucht werden, dagegen ſie bei Anlagen zu Congeſtionen und Wallungen des Blutes nachtheilig wirken können. Die ſaliniſchen, z. B. Bitterſalz u. ſ. w. enthaltenden Waſſer wirken auf die eigentlichen Verdauungsorgane, namentlich auf die Schleimabſonderung des Magens und der Gedärme, befördern die Bewegung dieſer Theile, und können von ſolchen Perſonen mit Nutzen getrunken werden, welche an Obſtruction u. a. davon herrührenden Kränklichkeiten leiden, dagegen diejenigen, welche ſchon mit einer krankhaften Abſonderung dieſer Theile behaftet ſind, ſie vermeiden müſſen. Die warmen Quellen und die Seebäder ſind vorzüglich unter die kräftigen Bäder zu rechnen. Man könnte zwar denken, daß die wenigen wirkſamen Beſtandtheile, welche ſich in den Geſundbrunnen befinden, in zweckmäßigen und beſtimmten Gaben als Arzneimittel in bequemerer Form verordnet werden könnten, allein die Aerzte, beſonders die Bade- und Brunnenärzte, verſichern, daß die Beſtandtheile der mineraliſchen Waſſer durch die innigere Miſchung und Auflöſung von der Natur ſelbſt zubereitet, weit wirkſamer als dieſelben Mittel in Medicamenten oder in künſtlichen Bädern wären. In Anſehung der Beſtimmung der Kranken, nach welchem Bade und Geſundbrunnen ſie reiſen ſollen, iſt ſchon oben Einiges erwähnt. Gefährliche Kranke darf man überhaupt nicht, wenigſtens nicht in neuetablirte Bäder ſchicken, weil es keinen günſtigen Eindruck auf die übrigen Brunnengäſte macht, wenn Kranke daſelbſt ſterben. Es geht den neuen Bädern darin wie den anfangenden Aerzten, deren Ruf dadurch leidet, wenn ihnen gleich anfangs Kranke ſterben, dahingegen es bei erfahrnen Praktikern ſchon weniger auf ſich hat. In Anſehung der ökonomiſchen Umſtände der Kranken ſollten aber beſonders ihre Aerzte ſehr umſichtig zu Werke gehen, und die ärmern oder ſchon minder wohlhabenden Kranken lieber davon abhalten, denn bekanntlich iſt in den Badeorten theures Pflaſter (obwohl in manchen kleinen wörtlich genommen vielleicht gar keins iſt), und es ſollte vorher wohl erwogen werden, ob der Kranke nicht wohlfeiler, bequemer und in wirkſamerer Quantität dieſelben Mittel zu Hauſe gebrauchen könnte. Zudem iſt in Anſchlag zu bringen, daß ſolche Kranke bei aller Humanität der Badedirectionen und Badeärzte, welche für den Minderwohlhabenden ſo gut wie für den Reichen ſorgen, doch auf die heilſame Wirkung

der Vergnügungen der Bäder nicht rechnen dürfen, indem ſie denſelben meiſtens entſagen und von ferne ſtehen müſſen. Wer hingegen Geld und nur eine leichte Kränklichkeit hat, beſonders wer bei der Annäherung der Badezeit etwa eine Art von Badekrankheit ſpürt (ungefähr wie die Menſchen, die ſich an das Aderlaſſen gewöhnt haben, an der Ader ein Jucken fühlen, wenn die Zeit wiederkehrt, wo ſie zur Ader ließen), braucht unter den Bädern nach ihren Beſtandtheilen nicht ängſtlich auszuwählen; es wird ihm jedes gut bekommen und er wird überall ein willkommener Badegaſt ſeyn. Wer noch ſchwankend ſeyn ſollte über die heilſamen Wirkungen der Bäder, der leſe nur die Ankündigungen und Anzeigen von manchen, welche eine Reihe von Krankheiten, deren Anzahl manchem Zettel der Univerſalmittel Ehre machen würde, aufgeführt iſt, die alle durch die wunderſame Kraft der Heilquelle weggeſpült werden. Die Erfahrung ſelbſt beſtätigt es aber auch; der Ungläubigſte würde bekehrt werden, wenn er die zurückkehrenden Badegäſte ſprechen könnte, wie geſund und heiter die meiſten wieder nach Hauſe kommen. Die Lahmen haben ihre Krücken im Bade aufgehängt; der Hypochondriſt hat ſeinen Spleen erſäuft; der Unvermögende läßt taufen; die Krämpfe ſind verſchwunden u. ſ. f. Die wenigen, die von wirklichen und bedeutenden Uebeln ungeheilt wiederkommen, bringen doch die Verheißung und volle Hoffnung mit, daß die heilſamen Wirkungen der Quelle längſtens in einem Vierteljahre nachkommen ſollen. Wenn wir aber auch zugeben, daß alle die heilſamen Folgen der Bade- und Brunnencuren nicht einzig und allein Wirkung der Beſtandtheile des Mineralwaſſers, ſondern anderer Nebenumſtände ſind, ſo können wir doch behaupten, daß dieſe Vortheile durch keine andern Mittel ſo gut erlangt werden können, als durch Bade- und Brunnencuren. Schon der bei manchen Menſchen ſo ungewöhnliche Eindruck des bloßen Waſſers auf den ganzen Körper, auf die Hautnerven und dadurch auf das geſammte Nervenſyſtem iſt von den heilſamſten Folgen für die Geſundheit. Zu Hauſe könnten wir dieſen Vortheil auch haben, aber zu Hauſe achten wir ihn nicht, weil wir ihn da zu leicht und zu wohlfeil haben können. Schon dafür alſo wären wir den Bädern großen Dank ſchuldig, daß ſie das Baden überhaupt in Erinnerung bringen. Das Trinken der Geſundbrunnen hat den großen Vortheil, daß viele Menſchen, die eine gewiſſe Art von Waſſerſcheu haben, von der Möglichkeit überzeugt werden, daß auch ihr Magen Waſſer vertragen kann, wenn es nur nicht ſo ganz gemeines iſt, das in ihrer Heimat jede Bauerdirne unentgeltlich einſchöpft. Dieſen iſt es dann ſehr wohlthätig, daß ihr Magen doch wenigſtens einige Wochen mit dieſem heilbringenden Element erquickt, und nicht immer mit Thee, Bier, Wein, oder andern hitzigen Getränken beläſtiget wird. Wie wohlthätig ferner iſt die körperliche Bewegung, welche das Gebot des Arztes, noch mehr das allgemeine Beiſpiel, die Mode, die Langeweile erzwingt. Manche Dame, welche außerdem das Gehen für zu beſchwerlich oder unanſtändig hielt, der Gelehrte, welcher an ſeinem Studirtiſch ſich krumm geſeſſen hat, der Geſchäftsmann, welchen die Arbeit auf dem Stuhle gefeſſelt hielt, der fette Müßiggänger, welcher auf dem Sopha ſich zu pflegen gewohnt iſt, alle müſſen ſich Bewegung machen, allen iſt ſie äußerſt wohlthätig, und alle dieſe würden ſie ohne Badereiſen nicht haben. Auch der häufigere Genuß der freien Luft, der manchen Menſchen ſo ſelten iſt, der wohlthätige Einfluß der Reiſe ſelbſt, iſt ſehr hoch anzuſchlagen. Zudem wie mannich-

faltig iſt nicht die Veranlaſſung zur Aufheiterung des Gemüths! Wo findet ſich eine beſſere Gelegenheit, mit dem gültigſten Grunde von der Welt (Geſundheit geht ja über alles) ſich von den drückenden häuslichen Sorgen, von läſtigen Arbeiten, von einer grämlichen Ehehälfte, von der ſtrengen Aufſicht einer alten Tante u. ſ. f. eine Zeitlang zu befreien? Selbſt die Vergnügungen in den Bädern haben ihren eigenen Reiz, ſie kommen des Jahrs nur einmal, ſind nicht mit dem läſtigen Zwang verbunden, der andere Vergnügen ſtört, vereinigen vieles, was in andern Orten zerſtreut iſt, und größere Bäder können ſelbſt als eine Art von permanenter Redoute angeſehen werden, nur im umgekehrten Verhältniſſe zu den gewöhnlichen Maskenbällen, indem bei dieſen vielerlei Masken zu Einem Zwecke zuſammenkommen, bei jener aber verſchiedene Zwecke ſich unter Eine Maske ſtecken. Wir müſſen die Vortheile der Bade- und Brunnenreiſen für die Beſitzer der Bäder, die Pachter, die Einwohner, die Badeärzte, die Wirthe, Bettler und Spieler übergehen, und wollen nur noch den Wunſch äußern, daß die Miniſter und Großen der Erde, von deren Unterleibsbeſchaffenheit oft das Wohl von Tauſenden abhängt, ihre politiſchen Verhandlungen in den Bädern, die jetzt mehr als ſonſt daſelbſt Mode werden, erſt dann anfangen möchten, wenn die Cur ſchon ihre Wirkung auf ihre Aufheiterung gethan hat. Alle dieſe Vortheile hätten wir nicht ohne die Bäder, dies ſieht jeder ein. Doch iſt auch in Rückſicht des Verhaltens in denſelben noch einiges zu bemerken. Die Zeit des Aufenthalts vorzüglich darf nicht zu kurz ſeyn. Unter drei Wochen kann ſich niemand bedeutenden Nutzen von der Cur verſprechen. Die Badeärzte ſehen es am liebſten, wenn die Kranken 4 bis 6 Wochen bleiben können. Vor einer gar zu ſtrengen Diät braucht ſich übrigens Niemand zu fürchten. Die Badeärzte verordnen von Amtswegen eine paſſende Diät, überlaſſen dann weislich die Modification derſelben dem Kranken, der ſeine Natur ſelbſt am beſten kennen muß. Auch ſieht ja ein jeder an den Geſellſchaftstafeln, Abendzirkeln u. ſ. w., daß die meiſten Brunnenärzte keine diätetiſchen Pedanten ſind, ſondern mit dem vollen Römer das Zeichen geben, daß man hier nicht bloß zum Waſſertrinken verurtheilt wird. Uebrigens darf auch Niemand fürchten, daß alle jene Vortheile nur in großen und berühmten Bädern den Badegäſten zu Statten kämen. Die meiſten ſind in kleinen und ſelbſt den unberühmten Bädern auch zu genießen. Es kann ja nicht jeder in einem Hotel zum Erbprinzen u. ſ. w. einkehren; es gibt auch Leute, die im Strohkranze mit dem rothen Läppchen einkehren wollen und können, alſo muß es auch ſolche Plätzchen geben, und es finden ſich überall Gäſte und mit ihnen Vergnügen ein. Man kann auch die Peterskirche im Kleinen auf einen Nagel malen und die Welt iſt überall Welt. II.

Brutal-Impfung, eine von Marcus Herz, einem der bedeutendſten Widerſacher der Schutzpocken aufgebrachte Hohnbenennung der Kuhpocken-Impfung.

Brutto (Ital.), im Gegenſatze von Netto, wird in der Kaufmannsſprache die Waare mit Inbegriff deſſen, worein ſie verpackt iſt, genannt. Es gilt das vorzüglich in Beziehung auf das Gewicht der Waare, daher man z. B. ſagt: das Faß Kaffee wiegt 9 Ct. Brutto, d. h. mit Inbegriff des Gewichtes des Faſſes.

Bryant (James), ein großer Sprachgelehrter und Alterthumsforſcher, der zu Plymouth 1715 geboren wurde, und 1804 ſtarb. In ſeiner Jugend ſtudirte er in Cambridge, ward darauf Erzieher des Lord

Marlborough; eines Sohn des berühmten Feldherrn, mit dem er auch als Privat-Secretär einen Theil des ſiebenjährigen Krieges in Deutſchland und den Niederlanden zubrachte. Nach ſeiner Rückkehr bekam er einen einträglichen Poſten bei der Artillerie, der ihm hinreichende Muße geſtattete, ſeinen gelehrten Unterſuchungen über bibliſche, römiſche und griechiſche Alterthümer nachzuhängen. Sein wichtigſtes Werk iſt das Syſtem der alten Mythologie, welches in drei Quartb. 1774 bis 76 herauskam. So ſehr man den Scharfſinn und die Gelehrſamkeit des Verfaſſers bewundert, ſo tadelt doch man mit Recht, daß er Einbildungen ſtatt ſtrenger Beweiſe angenommen, und ſich vorzüglich auf den trüglichen Pfad der etymologiſchen Erklärungen begeben. Nächſtdem führte er einen berühmten Streit über die Wahrhaftigkeit des Homer und über das wirkliche Daſeyn von Troja. In mehreren Schriften ſuchte er nämlich zu zeigen, daß es nie ein Troja gegeben, und daß der ganze Feldzug der Griechen von Homer erdichtet ſey. Eine frühere Abhandlung, die im Jahre 1767 erſchien, ſetzt die Inſel Melite, an welcher der Apoſtel Paulus Schiffbruch gelitten, mit vielen Scheingründen, nicht nach Malta, ſondern in das Adriatiſche Meer. Die heiligen Schriften ſuchte er durch Erläuterungen des Joſephus, Philo's des Juden und des Juſtinus Martyr zu erläutern.

Bubna (Graf von), aus einer alten Familie in Böhmen abſtammend, widmete ſich früh den öſterreichiſchen Dienſten, und erhob ſich darin allmälig zum Kammerherrn und Feldmarſchall-Lieutenant. Ins hiſtoriſche Leben trat er eigentlich erſt zu Ende 1812, wo er von ſeinem Monarchen mit außerordentlichen Aufträgen an Napoleon nach Paris und im Mai 1813 an denſelben nach Dresden geſandt wurde. Er führte alsdann in dem Befreiungskriege 1813 ein k. k. öſterreich. Armeekorps mit vieler Auszeichnung und erhielt 1813 den Oberbefehl der k. k. öſterreichiſchen Armee, welche über Genf in das ſüdöſtliche Frankreich eindringen ſollte, wobei er eben ſo viel Vorſicht im Vorrücken, als Schonung und Menſchlichkeit gegen die ſtürmiſchen Bewohner zeigte. Bei Lyon ſtand er dem Marſchall Augereau gegenüber, ohne dieſen beſiegen oder die Stadt mit Gewalt nehmen zu können, bis die Corps von Bianchi und Heſſen-Homburg ihm zur Unterſtützung ankamen und der Prinz von Heſſen den Oberbefehl übernommen hatte. Bubna blieb bis zum Rückmarſch der alliirten Heere in Lyon und begab ſich alsdann nach Wien. Nach der Landung Napoleons 1815 führte er wieder ſein Armeecorps unter dem Oberbefehl von Frimont gegen Lyon, und ſtand ohne etwas auszurichten, in Savoyen dem Marſchall Suchet gegenüber, bis Paris erobert und dieſer über Lyon zurückmarſchirt war. Nun beſetzte er ohne Widerſtand Lyon, errichtete daſelbſt ein Generalgouvernement und Kriegsgerichte gegen die Aufrührer, gegen welche er nunmehr weit ſtrenger verfuhr. Im Septbr. trat er ſeinen Rückmarſch nach Oeſterreich an, und erhielt für ſeine ausgezeichneten Dienſte ſchöne Güter in Böhmen von ſeinem Kaiſer zum Geſchenk. Er gilt für einen der ausgezeichnetſten Generale, beſonders in Führung leichter Truppen.

Bücherformat. Das Format oder die Größe der Bücher hängt einmal von der Größe der Papierbogen und dann davon ab, wie viel Mal ſelbige gebrochen ſind. Iſt der Bogen ein Mal gebrochen, ſo daß er vier Seiten gibt, ſo heißt das Format Folio; iſt er zweimal gebrochen und liefert acht Seiten, ſo iſt es Quart; iſt er dreimal gebrochen und liefert ſechzehn Seiten, ſo iſt es Octav; iſt er viermal gebrochen und liefert zwei und dreißig Seiten, ſo iſt es Sedez u. ſ. w.

indem bei jedem neuen Bruch die Zahl der Seiten ſich verdoppelt. Außerdem ſind noch gewöhnliche Formate, das Duodez, wo der Bogen vier und zwanzig und das Octodez, wo er ſechs und dreißig Seiten liefert, und höchſtens noch davon die Verdoppelung. Je nachdem der Bogen größer oder kleiner iſt, fällt auch das Format größer oder kleiner aus, und daher kommt es, daß es Foliobücher gibt, die ſich den Quartanten nähern und umgekehrt, Octanten, die in Höhe und Breite faſt das Quartformat erreichen, und wieder andre, die faſt Sedez ſind. Um dieſe Verſchiedenheit einigermaßen zu bezeichnen, unterſcheidet man daher großes, mittleres und kleines Format, und ſpricht von Groß= Mittel= und Klein=Folio, Groß= Mittel= und Klein=Quart u. ſ. w.

Bücherkataloge. Kataloge bedeutender Bibliotheken können unter einem doppelten Geſichtspunkte betrachtet werden, ſowohl unter einem allgemeinen literariſchen, als auch unter einem beſondern, welchen man den bibliothekariſchen nennen könnte. In erſterer Hinſicht haben ſie Intereſſe, wenn die Bibliothek, welche ſie verzeichnen, entweder überhaupt ſehr zahlreich iſt (Bibliotheca Thottiana. Havn. 1789—95. 8. 7 Thle. in 12 Bden., Bibl. Firmiana. Mailand 1783. VI. 8., Catalogue du duc de la Vallière. Par. 1783—88. IX. 8.), oder ſich durch Auswahl, Reichthum an ſeltnen und koſtbaren Werken (Cat. Bibl. Harlejanae, von Mich. Maittaire. [Lond. 1743—45. V. 8.], wegen ſeltner Bücher, Sam. Engels [Bern 1743, 8.) und Dan. Salthens [Königsb. 1751. 8.] Kataloge, wegen alter Drucke, I. F. Dibdin biblioth. Spenceriana. [Lond. 1814. IV. 8.] Ferd. Fossii cat. codd. sec. 15 impressor. bibl. Magliabechiana. [Flor. 1793. III. F.], wegen ausgezeichnet ſchöner Exemplare, vorzüglich auf Pergament, Cat. de la bibl. de Mac-Carthy. Par. 1815. II. 8.), oder auch durch einzelne ſtark beſetzte Fächer auszeichnet. So ſind für die Naturgeſchichte wichtig die Kataloge von Joſ. Banks (Lond. 1796. V. 8.) und Cobres (Augsp. 1782. II. 8.), für die ungariſche Geſchichte der des Grafen Szecheny (Sopronii 1799. ff. 8.), für die claſſiſche Literatur die des Grafen Rewiczky (Berl. 1794. 8.), des Dr. Askew (Lond. 1775. 8.) u. a., für die franzöſiſche Literatur die zweite Abtheilung des Valliereſchen Katalogs, für die italien. Lit. die Kataloge von Capponi (Rom 1747. 4.), Floncel (Par. 1774. II. 8.) und Ginguené (Par. 1817. 8.), für die deutſche Sprachkunde der von Adelung (Dr. 1807. 8.). Indeſſen erhalten die Kataloge auch der reichſten Bibliotheken ihren wahren Werth und Brauchbarkeit erſt durch eine zweckmäßige Einrichtung und Anordnung, und gewähren dadurch auch zugleich ein ſpecielles bibliothekariſches Intereſſe. Dazu iſt außer der Vollſtändigkeit und Genauigkeit in den materiellen Angaben, welche ſich bei allen Drucken und vorzüglich ſeltnen Werken bis auf Bemerkung des Druckers, der Seitenzahl, Signatur, des Cuſtos u. ſ. w., bei Kupferwerken bis auf die Angabe der Zahl und nähere Beſchaffenheit der Kupfer, ſo wie der Name der Künſtler erſtrecken muß, vorzüglich auch eine lichtvolle und leicht zu überſehende Anordnung der Bücher erfoderlich. Franzoſen waren hierin die erſten Vorgänger. Gabriel Naudé brach durch den Catalogus bibliothecae Cordesianae (Par. 1643. 4.) die Bahn; ihm folgten Iſmael Bullialdus und Joſeph Quesnel im Catal. bibl. Thuanae (Par. 1679. 8.). Durch weitere Ausbildung dieſer Anordnungsmethode und zugleich durch bibliographiſche Genauigkeit zeichnete

ſich im 18. Jahrh. der pariſer Buchhändler Gabriel **Martin** aus (Kataloge von Bulteau 1711, du Fay, 1725, Brochard 1729, Graf Hoym 1738), und auf dem von ihm gelegten Grunde baueten **De-bure** im Kataloge von Gaignat (1769) und bei der Redaction der erſten Abtheilung des Vallieriſchen Katalogs, ſo wie bei der Bearbeitung der zweiten Abtheilung der Buchhändler **Nyon** mit Glück fort. Um dieſelbe Zeit lieferte auch Jacob **Morelli** in Venedig den durch dieſelben Eigenſchaften ſich empfehlenden Katalog der trefflichen Bibliothek des Maffeo Pinelle (Ven. 1787 VI. 8.) Da indeſſen alle dieſe Katalogen bloß zum Behuf des Verkaufs gefertigt wurden, ſo ließen ſie kein höheres Streben zu. Auf einen eigentlich wiſſenſchaftlichen und bibliothekariſchen Standpunkt erhoben ſich, um der frühern mangelhaften Kataloge der Bodlejaniſchen (Oxf. 1738. II. F.) und pariſer Bibl. (1739. VI. F.) nicht zu erwähnen, Joh. Mich. **Francke** in ſeinem Realkatalog der Bünauiſchen (Leipz. 1750 VII. 4.) und **Audiffredi** in dem alphabetiſchen der Caſanatiſchen Bibliothek (Rom 1761. IV. F.). Beide Werke, obgleich leider unvollendet, ſind unübertroffne, vielleicht ſelbſt unübertreffliche, Muſter, und namentlich kann mit dem erſtern der mit kindiſchen Fehlern angefüllte und höchſt unzuverläſſige Catalogus bibliothecae academiae Theresianae von Joſeph von Sartori (Wien 1801. XIII. 4.) auf keine Weiſe verglichen werden. — Endlich gibt es noch beurtheilende Kataloge (Cat. raisonnés), welche nähere Nachrichten und Urtheile, Beſchreibungen ſeltner und merkwürdiger Bücher, und zum Theil Angaben ihrer Preiſe enthalten. Außer den weniger allgemein intereſſanten Werken dieſer Art von Joh. Fabricius (Wolfenb. 1717. VI. 4.), Jac. Friedr. Reimmann (Hildesh. 1731. II. 8.), Gottlieb Stolle (Jena 1733. XVIII. 4.) u. a. ſind vorzüglich brauchbar die Kataloge von Crevenna (Amſt. 1778. VI. 4.), Serna Santander (Brüſſel 1803. V. 8.) und Lord Spencer (ſ. oben), ſo wie Denis Merkwürdigkeiten der Garelliſchen Bibliothek, Wien 1780. 4. As.

Buchſtabenrechnung, ſ. **Algebra**.

* **Buenos Ayres.** So heißt eine ſpaniſche Statthalterſchaft in Südamerika, die zwiſchen den großen Andes-Gebirgen und den braſiliſchen Bergen eingeſchloſſen iſt. Ihre ſüdliche Gränze mag ſich bis an das Cap Lobos und bis an den Rio Colorado erſtrecken, und nördlich geht ſie bis an das ſogenannte Amazonenland. Die Länge dieſer Provinz rechnet man auf dreihundert, und die Breite etwa auf hundert und ſiebzig Meilen. Die Bevölkerung ſoll ſich auf eine Million belaufen, worunter aber nur wenige Spanier ſind. Es wird dieſe Statthalterſchaft wieder in fünf Regierungsbezirke getheilt; nämlich: 1) Buenos Ayres, worin die Hauptſtadt gleiches Namens, am Rio de la Plata, Santa Fé, Monte Video und Maldonado. 2) Paraguay, mit der Hauptſtadt Aſumptiom. 3) Tucuman, worin San Jago del Eſtero und Cordova. 4) Potoſi, mit der Hauptſtadt gleiches Namens. 5) Chiquiti, ſonſt zu Chili gehörig, worin die Hauptſtadt Mendoza. Der Silberſtrom, oder Rio de la Plata, und eine Menge anderer Flüſſe, die er in ſeinem Laufe aufnimmt, bewäſſern das ganze Land. Er iſt bei ſeinem Ausfluß faſt 25 Meilen breit, und ſchon bei der Stadt Buenos Ayres kann man wegen der niedrigen Lage ſeiner Ufer nicht von einem Ufer zum andern hinüberſehen, obgleich er da noch 28 Meilen von ſeinem Ausfluſſe iſt. Die ausgedehnte Fläche des Landes wird die Urſache der

heftigen Stürme, die aus Weſten und Südweſten über die ungemeſſenen Ebenen herwehen, und daher kommt es auch, daß das ganze Land voller Seen iſt, deren einige eine Länge von 15 bis 20 Meilen haben. Aus dieſen ergießen ſich viele kleine aber ſeichte Flüſſe, welche gewöhnlich zweimal im Jahre anſchwellen, und ſich alle entweder in den großen Silberſtrom, oder in den Paraguay ergießen. Dieſe faſt gränzenloſen Ebenen, die Pampas, ſind außerordentlich reich an Gras und Kräutern, an ungemein großen Waldungen, und tragen, wo ſie angebaut werden, herrliches Getreide. Hier ſieht man zahlloſe Heerden wilder Pferde und das ſchönſte Rindvieh, das auf der Welt gefunden wird, daher Leder und Talg im Ueberfluß und von der erſten Güte ausgeführt wird. In den Waldungen findet man unzählige, Südamerika eigene, wilde Thiere. Die Jagden, eine Hauptbeſchäftigung der Bewohner, müſſen ſo angeſtellt werden, daß man Wagen voll Proviant und friſches Waſſer mitnimmt. Auch Salz findet ſich im Boden, und wird faſt von allen Flüſſen und Seen abgeſetzt. Dies Salz ſoll viel ſchöner und reiner als das europäiſche ſeyn. Außer dem Getraide, dem Vieh und allen Arten europäiſcher Früchte wird beſonders der Paraguaythee, zu 25,000 Centnern jährlich, nach Peru ausgeführt. Der Geldwerth dieſer Ausfuhr beträgt 116,000 Pfd. St.; Gold und Silber werden zwar auf rohe Weiſe, aber in ſolcher Menge gewonnen, daß der bloße königliche Antheil anderthalb Millionen Piaſter jährlich ausmacht. Dies iſt aber nur der fünfte Theil des Ganzen. Der Binnenhandel iſt äußerſt beſchwerlich und oft ganz unthunlich, weil theils die reißenden Ströme, über die man bloß Brücken von Seilen hat, theils die ſchroffen Gebirge im Weſten faſt unüberſteigliche Hinderniſſe darbieten. Obgleich dieſe Länder zwiſchen dem 15° und 40° ſüdl. Br. liegen, ſo iſt das Clima doch faſt durchgehends gleich angenehm. In der Hauptſtadt Buenos Ayres (34° 35′) gibt es im Winter wenig Tage, wo das Waſſer etwas gefroren iſt. Die Gewitter ſind dagegen vielleicht nirgends häufiger und ſchrecklicher. Während des letztern Krieges wurde Buenos Ayres im J. 1806 von einem brittiſchen Geſchwader, unter dem Befehl des Sir Popham und des General Beresford, erobert. Indeſſen war dieſe Eroberung mehr die Folge einer plötzlichen Ueberraſchung, als einer wirklichen Ueberlegenheit: denn ſobald die Spanier ſich von ihrem paniſchen Schrecken erholt hatten, griffen ſie die Engländer an, und machten ſie großentheils zu Kriegsgefangenen. Im folgenden Jahre kamen zwar unter Whitelock und Krawerd Verſtärkungen: allein man ließ die Britten ganz ruhig in die Stadt Buenos Ayres einziehen, und alsdann empfingen ſie die Spanier mit einem ſo fürchterlichen Feuer aus allen Arten von Geſchütz und Gewehren, daß wenigſtens der dritte Theil des brittiſchen Heeres vernichtet wurde. Den folgenden Tag konnte man ſich auf brittiſcher Seite glücklich ſchätzen, einen Waffenſtillſtand zu gewinnen, worin ausgemacht wurde, daß in zwei Monaten nach Abſchluß des Waffenſtillſtandes kein Britte mehr den Silberſtrom ſehen dürfe. So zeigten ſchon damals die amerikaniſchen Spanier eine Selbſtſtändigkeit und Freiheitsliebe, welche ſie aufs glänzendſte bewährt haben, als Bonaparte ſeinen Bruder Joſeph auf den ſpaniſchen Thron geſetzt hatte. Dieſem unterwarfen ſie ſich ſo wenig, daß ſie vielmehr ſich vom Mutterlande ganz unabhängig zu machen ſuchten. In Buenos Ayres bildete ſich eine Junta, welche bisher nicht allein allen Angriffen der Europäer widerſtand, ſondern auch

ſchon manche bedeutende Eroberung gemacht hat. (Vergl. Süd-Amerika).

Bullion, iſt ein engliſcher Ausdruck, welcher Gold und Silber in der Maſſe bezeichnet, entweder, wenn dieſe Metalle vom Erze geſchieden und noch nicht völlig geläutert ſind, oder, wenn ſie in Klumpen oder Stangen (Barren, franzöſ. Lingots) geſchmolzen und zu irgend einem Grad von Feinheit gebracht worden.

Bülow (Graf von), königl. weſtphäl., dann königl. preuß. Finanzminiſter, aus derſelben Familie der Barone von Bülow mit dem berühmten preuß. General gleiches Namens. (S. d. Art.). Er war Präſident der Regierung von Magdeburg, bis dieſe Provinz mit dem Königreiche Weſtphalen vereinigt wurde, und trat dann gezwungen in die Dienſte des Königs Hieronymus, welcher ihn zum Staatsrath und bald darauf zum Finanzminiſter ernannte. Seine Freimüthigkeit, ſein offenes Widerſtreben gegen die Härten der neuen Regierung und das ganze Syſtem konnten den König nie bewegen, ihn zu entlaſſen, denn ſeine Erfahrung, ſein Scharfblick und ſeine Thätigkeit hatten ihn beinahe unentbehrlich gemacht, während alle Untergebenen den freundlich humanen Miniſter verehrten. Als aber Napoleon mehrere Provinzen vom Königreiche abreißen wollte, und Bülow, der dies zu verhindern an ihn geſandt war, offenbare Beweiſe ſeines Haſſes erhielt, konnte ſein König ihn nicht länger ſchützen, und ließ ihn in Ungnade fallen. Erſt 1813, als Weſtphalen wieder erobert und die entriſſenen Provinzen wieder Preußen zugefallen waren, trat er als Finanzminiſter Friedrich Wilhelm III. wieder in das öffentliche Leben zurück und wurde von ihm 1815 zum Wiener Congreß berufen. Die Gnade ſeines Königs erhob ihn in den Grafenſtand und ſchmückte ihn mit Orden. Zu Ende 1817 ſcheint er durch die neuen Miniſterialformen in ſeinem Wirkungskreiſe beſchränkt worden zu ſeyn.

Buol-Schauenſtein (Baron von), war 1790 Chargé d'affaires des röm. Kaiſers im Haag, wurde 1792 zum Kammerherrn und kaiſerl. Geſandten in Baſel ernannt, und ging von da 1794 als Directorial-Miniſter zum Reichstage nach Regensburg, wo er vergeblich ſich bemühte, die verſchiedenen Fürſten von einer Trennung von der Coalition abzuhalten. Bald hernach wurde er als Geſandter bei dem niederſächſiſchen Kreis nach Hamburg geſchickt. Lange Jahre verſchwand ſein Name aus allen öffentlichen Verhältniſſen, bis er endlich wieder 1815 bei dem Bundestage zu Frankfurt als kaiſerl. königl. öſterr. Geſandter erſchien und zum Präſidenten deſſelben ernannt wurde. Noch jetzt behauptet er daſelbſt dieſe Würde, und ſcheint das Intereſſe und die politiſche Anſicht ſeines Hofes mit milder Feſtigkeit verfolgen zu wollen, ohne bis zur Stunde erfreuliche Reſultate erlebt zu haben.

Bonaparte (die Familie), erhob ſich und ſtürzte mit und durch Napoleon Bonaparte. Deſſen Mutter, die ſchöne Maria Lätitia, geb. Ramolini, geb. 24ſten Aug. 1750 zu Ajaccio in Corſica, vermählte ſich 1767 mit Carlo Bonaparte, der durch Marboeuf Beiſitzer des königl. Gerichtshofes in Ajaccio wurde, dann ſeiner Geſundheit wegen ſich nach Montpellier begab, und daſelbſt 40 Jahre alt, den 24ſten Dec. 1785 ſtarb. Madam Lätitia Bonaparte hatte ihm der Zeit nach folgende Kinder geboren: Giuſeppe, Napoleone, Luciano, Luigi, Eliſa, Paulina, Carolina und Girolamo. Die junge

Witwe ſuchte, da ſie ohne Vermögen war, mächtige Beſchützer und fand ſie. Sie hatte ſchon früher mit dem Grafen von Marboeuf, Gouverneur von Corſica, in ſehr freundſchaftlichen Verhältniſſen geſtanden. Dieſe Verbindung gründete das Glück der Familie. Die Corſen wollten keine Steuern zahlen, weil ſie ſämmtlich Edelleute wären. Ludwig XV. befahl daher dem Gouverneur Marboeuf, 400 Familien auszuwählen, die allein als adelig betrachtet werden ſollten. In dieſe Liſte ſetzte Marboeuf auch die Familie Bonaparte. Als die Engländer 1793 Corſica eroberten, flüchtete ſich Madam Lätitia mit ihren Töchtern nach Marſeille, wo ſie nicht ſehr anſtändig gelebt haben ſollen. Bald nach dem 18ten Brumaire (Novbr. 1799) kam ſie nach Paris; allein erſt nach Napoleons Erhebung zur Kaiſerwürde huldigte man der *Madame mère*, die dem Tone und der Sprache nach halb Italienerin, halb Franzöſin war, und nicht ſonderlich in den neuen Rang ſich ſchicken konnte. Sie erhielt einen eigenen Hofſtaat, und ward General-Superiorin der barmherzigen Schweſtern (*Soeurs de la Charité*) und der Hoſpitaliterinnen des franzöſiſchen Reichs. Man rühmte damals viele mildthätige Werke von ihr. Andere fanden ſie geizig; alle Reichthümer, die ſie anhäufen konnte, verwandelte ſie in Gold und Juwelen. Denn, pflegte ſie zu ihrem Sohne zu ſagen: *cela ne durera pas toujours*. Die Größe, welche ſie umgab, hat ſie wenigſtens nicht verblendet. Unter ihren Kindern liebt ſie den Exkönig von Holland, Louis, am meiſten. Sie lebt ſeit 1814 in Rom, bei ihrem Stiefbruder, dem Cardinal Feſch. Durch den pariſer Tractat vom 20ſten Nov. 1815 wurde die geſammte Familie Bonaparte aus Frankreich verbannt; und in dem am 6. Jan. 1816 von Ludwig XVIII. gegebenen Amneſtiegeſetz wurden von der Amneſtie ausgenommen Napoleon Bonaparte's ſämmtliche Verwandte, die aus Frankreich verbannt bleiben, daſelbſt nichts beſitzen dürfen, und binnen 6 Monaten ihr dort erkauftes Eigenthum verkaufen ſollen. Hierauf beſtimmte die königl. franzöſiſche Ordonnanz vom 22. Mai 1816, daß die Güter und Einkünfte der bei der Rückkehr Napoleons von Elba nach Frankreich zurückgekommenen Glieder der Familie Bonaparte, die durch das Geſetz vom 12. Jan. 1816 confiscirt worden waren, zur Unterſtützung verdienter Militärperſonen und ſolcher Donatarien, die ihre Donationen im Auslande verloren haben, verwandt werden ſollen. S. d. Art. Joſeph, Napoleon, Lucian, Louis und Jerome Bonaparte, desgleichen wegen Mariana, nachher Eliſa genannt, d. A. Bacciochi, wegen Carletta, nachher Marie Pauline genannt, d. A. Borgheſe, wegen Annonciade, nachher Annonciade Caroline genannt, d. A. Murat. Nächſtdem ſehe man die Artikel Feſch, Eugen deſſen Schweſter Hortenſia bei Louis Bonaparte angeführt iſt) und Marie Louiſe (Leopoldine Caroline).

Büreau heißt eigentlich ein Schreibtiſch oder Schreibpult; in weiterm Sinne nennt man auch das Zimmer oder den Ort ſo, wo die Schreib- oder Amtsgeſchäfte verrichtet werden, z. B. Polizei-Büreau u. dgl. Die neuere Staatsverwaltungsart, die alles, was ſonſt mit dem Munde abgemacht worden iſt, durch die Feder abmachen läßt, und darum viele Federn in Bewegung ſetzt, vervielfältigte in jedem Verwaltungszweige die Büreaux oder Schreibſtuben, und räumt denſelben ſo große Macht über den Staatsbürger ein, daß in vielen Ländern eine wahre Büreaucratie, Herrſchaft der

Schreibſtuben, entſtanden iſt. Dieſe Büreaucratie iſt um ſo gefährlicher, je mehr die ſonſt gewöhnliche collegialiſche Geſchäftsbehandlung beſchränkt, und dem Vorſtande eines Büreau neben der Herrſchaft über ſeine Diener auch oft ungemeſſene Gewalt über den Staatsbürger in die Hände gegeben iſt. Dieſes Büreauweſen oder Unweſen dankt ſein Entſtehen vorzüglich dem Grundſatze des Organismus, der ſo nachtheilig in der Staatsverfaſſung geltend gemacht worden iſt.

Bürgerliche Geſellſchaft, ſ. Staat.

Bürgerſtand, Bürgerliche, Bourgeoisie, eine zahlreiche Claſſe, welche alle Freien unter ſich begreift, die weder zu dem Adel, noch zu dem Bauernſtande gerechnet werden können. Man unterſcheidet daher den Staatsbürger, Citoyen, und den eigentlich ſogenannten Bürger einer Stadt, von dem Bürgerlichen überhaupt, Bourgeois. Eine Abtheilung des Bürgerſtandes heißt die Claſſe der Honoratioren, vornehmere Bürger; ſie begreift den Stand der Gelehrten, Künſtler und Kaufleute. Der Bürgerſtand gehörte ſchon im Mittelalter zu den Freigebornen. Man unterſchied nämlich, nach Erbauung der Städte, ingenuos militares (Ritterfreie), *burgenses* und rusticos. Anfangs waren die Ortſchaften nur mit einem Pfahlwerk (Zaun) umgeben, und der Sitz der germaniſchen Gemeinen unter Aeltermännern und Schulzen. An ihrer Seite entſtanden Kirchen mit freien und unfreien Leuten unter einem Biſchof und Voigt; dieß war eine zweite Gemeine; endlich entſtand mit der Nationalbewaffnung eine Burg mit Burgmännern und Hörigen unter einem Burggrafen, alſo eine dritte Gemeine. Handel und Gewerbe aber wurden überall nur von freien Deutſchen getrieben, und die Kaufleute ſtanden unter kaiſerlichem Schutze. Daher gründete ſich auch die ſtädtiſche Verfaſſung auf den Gewerbſtand; und als dieſer ausſchließend in die Städte zog, bildete ſich der Unterſchied zwiſchen dem niedern Adel und den Bürgern ſchärfer aus, vorzüglich ſeit Heinrichs IV. Zeit, am Ende des 11ten Jahrhunderts (ſ. Eichhorn's Abhandl. über das Städteweſen, und Hüllmann's Geſchichte des Urſprungs der Stände in Deutſchland). Da ſich die ſtädtiſchen Gemeinheiten, jede in ſich, feſt verbanden, erlangten ſie, als ſolche, Freiheiten und zum Theil ſelbſt landſtändiſche Rechte; die einzelnen Bürger aber begnügten ſich, unter dem Schutze der Gemeinheit, ganz ihrem Gewerbe zu leben, und waren in ihrem Sinne freier und ſtolzer, als der Hof- und Kriegs-Dienſtadel. So kam es, daß letzterer der Perſon des Fürſten näher, der Bürger aber entfernter ſtand, und daher von den bedeutenderen Aemtern und Stellen im Staate, am Hoflager und im Heere ausgeſchloſſen wurde. Dieſe Ausſchließung fällt jetzt nothwendig weg, wo Bildung und Verdienſt allein die Würdigkeit beſtimmen ſollen. Der erbliche Beſitz von Vorzügen hat ſogar den größeren Haufen des Adels ſo von aller Anſtrengung und eigentlicher Arbeit entwöhnt, daß er mit dem Willen ſelbſt die Kraft dazu verloren zu haben ſcheint. Ausnahmen können dieſe allgemeine Erfahrung nicht widerlegen. Man vergleiche z. B. nur den adeligen Offizier in Frankreich vor 1792, und den bürgerlichen ſeit 1792; oder die Summe der bürgerlichen Offiziere in dem preußiſchen Heere von 1813 bis 1815, mit der Summe adeliger Offiziere in demſelben Heere im J. 1806. Daſſelbe gilt von den Geſchäftsmännern, von dem gelehrten und dem Künſtler-Berufe. In jedem Fache, das Talent und anhaltenden Fleiß erfodert, ſcheint der Adel, in Hinſicht auf die Zahl

tüchtiger und ausgezeichneter Männer, wie in Hinſicht auf die Summe der Leiſtungen, dem Bürgerſtande nachzuſtehn. Wurden doch in Preußen ſeit 1807 mehrere hohe Civilſtellen mit Bürgerlichen beſetzt! Nichts wird alſo ſelbſt dem Adel zur Erfriſchung ſeiner Kraft und zur Ausbildung ſeiner Talente erſprießlicher ſeyn, als wenn er von Jugend auf mit dem Bürgerlichen in die Schranken der Anſtrengung und des arbeitvollen Strebens tritt, um, wie dieſer, bloß ſeinem Verdienſte Ehre und Anſehn zu verdanken, die ihm zeither ſo oft nur ſein Name und ſeine Geburt verſchafften. S. die Ehre des Bürgerſtandes nach den Reichsrechten (vom Freih. von Horix). Wien 1791. K.

Burſche, die gemeinübliche Benennung, die auf Univerſitäten ſtudirende Jünglinge einander beilegen. Es ſtammt dieſe Benennung von Bursales, wie in den mittlern Zeiten die Studirenden von den Univerſitätsgebäuden, Bursae, worin ſie zuſammen lebten, genannt wurden, ab. Die neueſten Zeitereigniſſe haben den Geiſt der Einigung auch auf den Univerſitäten belebt, ſo daß an mehreren, nach dem Beiſpiele Jena's, die Landsmannſchaften, welche an die Stelle der frühern Orden getreten waren, aber gleich dieſen die Quelle vieler Uneinigkeiten und Händel blieben, freywillig aufgehoben, und dafür eine ſogenannte Burſchenſchaft eingeführt wurde. Der feierliche Zuſammentritt der Studirenden vieler deutſchen Univerſitäten am 18ten Oct. 1817 auf der Wartburg hatte unter andern auch die Aufhebung aller bisherigen Studentenverbindungen und die Einführung einer allgemeinen deutſchen Burſchenſchaft zur Abſicht.

C.

Cabinet, bedeutet eigentlich ein kleineres Zimmer neben einem größern, wird aber noch auf mehrere weitere Begriffe ausgedehnt. Sein nächſter Sinn iſt der zurückgezogenſte Ort im ſchönſten Theile eines Privatgebäudes, entweder zum Arbeiten, oder zur beſondern Unterhaltung, oder zur Aufbewahrung koſtbarer Sachen beſtimmt. — In einer Fürſtenwohnung iſt das Cabinet das Gemach, welches der Regent für ſeine Perſon ausſchließlich bewohnt; dann aber auch das Zimmer, in welchem er die Regierungsgeſchäfte bearbeitet, ſeine geheimen Räthe hört, und aus welchem ſeine Beſchlüſſe ausgehen. Daher gilt Cabinet auch für die Regierung, beſonders in politiſcher Hinſicht. „Das Londner, Wiener Cabinet, das Cabinet von St. Cloud, der Tuilerien" ꝛc. Manche Chargen, deren Geſchäfte den Zutritt in das Cabinet verſchaffen, erhalten davon ihr Prädikat: „Cabinetsrath, Cabinetsſecretär." — Endlich iſt Cabinet jeder Theil eines Gebäudes, oder jedes Gebäude, oder mehrere Gebäude, worin Koſtbarkeiten aus dem Natur- oder Kunſtreiche aufbewahrt werden, als Gemälde, Pflanzen, todte Thiere, Münzen, Foſſilien, Seltenheiten aller Art; und, durch Metonymie, dieſe Sammlungen ſelbſt: das Münz-, das Naturalien-Cabinet u. ſ. w. Da man nur vorzügliche Stücke in dergleichen Sammlungen aufnimmt, ſo nennt man ein ausgezeichnet ſchönes Kunſt- (auch zuweilen Natur-

Werk: ein Cabinetsſtück, und einen Künſtler, der beſonders vortreffliche Arbeiten liefert, z. B. einen Maler, einen Cabinetsmaler.

Cabot (Sebaſtiano), eigentlich **Cabotto**, ein berühmter Seefahrer und Entdecker, ſo wenig es auch möglich iſt, ſeine Reiſen und Entdeckungen mit Beſtimmtheit anzugeben. Sein Vater, Giovanni Cabotto, ein Venetianer, war nach England gegangen, um Heinrich dem VII. ſeine Dienſte anzubieten, die auch angenommen wurden. Von ſeinen Seereiſen aber wiſſen wir nichts. Sein zweiter Sohn war Sebaſtian, geboren zu Briſtol 1477. Er machte mehrere Reiſen. Nach der gewöhnlichen Meinung entdeckte er am 24. Juni 1497 die Oſtküſte von Neufoundland. Im J. 1526 trat er in ſpaniſche Dienſte, in welchen er ebenfalls Reiſen machte, und namentlich den Plataſtrom befuhr. In ſeinem Alter kehrte er nach England zurück, wo er als königl. Oberpilot und Gouverneur der Geſellſchaft zur Entdeckung unbekannter Länder ſtarb.

Cacadu, eine Art Papagei, weiß von Farbe, mit einem hohen Federbuſche geziert. Er wohnt in Oſtindien und auf den nahe liegenden Inſeln. In Europa wird er in vornehmen Häuſern häufig gehalten, weil er poſſierlich iſt; zum Sprechen hat er wenig Anlage.

Cacao. **Cacaobohnen** nennt man die Früchte eines Baums (theobroma cacao) auf einigen weſtindiſchen Inſeln und in dem zwiſchen den Wendekreiſen gelegenen Theile von Amerika, welche einen ſehr angenehmen bittern Geſchmack und ſehr viel Oel beſitzen, und zur Grundlage der Chocolade angewendet werden. **Cacaobutter** iſt das ausgepreßte Oel der Cacaobohnen und bildet eine Art Seife.

Cahors-Weine nennt man die dickſten und beſten Sorten der **Pontak-Weine**, die über Bordeaux in alle Theile der Welt verfahren werden, insbeſondere nach Holland, den Hanſeeſtädten Stettin u. ſ. w.

Calcedon, eine angeſehene Stadt Bithyniens, wo im 5ten Jahrhundert das vierte allgemeine Concilium gehalten wurde.

* **Calcutta**, die Hauptſtadt Bengalens und aller brittiſchen Beſitzungen in Oſtindien, liegt an dem öſtlichen Arm des Hoogly, eines Armes des Ganges, auf dem die größten Oſtindienfahrer bis zur Stadt kommen können. Die Fahrt iſt jedoch wegen vieler Sandbänke im Fluſſe, die ihre Lage und Größe unabläſſig verändern, nicht ohne große Gefahr. Erſt im vorigen Jahrhundert hat die Stadt ſich aus dem unbedeutenden Dorfe Govindpour zu ihrer jetzigen Größe und Pracht erhoben. Das Clima war, als die Engländer im Jahr 1690 ſich zuerſt hier niederließen, eben ſo ungeſund wie zu Batavia; erſt nach und nach hat man es unſchädlicher gemacht, theils durch Hinwegſchaffung eines nahen Waldes, theils dadurch, daß man gelernt hat, ſeine Lebensweiſe ihm angemeßner einzurichten. Dennoch war dieſe Niederlaſſung vom Anfang an in ſtetem Wachsthum, erholte ſich ſchnell von der im J. 1756 erlittenen Zerſtörung, und iſt jetzt eine der prächtigſten Städte der Welt mit 700 000 Einwohnern. Die Häuſer der Engländer, die ein eignes Quartier bilden, ſind aus Backſteinen, von ſchöner Bauart und zum Theil Paläſten ähnlich. Wegen des heißen Clima's ſind ſie nicht an einander gebaut, ſondern ſtehen getrennt und haben hohe und luftige Zimmer. Dagegen ſticht die ſ. g. ſchwarze Stadt, das von den Eingebornen bewohnte Quartier, gewaltig ab; ſie hat überaus enge und krumme

Straßen, untermiſcht mit vielen Gärten und unzähligen Waſſerbehältern. Einige ſind gepflaſtert. Häuſer aus Backſteinen, aus Lehm, aber meiſt aus Bambusrohr und Strohmatten ſtehen bunt durch einander. Die Citadelle Fort William unweit der Stadt, von Lord Clive im J. 1757 begonnen, iſt ein prachtvolles Fünfeck mit vielen Außenwerken, aber zur Vertheidigung zu ausgedehnt. Sie enthält bombenfeſte Gebäude für 10,000 Mann, und würde auf den Werken 600 Kanonen erfodern. Sie beherrſcht den Fluß. Ein Graben umgibt das Ganze, der aus dem Hoogly bis auf 8 Fuß Höhe gefüllt werden kann. Zwiſchen Fort William und der Stadt liegt eine Ebne, die als ein Erholungsplatz und Spaziergang immer beſucht iſt. Hindoos, Schwarze, Europäer, Equipagen aller Art und Palankins wimmeln hier bunt durch einander. Auf der Weſtſeite ſteht das von Marquis Wellesley erbaute, neue Gouvernementshaus, das durch ſeine bezaubernde Pracht in die Märchenwelt von Tauſend und Eine Nacht verſetzt. Das alte Fort iſt jetzt ein Zollhaus, und das berüchtigte ſchwarze Loch eine Niederlage. Ein funfzig Fuß hoher Obelisk am Eingange enthält die Namen der unglücklichen Gefangenen, die hier im J. 1756 als der Nabob Suraja Dowla die Stadt eroberte und plünderte, das Opfer der unmenſchlichſten Grauſamkeit wurden. Andre öffentliche Gebäude ſind das Gerichtshaus, eine armeniſche und eine engliſche Kirche. In der Mitte der Stadt iſt ein großer Waſſerbehälter angelegt, um die Einwohner in der heißen Jahreszeit, wo das Flußwaſſer abſchmackig iſt, mit Waſſer zu verſehen. Hier iſt die Reſidenz des Generalgouverneurs von Indien und der Sitz des höchſten Gerichtshofs, der aus vier Richtern beſteht und nach engliſchem Geſetz ſpricht, ohne Rückſicht auf Rang, Stand oder Nation. Kleine Vergehen werden von einem Oberpoliceibeamten und Friedensrichter unterſucht. Die Ruhe der Stadt zu erhalten, dienen einige Compagnien Sepoys, die regelmäßige Runden durch die Straßen machen. Calcutta iſt der Stapelplatz von Bengalen und der Canal, durch welchen die Schätze der innern Provinzen nach Europa gehn. In dem Hafen ſieht man Schiffe aller Nationen, und die kaufmänniſche Thätigkeit iſt ſo regſam, als irgendwo. Es gibt Häuſer, die jährlich zwiſchen 4 und 5 Millionen Pfund Sterling umſetzen. Der Handel in Zucker, Opium, Seidenzeug, Muslin u. ſ. w. iſt ſehr beträchtlich. Viel Salz wird nach Aſam verführt, und dagegen Gold, Silber, Elfenbein, Moſchus und eine eigne Seidenbaumwolle zurückgebracht. Die als Scheidemünze dienenden Cauri's (kleine Muſcheln) werden auf den Maldiven gegen Reiß eingetauſcht; feine Musline und Calicos ſind ein wichtiger Ausfuhrartikel nach Europa. Der ſonſt ſo vortheilhafte Tauſchhandel mit Pegu, Siam und den Malayiſchen Inſeln iſt dagegen ſehr geſunken. Die brittiſchen Kaufleute ſind natürlich die zahlreichſten; viele haben großes Vermögen erworben und leben mit einer Pracht und einem Glanz, wie man in dieſem Stande nicht leicht findet. Von den Fremden kommen ihnen die Amerikaner an Zahl und Anſehn ſowohl, als auch an äußerm Glanz am nächſten. Sie ſind friedliebende und fleißige Geſchäftsleute; viele haben bedeutende Capitalien und treiben einen ausgebreiteten Handel nach China und den Häfen gegen Weſten, ſo weit der perſiſche Meerbuſen reicht. Die Mongolen indeß ſind die begütertſten, und da ſie ihr Geld nur zu ungeheuern Intereſſen anlegen, ziehen ſie einen dreimal größern jährlichen Nutzen davon, als gewöhnlich ein Capital gibt. Die Hin-

doos bleiben, auch wenn ſie reich ſind, bei ihren beſchränkten Begriffen und ihrer gewohnten Sparſamkeit. Ihre Häuſer und Läden ſind ſchlecht und unfreundlich; nur an Hochzeiten und religiöſen Feſten erlauben ſie ſich eine außerordentliche Ausgabe. Dann verſammeln ſie ſich unter prachtvoll erleuchteten Baldachinen, ſpenden Roſenwaſſer und andre Wohlgerüche in Ueberfluß und ſpeiſen Zuckerwerk aus goldnen Gefäßen, während Mädchen dazu ſingen oder eine Pantomime aufgeführt wird. Der Kleinhandel von Calcutta iſt meiſt in den Händen der Banianen und Sarkars, die mit unermüdlichem Eifer darauf aus ſind, zu den wohlfeilſten Preiſen einzukaufen, und ſich jede Art von niedrigen Ränken und Täuſchungen erlauben, den Käufer zu bevortheilen. Dieſe Art von Betrug iſt bei ihren Landsleuten ſo wenig in Mißcredit, daß ſie vielmehr den Meiſtern darin den Beinamen Pucka adme, was einen Mann von großen Talenten bedeutet, beilegen. Ungeachtet der hohen Preiſe, die im Allgemeinen in allen Lebensbedürfniſſen herrſchen, und ungeachtet des ungeheuern Aufwandes, zu dem vornämlich die engliſchen Kaufleute genöthigt ſind, findet man doch eine Menge wohlthätiger Anſtalten zur Unterſtützung der Nothleidenden. Dahin gehört ein Hoſpital für ſolche Eingeborne, die der ärztlichen Hülfe bedürfen; zwei Schulen für Verwaiſ'te, deren Väter im Dienſt der Compagnie geſtanden; eine Freiſchule u. ſ. w. Das Collegium von Fort William, welches von Marquis Wellesley geſtiftet worden, haben die Directoren zum Theil wieder aufgehoben. Es ſollte, ſeiner urſprünglichen Beſtimmung nach, die jungen Leute, welche in den Dienſt der Compagnie treten, nicht allein in den erforderlichen Sprach- und andern Kenntniſſen unterrichten, ſondern auch über ihr Betragen wachen und ſie vor den Gefahren ſchützen, denen ſie hier bei dem Mangel an Erfahrung mehr als anderswo ausgeſetzt ſind. Das letztere iſt aber jetzt weggefallen. Die aſiatiſche Geſellſchaft, welche im J. 1784 von Sir W. Jones geſtiftet worden, beſchäftigt ſich mit Aufklärung und Erforſchung der Literatur, der Geſchichte, der Alterthümer, Künſte und Wiſſenſchaften Aſiens. Die von ihr herausgegebenen Schriften ſind großentheils von hohem Werth.

Caldara (Polidoro), genannt Caravaggio, war im Jahr 1495 zu Caravaggio im Mailändiſchen geboren. Er kam jung nach Rom, und bildete ſich hier zum Maler, indem er Johann von Udine und die andern in den Logen des Vatican beſchäftigten Meiſter arbeiten ſah. Er trat in enge Freundſchaft mit Mathurin von Florenz, der ihn mit Rath unterſtützte. Caldara übertraf ihn bald und befleißigte ſich der Verbeſſerung der Zeichnung, wobei er ſtets die Antike vor Augen hatte. Rafael gebrauchte ihn in den Gallerien des Vaticans, und hier malte er mehrere treffliche Frieſe. Zu Meſſina vollendete Caldara ein Oelgemälde, welches Chriſtus mit dem Kreuze vorſtellt, eine Menge ſchöner Figuren enthält und ſeine Fähigkeit, die größten Gegenſtände zu behandeln, beweiſ't. Mehr als ein andrer hat er ſich dem Styl und der Manier der Alten genähert, beſonders in Nachahmung der Basreliefs. Seine Figuren ſind correct, ſchön vertheilt und geordnet, die Stellungen natürlich, die Köpfe voll Ausdruck und Charakter. Aus allem erkennt man, daß er ſich großen Ruhm würde erworben haben, wenn er größere Arbeiten unternommen hätte. Mit großem Fleiß behandelte er das Clairobſcur, beſonders diejenige Gattung deſſelben, welche man

Sgraffiato nennt. Auch in der Landſchaft zeigte er viel Talent. Er ward im J. 1543 von ſeinem Bedienten ermordet.

† Calderon. Zwei unſerer vorzüglichſten Ueberſetzer, A. W. Schlegel und Gries, haben uns mit meiſterhaften Ueberſetzungen Calderonſcher Stücke beſchenkt. Von jenem beſitzen wir 5 Stücke in zwei Bänden (Berlin 1803 und 1806), von dieſem bis jetzt ſechs Stücke in drei Bänden (Berlin 1815 — 1818), und von Letzterm iſt noch mehr zu erwarten. Ihnen wird ſich der Freiherr von der Malsburg würdig anſchließen. Göthe und Schlegel haben das Verdienſt um die deutſche Bühne, ſie dem Genius Calderons eröffnet zu haben, wie es früher Schröder in Hinſicht Shakſpeare's ſich erworben hatte. Im J. 1810 oder 1811 erſchien zuerſt der ſtandhafte Prinz in Schlegels Ueberſetzung auf dem Hoftheater zu Weimar, ihm folgte bald die Schickſalstragödie, das Leben ein Traum, in einer Ueberſetzung des Hrn. v. Einſiedel, und ſpäter die große Zenobia nach Gries. Im Jahr 1816 beſchritt das erſtgenannte Stück auch die Bühne von Berlin, fand aber eine ſtarke Oppoſition. Das Leben ein Traum bearbeitete Hr. Weſt (Schreyvogel in Wien), mit Benutzung der Grieſiſchen Ueberſetzung für das Theater; in dieſer Geſtalt breitete es ſich auf den meiſten deutſchen Bühnen aus, und ſprach überall lebhaft an. Dieſes Stück iſt in Bezug auf die tragiſche Kunſt dem ſtandhaften Prinzen vorzuziehen, es löſet eine der ſchwerſten Aufgaben: echt poetiſche Behandlung der Schickſalsidee — in einer Tragödie mit glücklichem Ausgange. Die große Fruchtbarkeit Calderons hat einen ſo reichen Vorrath für die Bühne aufgehäuft, daß wir nun, da uns einmal der Eingang gezeigt iſt, unſer Theater damit ſehr bereichern können, wenn wir unſere Ueberſetzungsmanier dem Theatergeſchmack annähern, welcher keine ſchwerfällige Nachbildungen fremder poetiſcher Formen duldet, weil ſie das Auffaſſen vom Mund aus erſchweren. Zu wünſchen wäre von derſelben Meiſterhand, die in den Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Literatur eine Charakteriſtik Calderons geliefert hat, eine vollſtändige Parallele dieſes ſpaniſchen Dichters mit ſeinem Geiſtesverwandten Shakſpeare. Was Schlegel über die Ironie Beider geſagt hat, darf von Keinem überſehen werden, dem es um wahre Einſicht hierin Ernſt iſt. Zu bedauren iſt, daß man die Werke Calderons nicht chronologiſch geordnet hat. Wir würden dann auch ſehen, wie bei dem Dichter, je ſpäter, deſto tiefer, der Myſticismus Wurzel ſchlug. In einem Alter von 62 Jahren wurde er förmlich Prieſter, und in die Congregation von St. Pedro aufgenommen, in welcher er ſein ganzes übriges Leben blieb, 1687 erwählte ſie ihn zu ihrem Capelan mayor. Noch in demſelben Jahre ſtarb er, ein Greis von 86 Jahren, und vermachte jener Congregation ſein ganzes bedeutendes Vermögen. (Man vergl. Spaniſche Poeſie.)

dd. A. Mnr.

Calmoucks, nennt man ein zuerſt in England, vorzüglich in Leeds verfertigtes, locker gewebtes, dickes ſehr langhaariges Zeug, dem die Engländer eine ſehr ſchöne Appretur zu geben wiſſen, und das zu Winter-Oberröcken gebraucht wird. Es wird in den niederländiſchen, ſächſiſchen und ſchleſiſchen Manufakturen mit Erfolg nachgemacht.

Calquiren, durchzeichnen, indem man die Rückſeite einer Zeichnung oder eines Kupferſtichs mit einer Kreide einreibt, ein weißes Blatt darunter legt und mit einer ſtumpfen Nadel über die-

jenigen Linien der Zeichnung hinfährt, welche man durchzeichnen will und welche dadurch auf dem untergelegten Papier erſcheinen.

† Calvarienberg, die Schädelſtätte, der Richtplatz der alten Juden. In katholiſchen Ländern heißt jede Erhöhung, jede Capelle, wo man ein Kreuz aufgepflanzt hat, und wohin man in der Faſtenzeit, zur Feier und Darſtellung des Leidens Chriſti, wallfahrtet, Calvarienberg. Es ſind oft wirkliche Berge, zu deren Spitze ein Pfad führt, der von Stelle zu Stelle mit Bildern oder Figuren, kleinen Capellen, Inſchriften ꝛc. beſetzt iſt, welche die Hauptmomente des Lebens Jeſu darſtellen bis zur Kreuzigung, welche oben durch 3 wirkliche Kruzifixe, mit dem Heiland und den 2 Schächern, zuweilen auch mit den dazu gehörigen Gruppen, verſinnlicht wird.

Calvart (Dionys), ein Maler, geb. zu Antwerpen im J. 1565. Er kam als Landſchaftsmaler ſehr jung nach Italien, wo er, um Figuren zeichnen zu lernen, die Schule Fontana's und Sabbatini's beſuchte, auch an den Arbeiten im Vatican Theil nahm. Nachdem er einige Zeit nach Rafael gezeichnet hatte, eröffnete er eine Schule zu Bologna, aus der hundert ſieben und dreißig Meiſter, und unter dieſen Albano, Guido und Dominichino hervorgingen. Die Bologneſer betrachten ihn als einen der Wiederherſteller ihrer Schule, beſonders in Hinſicht des Colorits. Calvart verſtand die Perſpective, die Anatomie und die Architektur, aber ſeine Figuren ſind zuweilen unedel und zu kühn geſtellt. Er ſtarb 1619 zu Bologna, und dort ſind auch ſeine beſten Gemälde. Agoſtino Carracci und Sadeler haben einen Theil ſeiner Werke geſtochen.

Cambridge, die Hauptſtadt der gleichnamigen Grafſchaft am Fluß Cam, berühmt wegen ihrer jährlichen Meſſen, noch mehr aber wegen ihrer Univerſität, welche ſchon im Jahr 630 geſtiftet worden ſeyn ſoll, aber erſt 1280 ihre jetzige Einrichtung erhielt. Sie hat zwölf Collegia (ſ. Colleges), unter welchen das Trinity-College das wichtigſte iſt, und vier Hallen, wo die Studenten unter Aufſicht wohnen. Ihre Privilegien ſind bedeutend; ſie ſendet zwei Deputirte ins Parlament. Sehr beträchtlich ſind die Bibliothek und einige andre wiſſenſchaftliche Sammlungen. Die Zahl der Studenten iſt gewöhnlich gegen 1500; die Einwohnerzahl aber gegen 11,000.

Cambridge (Adolphus Frederik von England, Herzog von), Graf von Tipperary, Baron von Culloden, Generalſtatthalter von Hannover, Kanzler der Univerſität von St. Andre und Feldmarſchall. Er iſt geboren den 24. Febr. 1774. Früh ſchon für den Waffendienſt beſtimmt, trat er mit dem 16ten Jahre als Fähnrich ein, und bezog bald hernach die Univerſität Göttingen. Nachdem er ſich einen Winter am Hofe Friedrich Wilhelms II. aufgehalten hatte, reiſte er nach London zurück (1793), und wurde 1794 nach erlangter Volljährigkeit, zum Oberſten und Herzog von Cambridge ernannt, und in die Pairskammer berufen. Bald trat er, wenigſtens dem Namen nach, auf die Seite der Oppoſition unter Fox, bis dieſe Partei, wegen ihrer revolutionären Geſinnungen verdächtig, ſich beinahe auflöſte. Er ſchloß ſich nun an die andre dem Pitt entgegengeſetzte Partei des Grenville an, bis er 1803 mit einer Armee zur Vertheidigung von Hannover abgeſandt wurde. Er konnte auf dieſem neuen Poſten kein Anſehen gewinnen, und wußte eben ſo wenig die Hannoveraner zuſammenzuhalten. Er hielt es daher bald für das beſte, den Oberbefehl an Wallmoden abzutreten und wieder nach England zurückzukehren. Stets heftig gegen Frankreich und beſon-

ders gegen Bonaparte eifernd, ſchwankte er immer zwiſchen den Parteien des Lord Sidmouth, Grenville und der Oppoſition, und ſtrebte immer vergebens nach einem Obercommando im Felde — bis die Wiedergewinnung von Hannover ihn zum Generalſtatthalter dieſes Königreichs erhob. Bis jetzt iſt es ihm nicht gelungen, den Wünſchen und Hoffnungen dieſes Landes ganz zu entſprechen, da er immer noch bei der Conſtitution dem Adel zu viel Begünſtigungen vor den andern Volksklaſſen zu geſtatten ſcheint. Die Stadt Hannover verdankt ihm durch ſeine königliche Hofhaltung und durch den Schutz, den er manchen Künſten wie der Schauſpielkunſt angedeihen läßt, gegenwärtig ſehr viel. Er vermählte ſich im Jahre 1818 mit einer heſſiſchen Prinzeſſin.

Cämentation, eine chemiſche Operation, mittelſt der man einen Körper, mit einem Cämentpulver umgeben, in einem eignen Gefäße (Cämentbüchſe oder Schmelztiegel) der Wirkung des Feuers ausſetzt, wodurch er gewiſſe Veränderungen erleidet. Die vornehmſten Cämentpulver ſind: das Goldcämentpulver, deſſen man ſich zur Scheidung des Goldes bedient, das Cämentpulver zur Verwandlung des Eiſens in Stahl, das Cämentpulver, wodurch man gewiſſen Gläſern die Eigenſchaften des Porzellans mittheilt; endlich das Cämentpulver zur Verwandlung des Kupfers in Meſſing. — Cäment heißt auch der Mörtel oder Waſſerkitt, der zur Verbindung des Mauerwerks im Waſſer dient und ſich von dieſem nicht ablöſen läßt. — Cämentkupfer entſteht durch Cäment- oder Kupferwaſſer, welches aus der Erde quillt oder in Bergwerken von den Seiten der Gruben hervorträufelt. Legt man in dieſes Waſſer Eiſen, ſo löſ't es die Eiſentheile auf und ſetzt dafür Kupfertheile an.

Camera clara (helle Kammer), ein vom Opticus Reinthaler erfundenes optiſches Inſtrument, welches den Mängeln der Camera obſcura abhilft, und den Vortheil hat, daß der abzubildende Gegenſtand nicht von der Sonne beſchienen zu werden braucht. Alle Gegenſtände bilden ſich darin mit großer Beſtimmtheit und Schärfe ab, und ſie iſt bei hellem und trübem Wetter, bei Sonnen- und Mondſchein gleich vortheilhaft zu gebrauchen.

Cammer der Gemeinen. Die Cammer der Gemeinen iſt in der conſtitutionellen Monarchie der Mittelpunkt des demokratiſchen Elements, welches nebſt dem monarchiſchen und ariſtokratiſchen eines der drei Grundelemente der Staatsverfaſſung iſt. In England beſteht das Haus der Gemeinen aus 653 Mitgliedern, von denen aber ſelten 400 verſammelt ſind, da vielen der Aufenthalt in London zu theuer, und da nach der Verfaſſung ſchon 40 hinreichen, einen rechtsgültigen Schluß zu machen. Um für eine Stadt gewählt zu werden, muß einer 300 Pfund Sterl. an liegenden Gründen haben. Um für eine Grafſchaft gewählt werden zu können, muß man 600 Pfund Sterl. Einkünfte von liegenden Gründen haben. In Frankreich iſt das Wahlrecht an den Steuerſatz geknüpft. Jeder, der 300 Franken Grund-, Fenſter-, Mobiliar- und Patentſteuern bezahlt, iſt Wähler, und jeder, der 1000 Fr. bezahlt, kann gewählt werden. Jener ſind in Frankreich 100,000. Dieſer etwa 17,000. Die Stadt Paris hat 9000 Wähler. Bei den Wahlen im Jahr 1817 waren 7000 in den verſchiedenen Sectionen bei den Wahlen gegenwärtig. Ueber die Verhältniſſe der Cammer der Gemeinen zu den beiden andern Elementen der Verfaſſung ſ. den

Artikel Staatsverfaſſung, wo hierüber ausführlich gehandelt worden.

Cammerknechte, kaiſerliche, heißt ſo viel als kaiſerliche Leibeigene. So nannte man im Mittelalter die Juden. Dem chriſtlichen Pöbel verhaßt, als Feinde Gottes, Zauberer und geheime Urſachen aller Landplagen betrachtet, waren ſie es gewöhnlich, gegen welche ſich die, durch irgend einen Anlaß entzündete, fanatiſche Wuth kehrte; eine allgemeine Judenermordung hielt man für ſo verdienſtlich, als einen Kreuzzug. Der Kaiſer, der ein Kopfgeld von ihnen zog und dem ihre ſtets gefüllten Caſſen (denn ſie waren bis zum 12ten Jahrhunderte im faſt alleinigen Beſitze des Handels) eine unentbehrliche Zuflucht waren, erklärte ſie daher für ſeine Knechte und Schützlinge. S. den Art. Juden.

Campagna di Roma nennt man den Landſtrich Italiens, der den größten Theil des alten Latiums umfaßt. Nördlich gränzt er an Sabina und die Wälder des alten Hetruriens, weſtlich und ſüdlich an Abruzzo und Terra di Lavoro, und öſtlich an das mittelländiſche Meer; er iſt ungefähr 15 deutſche Meilen breit und 30 lang. Gewöhnlich verſteht man unter Campagna di Roma die wüſte Ebene, welche bei Ronciglione oder gar ſchon bei Viterbo anfängt, und ſich mit Inbegriff der pontiniſchen Sümpfe (ſ. d. Art.) bis Terracina erſtreckt, in deren Mitte, ſelbſt halb verödet, die alte Hauptſtadt der Welt liegt. Der Boden dieſer Gegend iſt faſt durchaus vulkaniſch und hat nur wenig Erhöhungen, die faſt wie Meereswellen ausſehen oder ſich mit Blaſen, von der Gewalt unterirdiſchen Feuers in die Höhe getrieben, vergleichen laſſen. Alle dieſe Hügel ſind voll von Höhlen und Grotten, die Hirten und Räubern als Zufluchtsorte dienen. Die höchſten Spitzen der Campagna ſind drei Meilen ſüdlich von Rom die Berge von Albano, und unter dieſen iſt der waldbewachſene Monte Cavo mit dem herrlich gelegenen Kloſter der Paſſioniſten der hervorragendſte. Seine Füße umgibt eine Kette minder hoher Berge, auf welchen die Orte Compiti, Colonna, Frascati, Rocca di Papa, Marino, Caſtel Gandolfo, Albano, Larriccia, Genſano und Citta Lavigna größtentheils ſehr maleriſch vertheilt ſind. Vier Meilen nordöſtlich von Rom erhebt ſich in der Campagna, mit ſtufenartigen Abſätzen, der einſam ſtehende Berg Soracte, jetzt durch eine ſonderbare Namensverſtümmelung San Oreſte genannt; ein Heiliger, von dem die katholiſche Kirche nichts weiß. Ebenfalls nördlich von Rom, aber nur eine halbe Stunde entfernt, liegt eine dritte Höhe der Campagna, der Monte Mario mit der Villa Millini, aus welcher man die köſtlichſte Ausſicht über Rom und deſſen Umgebung genießt. Die Seen der Campagna ſind offenbar ehemals Krater feuerſpeiender Berge geweſen. So liegt der See Regillus (oberhalb Frascati's) in der Tiefe eines umgekehrten Kegels harter ſchwarzer Lava, welcher 40 bis 60 Fuß hoch iſt und nackte wilde Felſen bildet. Die Krater von Albano und Nemi, welche 4 bis 500 Fuß höher als der Regillus liegen, haben eine ſehr regelmäßige Kegelform und ſind ſo hoch, daß man eine halbe Stunde braucht, um von den Seen bis an den Rand des Kegels zu gelangen. Höchſt merkwürdig iſt der Albanerſee überdies durch ſeinen Ableitungskanal oder Emiſſar, eins der älteſten und trefflichſten Römerwerke, welches dem Waſſer des Sees einen Abfluß jenſeits der Berge verſchafft. Während der Belagerung von Veji

war der See ſo hoch angeſchwollen, daß er ſein hohes Ufer zu überſteigen und ſogar Rom zu überſchwemmen drohte. Auf den Ausſpruch des delphiſchen Orakels, daß die Eroberung Veji's nicht eher möglich ſey, bis man dem See eine Ableitung gegeben, wurde im Jahr 393 v. Chr. binnen Jahresfriſt der Canal, deſſen Länge über eine halbe Stunde beträgt, durch die vulkaniſchen Felſen gehauen, und auf dieſe Weiſe das Waſſer in die Ebene dem Meere zugeleitet. Noch heute erfüllt das Werk ſeine Beſtimmung und hat in der ganzen Zeit nicht der mindeſten Ausbeſſerung bedurft. Die Keſſel beider Seen beſtehen aus Lava, welche wie alle in der Campagna vorkommende Lava ſich äußerſt hart zeigt. Auch Schwefelquellen kommen häufig vor, beſonders zwiſchen Rom und Tivoli, wo das Waſſer faſt ſiedendheiß aus der Erde quillt und den See der *Solfatara* bildet. Laub, Reiſer und andere Vegetabilien, die in denſelben hinein gerathen, werden bald von einer kalkartigen Maſſe überzogen und zu Körpern verdichtet, die auf dem Waſſer ſich hin und her bewegen, ja öfters Menſchen tragen und ſchwimmende Inſeln (Isole natanti) genannt werden. Der aus dieſem See entſpringende kleine Fluß (die *Albula* der Alten) beſitzt dieſelbe Eigenſchaft und ſtößt Rauch und Schwefeldämpfe aus, bis er in den *Teverone* (*Anio*) fällt. Von den Alten wurde ſein Waſſer als vorzüglich heilkräftig geſchätzt; neben dem See ſtanden die Thermen des M. Agrippa, deren Spuren noch vorhanden ſind. Der Boden der Campagna iſt im Allgemeinen trocken, aber fruchtbar, beſonders an feuchten Stellen. Indeſſen wird ſein Anbau faſt gänzlich vernachläſſigt, und daher gleicht die Gegend um Rom weit und breit einer menſchenleeren Wüſte. Das Gemüth des Reiſenden wird hier durch ſehr düſtere Eindrücke auf die Königin der Städte vorbereitet, deren höchſte Kuppel bald hinter *Baccano* den ſehnſüchtigen Blicken erſcheint und zu ernſten Betrachtungen auf die Grabmahle der Vorzeit winkt! Nur bei *Monteroſi* ſtehen noch immergrüne Eichen in Menge; von hier bis an die Albaner Berge ſieht man ſehr ſelten einen Baum. Alle Bemühungen der Franzoſen, durch Anpflanzung von Bäumen die ungeſunde Luft in dieſen Gegenden zu verbeſſern, ſind geſcheitert. (I. F. *Koreff* de regionibus Italiae aëre pernicioso contaminatis, Berol. 1817.) Man hatte 60,000 Bäume kommen laſſen, die Campagna damit bepflanzt und jeden einzelnen durch eine Umzäunung von Dornen gegen die Beſchädigungen der Viehheerden zu ſchützen geſucht; ſie hatten aber faſt alle eben ſo wenig Fortgang, als die Lorbeeren, welche die Franzoſen auf dem Capitol anbauen wollten! Dörfer und Flecken gibt es in der Campagna nicht; hie und da trifft man einzelne jämmerliche Hütten, an die Trümmer irgend eines alten Thurmes oder Tempels gelehnt, und aus den Bruchſtücken dieſer alten Gebäude zuſammengeſtoppelt, die man dort *Caſali* nennt. Sie werden aber nicht bewohnt; denn in der Mitte des Sommers, wenn bösartige Fieber die Campagna ſo gefährlich machen, ſind die unglücklichen Landleute genöthigt, in die benachbarten Städtchen oder nach Rom zu flüchten, wo ſie unter den Säulenhallen der Kirchen und Paläſte ein Nachtlager ſuchen. Verweilen ſie zu lange im Felde, ſo unterliegen ſie den Fiebern, und die große Menge von Kranken, welche während der Monate Julius, Auguſt und September die römiſchen Spitäler anfüllt, beſteht meiſtens aus Bewohnern der Campagna. Außer den Caſal zeigen ſich in der Capagna noch unzählige Ruinen von Tempeln

Rennbahnen, Grabmahlen (vorzüglich auf der Via Appia), und die langen Reihen zerſtörter oder noch erhaltener Waſſerleitungen, deren Bogenpfeiler Epheu und anderes Geſträuch maleriſch umrankt. Im Winter weiden Schafherden in dieſen Einöden; während des Sommers, wenn Trockenheit des Bodens und die Gefahr des Fiebers droht, werden ſie auf die Apenninen getrieben; wilde Rinderheerden bleiben das ganze Jahr hindurch in der Campagna. Die Hirten derſelben werden aber auch bald ein Raub des Todes, oder verfallen in ein Siechthum, welches allmählig ihrem elenden Leben ein Ende macht. Sie ſtammen meiſtens aus dem Gebirge und verdingen ſich für geringen Lohn an die Eigenthümer der Heerde, mit welcher ſie ein Nomadenleben führen. Die eigentliche Viehzucht iſt völlig vernachläſſigt; Bonſtetten ſah zu Torre Paterno, kaum vier Meilen von Rom, eine Heerde von einigen hundert Kühen, deren Beſitzer es nicht der Mühe werth hielt, ſie zu melken, obſchon die Milch in Rom ſo theuer als in andern großen Städten iſt. (Voyages sur la scène des six derniers livres de l'Enéide, Genève, 1805.) Das Ausſehen der Hirten läßt den ſtaunenden Wanderer eher an die Steppen der Tatarei als an die Nähe Roms denken. Es begegnet oft genug, daß man Schäfer, ganz in Felle gekleidet, mit blutigen Händen aus einer der unzähligen Höhlen treten ſieht, worin ſie eben ein Lamm geſchlachtet haben. Die Rinderhirten ſind beritten und mit großen Lanzen bewaffnet, womit ſie ihre wilden Thiere ſehr geſchickt im Zaume zu halten wiſſen. Nicht unähnlich den Koſacken ſieht man ſie öfters in Rom erſcheinen, wo alles ängſtlich von den Straßen weicht, ſobald eine Heerde von Rindern oder gar Büffeln durchgetrieben wird. Der Feldbau iſt durchaus ſchlecht; überhaupt wird kaum der neunte Theil der Campagna angebaut, alles übrige dient zur Weide. Man nimmt ſo wenig Rückſicht auf die Beſchaffenheit des Bodens, daß man in fruchtbarem und fetten Lande Wein baut ſtatt Korn, Getraide hingegen in Weinland pflanzt. Gleich nach der Erndte, alſo in der heißeſten Zeit des Sommers, brennt man die Stoppeln ab, deren Aſche faſt die einzige Düngung abgibt, welche man anwendet. Auch läßt man wohl zu dieſem Zwecke einen ganzen Winter hindurch Schafe auf dem Acker einpferchen, welchen man im Frühjahre beſtellen will. Da das Getraide hoch empor wächſt, ſo bücken ſich die Mäher nicht bei der Erndte, ſondern ſchneiden die Halme etwa anderthalb Fuß unter den Aehren ab; die Stoppeln bleiben alſo zwei bis drei Fuß hoch zurück. Sind dieſe abgebrannt, ſo findet man auf dem Felde eine große Menge verbrannter Schlangen, und andre, die dem Feuer zu entfliehen verſuchten, auf den ſtaubigen Landſtraßen getödtet. Eben dieſe traurige Wüſtenei gewährte zu den Zeiten der alten Römer ein lachendes Bild der Fülle, Macht und Fruchtbarkeit. Saatfelder, Haine, Villen, Monumente wechſelten reizend mit einander ab, und nach den Verſicherungen eines Strabo, Varro und Plinius, herrſchte hier die geſundeſte Luft, einige ſumpfige Landſtriche an den Küſten ausgenommen. Woher nun dieſe unſelige immer weiter greifende Verderbniß des Clima's? Sie entſtand bereits im ſechſten Jahrhundert, angeblich nach großen Ueberſchwemmungen der Tiber. Allein noch jetzt finden dieſe zuweilen ſtatt, ohne das Uebel zu vermehren; dagegen iſt in der heißen und trockenen Jahreszeit die ungeſunde Luft, jene in Italien ſo berüchtigte *Aria cattiva*, am furchtbarſten. Wahrſcheinlicher iſt es, daß ſie durch die Verheerungen, welche Rom

und ſein Gebiet in den Zeiten der Völkerwanderung heimſuchten und entvölkerten, begründet wurde. Der Feldbau gerieth in Verfall, weil es an Menſchen fehlte; ausgetretenes Waſſer wurde ſtockend und erzeugte Sümpfe, weil man ihm keinen Abfluß verſchaffte; Leichen von Menſchen und Thieren, die man nicht begrub, verpeſteten die Luft. Was menſchlicher Kunſtfleiß der Natur abverdient hatte, fiel ihr wieder anheim, und ſeit Jahrhunderten in ihrem, ſich immer feindſeliger geſtaltenden Wirken nicht unterbrochen, ſcheint ſie durch eine langſame, aber unaufhaltſame Zerſtörung des Menſchen und ſeiner Werke in dem begünſtigten Lande der Welt für alle Vernachläſſigung ſich rächen zu wollen. Daher ſind alle, und ſelbſt die kräftigſten Maaßregeln, den Zuſtand der Campagna und die Schädlichkeit des Clima's zu verbeſſern, bis auf dieſe Stunde vergeblich geblieben, und ſelbſt die Strenge der Regierung iſt nicht im Stande, den gröbſten Mißbräuchen, die wir geſchildert, abzuhelfen, weil ihr noch zwei andere mächtige Feinde, Vorurtheil und Trägheit des Volkes, im Wege ſind. So ſchreitet das Verderben immer weiter; ganze Gegenden Roms, welche die Aria cattiva verpeſtet, ſind bereits im Sommer öde und verlaſſen, und eben dieſe Luft, in deren ſüßem Schmeichelwehen Niemand Verrath und Tücke ahnen ſollte, droht nach und nach ſich in den vollen Beſitz der ſieben Hügel zu ſetzen, und Rom aus Rom zu verdrängen. F—r.

Campan (Madame de), die Vorſteherin eines der berühmteſten weiblichen Erziehungsinſtitute in der Nähe von Paris. Sie war früher Kammerfrau bei der Königin Marie Antoinette, deren volles Vertrauen ſie genoß. Nach deren Tode errichtete ſie zu St. Germain en Laye eine Erziehungsanſtalt, wo ihr die vornehmſten Häuſer Kinder anvertrauten. Unter ihren Zöglingen waren z. B. Bonaparte's jüngſte Schweſtern, die Exkönigin von Neapel und die Exkönigin von Holland. Der Kaiſer ernannte ſie bald zur Oberaufſeherin des Erziehungshauſes der Waiſen der Ehrenlegion zu Ecouen. — Sie erwarb ſich bedeutendes Vermögen, war aber dabei nebenher der verläumderiſchen Nachrede ausgeſetzt, als liefere ſie ihre Zöglinge in die Arme der Häupter der Zeit. 1814 wurde ſie abgeſetzt und jene Gerüchte wurden in Broſchüren ꝛc., und durch eine ſcandalöſe Anklage eines gewiſſen Ravel zur offenen Kunde gebracht, aber ohne daß ſie hätten erwieſen werden können. Sie iſt eine Tante der Gemahlin des weiland Marſchalls Ney.

Campbell I. (Thomas), ein berühmter engliſcher Dichter, geb. 1777 zu Glasgow, wo er auch ſeine Sudien begann. Von dieſer Univerſität zog er nach Edinburg, und gab ſchon 1799 hier ſein erſtes Gedicht in 2 Geſängen „die Freuden der Hoffnung" heraus, welches die größten Erwartungen von ihm erregte, ſeine claſſiſche Bildung beurkundete, und ſelbſt feſtere philoſophiſche und politiſche Anſichten in ihm bewährte. Durch einige Artikel in mehrern Journalen, welche für Lord Grenville eifrig ſprechen, erwarb er ſich deſſen Gunſt und eine Penſion, die er noch jetzt genießt. 1800 machte er eine Reiſe nach Deutſchland, kehrte 1803 zurück, verheirathete ſich und ließ ſich in Sydenham nieder. 1803 erſchien von ihm, aber ohne Namen: Annalen von Großbritannien, von der Thronbeſteigung Georgs III. bis zum Frieden von Amiens, 3 Bände. 8. — 1809 erſchien wieder von ihm: Gertrude von Wyoming, eine penſylvaniſche Geſchichte, mit einem Anhang andrer Gedichte, wor-

unter ſich die Schlachten im Baltiſchen Meere, von Lochiel und Hohenlinden und ein Ruf an die brittiſchen Seeleute auszeichnen, und im Munde des Volks fortleben. — Finden ſich hierin auch weniger auffallend glänzende Züge, ſo entfalten ſich dagegen ganz eigne Reize in Beſchreibungen aus dem Gebiete ſüßer und zarter Gefühle, und in Contraſten der Züge aus dem goldenen Zeitalter mit dem trübſeligen Zuſtande unſerer Zeit. So ſehr ihm auch erhabne und pathetiſche Schilderungen gelingen, ſo geräth er darin doch oft durch eine geſuchte Energie und Kürze ins Dunkle. Von allen engliſchen Dichtern ſcheint er am meiſten mit Spencer und Thomſon verwandt zu ſeyn. — II. Campbell, Fregatten-Capitain, erhielt allein dadurch in der Geſchichte einen Namen, daß er 1815, vor der Inſel Elba ſtationirt, den Kaiſer Napoleon nach Frankreich entwiſchen ließ, wodurch von neuem ganz Europa in Krieg verwickelt ward. Er wurde auch deßfalls angeklagt, aber durch Lord Caſtlereagh's Bemühungen frei geſprochen. Das Dunkel, welches über dieſer ganzen Geſchichte herrſcht, muß erſt die Zukunft aufklären.

Campidoglio, Capitol. (S. d. Art.)

Canaan, ſ. Paläſtina.

Canarienſect iſt ein weißer, ſüßer, angenehmer und ſtarker Wein, der von den canariſchen Inſeln nach Europa kommt. Der von Teneriffa iſt der beſte. Man unterſcheidet drei Sorten: Malvaſier, Canarienſect, Palmenſect.

* Canariſche Inſeln, eine Gruppe von Eilanden, die an der weſtlichen Küſte von Afrika, ungefähr 18 Meilen entfernt vom Lande, liegen. Canaria, Teneriffa, Ferro, Palma, Fortaventura, Lancerota und Gomera ſind die Namen der Hauptinſeln, außer einigen unbedeutenden. Vom 29ſten bis jenſeits des 28ſten Grades nördlicher Breite erſtrecken ſie ſich von Oſten nach Weſten, und haben ein ſo herrliches Clima und einen ſo herrlichen Boden, daß der Name der glücklichen Inſeln, der ihnen von den Alten beigelegt wurde, wohl gerechtfertigt werden kann. Ueber ihre ältere Geſchichte wiſſen wir wenig. So viel iſt indeſſen gewiß, daß Juba II, König beider Mauritanien, dieſe Inſeln zuerſt genauer beſchrieben. Von Julius Cäſar im Triumphe aufgeführt, nachdem ſein Vater beſiegt war, ward er in allen Künſten und Wiſſenſchaften der Römer unterrichtet, und bildete ſich zu einem der gelehrteſten Fürſten, die es je gegeben. Seine Beſchreibung dieſer Inſeln hatte Plinius vor Augen. Juba hatte die eigentlichen Canarien fortunatas, Madera hingegen und Puertoſanto purpureas genannt. Die Inſel Ferro kommt bei ihm unter dem Namen Ombrios vor, und er erzählt ſchon intereſſante Merkwürdigkeiten aus der Naturgeſchichte jener Eilande. Der Verluſt dieſer Schrift des mauritaniſchen Königs iſt um ſo mehr zu bedauern, da wir gewiß hoffen könnten, Nachrichten von jener alten räthſelhaften Völkerſchaft darin zu finden, welche ehedem dieſe Inſeln bewohnte. Dieſe Völker verſtanden die Kunſt, die Leichen einzubalſamiren, und näheten ſie dann in Ziegenhäute, worauf ſie in Särge, aus einem Stück Holz gemacht, gelegt, und in Grotten beigeſetzt wurden. Dieſe Mumien werden noch heut zu Tage gefunden. Sie riechen angenehm, aber wenn man ſie aus ihren Ziegenhäuten herausnimmt, zerfallen ſie in Staub. Dieſe frühern Bewohner der canariſchen Inſeln hießen Guanchen: die Spanier erzählen wunderbare Dinge von der Cultur dieſer Völker, von

ihrer Achtung des weiblichen Geſchlechts, von ihren reinen Sitten und von ihrer ariſtokratiſchen Verfaſſung. Die Sprache dieſer Völker ſtimmte zwar einigermaßen mit der überein, welche die Völker des benachbarten feſten Landes reden: indeſſen wiſſen wir zu wenig von ihr, als daß man von ihr urtheilen könnte. Im 14ten Jahrhundert eroberten die Spanier, von den Mauren gedrängt, dieſe Inſeln, und man findet ſie ſchon in der alten Landcharte, die Andreas Bianco in Venedig 1436 verfertigte, genau angegeben. Indeſſen ſcheinen die Spanier dieſe Beſitzungen nicht ſo geachtet zu haben, als ſie es wohl verdienten. Denn der berühmte Infant von Portugal, Heinrich Navigator, ließ ſie im Jahre 1456 in Beſitz nehmen, und verfolgte von da aus die Entdeckungen bis nach der Küſte von Guinea. Jetzt ſind dieſe Inſeln faſt von lauter Spaniern und nur wenigen Portugieſen bevölkert. Teneriffa, als die größte (73 Q. M.) hat 70,000, Canaria 50,000, Palma 22,600, und die übrigen weit weniger Einwohner: doch kommt die Summe von 180,000 heraus. Teneriffa iſt beſonders ausgezeichnet durch einen Vulcan, den man Pic nennt, und der ſich zu einer Höhe von 13,206 Fuß erhebt. Er iſt ſchwerer zu beſteigen als irgend ein anderer Berg von gleicher Höhe, theils wegen ſeiner Steilheit, und theils weil die Spitze ganz mit Bimſtein und vulkaniſcher Aſche bedeckt iſt. Rings um den Krater, der genau auf der Spitze ſich befindet, iſt ein ſo ſchmaler kreisförmiger Wall von Lava, daß man kaum Platz zum Sitzen hat. Natürlich ſieht man von der Spitze dieſes Coloſſes die Inſel, die ſeine Grundlage iſt, mit allen ihren lieblichen Landſchaften auf das deutlichſte zu ſeinen Füßen, weil die Luft in jenen Breiten viel durchſichtiger iſt, als bei uns. Man ſieht aber auch die übrigen Inſeln, das Meer in unermeßlicher Ferne, und ſelbſt die Küſten Afrika's, mit ihren unendlichen Waldungen und jenſeits derſelben die Spuren der traurigen Sandwüſten. Die Hauptſtadt von Teneriffa iſt Santa Cruz, auf der öſtlichen Seite der Inſel, mit einem trefflichen Hafen, worin die engliſchen Schiffe häufig anlegen, um Lebensmittel und friſches Waſſer einzunehmen. Doch muß man jene, wegen Unfruchtbarkeit des benachbarten Bodens, größtentheils aus Canaria entlehnen. Die Stadt hat eine Bevölkerung von 8000 Seelen. Noch iſt eine andere Stadt Laguna, die volkreicher und weit ſchöner gelegen iſt, als Santa Cruz. Canaria iſt wenig unterſucht; die Inſel iſt indeß fruchtbarer als Teneriffa. Die Hauptſtadt heißt Palmenſtadt, hat 9000 Einwohner, und iſt der Sitz der oberſten geiſtlichen Behörden der Inſeln. Das vorzüglichſte Erzeugniß dieſer Eilande iſt Wein; man rechnet, daß jährlich ungefähr 25,000 Ohm ausgeführt werden. Der Wein geht meiſtens nach Amerika und England. Auch Weingeiſt, rohe Seide, Soda und Früchte werden ausgeführt. Der Betrag der Ausfuhr beläuft ſich auf 242,000 Piaſter. Sie ſind das Vaterland der

Canarienvögel, zum Finkengeſchlechte gehörend, urſprünglich mit weißlich gelbem Gefieder und grünlichem Schwanz und Schwungfedern, welche Farbe durch Vermiſchung mit Stieglitzen, Hänflingen und Zeiſigen aber viele Abänderungen leidet (fringilla canaria L.). Dieſe Vögel ſind erſt ſeit dem 15ten Jahrhundert in Europa bekannt. Jetzt werden insbeſondere aus Tyrol, dem Schwarzwalde u. ſ. w. eine Menge dieſer Vögel durch eigene Träger nach England, Rußland und insbeſondere nach Conſtantinopel gebracht.

Canaſter, ſ. Tabak.

Candirte Sachen heißen mit geläutertem und abgeklärten Zucker überzogene Früchte, Blüthen, Gewürze, Wurzeln u. ſ. w. In Italien und dem ſüdlichen Frankreich ſind ſie ein Gegenſtand des größern Handels und der Ausfuhr. In Genua ſind z. B. die daſelbſt candirten Citronate, kleinen grünen Pomeranzen u. ſ. w. wegen ihrer Vortrefflichkeit berühmt. In Frankreich liefern Montpellier, Tours und Nancy die ſchönſten candirten Früchte. — **Candis** iſt der bekannte Zucker in großen Criſtallen, welcher in ſcharfkantigen Stücken bricht. Man läßt, um ihn zu erhalten, den Zuckerſaft in kupfernen Gefäßen an Zwirnsfäden criſtalliſiren. An dieſen Fäden bilden ſich die feinſten Criſtalle, die gröbern ſchießen an den Seiten und an dem Boden der Gefäße an.

Cannibalen, Cannibaleninſeln, ſ. **Antillen.**

† **Canonen. Canonenkeller,** ſoviel als **Caſematten** (ſ. d. A.). **Canonenſchlag** iſt, bei Luſtfeuerwerken, ein Zünder, der mit allerlei Feuerwerk in eine Canone geladen wird. **Canonenuhr** iſt eine von einem gewiſſen **Rouſſeau** erfundene und auf dem Dache eines der Flügel des Palais=Royal in Paris angebrachte Vorrichtung, vermöge welcher bei heiterm Himmel in dem Augenblick, wo die Sonne culminirt, eine Canone abgefeuert wird. Dies geſchieht vermittelſt eines Brennglaſes, das über dem Zündloch der Canone ſo angebracht iſt, daß die Sonnenſtralen gerade im Augenblicke der Culmination concentrirt auf das Zündkraut fallen. Das Brennglas wird zu dieſem Zwecke monatlich geſtellt.

Canoniſche Bücher, ſ. **Apocryphiſche Bücher** und **Canon.**

* **Canova** (Ritter Antonio), iſt der dritte Bildhauer, der in neuerer Zeit eine Epoche für ſeine Kunſt gründete. Michel=Angelo Buonarotti war der erſte, Bernini, der zweite. Canova kann als Wiedererwecker des reinen Schönheitsſinnes und des lieblich reizenden Styls anerkannt werden, ſo wie als Stifter einer neuen Schule in Anſehung der weichen, zarten Ausführung und vortrefflichen Behandlung des Marmors. Canova wurde in Poſſagno, einem zum Kirchenſprengel von Trevigi gehörigen Dorfe des Nobile Falieri, im J. 1757 geboren. Schon früh äußerte ſich die künſtleriſche Neigung des Knaben zum Modelliren; in ſeinem 12. Jahre formte er, bei Gelegenheit eines glänzenden Gaſtmahles, welches der Nobile Falieri gab, in deſſen Küche einen Löwen von Butter zum Aufſatz für die Tafel. Doppelt merkwürdig bleibt dieß, da der große Künſtler immer eine Vorliebe für Löwen behielt und ſie beſonders meiſterhaft bildete, und da ſein entſchiedener Sinn für das Weiche und Mürbe ihn zu der Wahl jenes erſten Stoffes geleitet zu haben ſcheint. Die Edleren Falieri, Vater und Sohn, nahmen ſich, durch dieſen Vorfall erweckt, ſeiner an, und thaten ihn zu einem Bildhauer in Baſſano in die Lehre, wo er ſich handwerksmäßig übte. Die erſte eigene Arbeit Canova's, in ſeinem 17. Jahre, war eine Eurydice in weichem Marmor in halber Lebensgröße. Er wurde nun auf die Kunſtakademie nach Venedig geſchickt, wo ſein eigentliches Kunſtſtudium erſt begann. Er gewann mehrere Preiſe, und verfertigte eine Gruppe von Apoll und Daphne, einen Aesculap, einen Orpheus und einen jungen, die Schlangen erwürgenden Herkules. Dieſe Uebungsſtücke erregten Erwartungen, die er ſpäter weit übertraf. Die erſte Arbeit, die ihm aufgetragen wurde, war die Statue des Marcheſe Poleni, in Lebensgröße, für Padua. Im 21. Jahre vollendete er die Gruppe

Dädalus und Ikarus in Lebensgröße in carrariſchem Marmor; ſie iſt merkwürdig als ein Denkmal ſo früher Jugendzeit, aber ſie hat noch keine Spur von Form und Styl, und iſt dürftig treue Nachbildung gemeiner Natur. Indeß beſchloß der Senat von Venedig ihn mit einem Jahrgehalt von 300 Ducati nach Rom zu ſenden, wohin er Ende 1779 mit dem venetianiſchen Geſandten Zuliani abreiſete. Hier begann eine neue Epoche ſeines Studiums. Die erſte Frucht derſelben war ein Apollo, der ſich eine Lorbeerkrone aufſetzt, drei Palmen hoch in Marmor; er iſt noch ſchwach und charakterlos, doch verließ der Künſtler dabei ſchon die Nachahmung der gemeinen Modellnatur, und dieſe Statue iſt als ſein Uebergang zum Idealiſchen zu betrachten. Eine Gruppe in Lebensgröße, Theſeus auf dem erſchlagenen Minotaur ſitzend, war das erſte große Werk, womit ſich Canova 1783 in Rom bekannt machte. Es gehört jetzt noch zu den vorzüglichſten ſeiner Werke. Theſeus hat Heldencharakter und die Formen zeigen Studium und Styl der Antike. Es wurde mit ungetheiltem Beifall aufgenommen, und Graf Fries in Wien kaufte es. 1783 wurde Canova die Verfertigung eines Monumentes für den Papſt Clemens XIV. Ganganelli, in der Kirch' degli Apoſtoli aufgetragen. Er blieb bei dem Herkömmlichen und verbeſſerte nur den durch Bernini's Schule ganz geſunkenen Geſchmack. Das Monument bildet eine Pyramidalgruppe, die Mäßigung und die Sanftmuth trauern am Sarkophag des Papſtes, der über demſelben in ſitzender Stellung ſegnend abgebildet iſt. Canova bildete zunächſt eine Gruppe von Amor und Pſyche, worin er zuerſt ſeinen ganz eigenen Weg betrat, der ſich entſchieden zum Reizenden und Lieblichen neigt. Die Geſtalten ſind ungemein zart und anmuthig, doch ſucht man vergebens eine Anſicht, von wo man beider Phyſiognomien zugleich erblicken könnte; überdies ragen Amors Flügel auf eine mißfällige Art über die, zu viele Durchſichten darbietende, Gruppe hervor. Das Portrait des jungen Prinzen Czartorisky als Liebesgott fällt in dieſe Zeit. Ein zweites öffentliches Monument wurde Canova von ſeinem Gönner, dem Prinzen Rezzonico, aufgetragen, nämlich das Grabmal des Papſtes Clemens XIII. in der Peterskirche. Seit 1792 iſt es daſelbſt aufgeſtellt, und zeichnet ſich durch koloſſale Größe und einfachen Styl aus. Rafael Morghen lieferte einen ſchönen Kupferſtich von dieſem Monument. Der Figur der Religion wirft man etwas geiſtlos Starres vor, die langen Strahlen, das ungeheure Kreuz und die kleinlichen Falten des Untergewandes geben ihr ein geſchmackloſes Anſehen, der Genius hat mehr ſchmeichelnden Reiz, als tiefe Bedeutung. Doch nahm der Ruhm des Künſtlers immer zu. Er errichtete in des venetianiſchen Geſandten Palaſt eine Schule zum Beſten der jungen Venetianer. Seine nächſten Arbeiten waren ein ſtehender geflügelter Amor; eine Wiederholung der Gruppe Amor und Pſyche; eine ſtehende Gruppe, Venus und Adonis, wo der Adon beſonders ſchön iſt, für den Marcheſe Berio in Neapel; ein Denkmal des venetianiſchen Admirals und Ritters Emo, für die Republik Venedig; dies iſt eine Zuſammenſetzung von runder und erhobener Arbeit. Fern bildete Canova eine ſehr liebliche Pſyche, ſtehend, halbbekleidet, mit den Fingern der Rechten einen Schmetterling an den Flügeln haltend auf der offenen linken Hand, und ihn mit ruhig heiterer Miene betrachtend. Außerdem bildete Canova in dieſer Zeit viele Basrelifs, meiſt Scenen aus dem Leben des Sokrates, aus dem Homer und der alten Fabel und Geſchichte. Nur eines, das vorzüg=

lichſte derſelben, die Stadt Padua als weibliche Figur in ſitzender Stellung, führte Canova in Marmor aus. Dieſe Basreliefs gehören indeß nicht zu ſeinen beſten Werken. Eine büßende Magdalena in natürlicher Größe gehört zu den Marmorwerken, in denen der Künſtler das Verſchmolzene und Mürbe am weiteſten getrieben hat. Der erſchlaffende Affekt der Reue iſt ſprechend ausgedrückt. Fröhlichere Empfindungen weckt das liebliche Bild einer Hebe. Hier iſt der Künſtler in ſeiner Sphäre des Gefälligen und Reizenden. In leichter lebendiger Bewegung ſchwebt die holde Jugendgöttin auf einer Baſe von Wolken; mit aufgehobener Rechten gießt ſie aus einem Gefäß Nektar in eine Schale, die ſie in der Linken hält. Beide Gefäße, ſo wie Hebens Stirnbinde und der Saum ihres Gürtels ſind vergoldet, unſer Künſtler liebt die Verſchiedenheit des Stoffes und ſtrebt oft darnach mit dem Marmor zu malen. Er wiederholte dieſe und die vorigen Statuen. Jetzt wünſchte er ſein Talent im Tragiſchen zu verſuchen und bildete den raſenden Herkules, der den Lichas ins Meer ſchleudert. Die Gruppe iſt coloſſal und der Herkules noch etwas größer als der farneſiſche, macht aber einen widrigen, mit Schönheit unverträglichen Eindruck, welcher beweiſt, daß dieſe Gattung nicht zum Beruf unſers Künſtlers gehört. Weit gelungener iſt Canova's Darſtellung der beiden Fauſtkämpfer, Kreugas und Damoxenos. Eine ſtehende Gruppe des Amor und der Pſyche, welche auch öfters wiederholt iſt, wurde Canova's Triumph. Der Pſyche mit dem Schmetterling iſt hier ein Amor zugeſellt und beide ſind zu der reizendſten Gruppe verbunden. Ein Palamedes wurde ſpäter von Canova in Marmor ausgeführt, doch der ausgetretene Tiberſtrom, der im Winter 1805 in des Künſtlers Werkſtatt drang, machte die Bretter, auf denen dieſe Statue ſtand, unbemerkt mürbe, und ſie ſtürzte dadurch um und zertrümmerte. In den Jahren 1796 u. 97 verfertigte Canova das Modell zu dem berühmten Monument für die verſtorbene Erzherzogin Chriſtina von Oeſterreich, Gemahlin des Herzogs Albert von Sachſen-Teſchen, welches im Jahr 1805 von dem Künſtler ſelbſt in der Auguſtinerkirche in Wien aufgeſtellt wurde. Dieß herrliche Werk iſt oft ausführlich beſchrieben worden. Die Erfindung deſſelben iſt originell und zum erſtenmal wagte es hier der große Künſtler, die Bahn des Herkömmlichen bei ſolchen Denkmalen zu verlaſſen. Früher ſchon hatte Canova eine ähnliche Idee in einer Zeichnung entworfen, weil er die Ausſicht hatte, ein Monument für Tizian auf Koſten der Republik Venedig zu verfertigen. Dieſer Entwurf zeigt gleichfalls eine Pyramide, in deren Mitte ſich der Eingang der Gruft öffnet; der Genius der Kunſt trägt die Urne mit der Aſche des großen Künſtlers in die Gruft, die drei Schweſterkünſte: Malerei, Plaſtik und Baukunſt folgen ihm; auf dem Architrav des Einganges ſollte das einzige Wort: Titiano, ſtehen. Die Kriegsſtürme hinderten die Ausführung dieſer Idee, einer der ſchönſten, klarſten und einfachſten in dieſer Art. Nicht lange nach der großen Arbeit jenes, aus acht runden und drei erhobenen Figuren beſtehenden, Monuments, gegen das Ende des Jahres 1797, bildete Canova das coloſſale Modell zu einer Statue des Königs von Neapel, eine ſeiner ſchönſten Arbeiten. Es war bei der ausbrechenden Revolution in großer Gefahr, dem bilderſtürmenden Jacobinismus zu erliegen, doch die lieblichen Pſychen, Heben und Amors ſänftigten die rohe Volkswuth, ſie allein ſchützten damals ihres Meiſters Werkſtatt, und der königliche Coloß verbarg ſich in ei-

nem der hintern Studienſäle. Dieſe Statüe, die 15 Palmen Höhe hat, wurde 1803 in Marmor ausgeführt. Während der Revolution, in den Jahren 1798 und 99, verließ Canova Rom und begleitete den Senator Prinzen Rezzonico auf einer Reiſe durch Deutſchland. Nach ſeiner Rückkehr nach Italien, hielt ſich der edle Künſtler einige Zeit im Venetianiſchen auf, und malte für die Kirche ſeines Geburtsorts Poſſagno ein Altarblatt, auf welchem der todte Chriſt, die Marien, Nicodemus und Joſeph, und oben Gott Vater in einer Glorie, abgebildet ſind. Nach ſeiner Ankunft in Rom verfertigte er ſeinen Perſeus mit dem Haupt der Meduſa, der während der Zeit, wo der Apollo von Belvedere aus Italien entführt war, auf deſſen Platz und Fußgeſtelle im Cortile di Belvedere des Muſeo Pio Clementino ſtand. Dieſe Statue erhöhte und verbreitete Canova's Ruhm mehr, als alle vorgehende Werke. Dieſer Perſeus iſt ohne Einheit und beſtimmten Charakter, eine Nachahmung des Apollo ohne tiefere Bedeutung; man glaubt nicht eine, ſondern viele Statuen geſehen zu haben, wenn man ihn verläßt. Aber von ungemeiner Schönheit ſind alle einzelnen Theile deſſelben, in den Formen ſowohl als in der ganzen meiſterhaften zarten Bearbeitung. Dieſer magiſche Reiz der Vollendung in dem blendend reinen Stoff feſſelt Augen und Sinne, und läßt die ſtrengern Kunſtfoderungen von vielen vergeſſen. Weit weniger gelungen iſt der in gleicher Größe gearbeitete Mars pacifer. Im Jahr 1802 wurde Canova vom Papſt Pius VII. durch ein Diplom zum Oberaufſeher aller römiſchen Kunſtſachen und aller Kunſtunternehmungen im ganzen Kirchenſtaat ernannt, und zum Ritter des goldenen Spornes erhoben. In demſelben Jahre wurde er von Bonaparte nach Paris berufen, um das Modell zu einer coloſſalen Bildſäule deſſelben zu machen. Im Anfange des Jahres 1803 ſah man das Modell dieſer Büſte, und ſpäter auch das der coloſſalen Statue in der Werkſtatt des Künſtlers. Es iſt unmöglich, ein Portrait charaktervoller aufzufaſſen, und es zugleich reiner im antiken Heldenſinn zu idealiſiren. Es iſt in einem wahrhaft großen und edeln Styl behandelt, auch der Wurf der Haare iſt vortrefflich. Es gibt in dieſer Art nichts Gelungeneres, als dieſe Büſte. Die Figur dieſer Coloſſalſtatue iſt bei weitem nicht ſo trefflich. Spätere Werke des fleißigen Künſtlers ſind: eine Copie der Mediceiſchen Venus, eine dem Bad entſtiegene Venus, eine Portraitſtatue, halb nackt auf dem Ruhebett liegend, die Büſte Papſt Pius des VII., die Büſte Kaiſers Franz II., ein Monument für den verſtorbenen Kupferſtecher Volpato, die coloſſale Gruppe des Theſeus, der den Centauren erlegt, welche die früheren Werke im Heldencharakter weit übertrifft; Alfieri's Monument, für die Gräfin Stollberg in Florenz und daſelbſt aufgeſtellt, woran man die weinende Italia, eine Coloſſalſtatue in Marmor, beſonders bewundert; die aus dem Bade ſteigenden Charitinnen; das Monument der Gräfin S. Croce, ein großes Basrelief in Marmor; eine Venus, eine Tänzerin, mit faſt durchſichtigem Gewand, die Portraitſtatue der Gemahlin Lucian Bonaparte's, mit der Lyra im Arm dargeſtellt, eine große, ſchönbekleidete Marmorſtatue; ein coloſſaler Hektor, ein ruhender Paris, eine Muſe für Somariva's Privatkabinet in Mailand, über Lebensgröße, ein Modell zu einem coloſſalen Ajax, und das Modell einer ſitzenden mit reichem Gewand umgebenen Statue der Erzherzogin Marie Louiſe von Oeſterreich. Nach Napoleons zweitem Sturze (1815) reclamirte Canova, im Auftrage des Papſtes, die aus Rom entführ-

ten Kunſtwerke, ging dann nach London, und kam 1816 nach Rom zurück, wo Pius VII. durch Eintragung ſeines Namens in das goldene Buch des Capitols und ein ihm eingehändigtes Sendſchreiben ihn für „hochverdient um die Stadt Rom“ erklärte, und ihn zum Marcheſe von Iſchia mit 3000 Scudi jährlichen Einkommens ernannte. In der Art, wie Canova den Marmor behandelt, iſt ein beſonderes Streben ſichtbar, den materiellen Reiz des weichſten Schmelzes hervorzubringen. Nicht zufrieden, der Oberfläche des Marmors durch Feile und Bimſtein die zarteſte Beſtimmtheit und eine milde, matte Politur gegeben zu haben, hat er eine ins Gelbliche ſpielende Beize erfunden, die aus Ofenruß zubereitet iſt, und welche er nach der letzten und glänzenden Politur aufträgt, um das blendende Weiß des Marmors zu brechen, und demſelben das Weiche, Mürbe des Elfenbeines oder Wachſes zu geben. Dieß Verblaſene iſt für Dilettanten anziehender, als für ächte Kenner. Canova pflegt die Modelle ſeiner Erfindungen zuerſt klein in Wachs zu verfertigen, dann in Thon von derſelben Größe, die das Werk haben ſoll; das Uebertragen des in Gyps abgeformten Modells auf den Marmor, ſo wie das Aushauen des Bildes aus dem Groben, überläßt er geſchickten Arbeitern bis auf den Punkt, wo er ſelbſt wieder die vollendende Hand anlegt. Er hat dabei die ſehr zu empfehlende Gewohnheit, ſich während der ſorgfältigen Ausarbeitung ſeiner Bilder, die oft Monate dauert, die Schriften der Alten vorleſen zu laſſen. Als Künſtler kann man Canova wohl am treffendſten mit Mengs vergleichen. Beide waren Erwecker ihrer Kunſt aus der Ohnmacht, worein ſie durch verdorbenen Geſchmack geſunken war; beide wurden von gleichem Streben beſeelt, nur iſt das Talent des italieniſchen Bildners ergiebiger, geſchmeidiger und fühlender. Als Menſch iſt Canova unausſprechlich achtungs- und liebenswerth. Er iſt raſtlos thätig, offen, mild, gefällig und gütig gegen jedermann, er kennt weder Künſtlerſtolz noch Mißgunſt, ſein Selbſtgefühl iſt höchſt beſcheiden, ungeachtet ſeines über ganz Europa verbreiteten Ruhms; er iſt nicht allein völlig uneigennützig, ſondern auch von der edelſten Wohlthätigkeit beſeelt; er unterſtützt alle jungen Kunſttalente kräftig, und ſetzt Preiſe aus, um die Künſtler aufzumuntern; kurz, ſein ſittlicher Charakter iſt ſo trefflich, daß ſelbſt unter ſeinen vielen Neidern über ſeinen Werth als Menſch doch nur Eine Stimme iſt! Seine jetzige neueſte Arbeit iſt eine große Truppe, deren Hauptfigur die Religion als Siegerin darſtellt; ſie ſoll als Denkmal der neueſten Zeitereigniſſe in Rom aufgeſtellt werden, auf Koſten einer in England dazu gemachten Subſcription. Canova iſt auch ſehr lieblicher Maler, aber, ſeltſam genug, mehr trefflicher Coloriſt, als ſtrenger Zeichner. Die Arbeiten, womit er ſich gegenwärtig beſchäftigt, ſind das Monument des Cardinals von York, das Monument Pius des VI. und die Statue von Waſhington. Wl.

† Canton, ſonſt auch Quang-tong oder Koanton genannt, liegt unter 23 Gr. 30 Min. nördl. Br. und 113 Gr. 20 Min. öſtl. Länge, an den Ufern des hier ſehr breiten Fluſſes Taa. Der genaue Belauf der Volksmenge iſt bis jetzt nicht beſtimmt ausgemittelt, doch iſt die Angabe der Miſſionarien von einer Million ſehr übertrieben und möchte die Zahl von 75,000 für die Stadt der Wahrheit am nächſten kommen. Der Umfang der ziemlich hohen Stadtmauern beträgt beinahe zwey deutſche Meilen, jedoch iſt nur ein Drittheil davon mit Gebäuden, das Uebrige mit Luſtgärten und

Fiſchteichen beſetzt. Die Umgegend iſt äußerſt reizend, gegen Morgen hügelig und gewährt dort eine liebliche Ausſicht. Die meiſten Häuſer haben nur ein Stockwerk, doch ſind die der Mandarinen und vornehmeren Kaufleute hoch und gut gebaut. Allenthalben ſieht man in der Stadt und den Vorſtädten Tempel und Pagoden mit den Bildern der chineſiſchen Gottheiten. Die ſehr volkreichen Straßen ſind lang und enge, mit flachen Steinen gepflaſtert, und in Zwiſchenräumen mit Triumphbogen geziert. Zu beiden Seiten ſieht man Waarenladen und ein fortlaufendes Vordach ſchützt Fußgänger und Hausbewohner vor den Sonnenſtrahlen. Die Zugänge aller Straßen werden Abends mittelſt eines Schlagbaumes zugleich mit den Stadtthoren geſchloſſen. Die hieſigen Kaufleute, welche ſich in den gangbarſten europäiſchen Sprachen mit hinreichender Verſtändlichkeit ausdrücken, treiben ihren Handel mit Porcellan, lackirten Waaren u. dergl. faſt allein mit Europäern. Auch gibt es hier eine von der chineſiſchen Regierung ernannte Geſellſchaft von 12 bis 13 Kaufleuten, der Cohong genannt, ausſchließlich bevorrechtet, die Ladungen fremder Schiffe zu kaufen und ihnen ihre Rückfrachten, an Thee, grober Seide u. ſ. w. zu liefern; eine Einrichtung, die zwar den Privathandel beeinträchtigt, dagegen aber die Sicherheit der mit den Mitgliedern dieſer Körperſchaft handelnden Ausländer außer alle Gefahr ſtellt, weil jene ſolidariſch für einander haften. Fuhrwerke gibt es hier nicht, ſondern alle Laſten werden von Trägern quer über den Schultern auf Bambusröhren getragen. Alle vornehmeren Einwohner bedienen ſich der Sänften. Nie ſieht man chineſiſche und ſelten tatariſche Frauenzimmer auf den Straßen. Die Factoreien der europäiſchen Nationen, namentlich die holländiſche, franzöſiſche, ſchwediſche, däniſche und engliſche, liegen auf dem ſehr bequemen und angenehmen Quai am Ufer des Fluſſes. Hier wohnen die Supercargos der Handelsgeſellſchaften, beauftragt, die eingeführten Ladungen zum Verkauf auszubieten, Rückfrachten zu beſorgen u. ſ. w. Unter den Mitgliedern der verſchiedenen Factoreien herrſcht die vollkommenſte Einigkeit und ein angenehmer, geſelliger Ton. Zunächſt der Stadt iſt der Fluß mit Böten (angeblich 40,000) bedeckt, welche einen gleichſam in Straßen abgetheilten ſchwimmenden Wohnort der ärmern Claſſe der Chineſen tatariſcher Abkunft bilden. Mehrere Tauſende leben hier familienweiſe, dürfen nie das Land betreten und nähren ſich vom Verdienſte, wozu ihnen die lebhafte Schiffahrt auf dem Fluſſe Gelegenheit gibt. Die hieſigen Fabrikarbeiten werden größtentheils in den Vorſtädten getrieben. Kein Europäer darf das Innere der Stadt betreten. Zu Wampoa, einem großen bequemen Ankerplatze, drei Meilen von der Stadt, müſſen die europäiſchen Schiffe ausladen, ihre Frachtwaaren auf Lichterſchiffen bis an die Factorei bringen laſſen und werden auch auf die nämliche Weiſe wieder beladen. Zwiſchen Wampoa und der Stadt liegen drei Hoppo's oder Zollhäuſer, wo Ladungen und Paſſagiere aufs ſtrengſte unterſucht werden. In Canton iſt es im Sommer ſehr heiß, im December, Januar und Februar hingegen kalt; übrigens iſt der dortige Aufenthalt geſund und angenehm, wozu die Fülle und Wohlfeilheit der Lebensmittel und ſelbſt der Leckereien nicht wenig beiträgt.

Capacität bedeutet in der Geometrie das Quantum der Inhaltsfähigkeit eines gehöhlten Körpers. Daher man von der Capacität eines Schiffes, eines Gemäßes ꝛc. ſpricht. — In der neuern Theorie von der Wärme bedeutet Capacität die verhältnißmäßige Fä-

higkeit einer gegebenen Quantität irgend einer Subſtanz, den Wärmeſtoff einzunehmen und zu behalten, oder die Eigenſchaft oder Neigung, nach welcher die Körper mehr oder weniger Wärmeſtoff bedürfen, um eine gegebene Temperatur in einer gegebenen Maſſe zu erzeugen.

Cap Breton, eine Inſel unfern der Küſte von Newfoundland, wichtig wegen der Fiſcherei. Sie wurde 1763 von den Franzoſen an die Engländer abgetreten.

Cap Comorin, die äußerſte Spitze des Ghat- oder Ghautsgebirges in Hindoſtan.

Cap Horn, die äußerſte Südſpitze des Feuerlandes.

Capet, Capetinger, ſ. Frankreich.

Capillargefäße, ſ. Haargefäße.

Capitälchen werden in der Sprache der Buchdrucker die großen lateiniſchen Buchſtaben genannt, die mit den kleinen auf dem gleichen Kegel gegoſſen ſind, alſo in der kleinen Schrift gebraucht werden können.

* Capitulation (von Capita, Punkte, der Inbegriff gewiſſer Punkte) Wahlcapitulation, eine Uebereinkunft zwiſchen den Regierten (Volk) und dem von ihnen erwählten Regenten über die Rechte und Befugniſſe, welche dem letztern zugeſtanden werden, und über das Benehmen, das er gegen die Regierten zu beobachten hat. In monarchiſchen Staaten, wo eine uneingeſchränkte Regierungsform eingeführt und die Erbfolge vorher beſtimmt iſt, kann eine ſolche Uebereinkunft nicht Statt finden. Aber in den Ländern, wo ehemals die Wahl des Regenten von dem Volke oder deſſen Repräſentanten abhing konnten dieſe den neuerwählten Regenten zu gewiſſen Bedingungen verbinden, deren Beobachtung er beſchwören mußte. Dieſe von den Wählenden dem Erwählten vorgeſchriebnen und von ihm angenommenen Bedingungen nannte man Wahlvertrag, Wahlcapitulation, die in allen dieſen Staaten als ein Reichsgrundgeſetz angenommen wurde. In Deutſchland wurde, bei der ehemaligen Verfaſſung des Reichs, dem neuerwählten Kaiſer eine Wahlcapitulation vorgelegt, die er noch vor ſeiner Krönung beſchwören mußte. Schon in frühern Zeiten, unter den Carolingern, wurden zwiſchen dem Könige, der den Thron beſtieg, und dem Volke gewiſſe Verträge gemacht, in welchen jener die Rechte des Volks und der Kirche zu beſchützen verſprach. In der Folge eigneten die Churfürſten ſich ausſchließlich das Recht zu, den von ihnen gewählten deutſchen Königen gewiſſe Bedingungen vorzuſchreiben. Am feierlichſten geſchah dieſes 1519 bei der Wahl Carls V., deſſen große Macht eine genauere Beſtimmung ſeiner Rechte nöthig zu machen ſchien, und dieſer von den Churfürſten des Reichs aufgeſetzte Wahlvertrag, den Carls Bevollmächtigte beſchwören mußten, ehe man ihm noch die Krone übertrug, iſt die erſte kaiſerliche Wahlcapitulation. Der neue Kaiſer wurde dadurch verbindlich gemacht, alle vorige Reichsgeſetze zu beſtätigen, alle Stände bei ihren hergebrachten Hoheiten und Rechten zu laſſen, ohne Einwilligung der Churfürſten keine Neuerungen im Reiche vorzunehmen, die Kirche zu beſchützen u. dgl. Die Wahlcapitulation wurde nun eins der Grundgeſetze des deutſchen Reichs, und Carls Nachfolger mußten ähnliche Capitulationen beſchwören. Bei den weſtphäliſchen Friedensverhandlungen verlangten die übrigen Stände des Reichs, daß auch ſie, mit den Churfürſten zugleich, Antheil an der Wahlcapitulation haben ſollten, und daß eine beſtändige Wahlcapitulation entworfen würde. Ueber beide Anträge wurde in der Folge viel ver-

handelt, aber nichts entſchieden. Die Carl VI. vorgelegte Capitulation war zwar zum Theil nach dem Entwurfe der beſtändigen Wahlcapitulation eingerichtet; aber die Churfürſten behaupteten ſich fortwährend bei dem Vorrechte, ausſchließlich die Wahlcapitulation zu entwerfen, und dabei iſt es bis zu der gänzlichen Auflöſung des deutſchen Reichs verblieben. — Als Carl XII., König von Schweden, ohne männliche Erben ſtarb, wurde ſeine Schweſter, Ulrike Eleonore, (1719) von den Reichsſtänden zur Königin gewählt, ihr aber auch zugleich eine Capitulation vorgelegt, die ſie beſchwören mußte, und wodurch die willkührliche Gewalt, welche die Könige von Schweden bis dahin ausgeübt hatten, ſehr eingeſchränkt wurde. Guſtav III. änderte, wie bekannt, 1772 dieſe eingeſchränkte Regierungsform. — In Polen wurde ehemals jedem neuerwählten Könige ein Vertrag vorgelegt, den man *Pacta conventa* nannte, und erſt nachdem er dieſen beſchworen hatte, erhielt er die Wahlurkunde und wurde gekrönt. — Bei den ehemaligen Erz- und andern geiſtlichen Stiftern in Deutſchland (Mainz, Trier, Cöln ꝛc.), wo der Erzbiſchof, Biſchof oder Abt durch freie Wahl des Domcapitels zu ſeiner Würde gelangte, wurde dem Neuerwählten auch eine Wahlcapitulation vorgelegt, die er beſchwören mußte. Allen dieſen Wahlcapitulationen waren gewöhnlich die Bedingungen beigefügt, daß, wenn der Erwählte dawider handelte, er der Regierung verluſtig, oder das, worin er dawider gehandelt hätte, ungültig ſeyn ſollte. Ohngeachtet dieſer Clauſeln wurden doch die Wahlverträge oft übertreten, und zwiſchen Regenten und Unterthanen Streitigkeiten, welche durch jene vermieden werden ſollten, veranlaßt. — Capitulation heißt auch die Zeit, auf welche ein Mann ſich verpflichtet, als Soldat zu dienen; und die Anzahl der Jahre, die einem jeden vom Staate geworbenen Recruten geſetzlich zu dienen beſtimmt iſt.

Capo d'Iſtria (Johann, Graf von), ruſſiſcher Staatsſecretär und Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten. Er iſt zu Corfu geboren, trat früh in ruſſiſche Dienſte, und erhob ſich zum Staatsrath, Staatsſecretär, Großkreuz des Wladimir-, Ritter des S. Annen-, Großkreuz des k. öſterreichiſchen Leopold- und des k. preußiſchen rothen Adlerordens, und zeichnete ſich beſonders in der neueſten Periode durch ſeine diplomatiſchen Geſchäfte aus. Er war 1813 ruſſiſcher Geſandter bei der Schweiz, unterhandelte 1813 mit dem öſterreichiſchen Geſandten die neuen innern und äußern Verhältniſſe dieſer Republik, und verfügte ſich alsdann am 27. Septbr. 1814 als ruſſiſcher Bevollmächtigter zum Congreß nach Wien, von wo ihm Napoleons neuer Einfall 1815 wieder ins Hauptquartier der Alliirten nach Frankreich rief. Er unterzeichnete als k. ruſſiſcher Bevollmächtigter den zweiten pariſer Frieden am 20. Nov. 1815, und kehrte alsdann mit ſeinem Monarchen nach Petersburg zurück, um an den Geſchäften des Staatsrathes den thätigſten Antheil zu nehmen. Vorzüglich zeichnen ihn aus ſeine Bemühungen für Befreiung ſeiner griechiſchen Landsleute vom geiſtlichen Joch, und für die Aufrechthaltung der Staatsreligion gegen die Ränke der Jeſuiten.

Caprara (Giambattiſta), Cardinal, Erzbiſchof von Mailand, päpſtlicher Legat, Graf und Senator des Königreichs Italien, Großwürdenträger des Ordens der eiſernen Krone, berühmt durch ſeine diplomatiſch-geiſtlichen Miſſionen bei Joſeph II. und ſpäter bei Napoleon, war geb. zu Bologna den 29. Mai 1733. Sein Vater war der Graf von Monte-Cucolli, und ſeine Mutter aus dem alten Ge-

ſchlechte der Caprara. Nach dieſer nannte er ſich. Er widmete ſich früh dem geiſtlichen Stande. Schon im 25ſten Jahre ward er von Benedict XIV. als Vicelegat nach Ravenna geſchickt. 1767 übertrug ihm Clemens XIII. die Nunciatur von Cöln, wo er dem Prinzen Maximilian die Mehrheit der Stimmen verſchaffte. Im J. 1775 war er Nuncius in Lucern, und legte die Irrungen dieſes Landes mit dem päpſtlichen Stuhle glücklich bei. 1785 ging er als Pius VI. Stellvertreter auf den, wegen der kirchlichen Neuerungen Joſephs II., die er hintertreiben ſollte, ſchwierigen Poſten nach Wien. Seine Sendung ſcheiterte trotz ſeiner Geſchicklichkeit an Joſephs und Kaunitzens feſtem Sinne. Er ward 1792 Cardinal, trat das folgende Jahr in den päpſtlichen Staatsrath und erhielt 1800 das Bisthum von Jeſi. Im September 1801 ging er als Legatus a latere nach Frankreich, wo er mit Napoleon die kirchlichen Angelegenheiten Frankreichs glücklich ordnete und das erſte Concordat abſchloß. Kurz darauf ward er zum Erzbiſchof von Mailand ernannt. Als ſolcher weihte er 1805 Napoleon zum König von Italien. Er ſtarb krank und blind den 21. Juni 1810 in Paris, und vermachte alle ſeine Güter dem Hoſpitale zu Mailand. Er war ein Vater der Armen.

Caprification nennt man die eigenthümliche und merkwürdige Befruchtungsart der Feigen. Die Feigenbäume mit getrennten Geſchlechtern, d. h. diejenigen, wo ein einzelner Baum entweder lauter männliche oder lauter weibliche Blüthen trägt, würden ohne alle Befruchtung bleiben, wenn dieſe blos dadurch bewirkt werden ſollte, daß, wie bei andern Gewächſen derſelben Art, der Wind den männlichen Blüthenſtaub auf die weibliche Blühte hinwehte, denn die geringe Oeffnung der Feige macht ſein Eindringen unmöglich. Die Natur hat hier auf eine eigne Weiſe die Erreichung ihres Zweckes bewirkt. Ein kleines Inſect, die Fliegenweſpe, legt ihre Eier in die innere Höhle der Feige. Aus dieſen Eiern entſtehn Larven, welche, wenn ſie ausgebildet ſind, hervorkriechen, ſich verpuppen und bald als geflügelte Inſecten erſcheinen, die inſtinctmäßig in die Feigen ein- und auskriechen. Iſt nun eine Fliegenweſpe in einer männlichen Blüthe geweſen und kriecht darauf in eine weibliche, ſo theilt ſie dieſer den an ihren Flügeln hängengebliebnen männlichen Saamenſtaub mit und befruchtet ſie.

* Caraccas, ein ſehr großes Land im nördlichen Theil von Südamerika, ſonſt der ſpaniſchen Herrſchaft unterworfen. Es liegt an der Nordküſte und wird öſtlich vom atlantiſchen Meer (12° bis 8° Norder Breite) weſtlich von dem Reiche Santa Fé, ſüdlich von Peru begränzt. Zu Caraccas gehörten ſonſt 5 Statthalterſchaften, nämlich: Venezuela in der Mitte, Maracaibo gegen Abend, Guiana gegen Mittag, Cumana nach Morgen und die Margaretheninſeln nordöſtlich. Die Bevölkerung dieſes Landes beläuft ſich auf etwas über 700,000 Menſchen, von denen die Weißen etwa $\frac{1}{5}$ ausmachen. Die größten Städte ſind: Caraccas mit 34,000 und Cumana mit 24,000 Einwohnern. Das Clima würde man nach der geographiſchen Lage für äußerſt heiß halten müſſen, weil es ſich faſt bis unter den Aequator erſtreckt; allein es läuft ein Arm der großen Andeskette von Weſten nach Oſten in einer Breite von 10—20 Meilen durch das ganze Land mit abnehmender Höhe, bis er ſich endlich der Inſel Trinidad gegenüber verliert. Dieſe Berge erheben ſich von 4500 bis auf 8000 Fuß über die Meeresfläche, und ſelbſt die Stadt Caraccas liegt in einer Höhe von 3000 Fuß. Daher kommt die feſte durchgehends an-

genehme Temperatur, die ſelten in unerträgliche Hitze ausartet. Das ganze Jahr hindurch ſteht das Thermometer zwiſchen 76 und 85° Fahr. ſelten ſinkt es im Winter auf 52°. Nach Süden hin verlaufen ſich dieſe Berge in ungemeßne Ebnen, Lianos genannt, die herrlichſten Viehweiden, worauf die Bewohner der Städte zahlreiche und faſt wilde Heerden halten. Wenn wir vorher vom Winter in Caraccas redeten, ſo iſt dieß eigentlich die ſogenannte Regenzeit, welche vom April anfängt und bis in den November dauert. Dann regnet es jeden Tag im Durchſchnitt 3 Stunden, und zwar jedesmal mit ſolcher Heftigkeit, daß alle Ströme alsdann weit umher das Land überſchwemmen. Die Fruchtbarkeit des Bodens iſt außerordentlich groß. Die unermeßlichen Waldungen liefern zwar überflüſſiges Bauholz, allein man kann es nicht ausführen, weil man es nicht über die Berge und noch weniger über die Flüſſe zu ſchaffen verſteht. Die köſtlichſten Hölzer, die auch zu Tiſchlerarbeiten und zu feinerem Hausgeräthe ungemein brauchbar ſind, werden in geringer Menge ausgeführt. Vanille, Cochenille und eine unzählige Menge Arzneien, Harze und Balſame erzeugen die Wälder, aber die Europäer wiſſen kaum den Namen der Bäume, die dieſe Subſtanzen liefern, und die Einwohner bekümmerten ſich bisher faſt gar nicht um die Reichthümer ihres Bodens. Man fing zwar an, Cacao, Indigo, Zucker und Tabak zu bauen, und der Varinas und Maracaibokanaſter ſind den Tabaksrauchern ſehr wohl bekannt, aber auch die Cultur iſt wieder vernachläßigt worden, ſo wie die Perlenfiſcherei, die im 16ten Jahrhundert jährlich 800,000 Piaſter eintrug. Von 1793 bis 1800 hat ſich die Ausfuhr aus Caraccas faſt um 6 Millionen amerikaniſche Thaler vermindert, woran unſtreitig theils die ſchlechte Verwaltung der Colonien, theils der Krieg zwiſchen Großbritannien, und Spanien und ſpäter zwiſchen der Colonie und dem Mutterlande Schuld iſt. (S. Spaniſches Südamerika).

Caravaggio, ſ. Caldara.

Carden, Weberdiſteln, erhält man von einem Gewächs (dipsacus vel carduus fullonum), das viele Aehnlichkeit mit einem Diſtelkopfe hat, wild wächſt und durch Cultur veredelt wird. Die Tuchbereiter gebrauchen ſie zum Rauhen oder Auflockern des gewalkten Tuches. In Italien werden ſie aus Bologna, in Frankreich aus Rouen und Sedan, in Deutſchland aus Nürnberg, Bamberg und andern Orten bezogen.

Cardinoide, iſt in der höhern Geometrie eine krumme Linie von einer herzförmigen Geſtalt.

Carien, eine Landſchaft auf der Küſte von Kleinaſien, der Inſel Rhodus gegenüber. Die Hauptſtadt war Halicarnaß. Carien war früher ein eignes Königreich, kam aber nachher unter perſiſche Herrſchaft und war eine eigne Satrape.

* Carl der Große. Mehr als je ein Völkerbeherrſcher verdient dieſer Frankenkönig den Beinamen des Großen, den die Geſchichte ihm beigelegt hat. Denn groß war er nicht nur in dem, was ſein Zeitalter ſchätzte, ehrte und ſuchte, in kriegeriſcher Wirkſamkeit, in kühner Bewunderung und Staunen erregenden Unternehmungen, ſondern auch in dem, was es kaum kannte, nicht achtete, am wenigſten ſuchte und liebte, in Bildung des Geiſtes und Gründung des Glückes ſeiner Völker durch dieſelbe. Hier ein kurzer Umriß ſeines thatenreichen Lebens. Carl, König der Franken und ſpäterhin Kaiſer des Occident, wurde geboren im Jahr 742 auf dem Schloſſe

Salzburg in Oberbaiern. Andre geben das Schloß Ingelheim bei Mainz, noch andre Aachen als ſeinen Geburtsort an. Sein Vater war Pipin der Kleine oder Kurze, König der Franken, ein Sohn Carl Martells, der durch ſeinen Sieg über die Araber im J. 732 unweit Poitiers und Tours die europäiſch-chriſtliche Bildung vom Untergang rettete und daher mit Recht eine neue Aera in der Geſchichte Europens bezeichnet. Nach dem Tode des Vaters, der im J. 768 erfolgte, wurde Karl als König gekrönt und theilte, nach des Vaters Willen, Frankreich mit ſeinem jüngern Bruder Carlmann; allein die Bedingungen dieſer Theilung wurden mehrmals geändert, ohne daß ſie jedoch die Zufriedenheit der Theilenden begründen konnten. Dieſe Unzufriedenheit wurde vornehmlich durch den König der Longobarden, Deſiderius, unterhalten, deſſen Tochter die Gemahlin Carlmanns war. Carlmann ſtarb und hinterließ nebſt ſeiner Wittwe zwei Söhne. Mit dieſen floh die Mutter nach Italien zu ihrem Vater, weil ſie des Schwagers Gemüthsart fürchtete, die ſie durch das Schickſal ihrer Schweſter, welche Carl verſtoßen hatte, weil ſie ihm keine Kinder brachte, erkannt zu haben glaubte. Carl bemächtigte ſich nun allein des Reichs und faßte die Zügel der Regierung mit kräftiger Hand. Der Umfang ſeines Reichs war ſchon jezt bedeutend genug, denn ihm gehorchte ganz Frankreich und ein Theil von Deutſchland, wenn gleich nicht in ſolcher Unterwürfigkeit, welche die ſpätern Zeiten zeigen. Unter Carls erſte auswärtige Unternehmungen gehört, außer den Kriegen gegen die Sachſen, ſein Zug nach Italien gegen den König der Longobarden, Deſiderius, der ſich wegen der Verſtoßung ſeiner Tochter an dem Eidam dadurch zu rächen ſuchte, daß er in Frankreich Unruhen anſtiftete und nährte, was ihm um ſo leichter wurde, da die Großen des Reichs einen muthigen Freiheitsſinn und große Liebe zur Unabhängigkeit von der Herrſchaft der Könige offenbarten. Allein ehe er dieſe ausführen konnte, hatte er ſein Anſehen in den ererbten Ländern zu behaupten und zu befeſtigen ſuchen müſſen, und dieß konnte ihm nur durch Entwickelung ſeiner Talente als Krieger und die Unerſchütterlichkeit ſeines Charakters als Regent gelingen, wobei jedoch die Umſtände immer die Klugheit nicht zu verſchmähen riethen. Die Völker Aquitaniens waren die erſten, welche ſich unabhängig zu machen ſuchten. Carl zog gegen ſie mit einem nicht zahlreichen Heere, allein er rechnete auf ſeinen Bruder Carlmann, dem damals ein Theil Aquitaniens gehörte. Dieſer erſchien auch wirklich im Felde, aber im entſcheidenden Augenblicke verließ er ſeinen Bruder in der Gefahr, der nun allein den ungleichen Kampf zu beſtehen hatte. Mit großer Klugheit und Tapferkeit wußte er ſich den lange zweifelhaften Sieg zu erringen (770), und die Widerſtrebenden kehrten unter das Scepter des Siegers zurück. In dieſem Feldzuge hatte der jugendliche Held ſo ausgezeichnete kriegeriſche Talente entwickelt, daß die Furcht ſeines Namens ſelbſt den muthigſten Freiheitsſinn ſeiner Vaſallen bändigte. Allein Carl hatte in dieſen Kämpfen ſich doch auch von der Nothwendigkeit überzeugt, die Großen ſeines Reichs theils durch den immer wachſenden Glanz ſeines Namens niederzuhalten, theils ſie immerfort in bedeutenden Unternehmungen zu beſchäftigen, um ihre Aufmerkſamkeit von den innern Angelegenheiten des Reichs abzulenken. Hätte daher Carln auch nicht die eigene Neigung zu großen Unternehmungen, zu Eroberungen und Kriegen geführt, wo ſich ſeine Talente in vollem Glanze zeigen konnten, ſo würde ihn ſchon die innere Lage des Reichs dazu verleitet

haben. Als er daher Herr von Frankreich war, bildete er den Plan, die Sachſen zu unterwerfen, wobei ihm noch überdieß ſein übertriebener Eifer für das Chriſtenthum und deſſen Ausbreitung zur erträglichen Ausrede diente. Die Sachſen, ein damals noch heidniſches Volk, hatten einen anſehnlichen Theil von Deutſchland, beſonders die Gegenden zwiſchen der Weſer und Elbe, inne, und zogen, wie alle barbariſche Völker, für welche Unabhängigkeit das erſte Gut des Lebens iſt, die Plünderung friedlichen Gewerben, das Umherſchweifen, den feſten Wohnſitzen vor. Sie hatten mehrere Anführer, und bildeten verſchiedene Stämme, welche ſelten geneigt waren, ſich in einem gemeinſamen Intereſſe zu vereinigen. Carl begann den Krieg mit ihnen im Jahre 772*) und erſt im Jahre 804 gelang es ihm, ſie ganz zu unterwerfen. Zwei und dreißig Jahre widerſtanden ſie einem Sieger, der, zuweilen nachſichtig bis zur Unklugheit, oft ſtreng bis zur Grauſamkeit, eben ſo eifrig beſtrebt, ſie zu bekehren, als zu unterjochen, nur erſt dann Herr ihres Landes wurde, als er es faſt gänzlich in eine Einöde verwandelt hatte. Sicherlich würden ſich die Sachſen ſelbſt gegen Carls Macht und großes Genie behauptet haben, wenn ſie nicht in ſich ſelbſt zerſpalten geweſen wären, und einen einzigen Führer gehabt hätten. Der, welcher den meiſten Ruhm in jenen Kämpfen erwarb, war Wittekind, und nächſt ihm Alboin, welche aber endlich das Chriſtenthum annahmen (783). Um den langen Widerſtand der Sachſen begreiflich zu finden, darf man nicht vergeſſen, daß die Art, wie die Heere jener Zeit organiſirt waren, jedes Jahr einen Stillſtand der Operation herbeiführte, indem der Heerbann nur für einen Feldzug galt, und Carl zu gleicher Zeit auch gegen die Longobarden, die Hunnen, die Saracenen, die Britannier und die Dänen Krieg zu führen hatte, und daß die Größe ſeiner Staaten die Empörungen der Vaſallen erleichterte, weßhalb er oft genug zu thun hatte, nur den Frieden im Innern aufrecht zu halten, und ſich in ſeinem Anſehn zu behaupten. Seine Kriege mit den Sachſen wurden oft mit unbeſchreiblicher Grauſamkeit geführt, allein oft verſtand er ſich zu einer Art von Waffenſtillſtand und friedlicher Ausgleichung, wenn er durch andere Sorgen gedrängt wurde. So rief, indeß ſich eben Carl an den Ufern der Weſer mit den Sachſen ſchlug, der Papſt Hadrian ſeine Hülfe an, als der König der Longobarden, Deſiderius, ihm das Exarchat von Ravenna, das Pipin der Kurze dem heil. Stuhle geſchenkt hatte, wieder entriß, und in ihn drang, die beiden Söhne von Carls Bruder zu krönen, damit Carl als Uſurpator erſcheinen und ſeine Unterthanen ſich von ihm wenden möchten. Die Gefahr war dringend. Schnell verließ Carl Deutſchland und zog durch verborgene Wege der Alpen mit ſeinem Heere nach Italien. Deſiderius hatte ſich nach Pavia geflüchtet, welches von den Longobarden muthig und mit Glück vertheidigt wurde. Endlich aber fiel die Stadt doch in die Hände der Belagerer, auch Deſiderius gerieth, ſo wie die Wittwe Carl-

*) Ein Einfall der Sachſen in das Gebiet der Franken war der Vorwand zu dem erſten Kriege, den Carl gegen ſie führte. Die andern Kriege wurden durch Empörungen dieſes kriegeriſchen Volks erzeugt, das, obgleich überwunden, doch nie ganz unterworfen, erſt nachdem es das Chriſtenthum angenommen, völlig beruhigt wurde. Einen Theil der Sachſen verjagte Carl nach Flandern und in die Schweiz, und ihre Wohnſitze wurden von den Obotriten, einem vandaliſchen Völkerſtamme im Mecklenburgiſchen, eingenommen. Auch die bekannte Irmenſäule wurde von Carln als ein Denkmal des Götzendienſtes zerſtört.

manns nebſt ihren Söhnen, in Carls Gewalt. Alle wurden nach Frankreich abgeführt. Deſiderius endigte ſein Leben in einem Kloſter, und über das Schickſal der Andern ſchweigt die Geſchichte. Carl ließ ſich nun im Jahre 774 zum Könige von Italien mit der bekannten eiſernen Krone krönen. Obgleich nun das eigentliche Königreich der Lombarden aufhörte, ſo behielten doch die Provinzen, aus denen es beſtanden hatte, ihre bisherigen Geſetze und Verfaſſungen, ſo wie es überhaupt eine Hauptanſicht des großen Monarchen war, den beſiegten Völkern nichts fremdartiges aufzudringen, auch ſie nicht nach einer Form regieren zu wollen. Er folgte hier klüglich den Winken der Natur, die Einheit ſucht in der Mannichfaltigkeit. Im J. 778 begab ſich Carl nach Spanien zu Unterſtützung eines mauriſchen oder ſaraceniſchen Fürſten. Er eroberte Pampelona, machte ſich zum Herrn der Grafſchaft Barcelona und verbreitete überall unter den Feinden den Schrecken ſeines Namens. Allein bei der Rückkehr wurden ſeine Truppen im Thale Ronceval von den Saracenen in Verbindung mit den Gebirgsbewohnern Gasconiens überfallen, und erlitten eine bedeutende Niederlage, welche dadurch beſonders merkwürdig wurde, daß einer von den berühmteſten Kriegern jener Zeit, der von Vielen für eine fabelhafte Perſon gehaltene Roland in der Schlacht blieb. Da die üble Stimmung der Völkerſchaften Aquitaniens Carln beſtimmt hatte, ihnen einen beſondern Beherrſcher zu geben, ſo wählte er dazu den jüngſten ſeiner Söhne Ludwig, der unter dem Namen der Fromme (le debonnaire) bekannt iſt. Die Lombarden waren nicht minder unruhig, und die Griechen machten immerwährend Verſuche, Italien wieder zu erobern; auch die Großen, denen er hier einen Theil der oberſten Gewalt anvertraut hatte, zeigten wenig Treue, daher gab er ihnen ſeinen zweiten Sohn, Pipin, zum Regenten, indeß der älteſte, Carl, ſtets bei ihm blieb, und ihn bei ſeinen mannichfachen Unternehmungen unterſtützte. Er hatte zwar noch einen Sohn, auch Pipin genannt, der unter allen ſeinen Kindern das älteſte war, und zwar von ſeiner verſtoßenen Gemahlin, allein dies eben mochte einen Widerwillen gegen denſelben eingeflößt haben, und ſo erhielt dieſer keinen Theil an der Regierung des Reichs. Er zettelte daher eine Verſchwörung gegen den Vater an und endigte ſein Leben in einem Kloſter. Nach ſeiner Rückkehr aus Spanien mußte Carl abermals gegen die Sachſen zu Felde ziehen, und dieſe Feldzüge wurden jedes Jahr nothwendig. Carl fehlte wohl darin, daß er zu grauſam verfuhr, denn ſo ließ er einſt 4500 derſelben niederhauen, um ſeinen Zorn zu kühlen; eine Maßregel, welche den Haß des nie beſiegten Volkes bis zur Wuth ſteigerte. Von hier zog er nach Rom (780), um ſeine beiden Söhne, Pipin und Ludwig, von dem Papſte krönen zu laſſen, dem er ſtets die höchſte Ehrfurcht bewies, und dadurch befeſtigte er den Glauben ſeiner Völker, daß der Fürſt der Kirche allein die königliche Gewalt verleihen könne, eine Meinung, welche die Päpſte auf alle Weiſe zu erhalten bemüht waren. Es iſt unmöglich, dem thätigen und unternehmenden Monarchen auf allen ſeinen Zügen zu folgen, denn immerfort hatte er mit innern oder äußern Feinden zu kämpfen; daher bemerken wir nur, daß das J. 790, das 22ſte ſeiner Regierung, das einzige war, das er nicht unter den Waffen zubrachte. Je mehr ſich ſeine Macht ausbreitete, um ſo mehr dachte er darauf, den von ſeinem Vorfahren, Carl Martell, gehegten Plan der Wiederherſtellung des abendländiſchen Kaiſerthums auszuführen. Die Kaiſerin Irene, welche da-

mals zu Conſtantinopel herrſchte, ließ, um die Theilung des Reichs zu hindern, Carln den Vorſchlag thun, ihre Kinder zu vermählen, wodurch dann von neuem die Welt unter eine Herrſchaft gekommen wäre. Ihr Vorſchlag wurde angenommen; allein als Irenens Ehrſucht ſie ſo weit geführt hatte, ihren eigenen Sohn zu entthronen, und ſich der oberſten Gewalt zu bemächtigen, ließ ſie ihre Hand ſelbſt Carln antragen. Dieſe ſeltſame Verbindung, der Carl gar nicht abgeneigt war, würde der Welt ein ganz neues Schauſpiel gewährt haben, wenn Irene nicht ſelbſt vom Throne geſtoßen worden wäre. Carl ließ ſich hierauf im Jahre 800 vom Papſte Leo III. zum Kaiſer des Occidents (Abendlandes) krönen, und obgleich ſeine Reiſe nach Rom wahrſcheinlich keinen andern Zweck gehabt hatte, ſtellte er ſich doch ſehr überraſcht durch dieſe Ceremonien, die er nicht erwartet zu haben ſcheinen wollte. Sie fand Statt am Weihnachtstage in Gegenwart einer ungeheuren Volksmenge. Carl wurde zum Cäſar und Auguſtus ausgerufen; man bewilligte ihm den Schmuck der alten römiſchen Kaiſer, und vergaß bloß, daß das Kaiſerthum ſich nicht erhalten konnte in einer Familie, wo die Gewalt ſich unter die Kinder des verſtorbenen Monarchen geſetzlich theilte. Nachdem Carl einen ſeiner Söhne zum Mönch gemacht hatte, verlor er 810 Pipin, den König von Italien, und das folgende Jahr folgte dieſem im Tode Carl der älteſte. So blieb ihm von ſeinen rechtmäßigen Söhnen nur noch einer, Ludwig, König von Aquitanien, übrig, den er im J. 813 zum Mitregenten annahm, da ihn ſein Alter und ſeine zunehmende Schwäche ahnen ließen, daß das Ende ſeines Lebens nicht ſo gar fern mehr ſeyn könne. In der That ſtarb er auch im Jahre 814 den 28ſten Januar, im 71ſten Jahre des Lebens und dem 47ſten der Regierung. Durch ſein im J. 806 gemachtes, von den Großen des fränkiſchen Reichs auf einer Verſammlung zu Thionville beſtätigtes und vom Papſte Leo unterzeichnetes Teſtament theilte Carl ſeine Staaten unter ſeine drei Söhne, indem er zugleich ſeinen Völkern die Freiheit ließ, ſich nach dem Tode dieſer Prinzen einen Herrn zu wählen, wenn er nur aus königlichem Blute wäre. Carl ſtarb mit Ahnungen und Furcht, daß ſein Reich dem Andrange fremder Feinde nicht lange widerſtehen würde, eine Furcht, welche ſich in der Folge beſtätigte. Er fühlte zu ſpät, daß dieſelben Sachſen, die er in rauhere Landſchaften zurückgedrängt hatte, einſt an ſeinem Reiche Rache nehmen und in ihrem Gefolge noch andere Barbaren mitbringen würden. Die Verehrung, welche Carl ſich erworben, war allgemein; aber unglücklicher Weiſe war er der letzte Held ſeines Stammes. Carl wurde, wie Eginhard meldet, zu Aachen, wo er gern und gewöhnlich ſich aufhielt, begraben. Man ließ ihn in ein Gewölbe hinab, wo er auf einen Thron von Gold in vollem kaiſerlichen Ornate geſetzt wurde. Auf dem Haupte trug er die Krone, in der Hand hielt er einen Kelch, an der Seite hatte er das Schwert, auf ſeinen Knien lag das Evangelienbuch, zu den Füßen Scepter und Schild. Man verſiegelte die Gruft, und errichtete über derſelben eine Art von Triumphbogen, worauf die Worte ſtanden: „Hier ruht der Körper Carls, des großen und rechtgläubigen Kaiſers, der das Reich der Franken glorreich erweiterte und es 47 Jahr glücklich regierte.“ Carl war ein Freund geiſtiger Bildung, und verdiente ganz den Namen des Wiederherſtellers der Wiſſenſchaften und Lehrers ſeiner Völker. Durch ſeine liberale Denkungsart zog er die ausgezeichnetſten Gelehrten Europens an ſeinen Hof, unter an-

dern Alcuin aus England, den er zu ſeinem eigenen Lehrer wählte, ferner Peter von Piſa, der den Titel eines Grammatikers Carls annahm, und Paul Warnefried, bekannter unter dem Namen Paul Diaconus, der dem Kaiſer in der griechiſchen und lateiniſchen Literatur Unterricht ertheilte. Auf Alcuins Rath legte Carl in ſeinem Palaſte zu Aachen eine Akademie an: den Sitzungen derſelben wohnte er mit allen Gelehrten und ſchönen Geiſtern ſeines Hofes, dem Leibrades, Theodulph, den Erzbiſchöfen von Trier und Mainz und dem Abte von Corvey bei. Alle Mitglieder dieſer Akademie hatten beſondere, ihren Talenten oder Neigungen entſprechende Namen angenommen; einer hieß Dametas, einer Homer, ein anderer Candidus; Carl ſelbſt nannte ſich David. Aus Italien zog er Lehrer in Sprachen und der Mathematik herbei, und ſtellte ſie in den vornehmſten Städten ſeines Reiches an. Bei den Domſtiftern und Klöſtern errichtete er Schulen für Theologie und humaniſtiſche Wiſſenſchaften. Er ſelbſt beſtrebte ſich unabläſſig, durch den Umgang mit Gelehrten ſeinen Geiſt auszubilden und ſein Wiſſen zu bereichern, und ſeine einzige und liebſte Unterhaltung blieb bis an ſeinen Tod dieſer Umgang. Er ſprach mehrere Sprachen recht fertig, beſonders lateiniſch. Weniger gelang ihm das Schreiben, weil er ſich erſt in höhern Jahren darauf gelegt hatte. Im Winter las er viel und ließ ſich ſelbſt bei Tiſche vorleſen. Die kirchliche Liturgie zu verbeſſern, ließ er ſich ſehr angelegen ſeyn. Er wollte gern die römiſche in ſeinen Staaten einführen, allein die Geiſtlichkeit, die an alten Gebräuchen hing, leiſtete einigen Widerſtand; indeß fügten ſich mehrere Kirchen dem Wunſche des Monarchen, und andere vermiſchten die römiſche und gallicaniſche. Auch dem Kirchengeſange ließ er eine Verbeſſerung angedeihen. Er wünſchte Gleichheit des Maßes und Gewichtes, konnte aber nicht damit durchdringen. Ein anderer großer Plan ſeiner Regierung war die Verbindung des Rheins mit der Donau, und dadurch des atlantiſchen Oceans mit dem ſchwarzen Meere, vermittelſt eines Canals. Die ganze Armee mußte daran arbeiten, aber er konnte nicht ausgeführt werden, weil es in jener Zeit noch an Kenntniſſen im Waſſerbau, die ſich erſt eine ſpätere Zeit erwerben konnte, fehlte. Allein dafür errichteten die von ihm beſchützten Künſte andere köſtliche Denkmale für die Nachwelt. Die Stadt Aachen wurde beſonders von ihm ausgeſchmückt. Sie erhielt ihren franz. Namen von einer prächtigen Capelle, die er aus den ſchönſten Marmorarten erbauen ließ, welche deshalb aus Rom und Ravenna gebracht wurden. Die Pforten dieſes Tempels waren von Bronze, und ſein Dom trug eine maſſiv goldene Kuppel. Der kaiſerliche Palaſt war äußerſt prachtvoll, mit herrlichen Gemächern und Säulengängen verſehen. Auch ließ Carl Bäder erbauen, welche ſo geräumig waren, daß mehr als hundert Perſonen darinnen in warmem Waſſer ſchwimmen konnten. Er ſelbſt liebte das Schimmen ſehr und benutzte oft dieſe Bäder mit allen Großen ſeines Hofes, ſelbſt mit ſeinen Soldaten. Zu Selz im Elſaß hatte er einen nicht minder prächtigen Palaſt, und hier empfing er die Geſandten des Nicephorus mit einer Pracht, dergleichen man ſelbſt im Oriente nicht geſehen hatte. Carln verdankt Frankreich die erſten Fortſchritte der Marine. Er bauete den Leuchtthurm zu Boulogne wieder, und ließ verſchiedene Häfen anlegen. Er begünſtigte den Ackerbau und machte ſich durch die Weisheit ſeiner Geſetze unſterblich. Sein Ruhm erfüllte auch den Orient. Er empfing Geſandten vom Patriarchen zu Jeruſalem, von den Kaiſern

Nicephorus und Michael, und zweimal ließ ihn der berühmte Harun Al-Raſchid durch Geſandtſchaften begrüßen. Er verſammelte Concilien, Parlamente, machte die Capitularien und Caroliniſchen Bücher bekannt, ſchrieb viele Briefe, von denen mehrere noch vorhanden ſind, auch eine Grammatik, ſo wie verſchiedene lateiniſche Gedichte. Sein Reich begriff ganz Frankreich, den größten Theil von Catalonien, Navarra und Aragonien; dann Flandern, Holland, Friesland, die Provinzen Weſtphalen und Sachſen bis zur Elbe; Franken, Schwaben, Thüringen und die Schweiz, ferner Oeſterreich, Ungarn, Dacien, Böhmen, Iſtrien, Dalmatien und mehrere Cantone Slavoniens, endlich ganz Italien bis Unter-Calabrien, denn er hatte ſich ſeiner Rechte auf die Stadt und das Gebiet von Rom, ſo wie auf das Exarchat von Ravenna und die übrigen Provinzen des alten Kirchenſtaates nicht begeben. In ſeinem Privatleben war Carl ſehr liebenswürdig, ein gütiger Vater, zärtlicher Gatte und großmüthiger Freund. Sein inneres Hausweſen war ein Muſter von Sparſamkeit, ſeine Perſon ein ſeltenes Beiſpiel von Einfachheit und Größe. Am meiſten haßte er Kleiderpracht bei Männern, doch zeigte er ſich bei feierlichen Gelegenheiten wohl in aller Pracht der Majeſtät. Seine Tafel war höchſt frugal. Seine einzige Ausſchweifung beging er in der Liebe zum andern Geſchlechte, die bisweilen ſeine Geſundheit in Gefahr brachte. Von Geſtalt war er groß und ſtark; ſeine Länge betrug, nach Eginhard, ſieben ſeiner Füße. Seine Scheitel war rund, ſein Auge groß und lebhaft, die Naſe hatte mehr als gewöhnliche Größe; im Geſicht hatte er einen angenehmen Ausdruck von Heiterkeit. Sein Gang war feſt, die Haltung ſeines Körpers männlich. Er genoß einer ſteten Geſundheit, nur in den 4 letzten Jahren vor ſeinem Tode wurde er oft von Fiebern befallen, ſo daß er zuletzt ſogar auf einem Fuße hinkte. Im Sommer pflegte er nach dem Mittagseſſen zwei Stunden zu ruhen, und dabei ſich auszukleiden, allein des Nachts ſchlief er unruhig. — Seine Kleidung war die vaterländiſche; am Leibe trug er ein leinenes Hemd, darüber einen Rock mit ſeidener Borde eingefaßt und lange Beinkleider. Als Oberkleid trug er einen Mantel und ſtets das Schwert, deſſen Griff und Wehrgehänge von Gold oder Silber war. Er beſaß eine eindringende natürliche Beredſamkeit, und in dem Ausdruck ſeines Aeußern lag etwas Ehrfurcht erweckendes, verbunden mit Milde und Wohlwollen.

Carl der Kühne. Dieſer Fürſt, Herzog von Burgund, Sohn Philipp des Guten und der Iſabella von Portugal, wurde geboren zu Dijon den 10ten November 1435, und führte Anfangs den Namen eines Grafen von Charolais, unter dem er ſich in den Schlachten von Rüpelmonde 1452 und von Morbeque im folgenden Jahre auszeichnete. Er war von heftiger, ſtürmiſcher Gemüthsart, und es regte ſich früh in ihm jener unglückliche Ehrgeiz, der die Quelle ſeiner Verirrungen und ſeines Unglückes wurde. Sein Widerwille gegen die Großen des Hauſes de Croi, die Günſtlinge ſeines Vaters, war unüberwindlich, und da er ſie nicht verdrängen konnte, entfernte er ſich vom Hofe und begab ſich nach Holland. Er verſöhnte ſich jedoch wieder mit ſeinem Vater, und flößte ihm ſeinen Haß gegen Ludwig XI. ein. Ja er ſtellte ſich an die Spitze einer gegen dieſen Monarchen ſich bildenden Partei. Nachdem er Flandern und Artois durchzogen war, drang er an der Spitze von 26,000 Mann gegen die Somme vor, und ſtand vor Paris. Der König ſandte den Biſchof der Stadt, Alain Chartier, an ihn ab, um ihm das Unrecht des Krieges gegen ſeinen Monarchen

vorzuſtellen. Allein der Erbe von Burgund antwortete: „Sagt eurem Herrn, daß man gegen einen Fürſten, der ſich des Schwertes und Giftes zu bedienen pflegt, immer hinreichende Gründe hat, und daß man, wenn man gegen ihn in Kampf zieht, gewiß ſeyn darf, unterwegs einen zahlreichen Anhang zu finden. Uebrigens habe ich die Waffen nur auf dringendes Bitten des Volkes, des Adels und der Fürſten ergriffen, dieſe ſind meine Mitſchuldigen!" — Ludwig traf mit ihm bei Montiheri zuſammen; Carl durchbrach einen Flügel des königlichen Heeres, und ließ ſich bei Verfolgung der Fliehenden zu weit fortreißen. Von funfzehn Gendarmen umgeben, welche bereits ſeinen Stallmeiſter getödtet hatten, wurde er verwundet, und gerieth in Gefahr gefangen zu werden, allein er wollte ſich nicht ergeben, that Wunder der Tapferkeit, und gab dadurch ſeinen Soldaten Zeit, ihn zu befreien. Von nun an faßte Carl von ſeinen Talenten für den Krieg eine ſo hohe Meinung, daß ihn das größte Unglück nicht davon zurückbringen konnte. Er folgte ſeinem Vater im J. 1467 und bekam ſogleich Krieg mit den Lüttichern. Er ſiegte und behandelte die Ueberwundenen mit der äußerſten Strenge. Vor dieſem Unternehmen hatte er den Gentern die Privilegien zurückgeben müſſen, welche ihnen von Philipp dem Guten entriſſen worden waren. Jetzt nahm er den Gentern das ihm Abgezwungene wieder, ließ die Häupter des Aufſtandes hinrichten, und legte der Stadt eine anſehnliche Geldbuße auf. Im folgenden Jahre vermählte er ſich mit Margarethe von York, der Schweſter des Königs von England, und beſchloß ſogleich den Bürgerkrieg in Frankreich zu erneuern, allein Ludwig entwaffnete ihn dadurch, daß er ihm 120,000 goldene Thaler gab. Den 3ten October darauf hatten der Monarch und der Herzog eine Zuſammenkunft zu Peronne, um ihre Angelegenheiten ganz auszugleichen. Hier erfuhr der Herzog, daß die Lütticher, von dem Könige aufgereizt, von neuem ſich empört und Tongres ſich bemächtigt hatten. Carl wurde wüthend. Umſonſt betheuerte Ludwig eidlich ſeine Unſchuld, er wurde verhaftet und ſtreng bewacht. Nachdem der Herzog lange zwiſchen den heftigſten Maßregeln geſchwankt hatte, nöthigte er endlich Ludwig, einen Tractat zu unterſchreiben, deſſen erniedrigendſte Bedingung die war, daß er mit Carl gegen dieſelben Lütticher ziehen mußte, die er gegen dieſen aufgeregt hatte. Carl kam vor Lüttich in Begleitung des Königs an; die Stadt wurde mit Sturm genommen, und der Wuth der Soldaten Preis gegeben. Solches Glück verhärtete das Gemüth des Herzogs gänzlich, und bildete die letzten Züge jenes unbeugſamen, blutdürſtigen Charakters aus, der ihn zur Geißel ſeiner Nachbarn machte, und ſeinen eigenen Untergang vorbereitete. Eduard IV. ſandte ihm im J. 1470 den Orden des Hoſenbandes. Kurz darauf empfing er Eduard ſelbſt in Flandern, wo dieſer eine Zuflucht bei ihm ſuchte. Carl gab ihm Geld und Schiffe, um wieder nach England zurück zu gehen. Gegen Ende des nämlichen Jahres begann der Krieg zwiſchen dem Könige von Frankreich und dem Herzoge von Burgund, und nie verdiente Carl mehr den Namen des *Kühnen* oder *Verwegenen*, als in dieſem Kriege. Gezwungen, um einen Waffenſtillſtand zu bitten, ergreift er doch bald die Waffen von neuem, macht ein Manifeſt gegen den König bekannt, worin er ihn der Zauberei und Vergiftung beſchuldigt, geht an der Spitze von 24,000 Mann über die Somme, nimmt die Stadt Nesle mit Sturm, ſteckt ſie in Brand und ſagt, indem er ſie brennen ſieht, mit barbariſcher Ruhe: „ſolche

Früchte trägt der Kriegsbaum!“ — Ein Feind der Ruhe, unempfindlich gegen Vergnügen, nur Zerſtörung und Blutvergießen liebend, die Völker zertretend, um die Großen zu bereichern, und trotz ſeines Stolzes Meiſter in der Kunſt, ſich Verbündete zu ſchaffen, ſahe Carl, der ſich Ludwig XI. an Macht gleich hielt, nur mit Verdruß ſich an Würde und Rang unter ihm. Er faßte nun den Plan, ſeine Herrſchaft nach dem Rheine zu erweitern, und ſeine Staaten zu einem Königreiche, unter dem Namen des Galliſch-Belgiſchen, zu machen. Er beſuchte den Kaiſer Friedrich III. zu Trier, um den Titel eines Königs und Generalvicars des Reichs zu erhalten, den ihm dieſer verſprochen hatte, unter der Bedingung, daß er ſeine Tochter Maria dem Erzherzoge zur Gemahlin geben ſollte; allein da ſich keiner von beiden zuerſt verbindlich machen wollte, trennten ſie ſich in Unzufriedenheit, und die Unterhandlung wurde abgebrochen. Carl, der mit ſeinen Staaten Lothringen und die Schweiz vereinigen wollte, konnte ſich, wie Voltaire meint, wenn ihm dieſes gelungen wäre, ohne Jemandes Erlaubniß zum König erklären. Unterdeſſen arbeitete Ludwig daran, ihn in neue Verlegenheiten zu verwickeln, indem er Oeſterreich und die Schweizer gegen ihn aufregte. Nun faßte Carl den Entſchluß, ihn zu entthronen, und verband ſich deshalb mit dem Könige von England; allein genöthigt, dem Biſchof von Cöln, ſeinem Anverwandten, zu Hülfe zu eilen, verlor er zehn Monate vor Neuß, welches er vergeblich belagerte, und eilte dann nach Lothringen, um ſich an dem Herzog René zu rächen, der, von Frankreich aufgeregt, ihm den Krieg erklärt hatte. Nachdem er die Eroberung Lothringens durch die Einnahme von Nancy vollendet hatte, wo er im J. 1475 als Sieger einzog, wandte er ſeine Waffen gegen die Schweizer, und trotz der Vorſtellungen dieſer friedlichen Bergbewohner, welche ihm ſagten, daß Alles, was er bei ihnen finden könnte, nicht ſo viel werth ſey, als die Sporen ſeiner Ritter, eroberte er die Stadt Granſon, und ließ 800 Mann, die ſie beſchützten, über die Klinge ſpringen; allein dieſe Grauſamkeit wurde bald durch einen glänzenden Sieg gerächt, den die Schweizer bei derſelben Stadt über ihn erfochten (den 3ten Mai 1475). Der Verluſt dieſer Schlacht ſtürzte ihn in eine düſtre Melancholie, welche ſeinen Geiſt und ſeine Geſundheit zerrüttete. Mit einem neuen Heere kehrte er in die Schweiz zurück, und verlor durch dieſelben Fehler den 22ſten Juni die Schlacht bei Murten. Der Herzog von Lothringen, der in dem Heere der Schweizer gefochten hatte, führte die Sieger vor Nancy, welches den 6ten October capitulirte. Bei der erſten Nachricht von dieſer Belagerung verſammelte Carl ſeine Truppen und begab ſich nach Lothringen, um dem Herzog René die Stadt Nancy, die er ſchon einmal eingenommen hatte, zu entreißen. Er trug dem Grafen von Campobaſſo den erſten Angriff auf, und als er erfuhr, daß dieſer Offizier ihn verrathe, betrachtete er dieſe Nachricht als eine Schlinge. Campobaſſo ließ die Belagerung in die Länge ziehen, und gab dadurch dem René Zeit mit 20,000 Mann heranzurücken. Bei Annäherung dieſes Heeres ging er mit ſeinen Truppen zum Feinde über, ſo daß Carls Heer bloß noch aus 4000 Mann beſtand. Gegen den Ausſpruch ſeines Rathes wollte Carl dennoch mit ungleichen Kräften den Kampf wagen. Den 5ten Januar 1477 trafen beide Heere auf einander. Die Flügel des burgundiſchen Heeres wurden durchbrochen und zerſtreut, und das Centrum, von dem Herzoge in Perſon befehligt

wurde nun von vorn und auf den Flanken angegriffen. Carl ſetzte ſogleich ſeinen Helm auf, und da er den vergoldeten Löwen, der ihm zur Zierde diente, vor ſich zur Erde fallen ſah, rief er mit Erſtaunen: Ecce magnum ſignum Dei. Er wurde geſchlagen, und von den Fliehenden fortgeriſſen, fiel er mit dem Pferde in einen Graben, wo er durch einen Lanzenſtich getödtet wurde. Er ſtarb im 44ſten Jahre ſeines Alters, und bezahlte, wie ein Geſchichtſchreiber ſagt, mit ſeinem Blute den Beinamen des Kühnen, den ihm die Nachwelt gegeben hat. Sein Leichnam, mit Blut und Koth bedeckt, der Kopf im Eiſe ſteckend, wurde erſt zwei Tage nach der Schlacht gefunden, und zwar ſo entſtellt, daß ihn einige Zeit ſelbſt ſeine eigenen Brüder nicht erkannten. Endlich erkannte man ihn an der Länge ſeines Bartes und ſeiner Nägel, die er ſeit der Niederlage bei Murten hatte wachſen laſſen, ſo wie an der Wunde eines Säbelhiebes, die er in der Schlacht von Montlheri empfangen hatte. Der Tod dieſes Fürſten, der beſtimmt zu ſeyn ſchien, die franzöſiſche Monarchie in das alte Chaos zurückzuſtürzen, bildet eine merkwürdige Epoche in derſelben, denn mit ihm erloſch in Frankreich die monſtröſe Feudalregierung. Carl war indeſſen nicht ohne einige gute Eigenſchaften. In der Regierung ſeiner Völker ſpürte man nichts von der Strenge und Härte, womit er ſich ſelbſt behandelte, und ſeine natürliche Gradheit ließ ihn ein aufmerkſames Auge auf die Verwaltung der Gerechtigkeit haben. Er wurde auf Befehl des Herzogs von Lothringen zu Nancy beerdigt, und im J. 1550 ließ Carl V., ſein Enkelſohn, ſeine Ueberreſte nach Brügge bringen. Aus ſeiner dreifachen Ehe hinterließ er bloß eine Tochter, geboren von Iſabelle von Bourbon, ſeiner zweiten Gemahlin.

Carl VII., König von Frankreich, ſ. Frankreich und Jeanne d'Arc.

Carl XIII., König von Schweden, geb. den 7ten Oct. 1748, zweiter Sohn des Königs Adolph Friedrich und der Schweſter Friedrichs des Großen, Luiſe Ulrike. Bei der Geburt ſchon zum Großadmiral von Schweden ernannt, richtete ſich ſeine ganze Erziehung vorzüglich auf Erlernung des Seeweſens, weswegen er auch mehrere Kreuzzüge im Cattegat mitmachte. 1765 wurde er Ehrenpräſident der Societät der Wiſſenſchaften zu Upſala. 1770 trat er ſeine große Reiſe über Holland nach den Niederlanden und Frankreich durch Deutſchland nach Preußen an. Der Tod Adolph Friedrichs und die Thronbeſteigung Guſtavs III. rief ihn eiligſt nach Schweden zurück, wo er an der großen Revolution bedeutenden Antheil nahm, und von ſeinem Bruder mit der wichtigen Stelle eines Generalgouverneurs von Stockholm beehrt wurde. 1772 wurde er zum Herzog von Südermanland ernannt; er vermählte ſich 1774 mit Hedwig Eliſabeth Charlotte, Prinzeſſin von Holſtein-Gottorp. In dem Kriege mit Rußland 1788 erhielt er das Obercommando über die Flotte, ſchlug die Ruſſen im finniſchen Buſen, und führte in der gefährlichſten Jahreszeit ſeine Flotte in den Hafen von Carlscrona glücklich zurück, wornach er zum Generalgouverneur von Finnland ernannt wurde, und das Prärogativ, Trabanten als Garde zu haben, erhielt. Nach der Ermordung Guſtavs III. 1792 trat er an die Spitze der Regentſchaft und erhielt zu Schwedens Glück den Frieden mit allen Staaten, während er ſich mit Dänemark verband, um die Schiffahrt in den nordiſchen Meeren zu ſchützen. Während ſeiner Regentſchaft gründete er das berühmte Muſeum und die Mili-

tärakademie für 200 Zöglinge und erwarb ſich allgemeine Achtung und Liebe im Reiche. 1796 trat er die Regierung an den nun mündig gewordenen Guſtav Adolph IV. ab, und zog ſich als Privatmann auf ſein Schloß Roſersberg zurück. Er verließ dieſe Einſamkeit nicht wieder, als nach der Revolution, welche 1809 Guſtav Adolph IV. vom Throne ſtürzte, und ihn dafür als Reichsverweſer, und einige Monate ſpäter (20ſten Juni 1809) als König von Schweden an die Spitze des Staates in der gefahrvollſten Lage ſtellte. Der Friede mit Frankreich und Rußland verlieh die ſo nöthige Ruhe zur Erholung von bedeutenden Verluſten und Vollendung der Verfaſſung. Mit offenen Armen nahm er den franzöſiſchen Reichsmarſchall Bernadotte, als von den Ständen ihm erwählten Sohn und Thronfolger auf, und lebte mit ihm und deſſen hoffnungsvollen Sohne Oscar im freundſchaftlichſten Einverſtändniß. Sein kluges Benehmen in den letzten verhängnißvollen Jahren verſchaffte Schweden durch die Erwerbung von Norwegen eine ſchöne Entſchädigung für Finnland. Obgleich unter den Großen ſich mancher in ſeinen Hoffnungen mochte betrogen haben, und daher hie und da unruhiges Gemurmel ſich hören ließ, ſo beſaß Carl XIII. doch die Liebe ſeines Volks und ſein Tod, der im Febr. 1818 erfolgte, erregte allgemeine Trauer.

† Carl XIV., Johann, König von Schweden und Norwegen, folgte ſeinem Adoptivvater Carl XIII. den 5ten Februar 1818 in der Regierung; den 7ten Februar huldigten ihm die ſchwediſchen Stände, den 10ten die Stadt Stockholm und den 11ten Februar der Storthing zu Chriſtiania. Er wurde den 8ten Mai zu Stockholm gekrönt, und als König Carl XIV. ausgerufen. Dieſer merkwürdige Fürſt, deſſen politiſche Stellung die unbedingte Nothwendigkeit des Princips der Legitimität hinreichend widerlegt, wurde den 26ſten Januar 1764 zu Pau am Fuße der Pyrenäen geboren, und hieß mit ſeinem Familien- und Taufnamen: Johann Baptiſt Julius Bernadotte. — Aus ſeinem Privatvermögen unterſtützte der König mehrere öffentliche Anſtalten, ſorgte für die Armee, und bewies ſich als einen Wohlthäter vieler Bedürftigen. Durch ihn kam ein Handelstractat mit den Ver. Staaten von Nordamerika (Stockholm 5. Sept. 1816) zu Stande. Insbeſondere war ſeine Thätigkeit auf die Flotte, die Armee und die Verbeſſerung des Zuſtandes der Finanzen gerichtet. Die Zuneigung der Norweger hat er ſich durch ein eben ſo kluges, als großmüthiges und edles Benehmen gewonnen. Er ſchenkte dem Storthing die Kleinodien zu ſeiner Krönung im Jahr 1818. Und auf ſeinen Vorſchlag genehmigten im Juli 1818 die ſchwediſchen Reichsſtände, daß zur Tilgung der Schulden Norwegens die Inſel St. Barthelemy verkauft werden ſollte. Um den auswärtigen Handel zu ſichern, ſchickte er im Sommer d. Jahres drei Schiffe mit Geſchenken an Kanonen, Kugeln, Pulver u. ſ. w. nach Algier, Tunis und Tripolis. Uebrigens unterhält er eine wachſame Polizei, ſelbſt in Anſehung der auswärtigen Zeitungen. Seine Politik iſt klug, feſt und edel. Er umgibt ſich mit äußerem Glanze, weil dieß der ſchwediſchen Nation gefällt: allein mehr als dieß muß die Weisheit und die Kraft, womit er die Wohlfahrt des Reichs und der Nation zu ſeinem Strebepunkte macht, die Parteien beruhigen und ſeinen Thron immer mehr befeſtigen. — Vorzüglich iſt die Sorgfalt zu bemerken, welche der König auf die zweckmäßige Erziehung ſeines Sohnes, des nunmehrigen Thronfolgers, des Prinzen Oscar

(Joſeph Franz), geb. den 4. Jul. 1799, Herzog von Südermanland (ſeit dem Jan. 1811), gewandt hat. Dieß zeigte ſich bei der Confirmation des Prinzen, die nach den Gebräuchen der lutheriſchen Kirche am 15. April 1815 geſchah. Den 24. Jul. 1817 wurde der Prinz für mündig erklärt; er hat ſeitdem Siz im Staatsrathe.

† Carl (Theodor Anton Maria), ſtarb kurz nach ſeinem Geburtstage, den 10. Februar 1817, nachdem er noch jenen Tag ſelbſt im Hauſe eines ſeiner theuerſten Freunde geweſen, und die Abendſtunden heiter zugebracht hatte. Seine letzten Augenblicke waren heiter und ſtill, wie die eines Weiſen und Chriſten, der den Tod als den Uebergang zum ſchönern Leben kennt. Die genannte Schrift des Herrn Raths Krämer enthält Alles, was man über das Weſen und Leben eines ſo intereſſanten Mannes zu erfahren wünſchen kann.

† Carlsbad. Kaiſer Carl IV. ſoll, als er einſt hier jagte, die warmen Quellen im J. 1358 entdeckt haben, indem er dem Geheul eines Jagdhundes folgend, denſelben in die Quelle verſunken angetroffen. Peter Baier, ſein Leibarzt, verordnete nun ſeinem Herrn, der an einem hartnäckigen Fußübel litt, den Gebrauch dieſes Waſſers, welches das Uebel ſogleich hob. Von dieſer Zeit an erhielt der Quell den Namen Kaiſer Carlsbad. Sehr bald ſoll nun der Kaiſer, an eben der Stelle, wo jezt der Stadtthurm ſteht, ein Schloß gegründet haben, um welches her man ſich nach und nach anbaute. Die Stadt hat jezt 456 Häuſer mit 2510 Einwohnern. Der ſchönſte Theil der Stadt iſt die Wieſe, auf welcher die angenehmſten und theuerſten Wohnungen ſind. Die Kirche iſt hell und wohlgebaut. Das Schauſpielhaus iſt nach dem zu Mannheim erbaut. Die beiden am Ende der Wieſe gelegenen Häuſer, das ſächſiſche und böhmiſche Ballhaus genannt, zeichnen ſich durch die ſchönſten, geſchmackvollſten Säle aus, welche Carlsbad aufweiſen kann. Man erhält hier alle Arten von Speiſen und Getränken. Die hier befindlichen heißen Quellen ſind: der Sprudel, der Neubrunnen, der Mühlbrunnen, der Bernhardsbrunnen und der Thereſienbrunnen. Die älteſte und heißeſte Quelle iſt der Sprudel, von 59 Grad Wärme nach Reaumür. Ein Pfund ſeines Waſſers hat nach Klaproth $17\frac{1}{8}$ Gr. luftſaur. mineral. Laugenſalz, $26\frac{2}{5}$ Gr. Glauberſalz, $5\frac{1}{5}$ Gr. Kochſalz, 2 Gr. luftſaure Kalkerde, $\frac{2}{5}$ Gr. Kieſelerde, $\frac{1}{30}$ Gr. luftſ. Eiſen, $5\frac{1}{5}$ Kub. Zoll Luftſäure. Nach dem Sprudel iſt die benutzteſte Quelle die des Neubrunnens, wobei ein langer bedeckter Säulengang für die hin und her wandelnden Trinker angebracht iſt. Dieſer Neubrunnen hat $47\frac{1}{4}$ Gr. Wärme, und enthält nach Klaproth: $17\frac{1}{3}$ Gr. luftſ. mineral. Laugenſalz, $24\frac{4}{9}$ Gr. Glauberſalz, $5\frac{1}{5}$ Gr. Kochſalz, $1\frac{1}{5}$ Gr. luftſ. Kalkerde, $\frac{4}{5}$ Gr. Kieſelerde, $\frac{1}{5}$ Gr. luftſ. Eiſen und 8 Kub. Zoll Luftſäure. Unter dieſem Brunnen, eine Treppe tiefer, iſt der Bernhardsbrunnen, und über demſelben, eine Treppe höher, der unter eine Kuppel gebrachte und von Frauen faſt ausſchließlich benutzte Thereſienbrunnen. Noch eine heiße Quelle wird im Hoſpital für arme Kurbrauchende benutzt. Der Mühlbrunnen, welcher neben dem Neubrunnen im Mühlbadehauſe hervorquillt, zeichnet ſich durch ſeine abführende Kraft vorzüglich aus. In ſeiner Nähe ſind unter demſelben Dache die Bäder des Mühlbadehauſes, außer welchen man noch dergleichen in mehreren Bürgerhäuſern findet. Die Wirkungen des Carlsbades äußern ſich vorzüglich in Verbeſſerung der

erſten Wege und Vertreibung der daſelbſt ſitzenden Unreinigkeiten, bei ſchlechter Verdauung, bei Uebelkeiten, ſchlechtem Appetit, Blähungen, Anſpannungen des Leibes, Magenbeſchwerden, Beängſtigung, Schwindel bei Verſtopfungen, Hypochondrie, Hyſterie, Melancholie, Leber-, Milz- und Gekröſeverſtopfungen, fehlerhafter Menſtruation, Hämorrhoiden, Schärfen im Blute, Folgen von Arſenikvergiftungen, bei Gries, Sand und Stein ꝛc. Schädlich iſt das Carlsbad dagegen bei der Lungenſucht, bei ganz verhärteten Eingeweiden, bei der Bleich- und Gelbſucht, bei fallender Sucht, wenn ſie aus Fehlern des Gehirns entſteht, bei ſehr eingewurzeltem Podagra mit Knoten ꝛc. Beim Anfang der Kur nimmt man gewöhnlich im erſten Becher Mineralwaſſer ½ Loth bis 1 Loth carlsbader Salz, worauf gewöhnlich mehr oder weniger Oeffnung erfolgt. Hierauf fängt man mit 3 Bechern am folgenden Tage an und ſteigt während der Kur bis auf 8 bis 12 Becher, ſelten darüber; von der Mitte der Kur bis zum Ende derſelben nimmt man alsdann in eben dem Grade wieder ab. Gewöhnlich trinkt man von 5 bis 8 Uhr des Morgens und macht ſich alsdann mäßige Bewegung. Nach dem Bade legt man ſich ½ bis 1 ganze Stunde zu Bett. Während der Kur müſſen alle ſtark geſalzene, fette, geräucherte und gewürzte Speiſen vermieden, und vornehmlich des Abends nur ſehr weniges genoſſen werden. Der Melneker Wein wird zwar als vorzüglich zum Tiſchtrunk geeignet empfohlen, iſt aber theuer und ſelten, ſo daß Jeder wohl thut, ſich ſeinen gewöhnlichen Tiſchwein mitzubringen. Das Schlafen nach Tiſche iſt durchaus verboten. Haupterforderniß bei der Kur iſt Bewegung, zu welcher die romantiſche Natur um Carlsbad vorzüglich einladet. Die nächſten Spaziergänge gehen nach Klein-Verſailles, in einem abgeſchiedenen Wieſengrunde gelegen; oder nach dem Hirſchenſprung, der in röthlichen Granitmaſſen über der Stadt anfängt; oder nach Findlaters Spitzſäule und Tempel, dem Chateckiſchen Wege, der Vier-Uhr-Promenade und dem Poſthof, einem öffentlichen Orte vor Carlsbad, dem kein anderer dieſer Stadt an die Seite geſetzt werden kann. In ſeiner Nähe herum gibt es eine Menge angenehmer Plätze, wie die Dichterbank, Antons Ruhe, den Sitz der Freundſchaft. Von hier aus nach der Stadt hin gelangen wir über die Carlsbrücke zum Dorotheentempel und weiterhin zum carlsbader Säuerling, einem zwar nicht benutzten, aber doch trefflichen Sauerbrunnen, den ſtets eine 4 bis 6 Zoll hohe Schicht Luftſäure deckt. Hinter dem Kreuz an der Wieſe iſt noch die Marianens Ruh, mit einer ſchönen Ausſicht. Am andern Ufer der Tepel erhebt ſich der Dreikreuzberg, intereſſant wegen der ſchönen Ausſicht auf das lange, ferne Erzgebirge und in das ganze Bergland um Carlsbad her. Von hier kann man durch ſchöne Buchen- und Fichtenwaldung nach dem Bergwirthshauſe kommen, von welchem eine meiſterhafte Kunſtſtraße herab nach Carlsbad führt.

Carlsbader Waare nennt man mancherlei in Carlsbad von vorzüglicher Schönheit verfertigte Waare, aus Stahl, Eiſen, Zinn, Blech, Holz u. ſ. w., die insbeſondere von den Brunnengäſten gekauft und als Geſchenke mit nach Hauſe genommen werden, wodurch ſie in ganz Europa bekannt und verbreitet ſind. Auch werden auswärtige Meſſen und Jahrmärkte damit bezogen. Die carlsbader Nadler verfertigen Steck-, Strick- und Haarnadeln, welche

in Hinſicht der Steifheit, der Spitzen und Köpfe (letztere ſind wie angegoſſen,) und wegen ihrer Silberweiße vor andern beliebt ſind. Die carlsbader Scheeren und Meſſer kommen den feinſten engliſchen gleich, u. ſ. w.

† Carlsruhe. Im Jahre 1719 hatte die Stadt nicht völlig 2000 Einwohner; jetzt hingegen zählt ſie bereits 940 Häuſer und 15,000 Einwohner. Sie liegt in einer ſchönen Ebene, anderthalb Stunden weſtlich vom Rheine und in der Nähe des anſehnlichen, größtentheils aus Eichen und Buchen beſtehenden Hartwaldes. Der anfänglich entworfene Plan in Erbauung der Stadt iſt zwar beibehalten, aber in den neuern Zeiten erweitert worden. Das Eigenthümliche dieſes Planes beſteht darin, daß die Stadt einen Theil der Zirkelfläche einnimmt, welche durch die vom mittlern Thurme des Reſidenzſchloſſes ausgehenden Alleen beſchrieben wird. Acht derſelben ſind bebaut, und machen daher die neun Straßen des nördlichen Theils der Stadt aus, in welchen allen man den Thurm erblickt. Dieſe neun Straßen fangen in einer gleich weiten Entfernung von dem Schloſſe an, bilden dadurch einen Zirkel, welcher mit lauter gleich hohen und mit Arkaden verſehenen Häuſern verziert iſt, deren Fronte ſich gegen das Schloß richtet, und gehen bis zur Haupt- oder Langenſtraße, als der urſprünglichen Gränzlinie des Umfangs der Stadt; denn mit dieſer Straße ſollten ſich nach dem Plane des Erbauers die Anlagen der Stadt ſchließen. Jetzt ſind dieſe neun nördlichen Straßen auf der ſüdlichen Seite weiter verlängert, und von andern Straßen durchſchnitten, die in gleicher Richtung mit der Haupt- oder Langenſtraße laufen. Carlsruhe zeichnet ſich vor vielen Städten vortheilhaft aus durch die Regelmäßigkeit ſeiner Anlage und Häuſer, welche alle nach einem gewiſſen Modelle erbaut werden müſſen, durch die ſehr breiten, erleuchteten und auf beiden Seiten mit beplatteten Fußwegen verſehenen Straßen und durch die ſchönen Thore, worunter beſonders das Ettlinger Thor ein Modell erhabener und geſchmackvoller Bauart iſt. Unter den fünf öffentlichen Plätzen ſind der Reſidenz- oder Schloßplatz mit vierfachen Alleen, und der neu angelegte Marktplatz mit hohen ganz neuen Häuſern umgeben, die ſchönſten. Das Reſidenzſchloß des Großherzogs iſt in altfranzöſiſchem Style erbaut, und beſteht aus dem Hauptgebäude und zwei Flügeln. Parallel mit den letztern befinden ſich auf der einen Seite die Orangerie- und Gartengebäude, und auf der andern die Gebäude für den Marſtall, die Reitſchule und Wagenremiſe. Die neue evangeliſche Kirche, welche 1807 angefangen wurde, iſt ein im echt römiſchen Style aufgeführtes Gebäude. Die neue katholiſche Kirche wird, gleich dem Pantheon in Rom, durch das ſtarke von oben hereinfallende Licht erleuchtet, und hat eine hundert Fuß weite und eben ſo hohe Kuppel. Der Thurm dieſer Kirche prangt mit dem Geläute des ehemaligen Stifts St. Blaſien. Die Orgel iſt ebenfalls aus dieſem Stifte und von Silbermann aus Straßburg verfertigt. An dem Haupteingange der Kirche bilden acht ioniſche Säulen einen Porticus. Auch das Palais der Gräfin Hochberg und das Hoftheater, welches 2000 Zuſchauer faßt, gehören zu den vorzüglichſten Gebäuden der Stadt. Unter den Kunſt- und wiſſenſchaftlichen Sammlungen ſind die 70,000 Bände ſtarke Hofbibliothek, das großherzogliche Antiquitäten- und Münz-, das phyſikaliſche-, das Naturaliencabinet und die Gemählde- und Kupferſtichſammlung bemerkenswerth. Der Schloßgarten fängt hinter dem Schloſſe an, von welchem aus ſich durch den

Garten viele große Alleen eröffnen, welche durch den daranſtoßenden Hartwald bis an ſein Ende fortgeſetzt ſind. Dicht an dem Schloßgarten beginnt der Faſanengarten. Der botaniſche Garten iſt ein Werk des letztverſtorbenen Großherzogs, und enthält, ohne die Variationen, über 6000 Sorten Pflanzen. Eine der ſchönſten Gartenanlagen iſt Amaliensruhe, oder der Garten der verwitweten Markgräfin Amalia, der im engliſchen Geſchmacke angelegt iſt. Sehenswerth iſt darin beſonders das Grabmal des 1801 verſtorbenen Erbprinzen und der gothiſche Thurm, auf welchen 125 Stufen führen. Alle zur Stadt führenden Landſtraßen ſind mit den ſchönſten Alleen beſetzt, unter welchen ſich die von Durlach kommende, eine ganze Stunde in gerader Richtung fortlaufende, beſonders durch die Größe und Schönheit ihrer italieniſchen Pappeln auszeichnet. Mehrere Fabriken und gute Unterrichtsanſtalten, als ein Gymnaſium, ein Schullehrer-Seminarium, eine Cadettenſchule, ein Taubſtummen-Inſtitut, eine Zeichenſchule ꝛc. befinden ſich in Carlsruhe.

Carmel, ein Vorgebirge in Paläſtina an der ſüdlichen Gränze von Galiläa. Es beſteht aus mehreren, von fruchtbaren, auch jetzt bewohnten Thälern unterbrochenen, reichbewaldeten Bergen in einem Umfange von 6 Meilen, und geht am Ausfluß des Kiſchen in eine anmuthige Ebene aus, welche die ſüdliche Küſte des Meerbuſens von Ptolemais oder Acco am Mittelmeer bildet. Auf ſeinen Höhen gibt es auch Ruinen von Kirchen und Klöſtern aus der Zeit des chriſtlichen Königreichs Jeruſalem, und eine Höhle die, der Sage nach, der Prophet Elias bewohnte. Seit dem 4ten Jahrhundert hatten chriſtliche Einſiedler ſich den Carmel zum Aufenthalte gewählt, doch erſt um die Mitte des 12ten Jahrhunderts ſtifteten Pilger, unter Leitung Bertholds aus Calabrien, die Vereinigung zum Eremitenleben auf dieſem Gebirge, welcher der Patriarch von Jeruſalem, Albrecht, 1209 eine, mit der alten Baſilianiſchen meiſt übereinſtimmende Regel, und Honorius III. 1224 die päpſtliche Beſtätigung gab. Dieß iſt der wahre Urſprung des Ordens U. L. Fr. vom Berge Carmel, oder der Carmeliter. Dieſe Mönche ſelbſt ſchreiben jedoch ihre Stiftung dem Propheten Elias zu, um ſich den Vorzug eines in ſeiner Art einzigen Alterthums zu geben. Nach ihrer Meinung gehörten ihrem Orden alle Propheten und heiligen Männer des alten Teſtaments, von Elias bis auf Jeſum, Pythagoras und die galliſchen Druiden an; die Rechabiten, Eſſener und Phariſäer ſollen Tertiarier, d. h. Frauen des N. T. mit der h. Jgfr. Maria Nonnen, und die Einſiedler des chriſtl. Alterthums echte Glieder ihres Ordens geweſen ſeyn. Auch Chriſtum machen ſie zum beſondern Beſchützer deſſelben, wo nicht gar zum Carmeliter und ſeine Apoſtel zu Miſſionärs vom Berge Carmel. Dieſe unſinnigen Behauptungen hat der Jeſuit Papebroch widerlegt und die gelehrte Welt längſt für Fabeln erklärt. Dennoch blieben die Carmeliter dabei und durften noch unter Benedict III. im 18ten Jahrhundert die Statue des Propheten Elias, als ihres Stifters, in der Peterskirche zu Rom aufſtellen. — Zwiſchen 1238 — 1244 haben ſie, von den Saracenen verdrängt, ſich nach den Ländern Europa's verpflanzt, und 1247 eine neue mildere Regel angenommen, die ſie zum Kloſterleben berechtigte. Ihre anfangs weiß und braungeſtreiften Mäntel vertauſchten ſie 1287 mit ganz weißen, unter denen ſie ſonſt ſchwarze, ſeit der Mitte des 15ten Jahrh. aber kaſtanienbraune Kutten trugen. Der Carmeliterorden zerfiel bei ſeiner weiten Ausbreitung, durch innere Streitigkeiten, in

4 von einander unabhängige Corporationen. 1) Den Hauptſtamm machen die beſchuheten Obſervanten nach der im 15ten Jahrh. aufs neue gemilderten Regel aus, zu denen die von der ſtrengen Obſervanz in Frankreich und Italien, und die 1462 von dem General Sereth geſtifteten Carmeliterinnen gehören. Sie hatten im 18ten Jahrh. 38 Provinzen in allen Gebieten der catholiſchen Chriſtenheit und, nach ihrer eigenen ſehr übertriebenen Angabe, darin 7,500 Klöſter mit 180,000 Religioſen beiderlei Geſchlechts. 2) Die 1433 von den Obſervanten geſchiedene, und durch weiße und runde Hüte ausgezeichnete Congregation von Mantua, mit 45 Mönchs- und wenigen Frauenklöſtern. 3) Die Baarfüßer und Baarfüßerinnen oder Thereſianerinnen in Spanien, welche, 1562 von der h. Thereſia geſtiftet, 1593 von den Obſervanten unabhängig wurden und im 18ten Jahrh. zu 6 Provinzen mit über 2000, meiſt weiblichen, Religioſen angewachſen waren. 4) Die Baarfüßer in Italien, welche ſich 1600 von den ſpaniſchen trennten und im 18ten Jahrh. 17 Provinzen in Italien, Frankreich, Deutſchland, Flandern, Polen und Aſien mit 3000 Mönchen und Nonnen hatten. Ihnen gehörte die h. Maria Magdalena von Pazzi an. Dieſe beiden Baarfüßer-Congregationen folgten der älteſten ſtrengen Regel mit neuen Verſchärfungen, z. B. Faſten, Stillſchweigen, und unterhalten in jeder Provinz eine Einſiedelei zur Uebung in der vollkommneren Eremitenheiligkeit. Faſt in keinem Orden wurden die Selbſtpeinigungen und unerhörten Proben des blinden Gehorſams gegen die Obern weiter getrieben, als bei dieſen Baarfüßern, welche darum auch die Auserwählten unter den Carmelitern zu ſeyn glauben. Jede dieſer vier Corporationen hat ihren eigenen, unmittelbar vom Papſte abhängigen General. Nur einige Klöſter der Carmeliterinnen ſtehen unter den Biſchöfen. Die Baarfüßerinnen in Frankreich hatten ſeit 1661 ihren eigenen ſelbſt erwählten Superior. Die Privilegien der Bettelorden und den 1287 eingeführten Gebrauch des Scapuliers U. L. Fr., welches 6 Zoll breit über Bruſt und Rücken herabhängt, und von grauer Wolle zu ſeyn pflegt, haben alle Carmeliter mit einander gemein. Sie ſchreiben dieſem Scapulier wundervolle, beſeligende Kräfte zu, und errichteten ihm zu Ehren eine Scapulierbrüderſchaft, der diejenigen Laien angehören, die es tragen und den Orden vor andern begünſtigen. Im gleichen Verhältniſſe zu den Carmelitern ſteht die Erzbrüderſchaft U. L. Fr. vom Berge Carmel zu Rom. Am engſten iſt ihnen ihr dritter Orden verbunden, der 1476 entſtand und ſehr leichte Regeln beobachtet. Die Glieder deſſelben ſind, wie die Tertiarier anderer Orden, zu gewiſſen Faſten, Gebeten und zum Gehorſam gegen den General der Congregation verbunden, zu der ſie ſich halten. Der von Heinrich IV. in Frankreich errichtete Ritterorden U. L. Fr. vom Berge Carmel und des h. Lazarus hing mit den Carmelitern nur durch den Namen zuſammen. Da ihre Lebensart jede gemeinnützige Thätigkeit ausſchloß, wurde ihnen bei den Maßregeln der Regierungen gegen die müßigen Orden, die Annahme von Novizen unterſagt, und nur in Spanien, Portugal, Sicilien und Amerika haben ſie ſich bis jetzt unverändert erhalten. In Paris, wo die vornehmen Damen ihre Bußübungen ſonſt am liebſten bei den Carmeliterinnen anſtellten, beſteht ſeit 1817 wieder ein Frauenkloſter dieſes Ordens unter höchſter Protection. Das gegenwärtige Schickſal der Miſſion in Perſien, welche die italieniſchen Baarfüßer unternommen hatten, iſt unbekannt. E.

Carmin, eine feine, hochrothe Malerfarbe. Sie wird von Einigen aus Cochenille, die in Königswaſſer aufgelöſet worden iſt, von Andern aber aus Cochenille mit römiſchem Alaun und Weinſtein zubereitet. Der beſte kommt aus Neuſpanien über Cadix.

Carnies, ſ. Säule.

† **Carnot**, ging von Warſchau nach Magdeburg, wo er noch am Ende des Jahres 1817 ſehr eingezogen lebte.

Carolinger, die Dynaſtie Carls des Großen, welche 911 mit Ludwig dem Kinde erloſch. (S. Deutſchland.)

Carotten, Tabak in Stangen, die etwa von 12 — 15 Zoll Länge und von verſchiedener Dicke, meiſtentheils kegelförmig und mit ſtarkem Bindfaden umwunden ſind. Sie erhalten dieſe Form deßhalb, um ſie ſo bequemer zu Schnupftabak zerreiben, oder zu Rauchtabak zerſchneiden zu können. Die beſten Sorten werden zu Dünkirchen, St. Omer, Rotterdam und Dortrecht verfertigt. Es müſſen dazu nur feine virginiſche Blätter ohne Beize verwendet werden.

Carro (Giovanni di), ein Arzt aus Mailand, der ſich in Wien niederließ, und berühmt iſt durch ſeinen Eifer für Verbreitung der Schutzpockenimpfung in Deutſchland, Polen, Ungern und Rußland. Selbſt die Vorurtheile der Türken wußte er 1800 zu überwinden, indem er dem Lord Elgin alle Präparate für die Kuhpockenimpfung nach Conſtantinopel ſendete, nebſt einem ins Türkiſche überſetzten Auszuge ſeines Werkes über die Impfung. Alle Verſuche der Engländer, in Indien die Impfung zu vollziehen, waren bis jetzt mißglückt, weil immer die Materie auf dem Wege verdorben war; — Carro's Vorſicht wußte dem Doctor Harford zu Bagdad Materie von lombardiſchen Kühen zu verſchaffen, welche ihre ganze Stärke behielt, und dieſer Sendung verdankt nun ganz Indien die Wohlthat der Kuhpockenimpfung, welche die Indier, als von der geheiligten Kuh abſtammend, unter dem Namen Amurtum (Unſterblichkeit) genießen. Von Carro hat man folgende wichtige Werke: Observations et expériences sur la vaccination, avec une planche coloriée. Vienne 1801 et 1802. 8. und Verſuche über den Urſprung der Kuhpockenmaterie, von J. J. Loy aus dem Engliſchen ins Deutſche überſetzt. Wien 1802. 8. In der britanniſchen Bibliothek finden ſich manche höchſt merkwürdige Briefe von ihm, vorzüglich aber der vom 27ſten Auguſt 1803: „über die antipeſtilenzialiſche Kraft der Kuhpockenmaterie.“

Cartellier, einer der berühmteſten Bildhauer unſerer Zeit in Paris. Seine Arbeiten zeichnen ſich durch gute Anordnung, großen Ausdruck in den Figuren und äußerſt ſorgfältige Arbeit ſehr vortheilhaft aus, während ihm in manchen Figuren Mangel an Leben und eine gewiſſe Magerkeit vorgeworfen werden. Seine vorzüglichſten Werke ſind: 1) ein Marmorbild: die Schamhaftigkeit; 2) die Bildſäule des Vergniaux, Mitglied des Nationalconvents, welche an der großen Treppe des Erhaltungsſenats ſteht; 3) Basreliefs in Marmor, die Capitulation von Ulm vorſtellend, welche den Triumphbogen in den Tuilerien ſchmückten, und 1815 auf Befehl des Königs abgenommen wurden; 4) ein Basrelief, welches den Ruhm vorſtellt, der Kronen austheilt und ein Feld voller Trophäen durchwandert, welches an der äußern Thüre des Louvre bei der Colonade ſteht, und als ſein Meiſterſtück betrachtet wird. — Den 21. März 1816 wurde Cartellier zum Mitglied der 2ten Section der Akademie der ſchönen Künſte ernannt.

† Carton hat mehrere Bedeutungen. — Ein großes pappenes Behältniß zur Aufbewahrung von Zeichnungen, Kupfern, beſonders für Muſterzeichnungen auf Akademien ꝛc. nennt man auch Carton. — In der Buchdruckerkunſt iſt Carton 1. ein neugedrucktes Blatt (Auswechſel-, Erſatzblatt), welches ſtatt eines andern fehlerhaften und ausgeſchnittenen, zur Berichtigung oder Abänderung in ein Buch gelegt wird; und 2. ein völlig geglätteter Maculaturbogen, worauf das Papier geklebt wird, welches man auf den Preßdeckel leimt, um dadurch alle Ungleichheit im Abdruck möglichſt zu verhüten. — Endlich ſind Cartons auch lange, flache, pappene Schachteln, welche den Modehändlerinnen zur Aufbewahrung und Ueberbringung von Spitzen, Bändern und ähnlichen Putzwaaren für Damen dienen.

Carus (Fried. Auguſt), Profeſſor der Philoſophie in Leipzig, 1770 zu Bautzen geboren, ſtudirte Theologie, trat 1798 als öffentlicher Lehrer in Leipzig auf, erhielt ein ordentliches philoſophiſches Lehramt neuer Stiftung, hielt, bei wenig äußerer Aufmunterung, mit muſterhaftem Fleiße theologiſche, philologiſche und philoſophiſche Vorleſungen, arbeitete an der allgemeinen und leipziger Literatur-Zeitung und einigen andern Blättern, und ſtarb im Febr. 1807. So ſchätzbar auch ſeine Beiträge zu dieſen Zeitungen, und 2 bei ſeinem Leben erſchienene akademiſche Schriften ſind, ſo iſt doch ſein eigentlicher Ruhm (wie ſo manches im Stillen wirkende und deßhalb im Leben unerkannte Verdienſt), erſt nach ſeinem Tode gegründet worden. Carus nachgelaſſene Werke beſtehen aus 6 Bänden, namentlich 1. und 2. Pſychologie; 3. und 5. Geſchichte der Pſychologie und Pſychologie der Hebräer; 4. Ideen zur Geſchichte der Philoſophie; 6. Ideen zur Geſchichte der Menſchheit. Obgleich es dieſen Schriften an Vollendung fehlt, ſo zeigt ſich in ihnen doch der Gelehrte, der für das Intereſſe der Menſchheit in Leben und Wiſſenſchaft mit Herz und Kopf zu wirken gewohnt iſt, und der, indem er mit philoſophiſchem Scharfblick mehrere Hauptzweige der Erkenntniß umfaßt, in Allem ſich bemüht, die Einheit der Vernunft nie aus den Augen zu verlieren. Auch als Menſch erwarb er ſich allgemeine Hochachtung.

† Cäſar. Auch als Schriftſteller trat Cäſar mit Ruhm auf. Noch haben wir von ihm die Beſchreibung ſeiner Kriege mit den Galliern und mit Pompejus in einem einfach edlen Styl. Die geſchätzteſten Ausgaben ſind von Clarke (London 1712, Fol.), Grävius (Leiden 1713, 2 Bde. 8.) und Oudendorp (Leiden 1737, 2 Bde. 4.); eine der beſten neuern Handausgaben die von Oberlin, Leipz. 1805. Deutſche Ueberſetzungen haben wir von Haus und Wagner.

Caſas (Em. Aug. Dieudonné, Graf von Las), ſ. Las Caſas.

Caſſas, berühmter franzöſiſcher Zeichner, Schüler von Lagrenen d. j. und Le Prime, der zu Anfange des achten Decenniums des vorigen Jahrhunderts Kleinaſien, Paläſtina, Syrien, einen Theil von Aegypten, Iſtrien, Dalmatien und Troas durchreiſete, um die dortige Topographie mit den Nachrichten der Alten zu vergleichen, überall die ſchönſten Ueberreſte der Baukunſt genau maß, die merkwürdigſten Gegenden mit eben ſo viel Geſchmack als Richtigkeit zeichnete und hernach alle dieſe Arbeiten, von den beſten Meiſtern geſtochen, in Prachtwerken herausgab. Sein Voyage pittoresque de la Syrie, de la Phénicie, de la Palestine et de la Basse-Egypte iſt bei Landon (II. 133—136) ausführlich beſchrieben. Die Originalzeichnungen davon ſind vollendete, mit Firniß überzogene Aqua-

rell-Gemählde, und befinden ſich in der königl. Bibliothek zu Paris. Zu ſeinem Voyage hist. et pittor. de l'Istrie et de la Dalmatie hat er durch Joſeph La Vallun ein Tagebuch und eine kurze Geſchichte dieſer Provinzen redigiren laſſen.

Caſſel (Heſſen-), ein zum deutſchen Bunde gehöriges Churfürſtenthum. Philipp der Großmüthige hinterließ 1585 ſein Land ſeinen vier Söhnen, von denen zwei kinderlos ſtarben. So blieb das Land zwiſchen Heſſen-Caſſel und Heſſen-Darmſtadt getheilt. (S. Heſſen.) Wilhelm IV. war der Stifter der Linie Heſſen-Caſſel. Unter den ihm gefolgten Regenten, nämlich Moriz (1592), Wilhelm V. (1632), Wilhelm VI. (1637), Wilhelm VII. (1663), Carl (1670), Friedrich (König von Schweden), der durch ſeinen Bruder Wilhelm VIII. (1730) regieren ließ, bis dieſer nach Friedrichs Tode (1751) ſelbſt zur Herrſchaft gelangte, Friedrich II. (1760) und Wilhelm IX., wurde Heſſen-Caſſel zwar in mancherlei Streitigkeiten, mehr und minder wichtig, verflochten, aber an innerer Stärke und Cultur, durch weiſe Einrichtungen, Herſtellung bedeutender Bildungsanſtalten und Beförderung des Kunſtfleißes und jeder Wiſſenſchaft und Kunſt, einer der intereſſanteſten Staaten Deutſchlands. Heſſen-Caſſel. Churfürſt Wilhelm I. (als Landgraf IX.) königlich preußiſcher Feldmarſchall, geboren den 3. Juni 1743, vermählt den 1. September 1764 mit Wilhelmine Caroline, Tochter Friedrichs V., Königs von Dänemark, regierte anfangs in der Grafſchaft Hanau, ſeit dem 31. Januar 1760, dann in Heſſen, ſeit dem 31. Octob. 1785, nahm 1792 an dem Kriege gegen Frankreich Antheil, ſchloß 1793 einen Subſidienvertrag mit Großbritannien, und gab 8000 Mann Heſſen in brittiſchen Sold. Sein Heer ſtieß unter ſeiner perſönlichen Anführung zu der preußiſchen Armee. Nach dem Baſeler Frieden 1795 ſchloß er ebenfalls Frieden mit der franzöſiſchen Republik. Den 15. März 1803 nahm er die churfürſtliche Würde an, und erhielt durch den Reichsdeputationsſchluß Entſchädigungen für die jenſeits des Rheins verlornen Beſitzungen. Im Jahr 1804 mußte der engliſche Geſandte in Caſſel, H. Taylor, auf Verlangen der franzöſiſchen Regierung, gegen welche er feindſelige Plane betrieben haben ſollte, Heſſen verlaſſen. Im J. 1806 nahm der Churfürſt an Preußens Entwürfen gegen Frankreich Antheil. Er ſollte ein Heer in Weſtphalen befehligen. Auch begab er ſich nach Berlin und Potsdam. Allein er entſchied ſich, neutral zu bleiben, was ihm ſowohl Preußen als der Kaiſer Napoleon zugeſtand. Deſſen ungeachtet behandelte ihn der letztere nach der Schlacht bei Jena feindlich. Er ward aller ſeiner Länder verluſtig erklärt und genöthigt, ſich nach Schleswig zu ſeinem Bruder, dem Prinzen von Heſſen, zu flüchten. In der Folge lebte er in Prag von ſeinem Privatvermögen, ſeine Gemahlin aber bei ihrer Tochter, der regierenden Herzogin von Gotha. Heſſen-Caſſel, mit Ausnahme des Gebiets von Hanau, Schmalkalden und Katzenellenbogen am Rheine, wurde den 18. Auguſt 1807 ein Beſtandtheil des neuen Königreichs Weſtphalen unter Hieronymus Napoleon. Die weſtphäliſche Herrſchaft dauerte bis zum 28. Oct. 1813, da ein Corps von der Blücherſchen Armee in Caſſel einzog, dem am 30. October der Churprinz und ſpäter der Churfürſt nachfolgte, Die bisherigen Formen der Verwaltung wurden abgeſchafft, und im Dienſtperſonale große Veränderungen vorgenommen. Der Regent behielt den Titel eines „Churfürſten" bei, mit dem jedoch das Prädicat „königliche Hoheit" verbunden wurde. Die Armee wurde bis auf 31 Bataillons und 10 Escadrons, die zuſammen

30,000 Mann betragen, erhöht. Auch vernahm der Churfürſt die Stände ſeines Landes über die öffentlichen Angelegenheiten, und ihre Verhandlungen hatten mehrere wichtige Verfügungen, beſonders in Anſehung des Schulden- und Steuerweſens zur Folge. Indeſſen ſind zur Zeit noch nicht alle Hoffnungen der verſchiedenen Claſſen der Staatsbürger, beſonders der weſtphäliſchen Domainenkäufer, deren Käufe der Churfürſt am 14. Jan. 1816 für ungültig erklärt hat, erfüllt, weswegen die Regierung ſich viele Widerſprüche und mannigfaltigen Tadel gefallen laſſen mußte. In dem deutſchen Territorialausgleichungsgeſchäfte trat der Churfürſt die niedere Grafſchaft Katzenellenbogen (zum Arrangement mit Naſſau), die Herrſchaft Pleſſe, die Aemter Neuen-Gleichen, Uchte, Auburg und Freudenberg, und die Probſtey Göllingen (zum Austauſch mit Hannover) an Preußen, die Aemter Frauenſee, Volkershauſen, Vach nebſt einem Theil der Vogtei Kreuzberg und des Amtes Friedewald aber an Sachſen-Weimar ab, wogegen er den größern Theil des Fürſtenthums Fulda und einige ritterſchaftliche Gerichte erhielt, von welcher Erwerbung er den Titel eines Großherzogs von Fulda annahm. Bei der Verſammlung am Bundestage hat Churheſſen die achte Stelle und im Pleno drei Stimmen. Die ſämmtlichen churheſſiſchen Staaten betragen 205 Quadratmeilen, mit 548,000 Einwohnern, und geben 3,700,000 Gulden Einkünfte. Das Land hat bergige, ſandige und waldreiche Gegenden, aber dennoch zum Theil gutes Ackerland und fette Wieſen, und an vielen Orten guten Weinbau. Beträchtlich iſt die Vieh- und Schafzucht; bei gehöriger Ermunterung kann Wohlhabenheit, Fleiß und Kunſtfertigkeit wohl beſſer gedeihen, als ehedem der Fall war. Churheſſen hat dermalen drei Ritterorden. 1) Der Hausorden vom goldenen Löwen, geſtiftet von dem Vater des jetzigen Regenten, dem prachtliebenden Landgrafen Friedrich II. im J. 1770. Er wurde ſonſt theils als Hofehre, theils als Belohnung für Verdienſte, jedoch nur Perſonen, die ſich durch Geburt oder Rang auszeichneten, ertheilt, und beſtand nur aus einer Claſſe. Der jetzige Churfürſt bildete ihn am 1. Jan. 1816 in zwei Claſſen, Commandeurs und Ritter, um; in die Zahl der letztern ſind auch bürgerliche Beamte aufgenommen worden. 2) Der Orden pour la vertu militaire, ebenfalls vom Landgrafen Friedrich II. im J. 1769 eigentlich bloß für heſſiſche Offiziere geſtiftet, doch haben ihn nachher auch verſchiedene fremde Militärs erhalten. Er beſteht bloß aus Einer Claſſe. 3) Der Orden vom eiſernen Helme, geſtiftet vom jetzigen Churfürſten am 18. März 1814, zur Belohnung militäriſcher Verdienſte während des damaligen Krieges, nach deſſen Beendigung er nicht weiter vertheilt werden ſollte. Er ſollte aus drei Claſſen, Commandeurs und Rittern erſter und zweiter Claſſe beſtehen; es ſind aber keine Commandeurs ernannt worden. Uebrigens iſt zu bemerken, daß das Haus Caſſel, auſſer der regierenden Linie Churheſſen, noch folgende Nebenlinien begreift: 1) die ältere Nebenlinie zu Heſſen-Philippsthal, die jüngere Nebenlinie zu Heſſen-Philippsthal-Barchfeld; 2) die Linie zu Heſſen-Rheinfels-Rothenburg.

† Caſſel, liegt unter 51° 19′ 20″ nördlicher Breite und 27° 7′ 5″ öſtl. Länge, und enthält nach einer im Jahre 1817 vorgenommenen Zählung, ohne das Militär, 21,168 Einwohner, worunter 771 Juden, in 1464 Wohnhäuſern. Die Altſtadt und untere Neuſtadt ſind größtentheils ſchlecht und von Holz gebaut, die Straßen

eng und winklig, und die öffentlichen Plätze unregelmäßig; dagegen iſt die von, nach Aufhebung des Edicts von Nantes, aus Frankreich vertriebenen Proteſtanten angelegte Oberneuſtadt in einem edlen Styl errichtet; ihre Plätze ſind durchgängig regelmäßig, die Straßen breit und ſchnurgerade, die Häuſer maſſiv, zum Theil prachtvoll; unter den Straßen verdient beſonders die 4500 Fuß lange Königsſtraße bemerkt zu werden, welche jeder europäiſchen Hauptſtadt zur Zierde gereichen würde, auch iſt die Bellevüe-Straße wegen der entzückenden Ausſicht ins Freie merkwürdig. Die untere Neuſtadt wird mit den übrigen Theilen der Stadt durch eine, im Jahre 1794 vollendete, 273 Fuß lange und 42 Fuß breite, ganz aus Quaderſteinen erbaute Fuldabrücke von 3 Bogen verbunden. — Wenige Städte Deutſchlands beſitzen ſo reizende Umgebungen, wie Caſſel; das Thal, worin dieſer Ort liegt, wird nordwärts von Vorbergen des Reinhardswaldes, im Weſten vom Habichtswalde und im Süden von dem Söhrewald beherrſcht; gegen Oſten zieht ſich beim Dorfe Bettenhauſen vorbei eine weite, durch geringe Hügel eingefaßte Ebene, über die in blauer Ferne der Meißner majeſtätiſch ſein Haupt erhebt. Die Fulda windet ſich bereits als ſchiffbarer Strom in mannigfaltigen Krümmungen von Süden nach Norden durch dieſes Thal und verbirgt ihr Waſſer kaum 1 Stunde von der Stadt in den Schluchten des hohen Reinhardswaldes. Wilder, pittoresker und abwechſelnder, doch gemildert durch die verſchönernde Hand der Kunſt, zeigt ſich die Natur auf der Seite der Wilhelmshöhe; einfacher, ländlicher iſt ihr Gewand im Oſten und Weſten der Stadt. Einen impoſanten Anblick in der Ferne gewährt indeſſen Caſſel's Aeußeres nicht; ihm fehlt hierzu das, was andere Städte von gleichem Range erhebt, zahlreiche hohe Thürme. Die natürliche Lage des Orts macht das Clima rein und geſund. Einen Beweis davon geben die Geburts- und Sterbeliſten. In einem Zeitraum von 18 Jahren, von 1793 — 1810 waren daſelbſt überhaupt 11,216 geboren und 11,954 geſtorben, mithin nur 738 mehr geſtorben, welches für eine Stadt von Caſſels Volksmenge eine geringe Sterblichkeit zeigt. — Die Stadt zählt 9 Thore, 19 öffentliche Plätze, 65 Straßen und 7 Kirchen, wovon 5 reformirt, 1 lutheriſch und 1 römiſch katholiſch iſt. Das Straßenpflaſter iſt im Ganzen vortrefflich, auf dem Königsplatze aber und in manchen andern Gegenden in der Stadt muſterhaft, meiſtens ein ſchwarzer Baſalt; die nächtliche Erleuchtung geſchieht durch Laternen und Reverberen. Unter den öffentlichen Plätzen zeichnen ſich aus: 1) der Friedrichsplatz mit der von Nahl (ſ. d. Art.) gehauenen coloſſalen Marmorſtatue Landgraf Friedrichs II., welche unter der weſtphäliſchen Regierung abgenommen, im Jahre 1817 aber wieder aufgerichtet worden; derſelbe bildet ein längliches Viereck von 1000 Fuß Länge und 450 Fuß Breite. 2) Der Königsplatz; er iſt zirkelrund und hat 256 Fuß im Durchmeſſer; in deſſen Mittelpunkte iſt ein Echo bemerkenswerth, welches die Töne ſiebenmal wiederholt; hier ward während der weſtphäliſchen Regierung die coloſſale Marmorſtatue Napoleons aufgerichtet, nach Auflöſung dieſer Regierung iſt dieſelbe abgenommen und an ihre Stelle eine Säule, welche eine große Laterne trägt, geſetzt worden. 3) Der Parade- oder Schloßplatz; das Reſidenzſchloß, welches hier ſtand und wovon ein Flügel am 24. Nov. 1811 abgebrannt, iſt im Jahre 1817 gänzlich niedergeriſſen und an deſſen Stelle bereits der Grund zu einem neuen Schloß von größerm Umfang und

edlerer Bauart gelegt worden. 4) Der Carlsplatz mit der Marmorſtatue des Landgrafen Carl. 5) Der Wilhelmsplatz. 6) Das Sechseck am Wilhelmshöher Thore. 7) Der Kaſernenplatz. 8) Der Garde du Corpsplatz. 9) Der Gouvernementsplatz. 10) Der Cadettenplatz. 11) Der Marktplatz. — Zu den vorzüglichſten öffentlichen und Prachtgebäuden gehören: 1) das Muſeum Fridericianum, worin ſich die Bibliothek, das Kunſt- und Naturalienkabinet, und der vormalige Verſammlungsſaal der weſtphäliſchen Reichsſtände befinden; 2) die Bildergallerie, welche die ſchätzbare Sammlung von Gemählden enthält, die im Jahre 1806 nach Paris gebracht und im Jahre 1815 von dort wieder zurückgeführt worden; 3) das Bellevueſchloß; 4) das churprinzliche Schloß; 5) der Palaſt der Churprinzeſſin; 6) der Palaſt der Churfürſtin; 7) das Zeughaus; 8) das Gießhaus; 9) das Meßhaus; 10) die Militär-Caſernen, beſonders die unter der weſtphäliſchen Regierung außerhalb der Stadt angelegten, welche gegenwärtig zu Armenanſtalten benutzt werden; 11) das ſogenannte Fürſtenhaus; 12) die Sternwarte; 13) das Opernhaus; 14) das Oberneuſtädter Rathhaus; 15) das Kaſtel; 16) das Kunſthaus, worin die Mahler- und Bildhauer-Akademie befindlich; 17) der Marſtall; 18) die unter der weſtphäliſchen Regierung erbaute Artillerieſchule, worin gegenwärtig das Cadetten-Inſtitut befindlich; 19) das Orangerieſchloß mit dem Marmorbade; 20) das Poſthaus; 21) die Charité vor dem Leipziger Thore. — Unter den Kirchen ſind beſonders merkwürdig die St. Martinskirche und die katholiſche Kapelle. — Dicht vor der Stadt und in unmittelbarer Verbindung mit der Orangerie befindet ſich der große Luſtgarten, die Aue genannt, deren Flächeninhalt, mit Inbegriff der Orangerie, 40,400 Ruthen, die Ruthe zu 16 rheinländ. Fuß gerechnet, beträgt. Eine Stunde entfernt liegt das durch ſeine Waſſerkünſte und reizende Anlagen berühmte Luſtſchloß Wilhelmshöhe (ſ. d. Art.) und zwei Stunden von der Stadt in einem anmuthigen Thale das Luſtſchloß Wilhelmsthal. — Zu den vorzüglichſten Fabrikanſtalten in und bei Caſſel gehören mehrere Tabaksfabriken, zwei Wagenfabriken, eine Cattundruckerei, eine Gold- und Silberfabrik, eine Fayence- und Steingutfabrik, eine Korkſtopfenfabrik, eine Salpeterſiederei und chemiſche Fabrik, eine Bandfabrik, eine Papiertapetenfabrik, eine Lackirfabrik, eine Zuckerſiederei, eine Wachslichterfabrik, ein Kupfer- und ein Meſſinghammer, eine Spiegel-Folierfabrik, mehrere Hut-, Handſchuh- und Lederfabriken. — Als eine vorzügliche Annehmlichkeit von Caſſel verdient das ſeit einigen Jahren in der ſchönſten Gegend der Stadt errichtete und mit einer guten Leſeanſtalt verbundene Drazi'ſche Kaffeehaus erwähnt zu werden, in welchem ſeit dem Januar 1818 die Steinkohlen-Gasbeleuchtung mit dem ſchönſten Erfolge eingeführt worden. — Die Stadt hat übrigens merkwürdige Schickſale erlitten. Im ſiebenjährigen Kriege wurde ſie, als Feſtung, verſchiedene Male von den franzöſiſchen Truppen beſetzt und war Hauptquartier ihrer Generale; ſie hielten ſich bis zum Jahre 1762 in derſelben; am 1ſten November dieſes Jahres zogen ſie ab und übergaben den Alliirten die Stadt mit Capitulation. Nach Beendigung des Kriegs wurden die Feſtungswerke geſchleift und die Stadt bedeutend verſchönert. Nach dem von Napoleon über die Preußen erfochtenen Siege bei Jena, wurde Caſſel am 1. Nov. 1806 abermals von den Franzoſen beſetzt, und im folgenden Jahre 1807 zur Haupt- und Reſidenzſtadt des durch den Tilſiter Frieden neu geſchaf-

fenen Königreichs Weſtphalen gewählt, welches zu Ende des Jahres 1813, in Folge der über die Franzoſen erfochtenen Siege der Alliirten, wieder aufgelöſt worden. Die erſte Beſitznahme der Stadt von Seiten der Letztern erfolgte nach einer kurzen Beſchießung derſelben durch das ruſſiſche Corps des Generals Czernitſcheff am 28. Sept. 1813; der feierliche Einzug des Churfürſten geſchah am 21. Nov. 1813.

† Caſtannos (Don Franzesco de), ſtammt aus einer vornehmen Familie in Biscaya, und iſt ein Zögling des berühmten Generals, Grafen Orelly, der mit Caſtannos Schweſter verheirathet war. Er war 1743 geboren, diente zuerſt unter ſeinem Schwager und begleitete dieſen auch nach Deutſchland, wo er in des großen Friedrichs Schule die Tactik ſtudirte. Sein Avancement hatte er theils ſeinen Verbindungen, theils ſeinen Talenten zu danken. Im Jahre 1794 diente er als Oberſt in der Armee von Navarra unter Caro, und zeichnete ſich mit ſeinem Regimente bei jeder Gelegenheit ſo ſehr aus, daß er als das Vorbild der ganzen Armee galt. Er wurde 1798 Generallieutenant, und bald darauf, als erklärter Feind des Friedensfürſten, mit mehreren andern Offizieren aus Madrid verbannt. Beim Eindringen der Franzoſen bot er den Inſurgenten ſeine Dienſte an, und erhielt 1808 das Commando eines Armeecorps an der Gränze von Andaluſien, wo Dupont vorzudringen Miene machte. Mit einer Armee von 9000 Mann Linientruppen und etwa 30,000 Bewaffneten aus dem Volke, zwang er den General Dupont zu capituliren (ſ. d. Art. Baylen). Dieſe Waffenthat verſchaffte ihm großes Anſehen, das aber durch den Verluſt der Schlacht bei Tudela (Nov. 1808) wieder ſank; doch ſeine Anſtrengungen ließen deſſen ohngeachtet nicht nach. Im Jahr 1811 ernannte ihn die Regentſchaft zum General en Chef der vierten ſpaniſchen Armee und zum Commandanten mehrerer Provinzen. Er wurde nun der Waffengefährte und Nebenbuhler Wellingtons, und entfaltete große militäriſche Talente in der Schlacht bei Vittoria, die zum Theil durch ſeine und ſeiner Truppen Tapferkeit gewonnen wurde. Die Regentſchaft beging die Ungerechtigkeit, ihm das Commando abzunehmen, und ihn zum Staatsrathe zu ernennen. Er ſchrieb dem Kriegsminiſter: „Ich habe die Genugthuung, dem Feldmarſchall Freyre das Commando, das ich 1811 vor Liſſabon übernahm, an der Gränze von Frankreich zu übergeben.“ Nach Ferdinands Rückkehr wurde er Generalcapitän von Catalonien und mit Orden beehrt. Im Jahre 1815 commandirte er die zum Einrücken in Frankreich beſtimmte Armee. Im Jahre 1816 legte er ſeine Stellen nieder, um ſeine letzten Tage in Ruhe zu verleben.

* Caſten. Mit dieſem Worte bezeichnet man gewiſſe Stände, deren Vorrechte und Laſten erblich ſind. Der Name iſt portugieſiſch, und wurde zuerſt von den Eroberern Oſtindiens unter Albuquerque für die oſtindiſchen Stämme gebraucht, deren Geſchäfte, Sitten und Lebensart, Vorrechte und Pflichten dort erblich ſind. Nach und nach hat man dieſen Ausdruck auch auf die Stände in Europa angewandt. Unſtreitig iſt dieſe Einrichtung bei den Völkern der alten Welt, die auf einer gewiſſen Stufe der Bildung ſtehen blieben, allgemein und ſehr früh eingeführt worden. Stolz und Herrſchſucht waren wohl die erſte Veranlaſſung dazu, daß ſich gewiſſe Familien von andern abſonderten, um ihre Kenntniſſe, ihre Künſte, oder ihre Vorrechte nicht allgemein werden zu laſſen. So war, nach Strabo's und Plutarch Zeugniß, die Prieſtercaſte in Aegypten die älteſte und die geachtetſte. Aus ihr wurden die Könige gewählt, und ſie beherrſchte

das Volk auf eine völlig despotiſche Art. Aus Gemächlichkeit und aus Gehorſam blieb der Sohn immer bei den Regeln und Gebräuchen, die er vom Vater erlernt hatte. Um ſich deſto mehr von den niedern Caſten zu unterſcheiden und den Schein der Heiligkeit fortdauernd um ſich zu verbreiten, führten ſie eine ſtrenge Lebensordnung und enthielten ſich mancher Dinge, die den übrigen Aegyptern erlaubt waren. Die beiden andern Caſten waren die Ackerleute und die Gewerbe und Handel treibende. Von Aegypten ging dieſe Einrichtung wahrſcheinlich zu den älteſten Griechen über. Denn nicht gerechnet, daß die Prieſter, beſonders die in den Tempeln des Aesculap die Arzneikunde übten, eine ganz abgeſonderte und erbliche Caſte ausmachten, ſo ſagt Plato im Timäus ausdrücklich, daß die älteſten Bewohner von Attica eine ähnliche Caſteneinrichtung gehabt, und Ariſtoteles bezeugt, daß Minos in Creta die ägyptiſchen Caſten eingeführt habe. So erzählt Herodot von den Medern und Strabo von den Iberiern, daß die ganzen Völker ſich in dergleichen erbliche Caſten getheilt haben. Auch von den Perſern weiß man, daß ſie vier erbliche Stände hatten, den Stand der Prieſter, der Soldaten, der Ackerleute und der Handwerker. Selbſt von den alten Deutſchen iſt es aus einzelnen Stellen im Tacitus wahrſcheinlich und von den Angelſachſen gewiß, daß ſie eine ähnliche Einrichtung hatten. Sogar die Peruaner und Mexicaner zeigen Spuren der Caſten, nach den Nachrichten, die Clarijero geſammelt hat. Da dieſe Einrichtung ſo weit unter den Völkern der Erde verbreitet iſt, ſo iſt es wohl der Mühe werth, ihren Gründen nachzuforſchen. Der urſprüngliche Stand des Menſchen iſt höchſt wahrſcheinlich der des Jägers. Wird der Menſch Hirt, ſo hat er ſchon einen bedeutenden Schritt gethan, um eine bürgerliche Geſellſchaft zu bilden. So lange eine Nation nur noch aus Jägern und Hirten beſteht, ſorgt ein jeder Familienvater ſelbſt für die Bedürfniſſe der Seinigen; er bedarf keiner fremden Hülfe, und es gibt weder Handwerker noch Künſtler, weder Prieſter noch Fürſten, weil die rohe Natur einfach iſt und leicht befriedigt wird. Nimmt aber die Bevölkerung zu, ſind die Heerden nicht mehr hinlänglich, die Menſchen zu ernähren, iſt das Wild der Wälder ſeltener geworden, ſo müſſen nothwendig die Arbeiten getheilt werden. Während der Hausvater auf einer oft entfernten Jagd iſt, müſſen ſeine Heerden gehütet, muß ſeine Kleidung beſorgt und manche andere Arbeit verrichtet werden, worin ſich Einer oder der Andere ſeiner Hausgenoſſen vorzüglich auszeichnet. Die natürliche Trägheit des Menſchen macht nun, daß man die erworbenen Kunſtfertigkeiten, die man mit großer Mühe erlangt hat, lieber ſeinen Kindern mittheilen und auf ſie forterben will, als einen Fremden darin unterrichten. Da nun der urſprüngliche Zuſtand einer jeden Nation den Aberglauben begünſtigt, weil die Naturgeſetze noch ganz unbekannt ſind, ſo wird ein Stand oder eine Familie, die ſich des Umgangs mit Göttern rühmt, allemal die geehrteſte ſeyn, und da die Krankheiten immer als Strafen der Gottheiten angeſehen werden, ſo müſſen die Prieſter auch jederzeit Aerzte ſeyn. Die Vertheidigung gegen andere Nationen, oder die Angriffe auf die letztern, machen den Krieger nothwendig, geben ihm beſondere Vorrechte, und ſo wird am Ende auch dieſer Stand erblich und deſto geehrter, je länger er ſchon erblich geweſen. Die den Ackerbau treiben, ſind zwar ohne große Anſprüche auf geheime Kenntniſſe, aber die Beſchwerden ihrer Lebensart laſſen ſich doch eher ertragen, wenn man von Jugend auf daran

gewöhnt iſt, und das Beiſpiel des Vaters dieſe Mühe erleichtert. So entſtehen nach und nach die Caſten der Handwerker und der Gewerbe treibenden Stände. Dieſe abgeſonderten Stämme heirathen gewöhnlich unter ſich, weil ſie ſonſt bald mit andern zuſammenfließen würden, und das Geheime ihrer Regeln und Kunſtfertigkeiten verloren gehen müßte. In Oſtindien hat die Einrichtung der Caſten vielleicht den höchſten Grad der Strenge erreicht; denn die Prieſter laſſen aus den einzelnen Gliedern des Schöpfers einzelne Caſten hervorgehen. Die Brachmanen, als die erſte Caſte, ſollen aus ſeinem Munde entſprungen ſeyn, daher ſie die Ausleger des göttlichen Willens genannt werden. Nach dem Geſetzbuche des Menu ſind die Brachmanen es allein, die mit den Göttern des Firmaments unaufhörlich die reinſte Butter eſſen und die feinſten Kuchen. Sie ſind unverletzlich, und kein Laſter, kein Verbrechen, es ſey, welches es wolle, kann an ihnen geſtraft werden. Wer ſich nur herausnimmt, einen aus dieſer Caſte belehren zu wollen, dem wird ſiedendes Oel in den Mund gegoſſen. Die zweite Caſte iſt die militäriſche. Zwar ſehen die Brachmanen mit Verachtung auf ſie herab, aber alle übrigen Caſten zeigen vor dieſer die größte Ehrerbietung. Dann folgt im Range die Caſte der Ackerbauer und der Gewerbetreibenden, und endlich die verachtete dienende Klaſſe der Sudra's. Die niedrigſten und verächtlichſten Dienſte ſind für dieſe Menſchen religiöſe Handlungen. Sie ſind von allem Eigenthum ausgeſchloſſen, und die höheren Kaſten können ſich alles zueignen, was ein Sudra zu beſitzen glaubt, denn wirklich kann er nichts beſitzen. Es darf geſetzlich niemand an der Bildung eines Sudra's arbeiten; er darf kein heiliges Buch leſen, und iſt von aller Hoffnung eines beſſern Zuſtandes jenſeits des Grabes ausgeſchloſſen. Hier ſieht man unſtreitig die ſchrecklichſten und unnatürlichſten Folgen einer ſolchen Abſonderung in Caſten. Es iſt unmöglich, ernſtlich dieſe Einrichtung als vortheilhaft für eine gebildete Nation vertheidigen zu wollen. Höchſtens kann man ſagen, daß, ſo lange die Cultur noch keine bedeutende Fortſchritte gemacht, ſich die Kenntniſſe und Kunſtfertigkeiten beſſer erhalten, wenn ſie vom Vater auf den Sohn fortgehen. Aber auch nur erhalten können ſie ſich; vermehrt, freier ausgebildet, nützlicher angewandt werden ſie nie, ſo lange ein engherziges Familienintereſſe die Inhaber dieſer Kenntniſſe nöthigt, ſie geheim zu halten. Nie hätten ſich die Asklepiaden die Geheimniſſe der mediciniſchen Gaukelei entreiſſen laſſen, wenn nicht der Geiſt der Zeit und die beſtändige Gegenwart der heller ſehenden Philoſophen in den Tempeln des Aeſculap ſie gezwungen hätten, die Maske abzunehmen. Aber ſelbſt da, als einer aus ihnen, der unſterbliche Arzt von Kos, von den berühmteſten Philoſophen ſeiner Zeit gebildet, und im Umgang mit den erſten Männern ſeines Volkes, wahre Wiſſenſchaft an die Stelle der Gaukelei und reine Erfahrung für Aberglauben ſetzen lehrte, ſelbſt da noch verfloßen Jahrhunderte, ehe die alte Caſte ihren Vortheilen entſagen lernte. Empörend iſt es für jeden Unbefangenen, einen Menſchenſtamm ſich über den andern erheben zu ſehen, weil er unter günſtigern Umſtänden geboren, gewiſſe Vorrechte genießt, die ihm nur ein finſteres Zeitalter geſtatten kann. Nichts in der Welt entſchuldigt auch unter uns die Anmaßung ſolcher Caſten, wenn es nicht ihr eigner Mangel an Einſicht iſt. Je mehr ein Volk an wahrer Bildung zunimmt, deſto allgemeiner muß dieſe ſeyn, deſto größern Werth muß dieſe haben, und deſto geringer müſſen, im Verhältniß gegen ſie, alle die Vorzüge geſchätzt werden,

welche die Zufälle der Geburt und des Reichthums gewähren. Immer allgemeiner, immer mehr unter dem Volke verbreitet, muß die wahre Lehre werden, daß die Verdienſte des Vaters nimmermehr auf den Sohn forterben, daß der Adel nur eine Erinnerung deſſen iſt, was die Vorfahren thaten, daß er nur eine Aufmunterung ſeyn ſoll, ihre Tugenden nachzuahmen und ſich gleiche Verdienſte zu erwerben, daß nur Vorzüge des Geiſtes und ausgezeichnete Talente, nie aber die Geburt, zu Staatsämtern berechtigen, und daß ſelbſt im Wehrſtande nichts verderblicher iſt, als Caſtengeiſt.

† Caſtration. Ein Caſtrat bedeutet noch jetzt (von ſeinem Urſprung) einen Sopranſänger bei den Operntheatern. — Caſtriren iſt das Zeitwort für die Handlung der Caſtration; wird aber auch figürlich gebraucht, beſonders (im übeln Sinne) bei Schriften, welche von der Cenſur oder ungeſchickten Editoren, bei Schauſpielen, die von mercantiliſch geleiteten Directoren, durch Streichen bedeutender Stellen, verſtümmelt werden. — Caſtriren heißt bei den Thieren im Allgemeinen Verſchneiden, Schneiden, ein Schwein ſchneiden; dann auch, bei den Pferden, Wallachen; bei den Hähnen Kappen oder Kapaunen ꝛc.

* Caſtrum Doloris (Trauerbühne), wird unrichtig mit Catafalk gleichbedeutend gebraucht. Der Catafalk (das Trauergerüſt) iſt bloß die ſtufenartige Erhöhung des Sarges eines zu feiernden erhabenen Todten mit der denſelben umgebenden Kerzenerleuchtung und den dazu gehörigen Verzierungen an Wappen, Inſchriften ꝛc., welche ſich in einer Kirche, ohne daß dieſe übrigens eine Veränderung zu erleiden braucht, oder in einer Privatwohnung befinden kann. Das Caſtrum Doloris aber iſt der ganze Raum, worin ein Catafalk ſich befindet, nebſt allen Zubehören, gewöhnlich in der Behauſung des Verſtorbenen. Wenn eine fürſtliche oder andere vornehme Perſon, deren Familie dem Verewigten dieſe Ehre gewähren will, geſtorben iſt, wird der Sarkophag (der gewöhnlich nur eine Repräſentation iſt, weil die Naturgeſetze ſelten eine ſo lange Aufbewahrung der Leiche erlauben) des Verſtorbenen auf einer ſtufenmäßig erhöhten, ſchwarz bedeckten Eſtrade (dem eigentlichen Catafalk) zur Schau ausgeſtellt. Die den Rang des Todten charakteriſirenden Zeichen ſind, wenn es eine Privatperſon iſt, auf den Sarg gelegt (wie etwa Degen, Epaulets ꝛc. eines Offiziers), oder einzeln auf 4 bis 6 den Sarg umgebenden, dazu aptirten Tabourets befindlich (die Reichs- oder fürſtlichen Inſignien), wenn es ein regierendes Haupt oder zur Herrſcherfamilie gehörig geweſen. Candelaber umgeben den Sarg. Ein Thronhimmel bedeckt ihn. Vier Marſchälle ſtehen an deſſen Pfeilern. Der im Dienſte des verſtorbenen Fürſten, deſſen Perſon zunächſt geſtandene Officier oder Officiant ſteht zur Linken am Kopfende des Sarges, mit der rechten Hand denſelben berührend, zum Zeichen der auch über das Grab hinreichenden Anhänglichkeit. Das Zimmer iſt ſchwarz ausgeſchlagen, mit ſilbernen Feſtons, paſſenden Allegorien ꝛc. ernſt und edel verziert, und mit zahlreichen Kerzen erleuchtet, die von ſinnreich geordneten Wandleuchtern den Betrachter aus der dunkeln Nacht des Todes, welche von den ſchwarzen Umgebungen ihn anſpricht, in das helle ſchöne Gebiet des Hoffens und des Glaubens führen, und die Thränen, ſo die düſtere Farbe hervorgelockt, ſchnell und bedeutend trocknen ſollen. — Ein ſolches geſchloſſenes Zimmer, oder die Kirche, oder Kapelle, wenn ſie dazu eingerichtet worden, heißt eigentlich nur Caſtrum Doloris. Die Franzoſen nennen es

Chambre ardente, durch Ausdehnung dieſes Ausdrucks, der eigentlich im 17ten Jahrhunderte ein für hohe auf Staatsverbrechen angeklagte Perſonen beſtimmtes Gericht bedeutete, wo die Beſchuldigten in einem ſchwarz ausgeſchlagenen und durch Kerzenlicht erleuchteten Saale verhört und gerichtet wurden.

Caſuar, nach dem Strauße der größte Vögel; er mißt vom Schnabel bis zu den Klauen 5 1/2 Fuß. Die Flügel des Caſuars ſind noch kleiner als die des Straußes, und zum Fliegen ganz unbrauchbar. Statt der Schwungfedern hat er an jedem 4 bis 6 kahle Schäfte, die den Stacheln eines Stachelſchweins gleichen. Sein Lauf iſt ſo ſchnell, daß ihn die flüchtigſten Jagdhunde nicht einholen können. Er bewohnt Oſtindien, beſonders Java und die Molucken. Seine Nahrung beſteht aus Vegetabilien. — An der Botanybay und zu Port Jackſon hat man eine neue Gattung Caſuare entdeckt, die noch weit größer ſind, und ſie neuholländiſche genannt.

Caſuiſtik iſt der Theil der Moral, welcher ſich mit den Grundſätzen beſchäftigt, nach welchen ſchwierige Gewiſſensfälle (beſonders wo Colliſion der Pflichten eintritt) entſchieden werden müſſen. Kant nennt ſie die Dialektik des Gewiſſens. — Daher Caſuiſt, ein Moraliſt, welcher dergleichen Gewiſſensſcrupel zu löſen ſucht. Berühmt ſind die Caſuiſten unter den Jeſuiten, z. B. Escobar, Sanchez, Buſembaum u. a. m., eben ſo ſehr durch ihr Talent im Erfinden ſolcher Fälle, als durch Zweideutigkeit und Seltſamkeit ihrer Rathſchläge.

Catafalk, ſ. Caſtrum Doloris.

Cataract, ſ. Staar und Waſſerfall.

* Cataſter heißt eigentlich jedes tabellariſche Verzeichniß von Dingen z. B. Stämmchen in einer Baumſchule; gewöhnlich wird der Begriffsname den cataſtrirten Dingen vorgeſetzt, daher Baumcataſter, Hauscataſter, d. i. Verzeichniß der Häuſer einer Stadt, eines Dorfes, Viehcataſter. Immer wird eine ſorgfältige und prüfende Zählung vorausgeſetzt, daher ſagt man auch, ein Cataſter aufnehmen. In unſern ſteuerſüchtigen Tagen iſt der Name Cataſter faſt ausſchließend bei Steuerrealien, beſonders der Grundſteuer, im Gebrauche. Er iſt dermaßen in Gebrauch gekommen, daß man ſtatt Steuercataſter ſchlechthin Cataſter ſchreibt und ſpricht, z. B. A. hat nach dem Cataſter 10 Thaler zu zahlen; das Cataſter wird revidirt, oder ein neues Cataſter aufgenommen. In dieſem Sinne iſt daher das Cataſter ein genaues Verzeichniß von allem Grundeigenthum, wornach die Steuern vertheilt werden. Ein ſolches Steuercataſter aufzunehmen iſt an ſich keine geringe Sache und ſehr koſtbar. Frankreich fing durch Colbert das Cataſtriren an, hat ſchon über 32 Millionen Franken darauf verwendet, und hat noch ungefähr 100 Millionen darauf zu verwenden, bis es alle ſteuerbare Grundſtücke im Cataſter liegen hat. Das Cataſtriren fand von Anfang manche Schwierigkeit, wozu wir die frühere ungleiche, aber darum in den Steuerrollen der Bequemlichkeit wegen doch fortgeführte, Beſteuerung der Grundſtücke zählen. Größer war aber die Widerſetzlichkeit der Adeligen, der Güterbeſitzer und der Geiſtlichkeit. Die adeligen und geiſtlichen Stände des Bisthums Osnabrück zahlten z. B. 80,000 Thaler zu der, Behufs eines Steuercataſters bewirkten Landesausmeſſung, unter der Bedingung, daß ihre Güter nicht mit vermeſſen, ſondern auf den Charten in blanco verbleiben ſollten, was auch bis 1809 ſo blieb, und ferner geblieben ſeyn würde, wenn nicht die fran=

zöſiſche Verwaltung einige Jahre im Lande geübt worden wäre. Ein andermal erſchrickt man vor der Totalſumme der Koſten, wenn man vernimmt, daß eine Quadratmeile 2000 Thlr., wie in einzelnen Departements von Frankreich, oder 7000 Thlr., wie bei einzelnen Gegenden am Rheine, koſten werde. Die Koſten ſind um ſo größer, je ſchwieriger die Vermeſſung, was der Fall iſt, wenn viele kleine Stücke vorhanden ſind, die alle einzeln vermeſſen und berechnet werden müſſen. Es ergibt ſich hieraus, daß man eigentlich nicht beſtimmen kann, wie viel eine einzelne Meile koſten werde. Indeſſen kann man im Durchſchnitt etwa 4000 Thlr. (16,000 Fr.) auf die deutſche Quadratmeile annehmen. Zwei Drittel der ſämmtlichen Koſten fallen ungefähr allein auf die Vermeſſung. Dieſe iſt aber bei einem genauen Cataſter ſchlechterdings nöthig. — Ein Haupthinderniß liegt häufig in dem Mangel an Kenntniſſen der obern Behörden, welche gewöhnlich die von ihnen ausgehenden Verordnungen unvollkommen ausfertigen. Eine noch andere gemeine Schwierigkeit ſetzt man in die wenige Vorbereitung zu dem ſo wichtigen Geſchäfte. Sodann fehlt es in der Regel an Landmeſſern, die wie die Aerzte mit ihrer Kunſt ein Gewerbe treiben, und kommen darum von beiden nicht mehr auf eine Quadratmeile, als darauf Unterhalt finden. Im Durchſchnitt findet man auf einer Quadratmeile nur einen Feldmeſſer, der eine Flurcharte aufzunehmen im Stande iſt. Gibt es, wie hier, nun mehr Arbeit, ſo fehlt es an Feldmeſſern. Endlich beklagen ſich auch dieſe über die vorgefundene mangelhafte Landeskenntniß, wodurch ſich ihre Arbeit erſchwert. Es bedarf darum zum Beginnen des großen Werkes, da wo es unternommen wird, einer großen Vorbereitung, wenn etwa das Achtfache des bisherigen Vermeſſens bewirkt werden ſoll. Weil das zu verfertigende Cataſter weiter nichts iſt, als eine äußerſt genaue Statiſtik, die indeſſen Millionen anzufertigen koſtet, ſo iſt ſie nicht ohne eine genaue vorläufige Kenntniß des Landes zu unternehmen, indem der Verfertiger ohne dieſe Kenntniß ſchwer auffindet, wie ſolche zweckmäßig zu ordnen ſey. Es ſoll ja, einmal vollendet, ſich auch immer erhalten, und zwar in allen Bewegungen der Geſellſchaft folgen, ohne je in Verwirrung zu gerathen. Dergleichen Landescataſter werden in drei Abſchnitte getheilt: 1) Vorarbeiten des Cataſters, 2) Ausfertigung des Cataſters und 3) Erhaltung des Cataſters. Auf die Vorbereitung werden 2 bis 3 Jahre verwendet. Da das Cataſter eine Statiſtik aller Gemeinden iſt, ſo iſt jede Gemeinde wiederum als ein Theil oder als ein kleiner Staat anzuſehen, deſſen Glieder alle in einem Steuerverbande liegen, und die über ihr Grundeigenthum mit An- und Abſchreiben ein fortlaufendes Contocurrent führen. Das erſte Geſchäft iſt, daß man die Grenzen der Gemeinden richtig ſtellt, ſie umgeht, ein Grenzprotocoll und eine Grenzcharte aufnimmt, damit man wiſſe, was zu jeder Gemeinde gehört. Sodann werden die darin liegenden Wege aufgenommen, und eine Umfangscharte gezeichnet, auf der die Grenzen der Haiden, Moräſte rc. angegeben werden. Alle Umfangscharten werden zuſammengezeichnet, und bilden die Kreischarten, wobei man alle vorhandene Hülfsmittel an Landescharten, Dreiecken rc. benutzt. Nach dieſen Charten wird nun die Größe des ganzen Kreiſes nach Morgen oder Ackern berechnet, ſo wie die Größe jeder Gemeinde mit Angabe der Waldungen, Moräſte, Teiche rc. dargeſtellt. Nun wird durch einen Feldmeſſer ein Flurbuch aufgenommen, d. i. ein Verzeichniß der vorgefundenen Grundſtücke, welche numerirt und mit den Namen der gegenwärtigen

Beſitzer verſehen werden. Iſt die Umfangscharte fertig, ſo beginnt die Abſchätzung der ſämmtlichen Grundſtücke nach der Reihe in einer Gemeinde. Dazu werden der Steueraufſeher und ſachverſtändige Landwirthe beordert. Der ausgemittelte Werth wird bei jedem Stücke im Flurbuche nach angenommenen Claſſen angemerkt. Auf dem ſtatiſtiſchen Büreau des Regierungsbezirks werden nun alle Theile zuſammen geſtellt, vereinigt und in Tabellen gebracht. — Als Vortheile einer ſolchen 2- bis 3jährigen Vorarbeit führt man an: 1) die dadurch erlangte beſſere Kenntniß des Landes; 2) die dabei veranlaßte Bildung des Perſonals, vom Präſidenten bis zum gemeinen Gehülfen herab; 3) die Wegräumung mancher Hinderniſſe; 4) die darnach zu machende Ausgleichung ungleicher Steuervertheilungen und endlich 5) daß man insbeſondere für die nächſtfolgenden Jahre in Menge zu brauchende Geometer praktiſch anzieht. Das zweite Hauptgeſchäft iſt die Anfertigung des Cataſters. Die Grundlage deſſelben iſt die Ausmeſſung eines jeden einzelnen Grundſtücks, es ſey Garten, Acker, Wieſe, Wald ꝛc. und das Auftragen derſelben in die Flurcharte. Iſt die Gemeindeflur groß, ſo wird ſie nach Verhältniß der Größe in mehrere Abtheilungen (Sectionen) getheilt, wobei man aber auf natürliche Gränzen, als Wege, Fußſteige, Teiche u. dergl. ſieht. Der Maßſtab einer jeden Flur wird ſo genommen, daß ſie auf einem großen Bogen Papier Platz findet; wo denn nachher alle Flurcharten bequem in einen Atlas zuſammengebunden werden können, in welchem die erſte die Generalcharte iſt, welche angibt, wie alle Sectionen in einer Gemeinde aneinanderſtoßen. Dieſe iſt im kleinſten Maßſtabe gezeichnet, z. B. bei Dörfern von 1000 zu 1, bei mittlern Ackervertheilungen von 2000 zu 1; bei Waldungen, Haiden u. ſ. w. von 4000 zu 1, und bei der General-Charte der Gemeinde von 10,000 zu 1. Ueber jede Section wird eine Flurcharte aufgenommen, und dazu eine Abtheilung im Flurbuche gemacht. In dieſen liegen und ſind die Stücken wie ſie auf einander folgen, verzeichnet. Im Flurbuche bleibt hinter jedem Stücke ein Raum leer, damit in denſelben, bei der Beſitzveränderung, der Name des jedesmaligen Beſitzers geſchrieben werden kann. — Außer dem Flurbuche wird noch ein Erd- oder Erbebuch angefertigt, in welchem die Grundbeſitzer einer Gemeinde nach alphabetiſcher Ordnung ihre Grundſtücke die ſie beſitzen, zuſammengeſtellt finden, ſie mögen liegen in welcher Section ſie wollen. In der Folge werden die, welche ein Einzelner neu erwirbt, z. B. durch Kauf, Erbe, Tauſch, hinzugeſchrieben, und die er abgibt, geſtrichen. Die Flurcharte, das Flur- und Erbebuch, als die drei weſentlichen Stücke, auf denen die Genauigkeit und Erhaltung des Cataſters beruht, nehmen gewöhnlich 7/8 von allen Koſten der Kataſtrirung weg. Damit die Stücke auf der Flurcharte genau ſo liegen, wie ſie auf dem Felde folgen, ſo wird zuerſt eine Anzahl feſter Punkte beſtimmt, von denen der Landmeſſer beim Auftragen der Stücke ausgeht, wodurch alles Verſchieben verhütet wird. Damit aber auch alsdann auf der Gemeindecharte die Sectionen gehörig an einander ſchließen, ſo werden ſie ebenfalls durch feſte Punkte mit einander verbunden. Die Entfernung dieſer Punkte und ihre Lage gegen einander werden mit kleinen Dreiecken beſtimmt, welche der Landmeſſer auf ſeinem Meßtiſche mit dem Viſirrohr aufträgt. Der Oberlandmeſſer des Kreiſes zeichnet nachher eine Kreischarte, im Maßſtabe von 5000, in welcher er die Gemeindecharten, die im Maßſtabe von 10,000 ſind, vereinigt. Damit dieſe gehörig aneinanderſchließen mögen, und damit für jede

ohne langes Probiren die rechte Stelle gefunden wird, wohin ſie gehört, ſo überzieht er den Kreis mit einem Dreiecke, ſo daß in jeder Gemeinde wenigſtens 2 bis 3 feſte Punkte ſind. Dieſe Punkte gibt er ſeinen Landmeſſern, und indem dieſe ſich mit ihren Gemeindecharten anſchließen, ſo kommt jede dahin zu liegen, wohin ſie gehört, und ohne alle Verſchiebung. — Aus der Kreischarte wird eine Charte des Regierungsbezirks oder der Provinz, im Maßſtabe von 100,000 zu 1 zuſammengezeichnet; und damit die 10 oder mehrere Kreischarten gehörig ſchließen, ſo überzieht der Director des Cataſters den Regierungsbezirk mit großen Dreiecken von 2, 3, 4 und 5 Stundenſeiten. Dieſe theilt er den Oberlandmeſſern mit, und dieſe ſchließen ſich an dieſe Dreiecke an, indem ſie eine Seite derſelben als ihre Standlinie anſehen, von der ſie bei der Meſſung ihrer kleinen Dreiecke ausgehen. Indem das große Dreiecknetz aſtronomiſch orientirt iſt und voll Nord liegt, ſind auch alle Punkte orientirt, die hiermit zuſammenhängen, und jede Gemeindecharte liegt voll Nord. Auf dieſe Weiſe erhält man zugleich eine genaue Landescharte. Ueber das Meſſen ſelbſt ſehe man: Benzenbergs praktiſche Geometrie, 3 Theile. Nachdem alle Stücke von den Landmeſſern aufgenommen ſind, fängt die Claſſirung und Abſchätzung derſelben an, um den Reinertrag derſelben zum Behuf der Beſteuerung zu beſtimmen. Dazu nimmt man gewöhnlich den mittlern Pachtpreis an. Als Anhaltspunkte müſſen die wirklich beſtehenden Pächte dienen. Iſt auch die Abſchätzung vollendet, ſo ſieht ſie der Steuerdirector durch und ſchickt ſie in jede Gemeinde, damit ſie die Gemeindebehörde ebenfalls durchſehe, oder durch eine Commiſſion prüfen laſſe. Es wird alsdann eine Kreisverſammlung gehalten, wobei der Landrath oder ein ſonſtiger Beamter präſidirt, der Steuerdirector, der Steueraufſeher und Abſchätzer zugleich zugegen ſind. Hier werden alle Abſchätzungen mit einander verglichen und alle Einwendungen der Deputirten zum Protocoll genommen. Aus dieſem bearbeitet der Steuerdirector nachher den definitiven Anſchlag für jede Culturart und jede Claſſe des Bodens jeder Gemeinde, der dann endlich dem Regierungspräſidenten zur Beſtätigung vorgelegt wird. Nach erfolgter Beſtätigung wird der ſogenannte Reinertrag von jedem Stücke, nach ſeiner Größe und Claſſe berechnet und hiernach das Flurbuch, das Erd- und Erbebuch und die Steuerrolle für jede Gemeinde angefertigt. So iſt der Geſchäftsgang bei den Cataſtrirungen in den jetzt preußiſchen Rheinprovinzen. Drittens kommt die Erhaltung des Cataſters in Betracht. Vorerſt müſſen die gehörigen An- und Abſchreibungen im Flur- und Erbebuche gemacht werden. So oft in der Folge ein Stück in andere Hände geht, wird das Ab- und Zuſchreiben erneuert. Verſchwindet ein Name durch Wegzug oder Tod, ſo wird ſein Artikel gelöſcht. Kommt ein neuer Name in die Gemeinde, ſo wird dieſem im Supplementbande des Erbebuches ein neuer Artikel gegeben. In 25 Jahren iſt alles Grundeigenthum gemeiniglich in andere Hände gegangen. So viel nun immer Veränderungen erfolgen mögen, ſo muß doch die Flurcharte immer der Vertheilung des Bodens folgen, wenn anders das Cataſter in Ordnung verbleiben ſoll. Damit nun dieſe erhalten werde, muß eine ſolche Einrichtung getroffen werden. Beim Gemeindeatlas iſt ein Supplementband, welcher eben ſo viel weiſſe Charten hat, als der Atlas Flurcharten. Wird z. B. ein Stück getheilt, etwa in der Section D, ſo wird dieſes in dem Supplementcataſter in die Section D mit der neuen Eintheilung gezeichnet, und jedem Stücke wird nun außer

der alten Haupt-Nummer eine Neben-Nummer gegeben; z. B. 37.1 37.2 und 37.3 Im Flurbuche wird nun das Stück gelöſcht und im Supplementbande wieder als drei neue Stücke vorgetragen, mit denen nun das Contocurrent ſo fortgeſetzt wird, als wären ſie ſchon bei der Verfertigung des Cataſters getheilt geweſen. Alle 25 Jahre iſt wieder eine Reviſion des Cataſters vorzunehmen. Bei dieſer werden alle Theilungen aus dem Supplementbande entnommen, und in das Flurbuch in gehöriger Folge getragen. Wird auf dieſe Art immer fortgefahren, ſo veraltet das Cataſter nie. Als Beiſpiel einer Landescataſtrirung wählen wir die in Frankreich vorgenommene, zumal ſie uns zugleich einen ſcharfen Blick in dieß merkwürdige Reich thun läßt. Das

Cataſter von Frankreich hat ſowohl hiſtoriſchen als ſtatiſtiſchen Werth, und hat darum auch im Auslande allgemeine Aufmerkſamkeit erregt. Die erſte Idee ſoll der Miniſter Colbert gegeben haben, und wurde noch vor ſeinem Tode in einem kleinen Theile des Landes ausgeführt. Die verſchiedenen Provinzen ſollten ihr eigenes Cataſter erhalten. Da jedoch die Grundſtücke der Adelichen, der Geiſtlichkeit und der Städte, die von ihrem unbeweglichen Eigenthume nichts bezahlten (vergl. d. Art. *Grundſteuer von Frankreich*), ausgenommen waren, ſo blieb das Unternehmen unvollkommen. Erſt 1791, als durch ein Geſetz die allgemeine Grundſteuer eingeführt ward, wurde eine neue Vertheilung für das ganze Land gemacht. Aber auch dieſe wurde bei dem großen Mangel an ſtatiſtiſchen Nachrichten unvollkommen. Die Miniſter hatten zwar, wie überall, aufs allertrefflichſte regiert, jedoch ohne das Land, welches ſie regierten, zu kennen, ohne zu wiſſen, wie viel in einer Provinz Ackerland, Wieſe, Waldung, Wüſtung ſey, wie viel jedes einbringe, genug, ſie vertheilten jährlich die Steuern darauf, unbekümmert, ob dieſe Vertheilung auch gleichförmig, alſo gerecht ſey oder nicht. Um die Fehler der ältern Vertheilung zu verbeſſern, wurde ein allgemeines Cataſter decretirt, das aber der entſtandenen Unruhen wegen nicht gleich in Ausführung gebracht werden konnte. Die gerechten Klagen über ungleiche Beſteurung wurden immer lauter, und mußten es werden, denn als man zu cataſtriren anfing, fand ſich, daß ein Departement 4 Millionen, und ein anderes 11 Millionen beitrug, da doch jedes 7 1/2 Million zu zahlen ſchuldig war. — 1803 verordnete Bonaparte, daß alle Gemeinden Frankreichs gemeſſen und abgeſchätzt werden ſollten. Da aber dieſe Meſſungen nur nach Culturmaßen geſchahen, ſo kamen zwar die Gemeinden gegen einander ins richtige Verhältniß zu ſtehen, aber es blieb die innere Vertheilung der Gemeinden unvollkommen, indem man nur bloß die Aecker, Wieſen und Waldungen ꝛc. der Gemeinden, nicht aber auch jedes Beſitzers einzelne Stücke gemeſſen hatte. Erſt als die Arbeit 5 Jahre lang unter vielen Schwierigkeiten, die vorzüglich aus Mangel an guten Landmeſſern und geſchickten Steuerdirektoren entſprangen, fortgeſetzt waren, befahl der Kaiſer, daß die einzelnen Stücke vermeſſen, und ein vollſtändiges Gemeindecataſter aufgenommen werden ſollte. Seit 1808 iſt dieſe Meſſung und Schätzung, nur auf eine kurze Zeit unterbrochen, fortgeſetzt worden. Bereits ſind etwa 10,000 Gemeinden gemeſſen, 7000 abgeſchätzt und cataſtrirt. Ein Viertel vom Ganzen iſt gemeſſen (etwas über 2000 Quadratmeilen), und über ein Sechſtel (etwa 1500 deutſche Quadratmeilen) iſt cataſtrirt. Die Koſten der ſeitherigen Arbeit betragen 32 Millionen, und zur Vollendung des Ganzen mögen noch 100

Millionen Franken erfoderlich ſeyn. Hinſichtlich der Statiſtik von Frankreich hat das Cataſter bereits ſchöne Reſultate gegeben, die wir im Auszuge des Berichts, welchen der Finanz-Miniſter im Jahre 1818 der Kammer der Deputirten vorlegte, mittheilen. Zwar iſt das Ganze noch nicht vollendet, allein man hat an den fertigen Gemeinden und Cantonen treffliche Anhaltspunkte, um in Verbindung mit andern Hülfsmitteln eine vorläufige Statiſtik von Frankreich aufzuſtellen, die an Vollſtändigkeit und Genauigkeit alles übertrifft, was man in andern Ländern aufgeſtellt hat. Folgende Angaben ſind alle in metriſchen Mrg., deren 10 nahe gleich ſind 39 Magdeburger. Frankreich hat

83 Departement, jedes im Durchſchnitt von 570000 Morgen
368 Arrondiſſements, jedes . . . 129000 —
2669 Cantons, jedes . . . . . 17000 —
38990 Gemeinden, jede . . . . 1216 —

in Allem 47 Millionen 404000 Morgen und in dieſen 115 Millionen 268000 Stücke, alſo in 100 Morgen 243 Parcellen.

Statiſtik
von Frankreich nach dem Cataſter.

Cultur-Arten.	Morgenanzahl Arpents métriques.	Jährlicher Reinertrag. Frank.	Ertrag auf 1 Morgen.
Ackerland . . .	22,818000	600,191000	26 Frank.
Schlagwaldungen . .	5,125000	73,463000	14 —
Hochwald . . .	460000	5,038000	11 —
Viehweiden . . .	3,525000	45,320000	13 —
Wieſen . . .	3,488000	184,760000	53 —
Weinland . . .	1,977000	86,064000	44 —
Kaſtanienwälder . .	406000	4,410000	11 —
Obſtgärten . . .	359000	26,787000	75 —
Küchengärten . .	320000	23,187000	71 —
Teiche	213000	3,706000	17 —
Moräſte . . .	186000	3,246000	17 —
Hanffelder u. Hopfengärten	60000	3,311000	55 —
Erlen- und Weidenbrüche	53000	2,009000	38 —
Olivengärten . . .	43000	2,977000	69 —
Steinbrüche und Halden	28000	830000	3 —
Luſtgärten . . .	16000	1,674000	105 —
Maulbeerpflanzungen .	13000	782000	60 —
Baumpflanzungen .	10000	519000	52 —
Torfſtechereien . .	7000	130000	19 —
Canäle zur Schifffahrt	6000	402000	67 —
Bewäſſerungskanäle .	3000	140000	47 —
Verſchiedene Arten örtlicher Culturen in den verſchiedenen Departements .	780000	33,448000	43 —
Oede Ländereien, als Haiden und Sandſchollen	3,841000	8,067000	2 —
Verſchiedene kleine Culturarten . . .	213000	11,797000	55 —
Aller ſteuertragender Boden	43,958000	1121,501000	25 —

Folgende Grundſtücke tragen keine Steuern, als:

Die Staatswaldungen	1,486000	Morgen
Oeffentliche Plätze, Spaziergänge, Wege, Landſtraßen	1,170000	—
Flüſſe, Bäche, Seen	465000	—
Gletſcher, unfruchtbare Berge, Felſen . . .	240000	—
Nichtstragende Domainen	105000	—
Gottesäcker	6000	—
Nicht ſteuerbare	3,446000	—
Steuerbare	43,958000	—
Morgenzahl von Frankreich	47,404000	—

Zu dem jährlichen Ertrage von 1121,501000 Frank. Silberrente des ſteuerbaren Bodens kommt die Silberrente der Gebäude hinzu, für die eine beſondere Steuerrolle in jeder Gemeinde, unter dem Titel: Propriétés bâtes, aufgenommen iſt:

Häuſer	5,431000.	Ertr.	303,193000	Fr.	jedes	56	Fr.
Mühlen	76000.	—	18,459000	—	—	243	—
Hüttenwerke u. Fabriken	35000.	—	7,509000	—	—	214	—
Gebäude verſchiedener Art	14000.	—	1,670000	—	—	119	—
Hammerwerke u. Hohöfen	2000.	—	1,958000	—	—	979	—
In Allem . . .	5,558000.	—	332,780000	—	—	60	—

Die zu beſteuernde Silberrente wurde alſo dadurch um 333,000000 Fr. vermehrt, als durch das Geſetz alles unbewegliche Eigenthum beſteuert wurde, folglich auch das Capital, ſo in den Häuſern angelegt worden, und durch dieſe ſeine Rente trägt. Die Silberrente vom unbeweglichen Eigenthume der Nation beträgt demnach 1454,000000; davon das 9tel Steuern, thut 162,000000. Die nicht beſteuerten Gebäude beſtehen in 56000 Kirchen und Kirchenhäuſern auf einer Fläche von 3000 Morgen, und 22000 öffentlichen oder zum Staatsdienſte gehörenden auf 4000 Morgen. Die Hälfte der Fläche des Reichs iſt Ackerland (23,000000 Morgen); der 9te Theil Waldungen; der 15te Viehweide und faſt eben ſo viel Wieſe; 1/13 alles Bodens iſt ödes Haideland und nur 1/100 iſt Hochwald; 1/25 Weingärten; 1/370000 Luſtgärten und Parks. Zur Silberrente liefern die Gebäude ungefähr 1/5, das Ackerland 2/5, die Weinberge 1/17 und das Brennholz 1/20. Die vollſtändigſte Nachricht über das franzöſiſche Cataſter findet ſich in der Collection des Lois, Décrets, Reglements, Instructions et Décisions sur le Cadastre de la France, welche in 5 Bänden 8. in Paris bei Rondonneau herausgekommen iſt. 1811 wurden ſie auf Befehl des Miniſters umgearbeitet und in 1 Quartband gebracht, unter dem Titel: Recueil méthodique des Lois etc. Dazu gehört ein Folioband Modelle. Beide Werke ſind jedoch nicht in den Buchhandel gekommen, ſondern bloß an die Agenten des Cataſters vertheilt worden, bei denen ſie Eigenthum der Regierung bleiben. In Benzenbergs Geſchichte des Cataſters iſt da, wo vom Cataſter von Frankreich die Rede iſt, ein vollſtändiger Auszug des Recueil méthodique gegeben, in welchem die 50 Bogen deſſelben auf 10 zuſammengezogen worden. P—l nach B—g.

† Catel. In Deutſchland führen zwei in Berlin lebende ausgezeichnete Künſtler auch den Namen Catel. Der eine, Louis, iſt Architekt, der andere, Franz, Zeichner.

Catharina Paulowna (geb. den 21. März 1788), Königin

von Würtemberg, Großfürſtin von Rußland, jüngere Schweſter des Kaiſers Alexander und Wittwe des Prinzen Georg von Holſtein-Oldenburg, welcher den 27. Dec. 1812 in Rußland geſtorben war. Vom Prinzen von Oldenburg leben zwei Söhne, welche am 30. Aug. 1810 und 26. Aug. 1812 geboren ſind. Ihrer Feſtigkeit allein ſcheint man es zu verdanken zu haben, daß Napoleon, ehe er mit der Kaiſertochter von Oeſterreich ſich verband, nicht mit dem ruſſiſchen Kaiſerhaus verſchwägert wurde. Gleich ausgezeichnet durch Körperſchönheit und Geiſtesgröße und eine beinahe männliche Beſonnenheit und Entſchloſſenheit, hing ſie ſtets mit der wärmſten Liebe an ihrem Bruder Alexander, und war ſeit 1812 in den Feldzügen in Deutſchland und Frankreich, zu London und Wien häufig ſeine Gefährtin und gewiß von dem bedeutendſten Einfluß auf manche ſeiner verhängnißreichen Entſchlüſſe. Sie vorzüglich war es, wie man behauptet, welche im Mai 1814, die Verbindung zwiſchen dem Prinzen von Oranien und der Prinzeſſin Charlotte von Wallis hintertrieb, und die Vermählung dieſes Prinzen mit ihrer und Alexanders jüngerer Schweſter einleitete. Schon 1813 hatte ſie der damalige Kronprinz Wilhelm von Würtemberg in Deutſchland kennen gelernt und ſie 1814 in Paris wieder geſehen. Seine Wünſche wurden erfüllt; er ſah ſich, nachdem er ſich von ſeiner erſten Gemahlin, der jetzigen Kaiſerin von Oeſterreich, einer der edelſten Frauen, aus unbekannt gebliebenen Urſachen, getrennt hatte, den 23. April 1815 mit ihr zu Petersburg vermählt, und beſtieg, nach dem Tod ſeines Vaters im October 1816, mit ihr den Königsthron von Würtemberg. Catharina Paulowna erinnert vielfach an die Kaiſerin Catharina, und iſt durch ihren Einfluß auf die Angelegenheiten der letztern Jahre welthiſtoriſch merkwürdig geworden. Als Landesmutter hat ſie ſich in dem Hungerjahre 1816 ſehr wohlthätig bewieſen. Sie bildete Frauenvereine, ſuchte auf Volkserziehung einzuwirken; ſie bemühte ſich, nach den engliſchen saving Banks, für die untern Volksklaſſen Sparbanken einzurichten, und griff mannigfaltig in die kleine innere Oekonomie des Staats ein, wobei ſie, wie es ſchien, vorzüglich immer Englands Einrichtuugen nachzuahmen ſuchte. — Ein plötzlicher Tod machte ſchon am 9. Jan. 1819 ihrem edeln Wirken ein Ende, zu tiefem Schmerz des ſie innig liebenden Gemahls und des ganzen würtembergiſchen Volkes, von welchem ſie hoch verehrt wurde und das ihren Verluſt wahrhaft betrauert.

Cathedrale oder Cathedralkirche, ſo genannt von der Cathedra oder dem Lehrſtuhl des Biſchoffs, iſt diejenige Kirche, welche der Sitz eines Erzbiſchoffs oder doch Biſchoffs iſt, und alſo als Hauptkirche der Diözes betrachtet wird. Da gewöhnlich Domſtifte damit verbunden ſind, ſo werden ſie auch Domkirchen genannt.

† Cattaro. General Milutinofich nahm es am 10. Juli 1814 für Oeſterreich wieder in Beſitz. (Vergl. Dalmatien.)

Catun, auch Kattun und Cotton genannt, das bekannte baumwollene Zeug, das zur Bekleidung der Frauen aller Stände, nach Maßgabe ſeiner geringern oder höhern Güte, und ſonſt zu vielfachen andern häuslichen Zwecken, verwandt wird. Es wurde urſprünglich uns bloß aus Oſtindien durch die Holländer, Engländer, Dänen ꝛc. zugeführt, und von dieſen in großen öffentlichen Auctionen verſteigert. Dieß geſchieht zwar mit mehreren Gattungen weiſſer Catune auch noch gegenwärtig, allein der größte Theil des unermeßlichen Bedarfs wird jetzt von den Völkern des Continents ſelbſt verfertigt. Die Franzoſen und die Schweizer zeichnen ſich darin durch die feinſte Waare aus.

Ihnen folgen die Engländer, dieſen die Sachſen, von denen vorzüglich die chemnitzer Fabrikanten große Partien auf die deutſchen Meſſen bringen. Außer der innern Güte und Feinheit des Stoffs kommt vorzüglich die Schönheit der Muſter und die Dauerhaftigkeit der Farben bei den bedruckten Catunen in Betracht. Auch hier findet wieder dieſelbe Stufenleiter Statt, die oben in der Güte angegeben iſt. — Von einzelnen Städten in Deutſchland zeichnen ſich noch Hamburg, Augsburg und Berlin durch die Lieferung ſehr ſchöner Waare aus.

* Caucaſus, berühmtes Alpengebirge in Weſtaſien, welches die breite Landenge zwiſchen dem ſchwarzen und caspiſchen Meere einnimmt, und ſich von dem einen Meere zum andern, von Südoſten nach Nordweſten erſtreckt. Sowohl in Hinſicht der Ausdehnung als der Höhe gehört der Caucaſus zu den vorzüglichſten Gebirgen. Die Länge beträgt 95 Meilen und die Breite wechſelt. Von Mosdok bis Tiflis kann man ſie auf 40 Meilen ſchätzen. Bergſtröme, Abgründe und Lavinen machen dieſes Gebirge ſehr unzugänglich. Das Hauptgebirge, oder vielmehr der hohe Rücken deſſelben, von welchem das Gebirge nach beiden Seiten zu abfällt, beſteht aus granitiſcher Steinart und aus hohen Gipfeln, die zum Theil ewigen Schnee tragen, meiſtens kahl ſind und wenige Vegetation zeigen. Während die höchſten Spitzen in Eis und Schnee gehüllt ſind, tragen die niedrigen Berge Wälder. An der weſtlichen Seite erhebt ſich vorzüglich der Elbrus, den die Einwohner Chat oder Chach-Gara nennen, und der nach einer ruſſiſchen Meſſung 16 700 Fuß hoch ſeyn ſoll. An der öſtlichen Seite iſt der höchſte Berg der Schneeberg, weſtlich von Kuba, und 1810 zuerſt von einem europäiſchen Reiſenden erſtiegen. Er iſt ſelbſt im Sommer mit Schnee bedeckt, und wird auch Schah-dagh (Königsberg), deßgleichen Schah-Elbrus genannt. Elbrus iſt überhaupt der Name aller aus der Kette des Caucaſus hervorragenden ſehr hohen und koniſchen Berge. Er geht ſehr ſteil in die Höhe, und iſt auf dem caspiſchen Meere ſehr weit zu erkennen. Die meiſten auf dem Caucaſus entſpringenden Flüſſe nehmen entweder einen öſtlichen Lauf in das caspiſche, oder einen weſtlichen in das ſchwarze Meer. Auf der Nordſeite des Caucaſus fließt öſtlich der Terek in das caspiſche, und weſtlich der Kuban in das ſchwarze Meer, jenſeits welcher Flüſſe ſich das Gebirge in die Steppen des ſüdlichen Rußlands verflacht. Auf der Südſeite des Caucaſus fließt öſtlich der Kur ins caspiſche, und weſtlich der Rioni (bei den Alten Phaſis genannt) ins ſchwarze Meer, jenſeits welcher Flüſſe die Gebirge des türkiſchen und perſiſchen Armeniens aufſteigen, und ſo einen Zuſammenhang des Caucaſus mit den übrigen Gebirgen Weſtaſiens bilden. So rauh und unfruchtbar das Hauptgebirge des Caucaſus iſt, ſo fruchtbar und von der Natur geſegnet ſind beſonders die ſüdlichen Abhänge des Gebirges, wo das Land mit Bächen, Wäldern, Frucht- und Weingärten, Kornfeldern und Viehtriften abwechſelt, und alles im Ueberfluſſe darbietet. Der Weinſtock, Obſtbäume, ja ſelbſt Kaſtanien, Feigen kommen ohne alle Pflege fort. Das Getraide aller Art, Reis, Baumwolle, Hanf gedeihen vortrefflich, und dieſe Länder könnten bei gehöriger Cultur die glücklichſten ſeyn; aber der Ackerbau wird ſehr nachläſſig betrieben, wovon theils die Trägheit der Einwohner, theils die Entvölkerung und die Unſicherheit Urſachen ſind, indem die häufigen räuberiſchen Einfälle der Gebirgsbewohner, beſonders der Lesghier, den Ackerbau treibenden Bewohnern dieſer Gegenden die Früchte ihres

Fleißes entziehen, und die Menſchen ſelbſt als Sklaven fortführen. Groß iſt die Menge des Wildes von aller Art, und die Faſanen ſind hier zu Hauſe. Das Mineralreich enthält reiche Schätze, die faſt gar nicht benutzt werden. Merkwürdig iſt auch der Ueberfluß an Mineralwaſſern und an Bergöl- oder Naphthaquellen in vielen Gegenden. Die Einwohner dieſer Länder beſtehen aus verſchiedenen kleinen Völkerſchaften von verſchiedener Abſtammung und Sprache, und ſind theils griechiſche und armeniſche Chriſten, theils Muhamedaner, theils Juden, und theils verehren ſie Geſtirne, Berge, Felſen, Bäume. Viele derſelben zeichnen ſich durch eine ſchöne regelmäßige und dauerhafte Körperbildung aus, beſonders die Tſcherkeſſen und Georgier, welche der ſchönſte Menſchenſtamm in der Welt ſind; daher auch das weibliche Geſchlecht von den Orientalen für ihre Harems geſucht wird, und die Reize der Tſcherkeſſinnen (Zirkaſſierinnen) und der Georgierinnen ſind zum Sprichworte geworden. Die Einwohner ſtehen theils unter verſchiedenen kleinen Fürſten, die oft nur einige Dörfer beherrſchen, theils unter Aelteſten. Sie ſind Georgier, Abaſen, Lesghier, Oſſeten, Tſcherkeſſen, Kiſten, Inguſchen, Kharabulaken, Tſchetſchenzen, Tataren, Armenier, Juden; auch in einigen Gegenden gibt es nomadiſche Araber. Unter dieſen Völkerſchaften ſind beſonders die Lesghier, welche die öſtlichen Gebirgsgegenden des Caucaſus bewohnen, das Schrecken der Armenier, Perſer, Georgier und Türken. Freiheit lehrt ſie Tapferkeit und macht ſie allen ihren Nachbaren furchtbar. Mangel an vielen, ſelbſt den nothwendigſten Bedürfniſſen des Lebens, nöthigt ſie zum Raube, und alles, was ſie nur erhaſchen können, als ihr rechtmäßiges Eigenthum zu betrachten. Deßwegen ſind auch ihre ſchwächern Nachbaren, welche die Mittel- und Vorgebirge bewohnen, häufig ihren Ueberfällen ausgeſetzt, wenn ſie ihnen nicht durch Geſchenke zuvorzukommen ſuchen. Dagegen ſchützen die Felſengebirge der Lesghier ſie hinlänglich gegen jeden fremden Angriff, und man hat nur ſelten Beiſpiele, daß ihnen ihre Nachbaren Gleiches mit Gleichem vergolten haben. Gewerbe treiben die Lesghier faſt gar nicht, und ihre Viehzucht, ſo wie der Ackerbau ſind nicht für ihre Bedürfniſſe hinreichend. Die Wirthſchaft liegt den Weibern ob, die auch aus der zarten feinhaarigen Schafwolle Decken, Tuch und Mäntel verfertigen. So bleibt dem Manne keine andere Beſchäftigung übrig, als der Krieg und die Räuberei, um die Bedürfniſſe ſeines Hauſes herbeizuſchaffen. Jeder benachbarte Fürſt kann ſich die Hülfe dieſer Völker verſprechen, und nach ſeinem Verlangen eine Anzahl Streiter bekommen, wenn er nur, außer dem nöthigen Proviant, für jeden Mann noch 10 bis 12 Rubel Silber zahlt. Sie unternehmen gern einzelne Streifzüge, machen den Feind ſicher, und überfallen ihn unvermuthet. Dabei zeigen ſie im Unglück die heldenmüthigſte Tapferkeit. So wie im ganzen Caucaſus, ſo herrſcht auch bei ihnen die Gaſtfreundſchaft und Blutrache. Kein Fremder kann in ihrem Lande reiſen, ohne einen Gaſtfreund oder Kunak zum Begleiter zu haben. Von dieſem eingeführt, wird er überall freundſchaftlich aufgenommen und bewirthet. — Man begreift alle dieſe Länder, welche auf und an dem Caucaſus liegen, unter dem Namen der caucaſiſchen Länder, welche jetzt, ſeit dem 1813 zwiſchen Rußland und Perſien geſchloſſenen Frieden, zum ruſſiſchen Reiche gehören, ohne jedoch ihm völlig unterworfen zu ſeyn; denn nur ein kleiner Theil, die georgiſchen Länder Schurageli, Karthli und Kachethi haben eine ordentliche Gouvernementsverfaſſung, und bilden das ruſ-

ſiſche Gouvernement Gruſien mit der Hauptſtadt Tiflis, 872 Quadratmeilen und 300,000 Einwohnern. Die übrigen Länder ſind den Ruſſen mehr oder weniger unterworfen. Einige der Fürſten dieſer Gegenden erkennen die ruſſiſche Herrſchaft an, andere hingegen, beſonders in dem eigentlichen Gebirge des Caucaſus, ſind noch ganz unabhängig, leben in Feindſchaft mit den Ruſſen, und thun räuberiſche Einfälle in das ruſſiſche Gebiet; daher dieſe am Terek eine militäriſche Linie und Koſakenſtanitzen angelegt haben; und zur Sicherung der von Mosdok nach Tiflis über das caucaſiſche Gebirge führenden Hauptſtraße ſind mehrere Schanzen in einiger Entfernung von einander errichtet. Außer dem angeführten Gouvernement Gruſien gehören vorzüglich zu den caucaſiſchen Ländern: Abchaſien, Mingrelien, Imerethi und Ghuria, auf der Weſt- und Südſeite des Caucaſus und am ſchwarzen Meere; die große und kleine Kabardah, die Länder der Oſſeten, der Khiſti, Inguſchen, Ckarabulaken, Tſchetſchenzen und Ckumyken, auf der Nordſeite des Caucaſus und im Gebirge ſelbſt; Dagheſtan, Lesghiſtan und Schirwan, auf der Oſt- und Südſeite des Gebirges und am caspiſchen Meere. Jenſeits des Terek, an der Nordſeite des Caucaſus, iſt das ruſſiſche Gouvernement Caucaſien, mit der Hauptſtadt Georgiewsk, 2600 Quadratmeilen und 100 000 Einwohnern, worunter ſich auch noch Bewohner von caucaſiſchen Völkerſchaften befinden. C—ch.

† Caulaincourt (Armand Auguſtin Louis), Herzog von Vicenza, einer der erſten Günſtlinge Napoleons, und von dieſem zu den mannigfaltigſten militäriſchen, und noch mehr diplomatiſchen Geſchäften gebraucht, iſt den 9. Dec. 1772 in der Picardie geboren. 1812 begleitete er Napoleon auf dem unglücklichen ruſſiſchen Feldzuge, und er war es, der dieſen bei ſeiner Rückreiſe nach Paris allein über Warſchau und Dresden begleitete. (Man leſe darüber De Pradts intereſſante Schilderung, in deſſen Geſchichte ſeiner diplomatiſchen Sendung nach Warſchau.) Im Feldzuge 1813, nach den Schlachten von Lützen und Bauzen, brachte er den Waffenſtillſtand zu Stande, war aber bei den Friedensunterhandlungen in Prag minder glücklich. Zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, war er Napoleons Abgeordneter auf dem Congreſſe zu Chatillon. Nach der Einnahme von Paris ſchloß er am 11. April den Vertrag zwiſchen dem Kaiſer und den alliirten Mächten ab, und zog ſich dann, nachdem er ſich mit Madame de Caniſy vermählt hatte, in den Privatſtand zurück; trat aber wieder auf nach Napoleons zweiter Uſurpation, und übernahm das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten. Seine Bemühungen, mit den fremden Höfen Verbindungen anzuknüpfen, waren vergebens, da die Depeſchen nicht über die Gränze gelaſſen wurden. Nach der Schlacht von Waterloo wurde er unter Fouché Mitglied der kurzen proviſoriſchen Regierung, trat aber dann ganz zurück, verließ ſpäter Frankreich gänzlich, als der König nach Paris zurückkehrte, und ſchiffte ſich nach England ein, wo er noch lebt.

Cazes (de), ſ. Decazes.

† Cefalonien gehört ſeit 1815 wieder zum Staate der vereinigten ioniſchen Inſeln. (S. ioniſche Inſeln.)

Cenſor. Die Cenſoren waren zu Rom angeſehene Magiſtratsperſonen, welche über die Anzahl des Volks und das Vermögen der Bürger ein Verzeichniß hielten und ſeit dem Jahre der Stadt 311 die Schatzung der Bürger beſorgten. (S. Cenſus.) Zugleich hatten ſie die Aufſicht über die Sitten. Sie wurden alle fünf Jahre

gewählt. — Bei uns heißen Cenſoren die von Seiten des Staats mit der Büchercenſur (ſ. d. Art.) beauftragten Perſonen.

Cerachi (Giov.), berühmt als großer Bildhauer, ein Nebenbuhler Canova's, und denkwürdig in der Geſchichte durch eine Verſchwörung, die er im Jahr 1800 mit Arena, Damerville und Topino Lebrün gegen Napoleon Bonaparte, damaligen erſten Conſul, angelegt hatte. Die Verſchwornen wurden am 10. Oct. 1800 in der Oper arretirt, und am 9. Jan. 1801, des Vorhabens überführt, hingerichtet. Cerachi war ein großer Künſtler, und von Bonaparte gewählt worden, ſeine Büſte zu modelliren, weßhalb er von Rom, wo er viel zur Errichtung der römiſchen Republik beigetragen hatte, nach Paris gekommen war.

Cerealien, von Ceres, der Göttin des Feldes und der Feldfrüchte, heißen die Erzeugniſſe des Feldbaues; ferner auch die der Ceres geweihten Feſte.

Cerebralſyſtem, diejenige Partie des geſammten Nervenſyſtems im menſchlichen Körper (ſo wie überhaupt in dem Körper der höhern Thiergeſchlechter), welche das Gehirn und die von demſelben ausgehenden oder in daſſelbe ſich verſenkenden Nerven begreift. Es gehören alſo vorzüglich alle die Nerven, welche zu den Sinnenwerkzeugen gehen, dazu. (Vergl. d. Art. Nervenſyſtem.) Man rechnete zwar ſonſt auch das Rückenmark und die von demſelben abgehenden Nerven dazu, auch hat man in ſo fern einigen Grund dazu, weil die willkührliche Bewegung von dem Gehirn aus durch das Rückenmark angeregt und geleitet wird; allein man kann auch noch zweckmäßiger beide von einander trennen, die der Bewegung zuſtändige Nervenpartie als beſondere Function betrachten, und ſie Vertebralſyſtem benennen. (S. d. Art. Nervenſyſtem und Vertebralſyſtem.)

Cerinthus, ſ. Gnoſtiker und tauſendjähriges Reich.

Ceto, die Tochter des Pontus und der Gäa, und Schweſter des Nereus, Thaumas, Phorkys und der Eurytia. Sie vermählte ſich mit ihrem Bruder Phorkys (ſ. d.).

Cetto (Anton Baron von), geboren zu Zweibrücken 1760, und Sohn eines dortigen Tuchhändlers. Nach dem Tode ſeiner erſten Gattin, einer Buchhändlers-Tochter von Paris, vermählte er ſich mit einem Fräulein von Forbach aus dem Hauſe Zweibrücken, und ſcheint, durch dieſe Heirath begünſtigt, unter dem Herzog Carl eine Stelle im diplomatiſchen Fache erhalten zu haben, wo er neben Bachmann arbeitete. Mit ſeinem Fürſten zog er nach Mannheim, und näherte ſich dort demſelben vorzüglich durch freundſchaftliche Verhältniſſe mit dem Miniſter Salabert und Montgelas. Nach dem Tode des Herzogs wußte er ſich auch die Gnade ſeines jetzigen Königs Maximilian zu erhalten, und beſorgte deſſen Angelegenheiten in Paris, ohne jedoch öffentlich anerkannt zu ſeyn, während Montgelas beim Congreß zu Raſtadt arbeitete. Seine ausgezeichnete Klugheit und mancherlei Familienverbindungen machten es ihm möglich, auch nach Wiederausbruch der Feindſeligkeiten in ſolcher Eigenſchaft zu Paris zu bleiben. Erſt nach Bonaparte's Erhebung erhielt er einen öffentlichen miniſteriellen Charakter von ſeinem Hofe und das beſondere Vertrauen des Kaiſers. Er war es auch vorzüglich, welcher die Entſtehung des Rheinbundes betrieb, und von allen deutſchen Geſandten die Bundesacte zuerſt unterzeichnete. Mit dieſem höchſt merkwürdigen Act ſchloß ſich eigentlich ſeine große diplomatiſche Lauf-

bahn, in welcher seine Feinheit ein bedeutendes Vermögen, die Gnade des Königs und die Gunst Montgelas sich vollkommen zu erwerben — und während der folgenden kritischen Ereignisse eine gewisse unschuldige Passivität zu beobachten gewußt hatte. Er lebt nun als Privatmann auf einem der Güter, welche sein König ihm geschenkt hat.

* Ceylon, richtiger Seilan, eine 1730 Quadratmeilen große Insel im indischen Meere, an dem Eingange in den bengalischen Meerbusen, durch eine 15 bis 20 Meilen breite, seichte Meerenge, die Palksstraße genannt, von der Südostspitze getrennt, aber durch die Adamsbrücke, eine merkwürdige Reihe von Sandbänken, damit verbunden. Die ersten nähern und glaubwürdigern Nachrichten von dieser Insel verdanken wir dem Portugiesen Almeyda, der 1505 durch Zufall in einen Hafen Seilans einlief und von den Einwohnern gastfreundschaftlich aufgenommen wurde. Der Zimmet, der bereits in frühern Zeiten das Hauptproduct dieser Insel war, bewog die Portugiesen, Handelsniederlassungen daselbst anzulegen. Nur nach langem und blutigem Kampfe mit den Insulanern erreichten die Portugiesen ihre Absicht. Die Grausamkeit, die niedrigste Habsucht und der Fanatismus derselben, der sich durch Unterdrückung der Landesreligion und gewaltsame Bekehrung zur christlichen Religion äusserte, machte sie bei den Singalesen so verhaßt, daß diese 1603 den hieher kommenden Holländern, welche diese Besitzung den Portugiesen zu entreissen suchten, bei ihren Unternehmungen gegen die Portugiesen allen möglichen Beistand leisteten, und sie als ihre Befreier ansahen. Durch die Eroberung der portugiesischen Hauptstadt Colombo gelang es 1656 den Holländern, die Portugiesen aus der Insel zu vertreiben. Doch die Freude der Insulaner über ihre vermeinte Befreiung verwandelte sich nach einiger Zeit, während welcher den Holländern die wichtigsten Districte eingeräumt worden waren, in Haß gegen dieselben. Blutige Kriege erfolgten, in welchen die europäische Kriegskunst über die Tapferkeit der Einwohner siegte, die den Fremdlingen die Küsten überlassen und sich in die unzugänglichen innern Gegenden der Insel zurückziehen mußten, wo sie sich unabhängig von dem Joche der Europäer erhielten. Nachdem der holländische Staat von den Franzosen erobert und 1795 in eine batavische Republik, die ganz unter dem Einflusse der Franzosen stand, verwandelt worden war, benutzten die Engländer diese Gelegenheit, den Holländern diese Insel abzunehmen, und in dem 1802 zu Amiens zwischen England und Frankreich geschlossenen Frieden wurde sie den Engländern förmlich abgetreten, die 1815 durch die Gefangennehmung des singalesischen Königs von Candy und die Eroberung seiner Hauptstadt sich dieselbe gänzlich unterwarfen. Jedoch sind in den neuesten Zeiten bedeutende Empörungen der Singalesen gegen die brittische Herrschaft ausgebrochen, welche noch nicht unterdrückt worden sind. Die Insel hat die Gestalt einer Birne, flache mit Reisfeldern bedeckte Ufer, zwischen welchen sich stolze Cocoswälder erheben. Das Innere des Landes ist von einem hohen, steilen, mit dichten Waldungen bedeckten Gebirge durchschnitten, das die Insel in zwei beinahe gleiche Theile trennt. Der höchste Berg dieser Gebirgskette ist der berühmte Adamsberg oder Hammali, auf dessen Gipfel die Singalesen die colossalen Fußtapfen des Adam verehren, der nach ihrem Glauben hier erschaffen worden ist, und nach ihrer buddhistischen Religion nichts anders als der Buddha ist, der in den verschiedenen Ländern Asiens, wo die buddhistische Religion herrscht, verschiedene Namen führt. Häufige Wall-

fahrten geſchehen daher auf dieſen Berg. Der Boden der Inſel iſt reichlich von Flüſſen bewäſſert, worunter mehrere ſchiffbar ſind. Das Clima iſt im Ganzen mild und geſund. Obgleich dem Aequator nahe, iſt die Hitze auf der Inſel doch gemäßigter, als auf dem gegenüber liegenden Continente; denn die Seewinde kühlen die Luft ab und wehen erfriſchend, während man dort in der Gluth der Landwinde beinahe erſtickt. Der Reichthum der Producte dieſer Inſel iſt groß, wovon wir jedoch nur einige anführen wollen. Edle Metalle hat man nicht gefunden, aber Blei, Zinn, Eiſen und Queckſilber. Gegen 20 verſchiedene Arten von Edelſteinen liegen hier gleichſam offen am Tage, denn ſie werden ohne mühſames Suchen in den Gebirgen und in den Flüſſen gefunden, wenn dieſe nach heftigen Regengüſſen dieſelben von den Gebirgen herabſchwemmen, und hernach in der trockenen Jahreszeit wieder in ihr Bette zurückkehren. Die üppige Vegetation, die auf dieſer Inſel herrſcht, bringt beinahe alle Arten von den Pflanzen hervor, die Indien und den tropiſchen Ländern eigenthümlich ſind. Wild wachſen in den Wäldern alle edlen Südfrüchte; ferner findet man Reis, Zuckerrohr, Kaffee, Piſang, Tamarinden, Cocospalmen und andere Palmarten, Ebenholz, Talipot oder Talpatbäume mit ungeheuer großen Blättern, davon ein einziges 15 bis 20 Menſchen deckt ꝛc. Jedoch das Hauptgewächs, weßwegen die Europäer vorzüglich nach dem Beſitze dieſer Inſel getrachtet haben, iſt das bekannte und beliebte Gewürz, Zimmet. Der Zimmetbaum, ein dieſer Inſel eigenthümlicher Baum, liefert dieſes Product. Die abgeſchälte Rinde des Baumes iſt das eigenthümliche Gewürz, der Zimmet. Sie wird jährlich zweimal abgeſchält. Die meiſte wird in der großen Ernte gewonnen, die vom April bis in den Auguſt dauert. Die kleine Ernte währt nicht viel über einen Monat, vom Ende des Novembers bis zum Anfange des Januars. Die beſten, ſchönſten und ergiebigſten Zimmetwälder, gewöhnlich Zimmetgärten genannt, befinden ſich an den Küſten. Im Innern ſind die Zimmetwälder ſchon dünner und ſeltener. Man berechnet die Quantität des jährlich gewonnenen Zimmets auf 8 bis 16,000 Centner. Aus dem Thierreiche bemerken wir: das Rindvieh, mit einem Höcker zwiſchen den Schultern, die große Menge ſowohl wilder als zahmer Büffel, eine große Mannigfaltigkeit von Geflügel, Fiſche in zahlloſer Menge, vielerlei Arten von ſchädlichen Amphibien, Inſecten und Gewürmen, darunter beſonders viele Schlangen. Ueberhaupt enthalten die undurchdringlichen dichten Wälder, die nur ſelten von Menſchen betreten werden, eine außerordentliche Menge von wilden Thieren, als Elephanten, die heerdenweiſe umherziehen, und deren Jagd ein Lieblingsvergnügen der Singaleſen ausmacht, wilde Schweine, die ſehr gefährlich ſind, Leoparden, Affen von allerlei Arten, Schakals ꝛc. Merkwürdig iſt auch die Perlenfiſcherei, welche an der Weſtküſte der Inſel, in der Bay von Kontatſchi betrieben wird, und jetzt ganz in Verfall gerathen iſt, da ſie ſonſt äußerſt ergiebig war. Die Einwohner Ceylons, deren Zahl Colqhuoun in ſeiner Schrift über den Wohlſtand des brittiſchen Reichs auf 6000 Weiße und 800,000 Eingeborne ſchätzt, nach Andern aber über 2 Millionen betragen ſoll, theilen ſich, außer den eingewanderten Fremdlingen, in zwei Hauptvölker, die gänzlich von einander verſchieden ſind, nämlich Wedas, ein völlig rohes, ohne geſellſchaftliche Ordnung in den dichteſten Wäldern lebendes Volk, das weder Ackerbau noch Viehzucht treibt, ſondern ſich bloß von dem Ertrage der Jagd erhält, — und Singaleſen, die einen gewiſſen Grad

der Civiliſation erreicht haben, Ackerbau treiben, Eiſen und Gold verarbeiten, Baumwolle weben und auch eine Schriftſprache haben. Sie ſind gleich den Hindus, in gewiſſe Caſten eingetheilt, wovon jede ihre eigenen Geſetze, Sitten und Kleidung hat. So wie bei den Hindus die Parias die unedle und niedrigſte Caſte bilden, die für einen Auswurf der übrigen gehalten wird: ſo machen bei den Singaleſen die Nodias die letzte und verachtetſte Caſte aus, die kein Gewerbe treiben darf, und deren Berührung man für entehrend hält. Die Singaleſen bekennen ſich zur buddhiſtiſchen Religion, welche in einem großen Theile Aſiens, mit verſchiedenen Modificationen verbreitet iſt, und deren Moral ſich durch einen Geiſt der Milde und Reinheit der Geſinnungen auszeichnet. Dieſe den Briten gehörige Inſel macht ein unmittelbar unter der Krone ſtehendes Gouvernement aus. Der Gouverneur hat ſeinen Sitz in der auf der Weſtküſte gelegenen Hauptſtadt Colombo.

Chagrin, ſ. Schagrin.

Chalcedon, ſ. Achat.

Chaldäiſche Chriſten, ſ. Neſtorianer.

Champ d'Aſile. Dieſen Namen führt die neue, von den franzöſiſchen Militärperſonen, welche nach Napoleons zweitem Sturz, theils gezwungen, theils freiwillig, Frankreich verlaſſen haben, in Amerika gegründete Colonie, über welche wir bis jetzt folgende intereſſante Nachrichten haben. Eine Acte des geſetzgebenden Raths der vereinigten Staaten von Nordamerika bewilligte 1814 den Franzoſen hundert tauſend Morgen Landes an dem Mobile und Tombig-Bee, um dort eine Colonie anzulegen. Jeder Militär bekam ein ſeinem Grade angemeſſenes Stück Land; aber den meiſten Offizieren fehlten, als ſie an dieſen fremden Ufern ankamen, die zu den erſten Lebensbedürfniſſen nöthigen Gegenſtände. Nach einem Aufenthalte von einigen Monaten zu New-York, Philadelphia, Boſton, befanden ſie ſich, in Folge ihrer gänzlichen Hülfloſigkeit, in ſehr drückenden Geldverpflichtungen gegen ihre Wirthe, zu deren Befriedigung ihnen für den Augenblick die Mittel fehlten. Amerikaniſche Speculanten kamen ihnen zu Hülfe; ſie boten den franzöſiſchen Offizieren an, ihre Schulden zu bezahlen und ihnen ſelbſt noch eine mäßige Summe herauszugeben, wenn ſie ihnen alle Rechte auf ihre Antheile an den von dem Congreſſe ihnen überlaſſenen Ländereien abtreten wollten. Die Franzoſen, die keine Wahl hatten, ſchloſſen den Handel ab. Die Folge davon war, daß plötzlich ſieben Achtel der Einwohner oder Grundeigenthümer der Colonie Amerikaner waren, da ſie doch, der urſprünglichen Idee nach, ausſchließlich Franzoſen ſeyn ſollten. Dieſer Umſtand veränderte gänzlich den Plan der Niederlaſſung. Diejenigen Franzoſen, die ihre Grundſtücke veräußert hatten, ſtanden einzeln da unter einem ihnen an Sprache, Sitten und Lebensart fremden Volke, und mußten ihr Ungemach doppelt empfinden. In dieſer Lage machten ſich die Generale Lallemand in Begleitung einiger erfahrnen Offiziere auf, um die benachbarten Provinzen kennen zu lernen. Die Provinz Texas, in dem Vicekönigreiche Neuſpanien, zwiſchen den Flüſſen Trinidad und North, ſchien ihnen alle Vortheile darzubieten, um dort eine Colonie zu gründen. Der Boden iſt fruchtbar, das Clima ſchön und gemäßigt. Man machte Verſuche, welche vollkommen gelangen, und faßte den Plan, ſich dort niederzulaſſen. General Lallemand der jüngere hatte ſich mit einer der Nichten und Erbinnen Stephan Gerards, des reichſten Kaufmanns

in den vereinigten Staaten (man ſchätzt ſein Vermögen auf zehn Millionen Thaler) verheirathet und dadurch die Mittel erlangt, ſich mit ſeinem Bruder an die Spitze einer großen Unternehmung zu ſtellen. Dem zufolge ließen ſie dem ſpaniſchen Hofe durch ſeinen Geſandten eine Note zuſtellen, worin ſie ihm ihre Abſicht zu erkennen gaben, ſich in der Provinz Texas niederzulaſſen und die wüſten Ländereien derſelben anzubauen. Sie erboten ſich darin, die ſpaniſche Regierung anzuerkennen, alle Laſten zu tragen, verhältnißmäßige Abgaben zu zahlen und ihr als treue Unterthanen zu dienen, verlangten aber die Freiheit, ſich nach eigenen Geſetzen zu regieren, keinem ſpaniſchen Statthalter zu gehorchen und ein eigenes Militärſyſtem einzurichten. Darauf erhielten ſie keine Antwort. Dieß hinderte ſie indeß nicht, ihre Plane zu verfolgen. Sie verbanden ſich mit allen Franzoſen, welche das Unglück oder die Noth nach Amerika geführt hatte, und gaben die Koſten der Unternehmung her. Eine Galiote ward in Philadelphia ausgerüſtet und brachte dreihundert Franzoſen nach Galveſton im mexikaniſchen Meerbuſen. Dieſen folgten bald noch dreihundert unter dem General Rigaud. General Lallemand der ältere ſorgte für die Aufnahme der Ankommenden, während ſein Bruder in Neu-Orleans Ackergeräthe, Getreide und Vorräthe aller Art einkaufte, und nach Galveſton ſchickte. Man theilte die Ländereien. Jeder Offizier erhielt zwanzig Quadratacker am Trinidad und alles was er brauchte, um ſich eine Wohnung zu erbauen und das ihm zugetheilte Land anzubauen. Man ging ans Werk und die Colonie begann ſich zu geſtalten. Den 11. Mai 1818 erließen ſie eine Art von Proclamation, in welcher ſie, mit Berufung auf das allen Menſchen gemeinſchaftliche Naturrecht, von dem Lande, welches die Colonie einnimmt, Beſitz ergreifen, ihre durchaus friedliche und freundſchaftliche Geſinnung gegen ihre Nachbaren, aber auch den feſten Willen zu erkennen geben, jeder Störung mit den Waffen zu begegnen und auf dem in Beſitz genommenen Boden entweder zu ſiegen oder zu ſterben. Der Colonie, welche ackerbauend und handeltreibend, und nur für ihre Erhaltung militäriſch ſeyn ſoll, wird darin der Name Champ d'asile beigelegt, ſie ſoll in Cohorten getheilt werden u. ſ. w. Die Abfaſſung eines Geſetzbuches wird verordnet, um die Sicherheit des Eigenthums und der Perſonen zu verbürgen u. ſ. w. Aufgenommen werden nur Franzoſen oder Militärperſonen, die im franzöſiſchen Heere gedient haben. Wer eine dieſer beiden Eigenſchaften beſitzt, und ſich nach Neu-Orleans begibt, findet dort alles, was er nöthig hat, um ſich nach dem Champ d'Aſile zu begeben. — Die Provinz Texas iſt übrigens ſo fruchtbar, daß man in gewöhnlichen Jahren das hundertfünzigſte Korn gewinnt. Zucker und Baumwolle gedeihen nach Wunſch und vom Caffee hofft man daſſelbe. Die Wälder ſind mit Thieren aller Art angefüllt, beſonders wilden Pferden, die an Kraft und Leichtigkeit mit den arabiſchen wetteifern. Das Land iſt herrlich, aber öde. Eine Strecke von 200 Stunden Länge und 150 Stunden Breite iſt von 7 bis 8000 Eingebornen bewohnt, die in einem armſeligen Zuſtande leben und Watchinangres heißen. Der zahlreichſte Stamm derſelben ſind die Comanches, ein tapferes und thätiges Volk, das mit den Spaniern in beſtändiger Fehde liegt, mit dem die Franzoſen aber einen Freundſchaftsbund zu ſchließen hoffen.

Champeaubert (Gefechte und Rückzug von). Weil mit der Niederlage des General Alſufiew bei Champeaubert, bei der Invaſion

in Frankreich, im Februar 1814, die unglückliche Periode begann, in welcher die Armee des F. M. Blücher einzeln angegriffen und geſchlagen, und mit einem Verluſte von 15,000 Mann und vielem Geſchütz bis hinter die Marne zurückgedrängt ward, faſſen wir das gedachte Gefecht, ſo wie die von Montmirail, Joinvillers und Etoges unter dieſem Collectivnamen. Die ſchleſiſche Armee, nach der Schlacht von Brienne (ſ. d. Art.) (2ten Februar) beſtimmt, über Chalons längs der Marne gegen Paris vorzudringen, während das Hauptheer über Troyes die Seine entlang vorrückte, hatte am 5ten Febr. Chalons genommen. Da das Eintreffen des Armeecorps von Kleiſt und von Kapzewitſch zum 10ten Febr. zu erwarten ſtand, ſo beſchloß der Feldmarſchall, wo möglich Macdonald, der über Epernay zurückging, von Paris abzuſchneiden, und dann alle ſeine Kräfte in der Gegend von la Ferté vereinigt, ſelbſt dagegen vorzudringen. Bonaparte ließ auf die Nachricht von der Gefahr, welche Macdonald drohte, 3 ſeiner Corps gegen das Hauptheer an der Seine ſtehen, und eilte mit den Garden und allen übrigen disponiblen Truppen ſo ſchnell nach der Marne, daß er am 9ten Febr. in Sezanne, alſo in der linken Flanke der ſchleſiſchen Armee, eintraf. Der Feldmarſchall, das Gefährliche ſeiner Lage bei ſeiner Aufſtellung erwägend, gab nun zwar gleich Befehle zur Vereinigung, ſie konnte aber bei Bonaparte's lebhaftem Drängen erſt ſpäter, nach großen Verluſten, hinter der Marne bewirkt werden. — **Gefecht bei Champeaubert am 10ten Februar.** — Von Sezanne aus vorrückend, ſtieß Bonaparte zuerſt auf das Corps von Alſuſiew, das ſich 5000 Mann ſtark mit 25 Kanonen zwiſchen Baye und Champeaubert aufgeſtellt hatte; während es in der Fronte beſchäftigt ward, umging ein Theil der Garde Baye und nahm es um ein Uhr Nachmittags; eine Stunde ſpäter entwickelten ſich in der Ebene zwiſchen beiden Dörfern 5 bis 6000 Mann Garde-Cavallerie, eine andere Abtheilung verſuchte Champeaubert rechts zu umgehen. Der General Alſuſiew, für ſeine Rückzugslinie nach Chalons beſorgt, ſendete ſeine Artillerie zurück, und rückte — wahrſcheinlich um ihren Rückzug zu decken, — dem Feinde in der Ebene entgegen. Dieſes Manövre führte ſchnell die Niederlage des Corps herbei; Champeaubert ward in ſeinem Rücken genommen, der größte Theil des zurückgeſchickten Geſchützes erobert, die von allen Seiten angegriffenen Quarrés geſprengt; 3000 Mann waren theils getödtet, theils gefangen (unter den letztern der General Alſuſiew nebſt faſt allen übrigen Generalen), 15 Kanonen und die ſämmtliche Bagage wurden genommen. Die franzöſiſche Hauptmacht blieb bei Champeaubert; zwei Diviſionen Cavallerie nahmen Montmirail, wohin die Corps von Sacken und York noch im Marſch begriffen waren. Die Corps von Kleiſt und Kapzewitſch waren nach Fere Champenoiſe vorgegangen; der Feldmarſchall ließ ſie aber, als er am Abend Nachricht von jenem Gefechte erhielt, zur Deckung von Chalons nach Bergeres zurückmarſchiren. — **Gefecht bei Montmirail am 11. Februar.** — Der General Sacken erhielt am Morgen die Nachricht, daß Montmirail vom Feinde beſetzt ſey, und in der Erwartung, vom General York unterſtützt zu werden, beſchloß er, ihn anzugreifen. Das Gefecht begann beim Dorfe Marchais, und dauerte mit vieler Heftigkeit, bis es den Ruſſen gelang, Bleſſines zu erobern. Während nun Marchais dreimal genommen und wieder verloren ward, dirigirte Bonaparte zur Umgebung des feindlichen rechten Flügels eine Diviſion gegen Epine au bois, andere Maſſen entwickelten

ſich unter dem Schutze eines Gehölzes gegen den linken Flügel und ſtrebten die Straße nach Chateau Thierry zu gewinnen; jetzt eroberten die Franzoſen auch nach einem überaus heftigen Gefechte Bleſſines zurück; Epine au bois ward von ihnen trotz des Feuers aus 40 Kanonen, ebenfalls genommen, ſie drangen überall ungeſtüm vor, und der ruſſiſche rechte Flügel war bereits umgangen. Unter dieſen Umſtänden ward der Rückzug der Ruſſen nothwendig, und der General Sacken faßte den Entſchluß, ſeinen Rückzug auf der Straße von Chateau Thierry hin, zu nehmen, und ſich ſo diſſeits der Marne mit York zu vereinigen; ſeine Truppen mußten aber in den grundloſen Feldwegen und ganz aufgeweichten Feldern, links nach jener Straße hinmarſchiren, wo ſie denn, vom Feinde lebhaft gedrängt, der völligen Auflöſung nahe kamen. Bei dieſer Lage der Dinge traf ein Theil des Yorkiſchen Corps bei Fontenelles ein, und die Entſchloſſenheit ihres Führers rettete die Ruſſen von ihrem gänzlichen Untergange. Der General York dirigirte ſogleich eine Brigade in des Feindes linke Flanke gegen Bleſſines; ſie rückte bis auf einige hundert Schritt davon unter dem heftigſten Feuer vor, mußte aber den Angriff aufgeben, da die Ruſſen in dieſem Momente ganz überwältigt zurückgingen. Sie zog ſich deßhalb in ihre erſte Aufſtellung beim Vorwerke les Journeux, den Rücken nach der Straße von Montmirail, zurück, vom Feinde verfolgt, der ſich im Nachdrängen eines dabei liegenden Gehölzes bemächtigte und es ſtark beſetzte. Nach entſchloſſenem Widerſtande ward er daraus vertrieben, ja die ſo ſehr geſchmolzene Brigade ging noch einmal vorwärts, drang bis zu den den Ruſſen abgenommenen Geſchützen vor, konnte ſie aber nicht mit fortbringen und mußte der feindlichen Uebermacht weichen, worauf die Nacht das Gefecht beendigte. Die Preußen zogen ſich, von ihrer Cavallerie gedeckt, bis hinter Viffort zurück. Der Angriff jener tapfern Brigade, die ſich vom linken franzöſiſchen Flügel zwiſchen die Fechtenden ſchob, erreichte zwar in ſofern ſeinen Zweck, als ſich der größte Theil des Feindes, von den Ruſſen ablaſſend, gegen ſie wendete; es blieben dem Gegner indeſſen noch Truppen übrig, um jene über das Feld hinflüchtenden lebhaft zu verfolgen, und ihnen bedeutende Verluſte beizubringen; der ruſſ. preuß. Verluſt war ſehr bedeutend. Die Franzoſen lagerten auf dem Schlachtfelde. Bonaparte rückte am Morgen des 12ten in zwei Colonnen vor. Um den übrigen Truppen Zeit zum Uebergange über die Marne zu geben, vertheidigten ſich die beiden hinter Viffort aufgeſtellten Brigaden eine Stunde lang, und zogen ſich dann ſtark gedrängt und nicht ohne ſchweren Verluſt, zurück; zwei ruſſiſche Infanterieregimenter auf den Höhen vor Chateau Thierry aufgeſtellt, wurden von der franzöſiſchen Cavallerie größtentheils vernichtet; die Corps von York und Sacken zogen ſich darauf auf der Straße nach Soiſſons bis Oulchy la Ville; der Feind arbeitete an einer Brücke über die Marne. Der Feldmarſchall, der während deß mit dem Corps von Kleiſt und Kapzewitſch bei Bergeres geblieben war, und wahrſcheinlich in der Meinung ſtand, Bonaparte, vom General York und Sacken zurückgewieſen, laſſe nur das Corps von Marmont bei Etoges ſtehen, um ſeinen Marſch nach Sezanne zu decken, beſchloß am 13ten dieſes anzugreifen, gegen Montmirail, wo er jene Corps vermuthete, vorzugehen, und ſo die Vereinigung der Armee zu bewerkſtelligen. Etoges ward von der feindlichen Arriergarde nur ſo lange gehalten, bis die Infanterie abmarſchirt war; man rückte dann, ohne Widerſtand zu fin-

den, bis Champeaubert; die Vordertruppen bis gegen Fromentieres, wo das Gros des Feindes lagerte. — Gefecht bei Joinvillers. Am Morgen des 14ten Februars, in der angenommenen Richtung vorgerückt, fand die Avantgarde erſt bei Joinvillers Widerſtand. Bonaparte hatte ſich früh von Chateau Thierry aus ſelbſt dahin begeben und den größern Theil ſeiner Truppen dahin zurückgerufen; das Dorf war von ihnen beſetzt. Die Kanonade begann und bald ward Joinvillers von einem Theile der 11ten Brigade genommen. Indeſſen bemerkte man, daß ſtarke feindliche Colonnen ſich gegen den linken Flügel wendeten, der deßhalb verſtärkt wurde; zugleich ward gemeldet, daß bedeutende Cavalleriemaſſen (Grouchy) den rechten Flügel zu umgehen ſuchten. Ehe dagegen etwas unternommen werden konnte, drang der Feind raſch vorwärts und eroberte das Dorf wieder; die daraus zurückgeworfene Infanterie ward von einer feindlichen Cavalleriemaſſe, die es umgangen, unerwartet umzingelt und erlitt großen Verluſt; eben ſo ward die Cavallerie des linken Flügels bis an ihre Infanterie zurückgedrängt. Während dieſes Gefechts der Vordertruppen war das Gros eingetroffen, das Corps von Kleiſt bildete den rechten, das von Kapzewitſch den linken Flügel; bedeutende feindliche Colonnen bewegten ſich ſogleich gegen beide, beſonders verfolgte Grouchy ſeinen ſchon angegebenen Zweck. Der Feldmarſchall verkannte ſeine Lage nicht und beſchloß ſofort den Rückzug; die Infanterie formirte Maſſen, die Batterien zwiſchen ſich, die Cavallerie auf den Flügeln. So war die Armee unter beſtändigem Gefechte durch Champeaubert (das von einem Bataillon aufs äußerſte gehalten werden ſollte, um Zeit zu gewinnen) bis gegen den Wald von Etoges gekommen, wo abgebrochen werden mußte, weil die enge Straße den Marſch in Colonnen nicht geſtattete; hier ſtanden aber 6000 Mann Cavallerie unter Grouchy auf und neben der großen Straße, den Rückzug gänzlich abſchneidend; es blieb nichts übrig, als ſich durchzuſchlagen. Die Artillerie beſchoß den Feind, dem ſein Geſchütz nicht hatte folgen können, nachdrücklich; die Cavallerie warf ſein erſtes Treffen, ward aber vom zweiten gedrängt und rettete ſich in den Wald; das Fußvolk aber, in geſchloſſenen Maſſen auf der großen Straße vorrückend, zwang den Feind, dieſe zu verlaſſen. Vergeblich verſuchte er wiederholte wüthende Flankenangriffe, die Colonnen zu durchbrechen, keine einzige ward geſprengt; ſo erreichte Alles den Wald, und die Dunkelheit beendigte hier das Gefecht. Der Rückzug nach Bergeres ward fortgeſetzt, die zur Arriergarde beſtimmte 8te ruſſiſche Infanteriedivision folgte dem Corps, gleichfalls enge zuſammen geſchloſſen, auf der großen Straße; aber nochmals erſchienen feindliche Maſſen — auf nähern Wegen dahin geleitet — bei Etoges, und wenn ſchon die Hauptcorps ihren Marſch ungeſtört fortſetzen konnten, ſo ward doch die Arriergarde, von Grouchy's Cavallerie in den Flanken, von der Infanterie des Marmontſchen Corps in der Front angegriffen, größtentheils zerſprengt und gefangen; die ſehr geſchwächte Armee, um 10 Uhr des Abends bei Bergeres angelangt, lagerte daſelbſt. Am 15ten Febr. des Morgens rückte die Armeen unter dem Schutze ihrer geſammten Cavallerie nach Chalons, und lagerte jenſeits der Stadt, die Vorpoſten in Iſibin und Epernay. Die Corps von York und Sacken, die am 13ten nach Fismes und la Fere en Tardenois, am 14ten nach Rheims und Jonchery, am 15ten nach Petites Loges marſchirt waren, trafen am 16ten bei Chalons ein, wodurch die ſchleſiſche Armee wieder vereinigt war.

Ueberall vereinzelt von unverhältnißmäßiger Uebermacht angegriffen, hatte ſie im Laufe dieſer unheilvollen ſechs Tage an 15,000 Mann und einen großen Theil ihrer Artillerie verloren, aber zugleich in dieſen Tagen des Unglücks einen großen Charakter entwickelt und ſich mit Ruhm bedeckt.

Champignons, eine Art eßbarer Schwämme, die uns hauptſächlich von Frankreich, entweder getrocknet oder eingemacht, zugeführt werden, und die unſern Wohlſchmeckern einen köſtlichen Genuß gewähren. Die mehreſten kommen aus Avignon, Bordeaux und Cette, obgleich die von Oronge für die Delicateſten gehalten werden. Man wendet ſie insbeſondere zum Feinwürzen der Speiſen u. ſ. w. an, und findet ſie in Deutſchland nur auf den Tafeln unſerer grand Seigneurs. In Frankreich iſt ihr Gebrauch gemeiner.

Champion war in den Ritterzeiten eigentlich ein jeder Kämpfer, der ſeine Sache öffentlich in den Schranken, Mann gegen Mann ausfocht. Die engere und gewöhnlichere Bedeutung iſt jedoch ein ſolcher Ritter, welcher die Sache einer andern, nicht waffenfähigen Perſon, wie etwa eines Geiſtlichen, eines alten ſchwachen Greiſes, eines Kindes ꝛc. und vorzüglich einer Dame, auf ſolche Weiſe verficht. Wenn ein Ritter, was ſelten geſchah, gegen eine Dame die ſchuldige Ehrfurcht verletzt hatte, trat ein durch Verwandtſchaft oder Neigung dazu befugter Ritter in die Schranken, die Unbill zu rächen, und ward ihr Champion. Wenn zwei Damen in Uneinigkeit gerathen waren, fand jede ihren Champion, der durch den Zweikampf ihr Recht vertheidigte. Da dieſe in ihrem Prinzip ſchöne Sitte nach und nach durch Mißbrauch oft bis zum Lächerlichen ausartete, ſo hat das Wort Champion, vorzüglich in der deutſchen Rede, größtentheils einen ſpöttelnden Nebenbegriff erhalten; ein Menſch, der ſich auf eine auffallende Weiſe einer Perſon, oder Sache, oder Meinung annimmt, welche der Vertheidigung nicht werth iſt; oder auch ein ſolcher, der der übernommenen Vertheidigung nicht gewachſen iſt.

Chamſin, ein tödtlicher Wind, der in Afrika weht. (Siehe Harmattan.)

Chaptal (Jean Antoine Claude), Graf von Chanteloup, Sohn eines Apothekers von Montpellier, geboren 1755, und von frühester Jugend an dem Sudium der Arznei- und Naturwiſſenſchaften gewidmet. Schon war er längſt als Arzt ausgezeichnet, als er auch 1791 bei der Beſtürmung der Citadelle von Montpellier, für die Sache der Revolution, ſich bemerkbar machte. 1793 wurde er wegen der Pulvernoth nach Paris berufen, und wußte durch ſeine chemiſchen Kenntniſſe und Thätigkeit bei der ungeheuern Fabrik zu Grenelle, derſelben abzuhelfen. 1794 kehrte er nach Montpellier zurück, erhielt eine Verwaltungsſtelle im Departement Herault und die eigends für ihn daſelbſt errichtete Profeſſur der Chemie. 1798 wurde er zum Mitgliede des Inſtituts ernannt, zeigte ſich ſehr eifrig für die Sache des 18ten Brumaire, wurde 1799 vom erſten Conſule in den Staatsrath und 1800 in das Miniſterium des Innern aufgenommen, wo er dem Studium aller Künſte eine neue lebendige Wendung gab, und bei Paris eine eigene chemiſche Manufactur errichtete. 1804 fiel er in Ungnade, weil er ſich weigerte, in einem ſeiner Berichte zu erklären, daß der Runkelrübenzucker beſſer wäre, als der aus Zuckerrohr. Aber ſchon 1805 ernannte ihn der Kaiſer zum Großkreuz der Ehrenlegion und Mitglied des Erhaltungsſenats. Seine Schmeicheleien gegen Napoleon bei Gelegenheit der Vermählung des

Prinzen Eugen, erwarben ihm den Reichsgrafentitel und das Recht, ein Majorat auf das Gut Chanteloup zu errichten. 1811 wurde er zum Rath der Société maternelle, 1813 zum Großkreuz des Reunionsordens und den 26ſten December zum außerordentlichen Commiſſär in der 19ten Militärdiviſion zu Lyon ernannt, und eilte nach den größten, aber vergeblichen Anſtrengungen, im April 1814 nach Paris zurück, ſich völlig an den Senat anſchließend. Nach der Rückkehr von Elba ernannte ihn Bonaparte zum Generaldirector des Handels und der Manufacturen, und zum Staatsminiſter und Pair von Frankreich. Des Königs Wiederkehr verſetzte ihn in den Privatſtand zurück, und nöthigte ihn, mit der Prinzeſſin von Orleans, wegen des ehemals ihr gehörigen Chanteloup, in Unterhandlungen zu treten. Im März 1816 ernannte ihn der König zum Mitgliede der Akademie der Wiſſenſchaften 6ter Section. — Weit merkwürdiger, als durch ſeine Schickſale, iſt dieſer Mann durch ſeine Schriften über Gegenſtände der Chemie, über den Weinbau u. ſ. w., deren Aufzählung hier zu weitläuftig ſeyn würde. Er leitet gegenwärtig noch zwei chemiſche Manufakturen zu Montpellier und Neuilly, erfand den Gebrauch alter Wolle, ſtatt der Oele, bei Verfertigung der Seife; die Verfertigung aller Arten von Cäment und künſtlicher Puzzolane, ohne fremde Stoffe; neue Töpferglaſuren, ohne die ſo oft vergiftenden Bleierze und Waſſerblei ꝛc. dabei zu gebrauchen, und verbreitete die Anwendung chemiſcher Bleichen.

Charakter nennt man ein beſtimmtes Zeichen für einen Gegenſtand oder Begriff. So iſt die Schrift der Chineſen eine Charakterſchrift, in der jeder Gegenſtand oder Begriff durch ein eigenes Zeichen ausgedrückt wird. Auch wir bedienen uns in einigen Wiſſenſchaften, der Kürze und Beſtimmtheit wegen, gewiſſer Charaktere oder Zeichen, von denen wir die wichtigſten hier folgen laſſen.

A) **Aſtronomiſche Charaktere:**

☉ die Sonne	♀ Venus
☽ der Mond	♂ Mars
♁ die Erde	♃ Jupiter
☿ Merkur	♄ Saturn

♅ Uranus.

Die zwölf himmliſchen Zeichen des Thierkreiſes:

♈ der Widder	♎ die Waage
♉ der Stier	♏ der Scorpion
♊ die Zwillinge	♐ der Schütze
♋ der Krebs	♑ der Steinbock
♌ der Löwe	♒ der Waſſermann
♍ die Jungfrau	♓ die Fiſche.

B) **Mathematiſche, arithmetiſche Zeichen** ꝛc.

Die Zahlen der Römer:

I. 1. II. 2. ꝛc. $\overline{\text{V}}$. 5. L. 50. $\overline{\text{C}}$. 100. $\overline{\text{CC}}$. 200 ꝛc.

$\overline{\text{VI}}$. 6. ꝛc. $\overline{\text{IX}}$. 9. D. oder $\overline{\text{IↃ}}$. 500.

$\overline{\text{X}}$. 10. $\overline{\text{XX}}$. 20. ꝛc. M. oder $\overline{\text{CIↃ}}$. 1000 u. ſ. w.

In der **Arithmetik** bezeichnen die erſten Buchſtaben des Alphabets a, b, c jederzeit gegebene Größen; hingegen die letzten

Buchſtaben z, y, x ꝛc. die noch unbekannten oder aufzuſuchenden Größen.

Ferner: + ſo viel als mehr (plus); — weniger (minus); × bezeichnet die Multiplication; ÷ die Diviſion; = ſo viel als gleich.

Jmgleichen: ° Grad, ′ Minute, ″ Secunde, ‴ Terze.

C) Chemiſche Zeichen:

🜁 Luft	♄ Blei
🜃 Erde	♃ Zinn
🜄 Waſſer	☿ Queckſilber
🜂 Feuer	🜕 Salpeter
☾ Silber	🜔 Salz
☉ Gold	🜍 Schwefel
♀ Kupfer	🜿 Weinſtein
♂ Eiſen	

D) Geometriſche und trigonometriſche Charaktere ꝛc.

□ Quadrat
△ Triangel
▭ Rechteck
○ Kreis
∠ Winkel
∟ gerader, oder rechter Winkel
| Perpendikular
|| Parallell u. ſ. w.

Chäronea, ein Ort in Böotien, berühmt durch die Schlacht zwiſchen Philipp und den verbündeten Griechen. (S. Griechenland und Philipp.)

Charte (la), eigentlich der Freibrief, nennen die Franzoſen die ihnen von Ludwig XVIII. 1814 gegebene Conſtitution. (S. Frankreich und Ludwig XVIII.)

Chazet (René Aliſſan de), einer der beliebteſten Dichter und dramatiſchen Schriftſteller in Paris (geb. 1772), welcher durch Leichtigkeit, Erfindung und Witz ſich vortheilhaft auszeichnet. Von 1792 — 1797 war er mit ſeinem Verwandten, dem Geſandten Macau, in Neapel, kehrte dann nach Paris zurück, erwarb ſich durch ſeine Arbeiten die Gunſt des Kaiſers und vorzüglich der Kaiſerin Marie Louiſe, und wußte ſpäter mit gleicher Leichtigkeit den Bourbonen ſeine Muſe zu widmen, ohne jedoch bei Napoleons Rückkehr von Elba ſeine Anhänglichkeit an ſie zu verläugnen. Er ward vom Kaiſer zum Profeſſor der Literatur am Lyceum zu Paris und Ritter der des Ordens der Reunion, und vom Könige 1815 zum Ritter der Ehrenlegion ernannt. Von ſeinen Werken zeichnen ſich beſonders aus: L'art de Causer. 1812. — und ſein größeres Werk, welches 1812 unter dem Titel erſchien: Les Russes en Pologne, tableau historique depuis 1762 jusqu'à nos jours etc. nebſt einer gegenüber gedruckten polniſchen Ueberſetzung. — Für das Theater Odéon ꝛc. in Paris ſchrieb er über 130 Luſtſpiele, Vaudevilles ꝛc., von denen manche auf dem Repertoir blieben.

Checks werden in England die Anweiſungen der Privaten oder der Kaufleute auf diejenigen Perſonen genannt, welche ihre Caſſengeſchäfte beſorgen, d. h. ſolche, welchen ſie die Einziehung ihrer Gelder und Wechſel gegen eine geringe Proviſion (etwa 1/8 oder 1/4 p. C.) übertragen, und bei welchen ſie vermöge der Checks über dieſe Gelder wieder verfügen. Man nennt dieſe Perſonen in England Bankers, wie in Holland Caſſiers. Was wir in Deutſchland Banquiers nennen, iſt etwas anders, da der deutſche Banquier hauptſächlich Wechſelgeſchäfte macht, was in Holland und England die Caſſiers und Bankers in der Regel nicht thun. Die Checks, in Holland Caſſiers-Quittungen genannt, circuliren in den Wechſelzahlungen und im gemeinen Leben als baar Geld, und da es nur ſelten der Fall iſt, daß ihre Bezahlung vom Banker oder Caſſier verweigert wird, ſo herrſcht darin ein außerordentliches Vertrauen. Sie laufen oft Wochen lang, ehe die Zahlung wirklich verlangt wird, ob ſie gleich dadurch an ihrer gerichtlichen Kraft verlieren, da der Regreß gegen den Ausſteller, wenn etwa der Banker fallirt, eigentlich nur drei Tage nach dem Tage der Ausſtellung zuläſſig iſt. Sobald ſie indeſſen in die Hände eines anders Bankers oder Caſſiers kommen, werden ſie noch denſelben Tag verrechnet, da es in London und Amſterdam Sitte iſt, daß die Caſſiers täglich gegenſeitig ihre (gültig angenommenen) Quittungen gegen einander austauſchen, und ſich das Fehlende oder Ueberſchießende zahlen laſſen oder ſelbſt zahlen.

† **Cherſon**, Hauptſtadt des ruſſiſchen Gouvernements Cherſon, hat gegen 2000 zum Theil ſteinerne Häuſer und 22,000 Einwohner. Die Stadt beſteht aus vier Theilen: der Feſtung mit einer Kirche, einer Münze, einem Zeughauſe und einer Stückgießerei; der Admiralität mit den großen Seemagazinen und Schiffswerften; der griechiſchen Vorſtadt mit einem großen Kaufhofe und der Soldatenvorſtadt. Die Einwohner treiben einigen Seehandel, und in den Hafen laufen jährlich, außer einigen öſterreichiſchen und franzöſiſchen Schiffen, 400 griechiſche platte Fahrzeuge ein. Das Einlaufen in den Hafen von Cherſon iſt wegen der ſeichten Stellen beſchwerlich, welche ſich in dem Liman befinden, einem Meerbuſen, in welchen ſich die Flüſſe Dnepr und Bog ergießen.

Chevalier (Madame), Schauſpielerin und Sängerin, Zögling des Theaters zu Lyon. Sie trat auf mehreren kleinen Theatern in Paris mit vielem Glück auf und reiſte 1795 zum franzöſiſchen Theater nach Hamburg, wo ſie mehrere Jahre hindurch mit ihren Talenten jedermann bezauberte und unter Leitung des berühmten Garat ihren Geſang noch mehr ausbildete. 1798 folgte ſie dem Rufe zur Bühne nach Petersburg. Mit dem lebhafteſten Beifall aufgenommen, gefiel ſie vorzüglich dem Kaiſer Paul I. Bald gewann ſie ein ſolches Anſehen über den Kaiſer, daß er beinahe blindlings ihren Leidenſchaften folgte und zu manchen Härten ſich verleiten ließ. Sobald Alexander I. zur Regierung kam, wurde ſie für immer aus Petersburg und dem ganzen Reiche verwieſen.

Chiaroſcuro, ſ. Grau in Grau und Helldunkel.

† **Choiſeul-Gouffier** ſtarb im Sommer des Jahres 1817. Von ſeinen Werken wollen wir erwähnen ſeine Voyage pittoresque de la Grèce, die unvollendet iſt, und ſeine Dissertation sur Homère, die er im Auguſt 1816 in der Akademie der Inſchriften vorgeleſen hat, und die gegen die deutſchen Philoſophen gerichtet iſt.

Chorherr, ſ. Stift.

Chriſtenthum nennt man im objectiven Sinne den Inbegriff der Lehren, Gebräuche und kirchlichen Einrichtungen, durch welche die von Jeſu Chriſto ausgegangene Religion in das Leben der Völker eingeführt, allmählig entwickelt und in beſtändiger Wirkſamkeit erhalten worden iſt, im ſubjectiven Sinne aber das eigenthümliche Gepräge, das dieſe Religion den Anſichten, Gefühlen, Geſinnungen und Sitten der ihr ergebenen Menſchen, d. h. der Chriſten aufgedrückt hat. Die Wechſelwirkung der Thatſachen auf denen dieſer zwiefache Begriff des Chriſtenthums beruht, iſt ſo durchgreifend und mächtig, daß es nicht befremden kann, wenn der Sprachgebrauch hier Objectives und Subjectives vermengt, und eine durch den gleich anzuführenden Verſuch hinlänglich charakteriſirte Religionsphiloſophie ſogar verſuchte, jenes, das der Kirche doch das Urſprüngliche und unter göttlicher Beglaubigung Ueberlieferte iſt, aus dieſem, freilich dem eigentlich lebendigen und wirklichen Chriſtenthume der Gegenwart, neu zu conſtruiren und zu reſtauriren. Das Chriſtenthum, wie es eben geworden iſt und jetzt in den Gemüthern lebt, erhielt unter dem Einfluſſe der Prieſterherrſchaft, der Nationalität, des Zeitgeiſtes und tauſendfacher Reibungen mit Staat und Wiſſenſchaft, eine Menge unreiner Beiſätze, die man erſt ausſcheiden müßte, um zu erfahren, was es ſeyn ſoll. Dazu könnte man nun nicht ſicherer kommen, als wenn man auf dem Wege der hiſtoriſchen Unterſuchung die Religion, welche Jeſus ſelbſt hatte, in ſeinem Leben darſtellte und der Welt geben wollte, d. i. die urſprüngliche Norm, das ideale Chriſtenthum ausmittelte, würde nur dabei die Gefahr, den eigenen Geiſt und Sinn, den man zu dieſem Geſchäfte mitbringt, in die Auslegung der allerdings nicht vollſtändigen und mannigfaltigem Verſtändniß bloßgegebenen Urkunden der Entſtehungsgeſchichte des Chriſtenthums hineinzutragen, und ergänzend die Reſultate zu verfälſchen, durch fromme Demuth und unbefangene Wahrheitsliebe abgewendet. Aber dieſe Aufgabe zu löſen, iſt ſelbſt den redlichſten Forſchern bis jetzt nicht völlig gelungen, und auch unter den, weniger durch Confeſſions- und Sectengeiſt, als durch die Verſchiedenheit der wiſſenſchaftlichen Methoden und philoſophiſchen Grundſätze getrennten, chriſtlichen Theologen unſerer Zeit noch ſtreitig, auf welcher Baſis der, übrigens immer einſtimmiger anerkannte, einfache Inhalt der Religion Jeſu beruhe. (Vergl. d. Art. Religion, Offenbarung, Rationalismus und Supernaturalismus.) Dieſer ſtellt ſich durch ſeine Wirkung auf die weit von einander abweichenden geiſtigen Richtungen und Eigenthümlichkeiten der Völker, die das Chriſtenthum zuerſt empfingen, als univerſelle, der ganzen Menſchheit zuſagende Wahrheit und Alles einigende göttliche Kraft dar. Die Juden hatten im Glauben an einen lebendigen Gott und Schöpfer aller Dinge das Princip der Religioſität feſtgehalten, die Griechen gründliche, im Leben brauchbare Wiſſenſchaft angebaut, die Römer Grundſätze des Rechts und der Staatsverfaſſung aufgeſtellt, und durch Erfahrung erprobt. Dieſe zerſtreuten, in ihrer iſolirten Wirkſamkeit zur wahren Beglückung und ſittlichen Vollendung des geſelligen und individuellen Lebens der Menſchen unzulänglichen Elemente der Cultur läuterte, ergänzte und verband das Chriſtenthum durch das Geſetz einer reinen Humanität, deſſen höchſter Zweck, die Menſchen gut und ſelig zu machen, wie Gott iſt, in der von Chriſto angekündigten und verwirklichten

Idee eines göttlichen Reiches auf Erden alle Mittel zu ſeiner Ausführung findet. Seine Religion brachte, was jenen Völkern fehlte, in die griechiſche Wiſſenſchaftlichkeit religiöſen Gehalt, in die römiſche Legalität ſittliche Würde, in die jüdiſche Frömmigkeit, Freiheit und Licht, und indem ſie die Scheidewände des Particularismus durch das Gebot einer allgemeinen Bruderliebe niederwarf, erhob ſie den engherzigen Nationalgeiſt zum Weltbürgerſinn. So fanden die Beſtrebungen des Bildungsganges der alten Welt im Chriſtenthume ihren höhern Vereinigungspunkt und zugleich den Antrieb, gemeinnütziger zu machen, was Geheimthuerei und Kaſtengeiſt der Menge ſonſt vorenthielt. Die höchſten Ideen, die wichtigſten Wahrheiten und Rechte, die reinſten Geſetze des ſittlichen Lebens führte es allen Geſchlechtern (ſ. d. Art. Frauen) und Ständen zu; die Möglichkeit einer vollkommnen Tugend bewies es durch das Beiſpiel ſeines Stifters; den Frieden der Welt begründete es durch das Wort von der Verſöhnung der Menſchen mit Gott und untereinander, und, ihre innigſte Neigung auf Jeſum, den Anfänger und Vollender des Glaubens, den gekreuzigten, auferſtandenen und verherrlichten Mittler zwiſchen Himmel und Erde richtend, lehrte es ſie den gerechten und wohlthätigen Zuſammenhang des Lebens nach dem Tode mit dem gegenwärtigen erkennen. Die Geſchichte Jeſu und der Vorbereitungen Gottes auf ſeine Sendung war der Stoff, aus dem ſich unter den Chriſten die Ahnung dieſes Inhalts und dieſer Bedeutung ihrer Religion entwickelte. In Jeruſalem entſtand bald nach dem Tode Jeſu die erſte Gemeine; eine andere zu Antiochien in Syrien, brachte den Namen Chriſtianer oder Chriſten auf; die Reiſen der Apoſtel und der Verkehr mit den jüdiſchen Colonien in allen Gegenden des römiſchen Reichs, verbreiteten das Chriſtenthum; Paläſtina, Syrien, Kleinaſien, Griechenland, die Inſeln des Mittelmeeres, Italien und die Nordküſte von Afrika wurden ſchon im erſten Jahrhunderte Sitze chriſtlicher Gemeinen. Einfach und ihrem beſchränkten Zuſtande angemeſſen, bildeten ſie ihr kirchliches Leben, im Wechſel mannigfaltiger Bedrückungen erſtarkten ſie. (Vgl. d. Art. Urchriſtenthum und Verfolgungen.) Am Ende des zweiten Jahrhunderts waren in allen Provinzen, am Ende des dritten faſt die Hälfte der Bewohner des römiſchen Reichs und in vielen angränzenden Ländern Chriſten. Das Streben nach Einheit des Glaubens (ſ. Orthodoxie) und der Kirchenverfaſſung, veranlaßte unzählige Reibungen mit Andersdenkenden, Irrlehrern und Ketzern (vergl. d. Art. Ketzer und den Umriß der Ketzergeſchichte im Art. Secten), und führte zur Organiſation jener anmaßenden Hierarchie, von der das geſtürzte Judenthum ein für die erſten Chriſten ſo drückendes Beiſpiel gegeben hatte. Nachdem nun im zweiten Decennium des vierten Jahrhunderts, durch die Edicte Conſtantins des Großen, den Chriſten erſt Duldung und bald darauf das Uebergewicht im römiſchen Reiche eingeräumt worden war, übten die Biſchöffe ihre Macht als Geſetzgeber des Glaubens auf der erſten allgemeinen Kirchenverſammlung (ſ. Nicäa) 325, durch Aufſtellung eines für alle Chriſten bindenden Glaubensbekenntniſſes aus. Auf dieſe Grundlage haben die ſpätern Concilien (ſ. d. Art.) mit Hülfe der Schriftſteller, welche die Kirche als ihre Väter und Lehrer ehrt (ſ. Kirchenväter und die Art. Hieronymus, Ambroſius, Auguſtinus, Gregor I. u. a. m.), das Gebäude des orthodoxen Lehrbegriffs aufgeführt, während die Obern der in Prieſter

verwandelten und als ein privilegirter heiliger Stand (ſ. Klerus, Geiſtlichkeit, Prieſter) über die Laien erhobenen Geiſtlichen, theils durch den immer weiter um ſich greifenden Einfluß der ihnen übertragenen Kirchenzucht, theils durch die von ihnen in Umlauf geſetzte Meinung beſonderer, nur auf ſie vererbten Ueberlieferungen aus dem Munde der Apoſtel (ſ. Tradition), die ihnen anfangs aus Liebe und Dankbarkeit bewilligten und von ihnen folgerecht erweiterten Vorrechte vor allen andern Chriſten zu ſanctioniren und ſich allmählig zu Herren der Kirche zu machen wußten (ſ. Biſchöffe, Patriarchen, Papſtthum, Hierarchie). Dabei unterſtützte ſie nicht weniger die durch Julians Regierung und vorübergehende Launen ſeiner Nachfolger ohne großen Nachtheil unterbrochene Begünſtigung von Seiten der Kaiſer (ſ. beſonders Theodoſius den Großen), als die vermehrte Pracht und Mannigfaltigkeit der Ceremonien des Gottesdienſtes (ſ. Meſſe, Heilige, Reliquien, Bilderſtürmer), der beim Sinken der claſſiſchen Geiſtesbildung wachſende Aberglaube der ohnehin unwiſſenden Völker und das unter ſeinem Schatten glücklich gedeihende Mönchsweſen (ſ. Mönchsweſen und Klöſter). In dieſer mehr den Sinn als den Geiſt anſprechenden Geſtalt kam das ſchon ſeit dem 4ten Jahrhundert unter den Gothen bekannte Chriſtenthum zu den übrigen germaniſchen Völkern im Weſten und Norden von Europa und wußte die rohen Sieger, die auf den Trümmern des weſtrömiſchen Kaiſerthums neue Reiche gründeten, durch die Macht des Glaubens im 7ten und 8ten Jahrhunderte allmählig unter ſeine Herrſchaft zu bringen, während es ſein Gebiet in Aſien und Afrika an die Saracenen verlor, unter deren Bedrückungen Hunderttauſende ſchwacher Chriſten zum Muhamedanismus übergingen und faſt nur die von der orthodoxen Kirche verſtoßenen ketzeriſchen Parteien im Orient (ſ. Jacobiten, Kopten, Armenier, Maroniten, Neſtorianer) ſich behaupteten. Bei dieſem Wechſel der Dinge, der in Europa nur Spanien und Sicilien traf, gewann das nun immer planmäßiger zur geiſtlichen Obergewalt über das Abendland vordringende römiſche Papſtthum (ſ. d. Art. und Gregor VII.) im Norden und bald auch im Oſten dieſes Welttheils durch die Bekehrung der ſlaviſchen und ſcandinaviſchen Völker (vom 10ten bis ins 12te Jahrhundert) mehr, als ihm anderwärts entriſſen werden konnte. Denn jene Eroberungen der Muhamedaner hatten hauptſächlich das Gebiet der ſchon ſeit dem 5ten Jahrhunderte mit der occidentaliſchen und dem römiſchen Stuhle ergebenen (lateiniſchen) Kirche nicht mehr einigen, und allmählig ganz von ihr abweichenden orientaliſchen Kirche (ſ. Griechiſche Kirche) verheert, und dieſe erhielt erſt im 10ten Jahrhundert durch die Bekehrung der Ruſſen neue Anhänger, die jetzt ihre mächtigſte Stütze ſind; die Kreuzfahrer aber, die bald religiöſe Begeiſterung, bald Sucht nach Gewinn und Abentheuern 1096 bis 1250 zur Eroberung des heiligen Grabes trieb, erwarben ihr neues Königreich Jeruſalem nicht dem griechiſchen Kaiſer, ſondern ſich und dem Papſte (ſ. Kreuzzüge). Die Verwirrung, die dieſes endlich doch wieder vereitelte Unternehmen in die bürgerlichen und häuslichen Angelegenheiten der Occidentalen brachte, bot der Kirche günſtige Gelegenheit, ihre Beſitzungen zu vermehren, und dem römiſchen Stuhle Spielraum zur Befeſtigung ſeiner Univerſalmonarchie dar. Aber ganz wider die Abſicht und Erwartung der Kirchenfürſten kamen dabei durch den vielſeitigen Verkehr der Völker und durch die heimkehrenden Kreuz-

fahrer Reſte alter Ketzereien ſ. Manichäer, Paulicianer) in das Abendland und überhaupt neue, freiere Ideen in Umlauf, welche theils der philoſophiſche Prüfungsgeiſt einiger Jünger der Scholaſtik (ſ. Abälard, Arnold von Brescia) theils der unter Adel und Volk gährende Unwille über die Unchriſtlichkeit der Kleriker zum Zündſtoff einer in allerlei Verbrüderungen und Secten zuſammentretenden Oppoſition gegen das ganze römiſche Kirchenthum machte (ſ. Katharer, Albigenſer, Waldenſer). Die Stiftung und Vervielfältigung neuer geiſtlicher Orden (ſ. d. Art.), beſonders der Franziscaner und Dominicaner zur Verwaltung der von den Weltprieſtern vernachläſſigten Seelſorge und Volksbelehrung, konnte dem Uebel nicht abhelfen, weil ſie im Ganzen mehr für die Kirche und das Papſtthum, als gegen Aberglauben und Unwiſſenheit thätig waren, und kühne Gedanken, die ihrer Ueberredung nicht weichen wollten, ließen ſich noch weniger durch die mit Feuer und Schwerdt bewaffnete Gewalt der Inquiſition (ſ. d. Art.) aus den Seelen reißen. Die große Verſchiedenheit der chriſtlichen Religion, wie ſie damals gelehrt und geübt wurde, von der Religion Jeſu Chriſti, das Mißverhältniß deſſen, was die Kirche gab, mit den religiöſen Bedürfniſſen des menſchlichen Geiſtes und Herzens, war einmal theils durch das Erfaſſen des Geiſtes Jeſu ſelbſt aus der Bibel, die trotz aller Verbote und Schwierigkeiten ſchon damals hier und da im Verborgenen wißbegierige Leſer fand, theils durch die freimüthige Beredtſamkeit einzelner Lehrer und Sectenhäupter Vielen klar geworden; auch kirchliche Ordensgeſellſchaften ſehnten ſich, einen eigenen Weg zu gehen (ſ. Tempelherren, Franziscaner), der Zorn beleidigter Fürſten vergaß den Dank für die Verdienſte des Papſtthums um die Civiliſation der Völker in den früheren Jahrhunderten des Mittelalters, und die Päpſte ſelbſt ſorgten zu wenig, die Unſittlichkeit ihres Hofes und der Kleriſei abzuſtellen, oder vor den Augen der Welt zu verbergen, ja ſie gaben ihr das Aergerniß einer Spaltung (ſ. Schisma, Papſtthum), welche die Achtung der ſeit 1378 über 30 Jahre unter zwei Gegenpäpſten getheilten lateiniſchen Chriſtenheit gegen ihr Oberhaupt nicht vermehren und nur durch die ihrer Macht ſehr ungünſtigen Beſchlüſſe des Conciliums zu Coſtnitz 1414 — 1418 beigelegt werden konnte. Hatten die Lehren des Engländers Wiklef (ſ. d. Art.) ſchon vorher neue Gegner des Papismus geweckt und vereinigt, ſo ſchlug nun die Empörung der Anhänger des wegen ähnlicher Lehren zu Coſtnitz verbrannten böhmiſchen Reformators (ſ. Huß, Huſſiten) in vollen Flammen aus und nöthigte dem Concilium zu Baſel (1431 — 1443) Verwilligungen (Compactaten) ab, die, ſtandhaft behauptet, den Freunden der zu Baſel nur vorgeſchlagenen, doch nicht durchgeſetzten Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern zeigten, was eine eben ſo entſchloſſene und durch Vereinigung mehrerer Völker nachdrücklichere Bekämpfung der in der römiſchen Kirche eingeriſſenen Mißbräuche ausrichten würde. Wie nun ſeitdem die Sehnſucht nach einer Wiederherſtellung des urſprünglichen Chriſtenthums der 1517 begonnenen Reformation vorgearbeitet, wie dieſe Fortgang gewonnen, und was ſie geleiſtet, welche Folgen für die höchſten Angelegenheiten der Menſchheit ſie nach ſich gezogen und auf welchen Standpunkt der von ihr aufgeregte Geiſt das Chriſtenthum gebracht habe, iſt im Artikel Reformation und den darin aufgeführten verwandten Artikeln dargelegt. Daß durch dieſen gewaltigen Umſchwung der Ideen und kirchlichen Verhältniſſe jene Sehn-

ſucht ſchon ganz befriedigt und ein Chriſtenthum, das dem Geiſte ſeines Stifters vollkommen entſpräche, in Lehre und Leben hergeſtellt worden ſey, behaupten die eifrigſten Proteſtanten eben ſo wenig, als umſichtige Katholiken die Nothwendigkeit einer ſolchen Reſtauration und das große Verdienſt des Proteſtantismus um dieſelbe, und folglich auch um die Verbeſſerung der alten Kirche abläugnen mögen (vergl. Trident, Catholicismus, Proteſtantismus). Sehr mannigfaltig ſind die Geſtalten, in denen das Chriſtenthum unſerer Tage erſcheint. Die ſüdlichen Völker beweiſen, wie leicht dieſe Religion ſich nationaliſirt, wie viel ſie aber auch unter dem Einfluſſe einer überwiegenden Sinnlichkeit und Herrſchaft der Phantaſie von der einfachen Größe, ſittlichen Kraft und reinen Geiſtigkeit ihres urſprünglichen Charakters verliert; den nördlichen Völkern nahm der Proteſtantismus die meiſten, wenn auch nicht alle, Laſten ab, mit denen die Uebermacht der irdiſchen Natur den Geiſt der Religion niederdrückt; das chriſtliche Europa trägt in ſeinem gegenwärtigen, von manchen der Religion ganz fremden Einflüſſen bedingten, ſittlichen und politiſchen Leben immer noch das Gepräge der Erziehung, die es dem Chriſtenthum verdankt (ſ. Bildung) und hat dieſe Form auch ſeinen Colonien in entfernten Welttheilen aufgedrückt, unter denen allein das republicaniſche Nordamerika ſich zu einer in ihrer Art einzigen Unabhängigkeit von jedem Sectengeiſte und allgemeinen Freiheit aller Bekenntniſſe zu erheben wußte. Suchen wir aber das Chriſtenthum, wie es in Chriſto ſelbſt lebte und wirkte, unter unſern Zeitgenoſſen auf, ſo finden wir es bei keinem Volke und in keiner Religionspartei rein und unentſtellt wieder, ſondern nehmen ſeine Züge nur in dem Wandel der wenigen Erleuchteten und Frommen aus allerlei Volk wahr, welche Chriſtum lieben und von ſeinem Geiſte durchdrungen ſind. E.

Chriſtian Friedrich von Dänemark, älteſter Sohn des am 7. Dec. 1805 geſtorbenen Erbprinzen Friedrichs (Halbbruders des Vaters des jetzigen Königs von Dänemark, Friedrich VI.), geboren den 18. Sept. 1786, iſt gegenwärtig k. dän. General-Gouverneur von Fühnen und Inhaber eines Infant. Reg. Von ſeiner erſten Gemahlin, Charlotte von Mecklenburg Schwerin, von der er ſich geſchieden, hat er einen Sohn, Chriſtian Friedr. Carl, geboren den 6. Oct. 1808. Den 21. Mai 1815 hat er ſich wieder vermählt mit Caroline Amalie, des Herzogs von Holſtein-Sonderburg-Auguſtenburg Tochter. Er wohnt zu Odenſee oder auf Sorgenfrei bei Copenhagen. Dieſer Fürſt, der nächſte Erbe der Krone Dänemarks, ward im J. 1813 Statthalter in Norwegen. Er trat dieſe Würde den 22. Mai an, als eine drückende Theurung das Land ängſtigte, weßhalb er am 10. Juli den Beamten und Grundeigenthümern Beſchränkung des Brod- und Mehlverbrauchs zur Pflicht machte. Noch größer war die Unruhe des Landes wegen ſeines politiſchen Schickſals. Rußland und Schweden unterhandelten nämlich, von England und Preußen unterſtützt, mit Dänemark, das, mit Frankreich im Bunde, Krieg mit England führte, über die Abtretung Norwegens; allein Dänemark wollte nicht einmal Drontheim abtreten, und König Friedrich VI. erklärte den 23. April: daß er ſich nie entſchließen werde, Norwegen gegen Provinzen, die an das Holſteinſche gränzen, umzutauſchen. Die Unterhandlungen zerſchlugen ſich, und Dänemark ſchloß am 10. Juli einen engen Bund mit Frankreich, worauf es den 3. Sept. an Schweden, und den 22. Oct. an Rußland und

Preußen den Krieg erklärte. Nun überzog der Kronprinz von Schweden, an der Spitze der Nordarmee, die däniſchen Herzogthümer, und nöthigte Dänemark in dem Frieden zu Kiel den 14. Jan. 1814, ganz Norwegen an Schweden abzutreten, wofür es ſchwediſch Pommern erhalten ſollte. Als der Statthalter, Prinz Chriſtian, den 28. Jan. einer Verſammlung Normänner dieſen Tractat vorlegte, ſo verwarfen ſie ihn einmüthig, und nahmen das alte Recht ihrer frühern Selbſtſtändigkeit in Anſpruch. Vergebens ſicherte ihnen der König von Schweden wiederholt eine freie Verfaſſung zu, mit größeren politiſchen Rechten, als ſie je unter Dänemark beſeſſen: das normänniſche Volk erklärte ſich mit Begeiſterung für ſeine Unabhängigkeit, und Prinz Chriſtian machte in Drontheim, der alten Hauptſtadt des Nordens, den 19. Febr. in einer Erklärung an die Biſchöffe, den Civilſtand, das Heer und das Volk bekannt, daß Norwegen unabhängig ſeyn wolle. Unterdeſſen waren ſchwediſche Abgeſandte in Chriſtiania angekommen, um ihn zur Befolgung des Kieler Friedens aufzufodern; allein ſtatt aller Antwort leiſtete der Prinz in der Kirche den Eid als Regent, und erließ den 13. März eine Kundmachung, daß Sieg oder Tod das Feldgeſchrei des Normannen gegen Jeden ſey, der ſeine Unabhängigkeit antaſten würde. Zugleich verſammelte er ein Heer von 12,000 Mann, und berief den 10. April einen Reichstag nach Eidsvold, wo die Mehrzahl von 154 Stellvertretern des Volks den 17. Mai ein Grundgeſetz für Norwegens Freiheit entwarf, und den Prinzen zum Erbkönige von Norwegen erklärte. Als ſolcher wurde er den 19. Mai 1814 unter dem Namen Chriſtian I. ausgerufen. Er ſchickte jetzt Herrn Carſten Anker nach London, um Englands Zuſtimmung zu erhalten; allein die brittiſchen Miniſter machten die mit den Verbündeten abgeſchloſſenen Verträge gegen den Widerſpruch der Oppoſition geltend, und verfügten den 29. April die Sperre der norwegiſchen Küſte. Auch Dänemark erklärte durch ein Abberufungspatent, Copenh. den 18. Apr., alles in Norwegen Geſchehene für ungültig, indem der Statthalter ſchon den 19. Januar die Vollmacht erhalten, den Kieler Vertrag in Anſehung Norwegens zu vollziehen. Als dagegen die Normänner däniſche Kriegsſchiffe in Beſchlag nahmen, ſo verbot ein k. dän. Patent vom 12. Mai allen Verkehr zwiſchen Dänemark und Norwegen. Unterdeſſen zog ſich ein ſchwediſches Heer an der Gränze zuſammen, und ſechs ſchwediſche Kriegsſchiffe kreuzten an Norwegens Küſte. Vergebens ſandten Oeſterreich (v. Steigenteſch), Rußland (v. Orloff), Preußen (v. Martens), und England (Foſter), im Julius als Bevollmächtigte nach Chriſtiania, um den Prinzen Chriſtian zum Nachgeben aufzufodern; König Friedrich VI. drohte ihm ſogar mit Niederſetzung eines Gerichtshofes, der ihm das Erbfolgerecht auf Dänemark abſprechen könnte. Sie kehrten im Anfange des Auguſt unverrichteter Sache von Chriſtiania nach Copenhagen zurück. Der Kronprinz von Schweden rückte daher von Wennesberg her den 27. Juli mit 17,000 Mann gegen die Gränze vor; 13,000 Mann folgten, und 10,000 ſtanden als Nachhalt. Der König von Schweden übernahm den Oberbefehl über die Flotte von 4 Linienſchiffen, 3 Fregatten und 75 Kanonenböten, welche unter dem Admiral Puke den linken Flügel deckte, und die norwegiſche Flottille von 6 Briggs, 4 Schonern und 36 Kanonenböten nöthigte, ſich zurückzuziehen. In Verbindung mit den Landtruppen unter Mörner bemächtigte er ſich einiger Inſeln, beſonders Krageroe, worauf die Feſtungen Frederiks-

ſtadt und Kongſteen den 4. Aug., ohne Widerſtand zu leiſten, capitulirten. Unterdeſſen war auch der Feldmarſchall Graf von Eſſen mit der zweiten Heerabtheilung ſeit dem 30. Juli durch die ſchlecht vertheidigten Gränzpäſſe gegen Kongswinger vorgerückt. Nach einem Gefechte bei Tiſtadalen am 1. Aug. verließen die Norweger die Stellung am Swineſund. Nun drangen die Schweden von allen Seiten in Norwegen ein, und beſetzten das linke Ufer des Glommenfluſſes von Ouſtaſund bis Frederiksſtadt. Faſt täglich ſchlug man ſich mit großer Tapferkeit. Prinz Chriſtian führte in den Gefechten bei Moß und Kongswinger in Perſon den Oberbefehl. Auch norwegiſche Jungfrauen griffen zu den Waffen. Am bedeutendſten litten die Schweden am 3. Aug. bei Meilskog, doch erhielten ſie Verſtärkung, und ſiegten am 6. Aug. bei Scakenſtadt. Sie rückten hierauf gegen den Brückenkopf von Langernäs am Glommen vor, wurden zwar am 9. Aug. zurückgeſchlagen, bemächtigten ſich aber am 11. des wichtigen Poſtens bei Tweten, worauf ſich Prinz Chriſtian über den Glommen zurückzog. Viele Soldaten gingen zu den Schweden über, um nicht zu verhungern. Zugleich wurden Frederikshald und Frederikſteen den 13. Aug. beſchoſſen, und der wohl entworfene Kriegsplan des Kronprinzen war in ſeiner Ausführung ſchon ſo weit gediehen, daß die Schweden auf der einen Seite über den Glommen gehen und Chriſtiania einnehmen, auf der andern aber nach Karlshoved und Moß vordringen konnten, wodurch die Armee des Prinzen Chriſtian im Rücken, an den Seiten und von vorn angegriffen, bei der ſchwediſchen Ueberlegenheit zur See aber mittelſt einer Landung auf dem rechten Flügel umgangen worden wäre. In dieſer Lage entſchloß ſich Prinz Chriſtian zu dem Waffenſtillſtande von Moß den 14. Aug., wodurch Frederikshald mit Frederikſteen den Schweden übergeben, und das norwegiſche Heer, das an allem Mangel litt, aufgelöſet wurde. Auch genehmigte er, daß ein Storthing gehalten werden ſollte, und Schweden verſprach, die zu Eidsvold entworfene Verfaſſung anzunehmen, bis auf die durch die Vereinigung Norwegens mit Schweden nothwendigen Abänderungen. Hierauf erklärte Prinz Chriſtian den 16. Aug. zu Moß, daß er und warum er die norwegiſche Königskrone niederlege. Das Volk in Chriſtiania gerieth in unruhige Bewegung. Man ſchrie über Verrätherei; allein bald fügte ſich Alles in die neue Ordnung. Prinz Chriſtian, der zu Ladegardsoen bei Chriſtiania krank war, übertrug die Regierung dem Staatsrathe. Am 10. Oct. ſtellte er dem Storthing die Entſagungsurkunde aus, und ſchiffte ſich an demſelben Tage nach Dänemark ein, landete aber erſt am 4. Nov. zu Aarhuus in Jütland. An dieſem Tage beſchloß das Storthing die Vereinigung Norwegens mit Schweden, indem es Carl XIII., König von Schweden, zum conſtitutionellen Erbkönig von Norwegen ausrief. Vergl. Recueil de pièces authentiques publiées en Norwège. Altona 1814. K.

† Chriſtiania, im Stifte Chriſtiania oder Aggerhuus, liegt am nördlichen Ende des Meerbuſens Chriſtiansford, in einer Gegend, in welcher ziemlich viel Gartenbau getrieben wird. Sie hat 1600 Häuſer mit 11,000 Einwohnern, und beſteht, außer den Vorſtädten, aus folgenden drei Theilen: der eigentlichen Stadt Chriſtiania, oder der Neuſtadt, der Altſtadt oder Opslo, am Fuße des Egeberges, und der ſeit 1815 geſchleiften Bergfeſtung Aggerhuus, auf einer Landſpitze ſüdlich von der eigentlichen Stadt Chriſtiania. Jeder von dieſen Theilen macht eine beſondere Pfarrgemeinde aus,

und ſteht unter beſonderer Gerichtsbarkeit. Die eigentliche Stadt Chriſtiania iſt die ſchönſte Stadt in Norwegen, bildet ein regelmäßiges Viereck von 1000 Schritten in der Länge und Breite, hat ſchnurgerade, in rechten Winkeln ſich durchſchneidende, breite, mit erhöheten Fußwegen verſehene und mit 2 Stock hohen, größtentheils ſteinernen Häuſern beſetzte Straßen, und nimmt mit jedem Jahre an Schönheit der Bauart zu. Seit 1812 befindet ſich hier eine Univerſität, welche drei Jahre nach ihrer Stiftung über 100 Studenten zählte. Von Fabrikanſtalten iſt beſonders das große Alaunwerk auf der Südſeite der Altſtadt zu bemerken. Die Hauptnahrung der Einwohner beſteht im Handel, vorzüglich mit Brettern, auch Eiſenwaaren, und wird durch den tiefen und ſichern Hafen beſonders begünſtigt. Man ſchätzt den Werth der jährlich ausgeführten Bretter auf 810,000 Gulden. In der Nähe der Stadt ſind 136 privilegirte Sägemühlen, welche jährlich 20 Millionen Planken liefern.

Chriſtliche Religion, ſ. Chriſtenthum.

Chriſtoph, Herzog von Würtemberg, wurde am 12. Mai 1515 geboren, der einzige Sohn Herzog Ulrichs von Würtemberg und der baieriſchen Prinzeſſin Sabine. Wie ſein ſpäteres Leben und die Jahre ſeiner Regierung für Würtemberg höchſt wichtig und wohlthätig wurden, ſo zeichnen ſich ſchon ſeine Kindheit und Jugend durch eigene, höchſt ſonderbare Schickſale aus. Noch iſt er kein Jahr alt, als ſeine Mutter aus Würtemberg entflieht, und ihn und ſeine Schweſter unmütterlich ihrem Schickſale überläßt; in ſeinem 4ten Jahre vertreibt der ſchwäbiſche Bund ſeinen Vater von Land und Leuten, und verkauft, ohne Rückſicht auf den ſchuldloſen Sohn, das Herzogthum an die öſterreichiſchen Brüder Carl und Ferdinand; Chriſtoph ſelbſt wird nach Inſpruck, und dann nach Wien gebracht, um hier erzogen zu werden, und wäre im J. 1529, bei der Belagerung Wiens, durch Soliman den Prachtvollen, beinahe in türkiſche Gefangenſchaft gerathen, wenn ihn nicht ſein Erzieher Tyfferni noch gerettet hätte; derſelbe rettete ihn zum zweitenmal, als 1532 ihn Carl V. nach Spanien zu führen, und mit ihm ſeine Anſprüche auf Würtemberg in einem ſpaniſchen Kloſter zu begraben vorhatte; durch ihn veranlaßt, entfernte ſich der Prinz, als man ſchon an den Gränzen Italiens war, um von da nach Spanien einzuſchiffen, ſchnell vom Gefolge des Kaiſers und gelangte nach einer abentheuerlichen Flucht glücklich zu ſeinem Oheim, dem Herzoge von Baiern. Jetzt trat er, nicht ohne Einwilligung ſeines Vaters, mit ſeinen gegründeten Anſprüchen auf Würtemberg, öffentlich hervor, unterſtützt von vielen deutſchen Fürſten, ſelbſt von auswärtigen Königen. Aber bei dieſer Gelegenheit zeigte ſich, wie wenig Oeſterreich geſonnen ſey, auf dem Wege der Güte das Herzogthum herauszugeben; um ſo mehr eilte Philipp, der Großmüthige, von Heſſen, dem vertriebenen Ulrich, ſeinem Freund und Vetter, mit Gewalt der Waffen zu dem Seinen wieder zu verhelfen, wozu Franz I., von Frankreich, das Geld vorſchoß. Die glückliche Schlacht bei Laufen, im Würtembergiſchen, und der Vertrag von Caden, 1534, gaben das Herzogthum den rechtmäßigen Beſitzern zurück, wiewohl Ulrich genöthigt war, es als öſterreichiſches Afterlehen anzuerkennen. Chriſtoph war inzwiſchen ſeinem Vater fremd geworden, und ſchon darum nicht von ihm geliebt, weil er mit Baiern verwandt war; er durfte deßhalb nicht am Hofe deſſelben bleiben, ſondern mußte Würtemberg aufs neue verlaſſen, um in franzöſiſche Dienſte zu treten. Während er hier Gefahren aller Art ausgeſetzt

war, ging ſein blindhaſſender Vater damit um, ihm durch ein Teſtament die Nachfolge im Herzogthum zu entziehen; berief ihn aber doch endlich nach 8jähriger Abweſenheit nach Haus zurück, und ertheilte ihm bald darauf den Befehl, die anſpachiſche Prinzeſſin Anna Maria zu heirathen, 1544. Der Sohn gehorchte, und lebte von jetzt an einige Jahre mit ſeiner Familie ruhig in Mömpelgard, das ihm zum Sitz angewieſen war, bis das Unglück aufs neue über Würtemberg hereinbrach, und ihn zur angeſtrengteſten Thätigkeit auffoderte. Herzog Ulrich hatte im Jahr 1546 am ſchmalkaldiſchen Krieg gegen Carl V. Antheil genommen, wurde von König Ferdinand deßhalb der Felonie angeklagt, und das Herzogthum ſelbſt als verwirktes öſterreichiſches Afterlehen von demſelben in Anſpruch genommen. Schon war der Prozeß eingeleitet, und Würtemberg troz aller Bemühung des Vaters und des Sohnes abermals in Gefahr, an Oeſterreich verloren zu gehen, als Ulrich im November 1550 ſtarb, und Chriſtoph nun den Kampf allein auszufechten hatte. Zwar übernahm er wirklich ſogleich in Perſon die Regierung des angefochtenen Herzogthums; zwar war ſein Verhältniß ein anderes, als das ſeines Vaters, und er wurde von Carl V. ſelbſt gegen ſeinen Bruder, den König Ferdinand, begünſtigt; dennoch aber dauerte der Prozeß fort, oder machte Ferdinand Anfoderungen, welche ins Ungeheure gingen, bis endlich die Sache Chriſtophs durch den Krieg des Churfürſten Moritz von Sachſen im J. 1552 eine günſtigere Wendung nahm. Da waren die öſterreichiſchen Brüder froh, als ſie einige unter den deutſchen Fürſten zum Vermittlen geneigt und fähig fanden, auch Herzog Chriſtoph unter ihnen, welche den Paſſauer Vertrag zu Stande brachten, auf den einige Tage nachher ein zweiter folgte, worin König Ferdinand gegen eine freilich bedeutende Summe Geldes ſeinen neuen Anſprüchen auf Würtemberg vollſtändig entſagte. Chriſtoph behielt das Herzogthum unter denſelben Verhältniſſen und Bedingungen, wie es ſein Vater ſeit der Wiedereroberung beſeſſen hatte, und von dieſem Augenblicke nahm ſeine höchſt wohlthätige Wirkſamkeit für daſſelbe ihren Anfang; er wurde ihm zum politiſchen und religiöſen Geſetzgeber. Das Lutherthum, ſchon von ſeinem Vater nach ſeiner Rückkehr eingeführt, aber in der letzten Zeit durch das Interim verdrängt, ward zur Freude der Einwohner wieder hergeſtellt, und für taugliche Religionslehrer an allen Orten zur Erhaltung deſſelben geſorgt. Von Chriſtoph rührt die Eintheilung Würtembergs in ſeine Special- und General-Superintendenzen, damit über die untergeordneten Geiſtlichen Aufſicht geführt, und über Haltung ſeiner Verordnungen hinſichtlich der Kirche und Religion gewacht würde; von ihm iſt die Einführung der Kirchenconvente, einer Art von Sittengerichte in jeder Gemeinde des geſammten Würtembergs. Er hielt ſeine Hände rein von den Gütern der ſo zahlreichen und zum Theil ſo wohlhabenden geiſtlichen Corporationen ſeines Landes, und bildete daraus das große würtembergiſche Kirchengut; er verordnete, daß daſſelbe ſtets abgeſondert von der herzoglichen Cammer verwaltet, und ausſchließend für die Bedürfniſſe der Kirche und für andere fromme und wohlthätige Zwecke verwendet würde. Sein Werk ſind die würtembergiſchen Kloſterſchulen für Bildung junger Geiſtlichen, welche ſtatt der Mönche nun die Klöſter beſetzten; ſein Werk das ausgedehnte theologiſche Seminar in Tübingen, das die Zöglinge dieſer Kloſterſchulen in ſich aufnahm, und für das würtembergiſche Religionsweſen ſo wichtig wurde. Seine Kirchenordnungen bezeugen, wie wichtig

ihm dieſe Angelegenheiten waren; daß bis dieſen Tag ſeine Anſtalten fortdauern, dieß bezeugt, wie richtig ſein Blick, wie reif ſein Urtheil war. Beinahe derſelbe Fall iſt mit ſeinen politiſchen Einrichtungen. Wohlmeinend dehnte er die Tübinger Freiheiten, dieſe Grundlage aller Verfaſſung des ehemaligen Herzogthums, auf alle Würtemberger aus; er gab den Geſandten der Landſchaft eine mächtige Hülfe auf ihren Landtagen an den Prälaten, welche er jenen auf immer zugeſellte. Unter ihm bildeten ſich die Ausſchüſſe, unter ihm faſt zur Unabhängigkeit die ſtändiſche Steuercaſſe; wenn auch dieſe Anſtalten ſpäterhin ausarteten, ſo geſchah es doch nicht unter ihm, ſo ſchienen ſie wenigſtens Anfangs, und ſchienen ſelbſt noch jetzt vielen höchſt wohlthätig. Wiederum iſt von ihm das würtembergiſche Landrecht, ein Geſetzbuch für bürgerliche Verhältniſſe, das in unſern Tagen ſogar gegen das Neapolon'ſche zu beſtehen vermochte. Er half dadurch einem dringenden Bedürfniſſe ab, ließ es auf die einzig rechte Art entwerfen, indem er die Stände beizog, welche die Bedürfniſſe des Volks kennen mußten, und hielt, als es gegeben war, mit männlicher Feſtigkeit über ſeiner Beobachtung. Außerdem gingen viele Verordnungen von ihm aus, welche Staatsökonomie, Staatspolizei ꝛc. zum Gegenſtand haben; ſchon er ging damit um, zur Erleichterung des Verkehrs und Handels den Neckar ſchiffbar zu machen. Bei all dieſer Thätigkeit für das Wohl ſeines Herzogthums verlor er dennoch das geſammte deutſche Vaterland, verlor er ſelbſt Europa nicht aus den Augen; die Schickſale der Religion, welcher er ſo fromm und eifrig ergeben war, und ſeiner Glaubensverwandten, wo ſie immer ſeyn mochten, erregten ſtets ſeine lebhafteſte Theilnahme. Selbſt die noch barbariſchen Völker in Slavonien, Servien ꝛc. ſuchte er mit andern Fürſten für ſein reineres Chriſtenthum zu gewinnen; Ueberſetzungen des Neuen Teſtaments und mehrerer Lutheriſchen Schriften in ihre Sprachen wurden zu Tübingen und Urach für ſie veranſtaltet. Was hätte er nicht gethan, um den unglücklichen Hugenotten in Frankreich Linderung ihres Schickſals zu verſchaffen! Er hatte deshalb eine perſönliche Zuſammenkunft mit Catharina von Medicis und den Guiſen. Er trug nicht wenig dazu bei, daß nach langer vergeblicher Unterhandlung der Religionsfriede zu Augsburg im Jahr 1555 dennoch endlich zu Stande kam, als gerade alles ſich zu zerſchlagen drohte. Sein herzlichſter Wunſch war, daß die deutſchen Fürſten ſeiner Confeſſion ſo eng als möglich zuſammenhielten, um mit vereinter Kraft die Stürme zu beſtehen, welche, wie er vorausſah, der Religion wegen ihnen noch bevorſtünden, und deßhalb veranlaßte er mit unſäglicher Mühe jene Zuſammenkunft zu Naumburg im Jahr 1560, wo ſie ſich insgeſammt aufs Neue zum Halten über der Augsburgiſchen Confeſſion vereinten. Doch nicht nur ſeine Glaubensverwandten ſahen auf ihn und richteten ſich gern nach ſeinem Rath und Vorgang, ſondern ſelbſt die von der katholiſchen Partei gaben ihm häufig Beweiſe von Achtung und Zutrauen. Er war unter den Fürſten, welche das geſammte Reich auswählte zur Viſitation des in Unordnung gerathenen Cammergerichts in Speier; er war unter denjenigen, welche als feierliche Geſandtſchaft von Seiten des ganzen Reichs nach Frankreich ſich begeben ſollten, um die Rückgabe der von Deutſchland abgeriſſenen lothringiſchen Biſthümer zu unterhandeln. An ihn wandte ſich Kaiſer Ferdinand, daß er das letzte Hinderniß, das der Wahl ſeines Sohnes Maximilian, zum römiſchen König noch im Wege ſtand, vollends beſeitigen möchte, und

welche innige, traute Freundſchaft verband dieſen Maximilian ſelbſt mit Chriſtoph, den Papiſten mit dem Lutheraner, zu einer Zeit, da dieſe Verſchiedenheit der Religion die heiligſten Verhältniſſe des Lebens aufhob? — So lebte, ſo wirkte Chriſtoph 18 Jahre als regierender Herzog von Würtemberg; er ſtarb, zu früh geſchwächt von den Anſtrengungen ſeiner Jugend, im December 1568, vermißt und bedauert von Reich und Kaiſer, am meiſten von ſeinen Unterthanen, die einen Vater in ihm verloren. Er wurde dem würtembergiſchen Volk allmählig zum höchſten Fürſtenideal, wollten ſie einen ſeiner Nachfolger rühmen, ſo hieß es: er iſt der zweite Chriſtoph! — Seine Linie erloſch mit ſeinem Sohne Ludwig.

Christo sacrum nennt ſich eine 1802 zu Delft in Holland geſtiftete proteſtantiſche Secte, welche alle Secten in ihrem Schooße vereinigen will, keine chriſtliche, ſondern nur gebildete Redner, gleichviel aus welchem Stande hat, bei ihrem Cultus den Ehrdienſt, als die eigentliche Gottesverehrung, vom Lehrdienſte, der Anhörung geiſtlicher Reden, unterſcheidet und jeden beſonders begeht, ein ſehr allgemeines bibliſch-proteſtantiſches Glaubensbekenntniß aufſtellt, übrigens aber ihren Mitgliedern, zu denen Reformirte und Lutheraner gehören, im Denken über religiöſe Dogmen die vollkommenſte Freiheit läßt. Durch liturgiſche Verbeſſerungen des zum Grund gelegten reformirten Cultus hat dieſe ohne alle Autoriſation entſtandene Geſellſchaft einige tauſend Proſelyten gemacht, ſcheint aber jetzt ihrem Erlöſchen nahe. E.

Chriſtusköpfe können nie die Aehnlichkeit eines Portraits haben. Die Nachricht von einer Abbildung des Angeſichts Jeſu, die in Tuch abgedruckt, der König Abgar von Edeſſa beſeſſen haben ſoll, und von einem ähnlichen Abdrucke im Schweißtuche der heil. Veronica (Berenice) iſt eben ſo apocryphiſch, als die Sage von einem ſolchen Gemälde, das der Evangeliſt Lucas verfertigt haben ſollte. Eine männliche ſchöne Geſtalt und Geſichtsbildung ſchreibt ein offenbar unächter Brief, den Lentulus, der Vorgänger des Pilatus, an den römiſchen Senat geſchrieben haben ſollte, Chriſto zu. Unter den vorhandenen Chriſtusbildern iſt das älteſte ein Basrelief von Marmor auf einem Sarkophag aus dem 2ten oder 3ten Jahrhundert, im Vatican zu Rom. Man ſieht darauf Chriſtum als einen noch unbärtigen jungen Mann, mit römiſchen Geſichtszügen und ſanftgelockten, herabwallenden Haaren, in eine römiſche Toga gekleidet, auf einer Sella curulis ſitzen. Ebendaſelbſt befindet ſich auf einem andern Sarkophag, aus dem 4ten Jahrhundert, ein Chriſtusbild mit ovalem Geſicht, orientaliſchen Zügen, geſcheitelten Haaren und kurzem ſchlichten Bart. An dieſes Bild haben ſich die neugriechiſchen und italieniſchen Maler bis auf Michel Angelo und Raphael treulich gehalten. Seit dem 16ten Jahrhundert wurden in dieſer Schule Jupiter und Apoll Muſterbilder für die Chriſtusköpfe, welche nun in unendlich vielen Modificationen, bald die Züge der verſchiedenen Nationen annahmen, deren Künſtler ſich daran verſuchten. Daß aber eben in dieſem Mangel eines beſtimmten, portraitähnlichen Vorbildes die unverkennbarſte Anweiſung liegt, das Angeſicht des Göttlichen, wenn es einmal von der bildenden Kunſt dargeſtellt werden ſoll, aus den Zügen ſittlicher Würde und Schönheit zu geſtalten, die das Bild ſeines Geiſtes und Lebens in der evangeliſchen Geſchichte an ſich trägt, und hier mehr, als bei jedem andern Kunſtwerke, religiöſe Begeiſterung den Pinſel oder Meißel führen müſſe, haben die großen Künſtler empfunden, von denen wir die anſprechendſten Chri-

ſtuskoͤpfe beſitzen. Je hoͤher und reiner das Ideal in der Bruſt des Kuͤnſtlers war, deſto mehr innere, jeden Beſchauer ergreifende Wahrheit wird auch ſein Chriſtusbild haben. Wir wuͤnſchen jedem Kuͤnſtler, der ſich daran wagen will, einen ſchoͤnen Traum, wie ihn juͤngſt Dannecker in Stuttgart hatte, und dieſem, daß es ihm gelinge, das Bild des Heilands zu verwirklichen, wie es ihm erſchien. E.

Chronographie, die Zeitbeſchreibung, d. h. Geſchichtsbeſchreibung nach der Zeitfolge.

Chryſeis, ſ. Achilles.

Chryſippus, einer der beruͤhmteſten ſtoiſchen Philoſophen aus Cilicien, der ſich beſonders durch ſeine Kunſt und Staͤrke im Disputiren auszeichnete. Er war ein Hauptgegner der Epicuraͤer, und ſoll an 700 verſchiedene Schriften herausgegeben haben, meiſt dialektiſchen Inhalts, von denen aber nichts Vollſtaͤndiges mehr vorhanden iſt. Er ſtarb in hohem Alter um das Jahr 206 vor Chriſtus.

Chryſopras, oder gemeiniglich Chryſopas, eine Art von Chryſolith, der ſich durch ſeine gelbgruͤne, dem Porreelauche aͤhnliche Farbe unterſcheidet. Man findet ihn an mehreren Orten in Schleſien.

† Churfuͤrſten (von dem alten Worte Koͤren, kuͤren, ehemals durch die Sinne empfinden, dann mit den Sinnen pruͤfen, hernach mit dem Verſtande unterſuchen, und darauf waͤhlen, woraus Kur, Chur, Wahl und endlich in ganz ſpecieller Bedeutung die Handlung, wodurch ein deutſcher Kaiſer als ſolcher beſtimmt und erkannt wurde). Heſſen hat zwar den Churfuͤrſtentitel beibehalten, da aber durch die neue Staatsverfaſſung Deutſchlands das deutſche Reich nicht wiederhergeſtellt worden, ſondern ein deutſcher Bund ſouveraͤner deutſcher Fuͤrſten, ſo hat dadurch die Churfuͤrſtenwuͤrde ihrem Begriff und Weſen nach ein Ende erreicht.

Chymus iſt die im Verdauungscanal und insbeſondere im Magen enthaltene, durch die Verdauung allmaͤhlig aus den eingenommenen Nahrungsmitteln hervorgebrachte Nahrungsmaſſe. (S. Verdauung).

Ciborium, urſpruͤnglich ein aus einem aͤgyptiſchen Gewaͤchſe verfertigtes Trinkgeſchirr. In der roͤmiſchen Kirche iſt es das Gefaͤß oder Behaͤltniß, worin das Venerabile aufbewahrt wird.

† Cicero (Marcus Tullius). Neuere gute Ausgaben ſeiner ſaͤmmtlichen Werke haben wir von J. A. Erneſti, Beck und Schuͤtz. — Cicero heißt auch, in den Buchdruckereien, eine mittlere Schriftſorte, weil Cicero's Werke zuerſt damit gedruckt worden.

Cichorie, eine Pflanze, deren Wurzel, geroͤſtet und gemahlen, ein Caffeeſurrogat abgibt, das beſonders zur Zeit des Continentalſyſtems ſtark geſucht und daher in großer Menge, namentlich in Braunſchweig, Meppen, Helmſtaͤdt und andern Staͤdten Niederſachſens fabricirt wurde.

Cicisbeo, im Deutſchen gebraucht, hat ſtets einen mindeſtens verdaͤchtigen Nebenſinn. Es wird oft fuͤr Hausfreund geſagt, aber fuͤr einen ſolchen, den man oͤfter in Geſellſchaft der Frau, als in Begleitung des Mannes vom Hauſe ſieht; auch wohl geradezu fuͤr beguͤnſtigten Liebhaber. Doch iſt der Ausdruck nur anwendbar, wenn von Perſonen, welche, was man nennt, zur guten Geſellſchaft gehoͤren, die Rede iſt.

Cider, (Frucht- oder Obſtwein), iſt ein aus ſuͤßen oder ſchleimicht ſuͤßen, viel ſchleimicht zuckerartige Beſtandtheile enthaltenden Fruͤchten verſchiedener Gewaͤchſe und ihren andern gleich zuckerartigen Theilen gewonnener Wein oder weinartiges Getraͤnk, welches durch Gaͤh-

rung bereitet wird. Die Bedingungen der Gährung ſind a) ein gehöriger Grad der Wäſſerigkeit, nach welchem ſie weder zu ſehr, noch zu wenig mit Waſſer verdünnt ſind; b) eine Wärme von 55 bis 70 Grad nach Fahrenheit Thermometer; und c) der Zugang der reſpirabeln Luft. Der beſte Fruchtwein iſt der, welchen man aus dem ausgepreßten Safte der Weintrauben oder aus dem Moſte erhält, und welcher daher immer ſchlechtweg Wein genannt wird. Da nun der Zuckerſtoff des Pflanzenreichs es nur allein iſt, welcher die Weingährung erleiden kann, ſo muß auch der Wein deſto geiſtreicher, angenehmer, beſſer und vollkommener ſeyn, je ſüßer der Moſt iſt. Den ſüßen Moſt gewinnt man unter den wärmern und heißen Himmelsſtrichen in nicht ſehr regnigten Jahren auf mehr trocknem, ſteinigem, kalkigem und ſandigem Boden, worin die Trauben zeitig reif werden. Angenehmer und beſſer aber wird der Wein, je ſorgfältiger man das Auspreſſen der Trauben vornimmt, und je weniger von den Kämmen, Schalen oder Häuten und Kernen mit ausgepreßt wird. Am vollkommenſten endlich erhält man den Wein, wenn der zuerſt gelinde gekelterte Moſt von dem nachher ausgepreßten Moſte abgeſondert wird, für ſich allein die Gährung macht und in beſondere Fäſſer aufgefüllt wird. Unter gleichen Bedingungen verändert ſich in mehrern heißen Ländern der zuckerſüße Saft verſchiedener Palmarten durch die Gährung zum Palmwein, und der ausgepreßte Saft des Zuckerrohrs zum Vin de Canne. Aus Roſinen läßt ſich wegen des in ihnen befindlichen Zuckerſtoffs durch Einweichen mit der gehörigen Menge Waſſer oder Wein durch Gährung der Roſinenwein (Vinum passum der Alten) verfertigen; wenn z. B. auf 20 Pfund reingeleſene abgeſtielte Roſinen 8 Pfund Farinzucker, 50 Kannen Landwein genommen, nach 3 Tagen 40 Tropfen zerfloſſenes Weinſteinſalz und gleich darauf 30 Tropfen Vitriolöl dazu gemengt, die Maſſe in ein Faß gefüllt und gut zugeſpündet wird. Das Faß ſetzt man nach ſtarkem Hin- und Herſchütteln an einen gemäßigt warmen Ort, verſtattet daſelbſt dem Gemenge noch einige Zeit den gehörigen Zugang der Luft, ſetzt nach 4 Wochen abermals 4 Pfund und nach 6 Wochen wieder 4 Pfund Farinzucker zu und läßt dieſe Maſſe 8 — 10 Wochen die Weingährung machen. Dann wird dieſer von den Hefen abgefüllt, mit Hauſenblaſe geſchönt und in Flaſchen oder einem andern Faſſe aufbewahrt. Zum Aepfelweine und Birnweine, oder dem eigentlich ſogenannten Cider (Vinum pomaceum) nimmt man vollkommen reifes, reines, nicht durch Fäulung angegriffenes Herbſt- oder Winterobſt, befreit daſſelbe von Schalen und Kernen, zerſtampft oder mahlt es auf der Weinmühle, preßt den Saft aus und läßt denſelben wie den Traubenſaft gähren. Stärker wird der Wein daraus, wenn man den ausgepreßten Saft erſt durchs Gefrieren vom überflüſſigen Waſſer befreit, aber auch noch Zucker zuſetzt. Schwächern und ſchlechtern Cider aber erhält man, ſobald, anſtatt den Saft aus dem Obſte anzuwenden, daſſelbe bloß zerquetſcht und mit Waſſer übergoſſen, oder auch mit Waſſer zum dünnen Brei gekocht, und dann mit Waſſer mittelſt eines hinzugeſetzten Gährungsmittels, z. B. Hefen, abgegohren wird. Uebrigens iſt noch zu bemerken, daß jede Sorte Obſt für ſich allein bleiben muß. Auf ähnliche Weiſe läßt ſich aus den Möhren, Pflaumen, Kirſchen, Schlehen, Quitten, Erdbeeren, Himbeeren, Johannisbeeren, ein weinartiges Getränk bereiten. Der eigentliche Cider oder Fruchtwein wird in Deutſchland nur wenig, in England und Frankreich aber häufig ge-

macht, und man behauptet, daß die Einwohner der Normandie die Erfinder des Ciders geweſen ſind, weil ſie wegen ihres kalten Himmelsſtriches wenig oder gar keinen Weinbau treiben können. Mäßig genoſſen, iſt der Cider der Geſundheit keinesweges nachtheilig, im Uebermaß genoſſen aber um ſo mehr, da er ſehr berauſcht. X.

Cigarro nennt man künſtlich zuſammengedrehte Röllchen feinen Rauchtabaks, welche von einer Seite angezündet und von der andern, entweder unmittelbar in den Mund genommen, oder in ein kleines Mundſtück geſteckt, abgeraucht werden. Es gehörte dazu urſprünglich eine beſondere Art Tabak, welche auf der Inſel Cuba gebaut ward. Hernach nahm man auch andere amerikaniſche Blätter dazu. Von Amerika kam ihr Gebrauch nach Spanien, nach Frankreich, nach Deutſchland, und iſt jetzt, als ein in guten Geſellſchaften erträglicheres Rauchen, ziemlich allgemein verbreitet. Die feinſten Sorten kommen von der Havannah, daher Havannah-Cigarren genannt.

Circumcellionen, ſ. Donatiſten.

Circumferentor, ein bei Landesvermeſſungen gebräuchliches mathematiſches Inſtrument, um Winkel mit Hülfe der Bouſſole zu meſſen, deſſen man ſich bedient, wenn keine genaue Richtigkeit erfoderlich iſt.

Circumflex (~^), im Griechiſchen, Spaniſchen und Franzöſiſchen ein Accentzeichen für die Dehnung einer Sylbe.

† Cirkel, heißt das bekannte Werkzeug, das zu allerlei Ausmeſſungen gebraucht wird. Es gibt davon vielerlei Arten. — Haar-Cirkel heißen ſehr genau verfertigte Cirkel, die mit Haaresſchärfe meſſen.

Ciſterne, ein ausgemauertes Waſſerbehältniß zur Aufbewahrung des Regenwaſſers, vornehmlich an ſolchen Orten, wo das Brunnenwaſſer fehlt.

† Ciudad Rodrigo, liegt auf einer Höhe am rechten Ufer der Aguada, und hat eine doppelte Enceinte; die innere beſteht aus einer Mauer mit dünnen Wällen ohne Flanken, die äußere aus einer Fauſſe-Braye von ſchwachem Profil; an der Oſt- und Südſeite hat es halbe Monde, aber nirgend einen bedeckten Weg; 360 Schritt von der Stadt liegen die mit einem ſchlechten Erdwall umgebenen Vorſtädte, auf deren beiden Seiten zwei befeſtigte Klöſter (Franciscanerkloſter nördlich, Dominicaner ſüdlich), das weſtlich gelegene Kloſter Heiligenkreuz iſt ebenfalls zur Vertheidigung eingerichtet; die Ebene um die Stadt wird im Norden durch zwei Höhen unterbrochen, den kleinen Teron (216 Schritt entfernt) und den großen (720 Schritt), auf welcher letzteren ſich eine Redoute befand, die genommen ſeyn mußte, um die Belagerung beginnen zu können. Maſſena mußte zwar bei ſeinem Rückzuge aus Portugal dieſe Feſtung ihrem Schickſal überlaſſen, es gelang ihm indeß ſie gehörig zu ravitailliren, worauf er nach Salamanca zurückging. Die Einſchließung erfolgte darauf am 8. Jan. 1812; die Nacht darauf ward die Redoute auf dem großen Teron geſtürmt, die Belagerer ſchnitten ſich dahinter ein; in der Nacht zum 14. ward heil. Kreuz genommen, der Feind machte am 14 einen Ausfall, drang bis in die Parallele, ward aber zurückgewieſen; in der Nacht zum 15. ward das Franciscanerkloſter geſtürmt, worauf der Feind die ganzen Vorſtädte verließ. Bis zum 19. war eine große Breſche in einen auf der nördlichſten Umfaſſungsſeite ausſpringenden Winkel, eine kleinere in einen alten Thurm weiter öſtlich gelegt; der Sturm erfolgte in der darauf folgenden Nacht. Die

erſte Abtheilung rückte mittelſt in den Graben geworfener Heuſäcke (weil die Contreescarpe unverſehrt war) gegen die große Breſche; durch Unterſtützung eines Regiments — welches, auf der weſtlichen Seite in den Graben gedrungen, in dieſem links fortgehend hier mit ihr zuſammentraf — gelang es ihr auch bald, den Breſchengipfel zu erſteigen, der Feind hatte aber dahinter einen Abſchnitt angelegt, der mit Hartnäckigkeit vertheidigt die Stürmenden aufhielt. Gleichzeitig mit dieſer war eine andere Diviſion vom Franciscanerkloſter aus auf dieſelbe Art durch den Graben und in die kleine Breſche gedrungen und hatte ſich innerhalb der Werke feſtgeſetzt; der hiedurch in Flanke und Rücken genommene Feind gab demnach die Vertheidigung jenes Abſchnittes auf, und vertheidigte ſich bis zu ſeiner gänzlichen Gefangennehmung von Haus zu Haus. Die Belagerer verloren im Ganzen 9 Offiziere, 217 Mann Todte, 84 Offiziere, 1000 Mann Verwundete, davon beim Sturme 6 Offiziere (wobei 2 Generale) todt, 60 verwundet, 140 Gemeine todt, 500 verwundet; die Garniſon zählte nach dem Sturme noch 78 Offiziere und 1700 Gemeine.

Clairet=Weine, nennt man in England alle rothen franzöſiſchen Weine, welche man aus Bordeaux bezieht, oder die bei uns ſogenannten Medocweine.

Clancarty (Lord Graf von), bekleidete, während des langjährigen Kampfes gegen die Neufranken und gegen Napoleon, ſtets bedeutende Geſandtſchaftspoſten an verſchiedenen Höfen, und zeigte ſich ſtets als einen ſehr gewandten Diplomatiker. 1814 ward er zum Oberpoſtmeiſter von England ernannt, und dann zur Geſandtſchaft an den Congreß von Wien gezogen. Er machte den Congreß mit Caulincourts Anträgen in England bekannt, und war ſpeciell zu Abfaſſung ſämmtlicher Subſidienverträge bevollmächtigt. 1816 wurde er zum außerordentlichen Geſandten am königlich niederländiſchen Hofe, und ſpäter zum bevollmächtigten Miniſter beim deutſchen Bundestage in Frankfurt ernannt, und zwar ſpeciell für alle Unterhandlungen, welche Territorialangelegenheiten betreffen.

Clarence (W. H. Prinz von England, Herzog von), dritter Sohn des König Georg III., geboren den 21. Auguſt 1765. Er wurde für den Seedienſt gebildet und diente von unten hinauf durch alle Grade, ohne jedoch in den Kriegen irgend ein Commando zu haben. In der Pairskammer zeichnete er ſich immer durch warme Sprache im Geiſte der Oppoſition gegen die kriegathmenden Geſinnungen der Miniſter aus. Ihm verdankt man vorzüglich auch die Abſchaffung des Negerhandels. Sein Beitritt war es hauptſächlich, welcher den Sturz der Miniſter Pitt und Addington herbeiführte. Dennoch lebte er ſtets im beſten Vernehmen mit der königlichen Familie, und wie ein Privatmann in häuslich freundlichem Kreiſe. Sein ganzes Herz hing an der berühmten Schauſpielerin Miß Jordan, mit welcher er viele Jahre in innigſter Verbindung lebte. Sie ſtarb 1816 zu Bordeaux, von ihm tief betrauert. Als Großadmiral von England führte er 1814 den König Ludwig XVIII. auf der Jacht Royal=Sovereign an die Küſten des wiedergewonnenen Frankreichs, und escortirte ihn mit einem Linienſchiff. — Er vermählte ſich 1818 mit einer Prinzeſſin von Sachſen=Meiningen und wollte, wie verſichert wurde, ſeine Reſidenz künftig in Osnabrück nehmen.

Clareniner, ſ. Franciscaner.

Clariſſinnen, ſ. Franciscaner.

Clarke (H. J. G.), Herzog von Feltre, franz. Marſchall und

Pair des Reichs, aus einer alten irländiſchen Familie, geboren zu Landrecies den 17. Oct. 1765. Sein Vater war Infanterie-Oberſter in franz. Dienſten. Mit dem 15ten Jahre kam er 1781 in die Kriegsſchule zu Paris; er machte die erſten Feldzüge im Revolutionskriege mit, hob ſich durch ſeine Talente und ſeinen Muth ſchnell empor und war Chef des Generalſtabs bei der Rheinarmee, als ihn die Conventsdeputirten den 12. Oct. 1793, am Tage vor der Erſtürmung der Weißenburger Linien, ſeiner Stelle entſetzten. Doch bald ſtellten ihn die Gewalthaber Frankreichs wieder an, und ſelbſt an die Spitze des hiſtoriſch-topographiſch-militäriſchen Cabinets. Das Directorium übertrug ihm 1795 eine wichtige Sendung nach Wien. Im folgenden Jahre ſchloß er den Allianztractat mit dem Könige von Sardinien ab. Dann unterhandelte er mit Oeſterreich und mit Bonaparte den Frieden zu Campo Formio. Die ihm nach dem 18. Brumaire aufgetragene Zurückſendung der ruſſiſchen Kriegsgefangenen vollzog er auf eine ſo gefällige Art, daß der Kaiſer Paul nicht nur ihm dafür dankte und ihm einen prächtigen Degen verehrte, ſondern überhaupt für Frankreich ein günſtigeres Syſtem annahm. Damals leitete auch Clarke die Friedensunterhandlungen zu Lüneville ein, welche nachher Joſeph Bonaparte abſchloß. Gleichwohl fiel er beim erſten Conſul in Ungnade. Bonaparte gab ihm jetzt den Miniſterpoſten in Florenz bei dem neuen König von Hetrurien. Dann ernannte ihn Bonaparte 1804 zum Staatsrath, und er folgte dem Kaiſer in dem Feldzuge gegen Oeſterreich, und ward Gouverneur von Wien. Später ſchloß er mit dem ruſſiſchen Bevollmächtigten, Hrn. von Oubril, den Friedenstractat ab, welchen bekanntlich der Kaiſer Alexander nicht ratificirte. Faſt zu gleicher Zeit trat er wegen des Friedens zwiſchen Frankreich und England mit Lord Yarmouth in Unterhandlungen; allein nach dem Tode von Fox hörten die Unterhandlungen auf, und der Krieg mit Preußen brach aus. Clarke begleitete Napoleon, und ward nach der Schlacht bei Jena Gouverneur von Erfurt; bald nachher bekleidete er denſelben Poſten ein Jahr lang in Berlin. Er trat hierauf an Berthier's Stelle als Kriegsminiſter und Napoleon erhob ihn zum Herzog von Feltre. Für Ludwig XVIII. erklärte er ſich den 8. April 1814. Den 4. Juni erhob ihn der König zum Pair von Frankreich. Bis in den März 1815 nahm er an den öffentlichen Angelegenheiten wenig Theil. Als man aber, nach Bonaparte's Einfall, in die Treue des Kriegsminiſters Soult Zweifel ſetzte, ward Clarke den 11. Mai zu deſſen Nachfolger gewählt. Er ging mit dem Könige nach Gent, und übernahm eine Sendung nach London an den Prinzen Regenten. Nach der Rückkehr des Königs ward ihm das Portfeuille genommen, und der Marſchall Gouvion St. Cyr trat an ſeine Stelle. Indeß ward ſchon nach drei Monaten das Miniſterium wieder verändert, und der Herzog von Feltre aufs neue Kriegsminiſter. Sein Hauptgeſchäft war die Auflöſung der alten und die Bildung einer neuen Armee. Uebrigens ſchloß ſich der Düc de Feltre ganz an das Syſtem des ſtrengen Royalismus an, und widerſetzte ſich im Cabinet den freiſinnigern Grundſätzen der übrigen Miniſter. Im Jahr 1816 erhielt er vom Könige den Marſchallſtab. Es erklärte ſich indeſſen die öffentliche Meinung ſo laut gegen ihn und ſeinen Ultra-Royalismus, daß endlich der König im Jahr 1818 den Marſchall Gouvion St. Cyr wieder, an des Herzogs Stelle, zum Kriegsminiſter ernannte.

† Clauſeln (im Juriſtiſchen) ſind diejenigen Nebentheile eines

rechtlichen Aufſatzes, durch welche entweder einer ſchädlichen Wirkung vorgebeugt, oder dem Geſchäft eine vortheilhafte Wirkung beigelegt werden ſoll. Es gibt allgemeine und beſondere. Jene finden bei allen, oder doch den meiſten Geſchäften Statt, dieſe nur bei einigen gewiſſen. Zu jenen gehört z. B. die Begebung der Ausflüchte des Betrugs, der Ueberredung, anders abgeredeter als niedergeſchriebener Dinge, der Verletzung über oder unter die Hälfte, der Wiedereinſetzung in den vorigen Stand u. ſ. w., welche gewöhnlich dem Schluſſe aller Verträge angehängt wird. Zu den beſondern werden gerechnet: die Clausula codicillaris, wodurch einem Teſtamente, welches nicht als ſolches ſollte gelten können, die Gültigkeit eines Codicills vorbehalten wird; bei Darlehns-, Kaufs-, Mieths- und andern Geſchäften, die Clausula cassatoria, wodurch feſtgeſtellt wird, daß beim Eintritt einer gewiſſen Bedingung das ganze Geſchäft für aufgelöſet gehalten werden ſolle. In dem Wechſelrecht iſt die Clausula cambialis diejenige, nach welcher ſich derjenige, dem irgend eine Leiſtung obliegt, bei deren Unterlaſſung der perſönlichen Verhaftung unterwirft.

Claves, ſ. Clavis.

Claviatur, ſ. Clavis.

Clavicylinder, ein neues, von Chladni (ſ. dieſen) 1798 erfundenes Claviaturinſtrument in Form eines Schreibpultes, das einen Umfang vom großen G bis zum dreigeſtrichenen e hat. Die Töne klingen auf ihm ſo lange fort, als die Taſten niedergedrückt werden, und der Klang iſt von dem der Harmonica und des Euphons verſchieden. Die Mechanik des Inſtruments iſt zur Zeit noch ein Geheimniß des Erfinders. Seinen Namen hat es von einem gläſernen Cylinder, welcher an dem einen Ende mit einem Schwungrade, an dem andern mit einer Kurbel verſehen iſt, die durch einen Fußtritt umgedreht wird.

Clerfayt (François-Sebaſtian-Charles-Joſeph-de-Croix, Graf von), einer der berühmteſten öſterreichiſchen Feldherren neuerer Zeit, war den 14. October 1733 im Schloſſe Bruille, bei Binch in Hainaut geboren, widmete ſich ſeit dem zwanzigſten Jahre den Waffen, und zeichnete ſich bald darin aus. Seine Thaten im ſiebenjährigen Kriege erwarben ihm die Ehre, einer der erſten zu ſeyn, denen Maria Thereſia ihren 1757 geſtifteten Orden ertheilte. Vorzüglich markirte er bei Prag, Liſſa, Hochkirchen und Liegnitz. Bei dem Aufſtande in den Niederlanden 1787 verwarf er mit Verachtung alle Vorſchläge zur Untreue gegen Joſeph II. Als General-Lieutenant focht er 1788 und 1789 gegen die Türken, und erhielt dafür 1790 den Grad eines Artillerie-Generals und das große Band des Thereſien-Ordens. In dem Rheinfeldzuge, 1792, commandirte er ein Corps von 10,000 Mann, nahm Stenai, Croix-aux-Bois, zog ſich nach dem Rückzuge der Preußen in die Niederlande zurück, ſetzte ſich nach der Niederlage bei Jemmapes hinter Röhr, hob im folgenden Frühjahre die Belagerung von Maſtricht auf, focht dann bei Nerwinden, Quiévrain, Hanſon und Famars und nahm Le Queſnoi ein. Im Jahr 1795 erhielt er den Feldmarſchallsſtab und den Oberbefehl der kaiſerlichen Armeen am Rhein, ward dann durch den Erzherzog Carl abgelöſet, trat in den Hofkriegsrath, und ſtarb am 18. Juli 1798 in Wien. Die Stadt ließ ihm ein prächtiges Mauſoleum errichten. Clerfayt vereinigte mit den Talenten eines Feldherren alle Eigenſchaften eines guten Bürgers und eines vortrefflichen Menſchen. Seine

Unterthanen auf ſeinen Gütern hatten den mildeſten Herrn an ihm. Seine Börſe hatte ſtets jedem Verdienten und Bedürftigen ſeiner Untergebenen offen geſtanden, und den Tag vor ſeinem Tode verbrannte er alle dergleichen Schuldſcheine. Er war gewöhnlich einfach in ſeiner Kleidung, aber wenn es gegen den Feind ging, zeigte er ſich nie anders als in Staatsuniform und mit ſeinen Orden geſchmückt. „Der Tag der Schlacht,“ ſagte er, „iſt des Kriegers Ehrentag.“

† **Cleve.** Bei der neuen Organiſation Preußens bildet das Herzogthum Cleve einen Beſtandtheil der Provinz Jülich-Cleve-Berg, welche 170 Quadratmeilen mit 908000 Einwohnern enthält, und in drei Regierungsbezirke, Cleve, Düſſeldorf und Cöln, eingetheilt iſt. Cleve, ſonſt die Hauptſtadt des Herzogthums und jetzt die Hauptſtadt des gleichnamigen Regierungsbezirkes, enthält 1000 Häuſer mit 7000 Einwohnern, iſt im Ganzen wohlgebaut, und beſteht aus der obern, auf Hügeln gelegenen Stadt und aus der untern. Das auf einem Hügel erbaute Schloß, Schwanenberg, iſt ſehr alt, und von demſelben hat man eine vortreffliche Ausſicht über die Stadt, die Umgegenden und den Rheinſtrom. Wollen-, Baumwollen-, Seiden- und Tabaks-Fabriken werden von den Einwohnern unterhalten. Unter den reizenden Umgebungen der Stadt ſind bemerkenswerth: der jenſeits des Kanals gelegene Königsgarten, eine vom Prinzen Johann Moritz von Naſſau-Siegen herrührende Anlage und der Thiergarten mit ſeinen trefflichen Alleen, Fontänen, Kaskaden und mit einem Geſundbrunnen. In der angenehmen Holzung, Berg und Thal genannt, iſt das Grabmal des Prinzen Moritz. Er ruhet in einem eiſernen Sarkophag, umgeben von den bei Cleve ausgegrabenen Inſchriften, Urnen, Krügen, Lampen und andern Ueberreſten des römiſchen Alterthums.

Climakteriſch werden in der Phyſiologie diejenigen Lebensjahre genannt, in denen der menſchliche Körper, nach beſtimmten Naturgeſetzen, anfängt in ſeinen phyſiſchen Kräften abzunehmen, und ſich bei den Männern dem Greiſenalter, ſo wie bei den Frauen dem der Matrone zu nähern. Bei den Frauen z. B. wird die Periode climakteriſch genannt, wo ſie ihre Reinigung verlieren.

Cloots (Joh. Baptiſt du Val-de-Grace, Baron von), unter dem Namen Anacharſis Cloots bekannt, war 1755 in Cleve geboren, ein Neffe des bekannten Schriftſtellers Cornelius von Pauw, und ward ſchon im elften Jahre nach Paris auf die Schule geſchickt. Von keiner regelnden Vernunft in Schranken gehalten, überließ er ſich ſein ganzes Leben lang der ausſchweifenden Willkühr ſeines lebhaften Geiſtes und ſeiner glühenden Einbildungskraft. Er las die alten Geſetzgeber ohne Prüfung und Leitung, und wollte den Völkern Geſetze geben. Noch ſehr jung und mehrere Jahre vor der Revolution durchreiſete er Deutſchland, Italien, England und einige andere Gegenden von Europa unter dem Namen Anacharſis Cloots, verſchwendete einen großen Theil ſeines ſehr anſehnlichen Vermögens, und ſuchte überall ſeine unreifen Ideen zu verbreiten. Durch die Revolution ward ſein Gehirn völlig verſengt. Er ging nach Paris zurück, nannte ſich den Sprecher des Menſchengeſchlechts (l'Orateur du genre humain) und rechtfertigte dieſen Titel, den er, mit Wegwerfung ſeines preußiſchen Adels, nun beſtändig führte, durch die unter dem Namen: Geſandtſchaft des Menſchengeſchlechts bekannte Maskerade, welche er beim Nationalconvente einführte, und an deren Spitze er dieſen aufforderte, die Grundſätz

der franzöſiſchen Revolution über alle Völker zu verbreiten. In der Folge ward er Mitglied des Nationalconvents. Er überſtrömte die Nationalverſammlung mit Petitionen, Glückwünſchen, Adreſſen, Reden, Vorſchlägen aller Art, und erbot ſich, eine preußiſche Legion unter dem Namen vandaliſche Legion zu errichten. Den König von Preußen nannte er den nordiſchen Sardanapal. Er wollte, daß die Nationalverſammlung auf deſſen und des Herzogs von Braunſchweig Häupter einen Preis ſetzen ſollte. In der Rede, worin er für ſeine Aufnahme als franzöſiſcher Bürger dankt, ſagt er: „Carl I. hatte einen Nachfolger, Ludwig XVI. wird keinen haben. Die Köpfe der Philoſophen wißt ihr zu würdigen; es bleibt euch nichts übrig, als Preiſe auf die Köpfe der Tyrannen zu ſetzen." Er gab 12,000 Livres als Beitrag zu einem Kriege gegen die Könige. Ankarſtröm, den Mörder des Königs von Schweden, pries er über Alles. Für Ludwigs XVI. Tod ſtimmte er „im Namen des Menſchengeſchlechts," und fügte hinzu: „ich verdamme den infamen Friedrich Wilhelm II. gleichfalls zum Tode." Endlich erklärte er ſich auch für einen Atheiſten und „perſönlichen Feind Jeſu," und predigte den Materialismus und eine Univerſalrepublik. Zuletzt aber wurde er Robespierren verdächtig. Dieſer ſtürzte ihn mit Hebert und noch Einigen von derſelben Partei, mit denen er verurtheilt und am 24. März 1795 hingerichtet wurde. Aber ſeine Grundſätze verläugnete er ſelbſt im Tode nicht. Er docirte auf dem Wege zur Richtſtätte Hebert ſehr eifrig den Materialismus, betrat kalt und unerſchrocken das Blutgerüſt, nannte ſein Urtheil ein ungerechtes, appellirte dawider an die Menſchheit, und verlangte zuletzt hingerichtet zu werden, um, während die Köpfe ſeiner Gefährten fielen, noch gewiſſe Grundſätze feſtzuſtellen.

Cluniacenſer, ſ. Benedictiner.

† Coalition. Napoleons Uſurpation des franzöſiſchen Throns, 1815, rief dieſelbe Coalition noch einmal ins Leben. Einige Tage entſcheidender Wirkſamkeit waren genug, den Zweck zu erreichen, und in dem Tractat von Chaumont und der Beſetzung einiger Feſtungen des franzöſiſchen Gebiets durch die Alliirten, beſteht ſie gewiſſermaßen noch fort.

† Coblenz. Ueber den Rhein führt eine fliegende Brücke zu dem auf dem rechten Rheinufer, Coblenz gegenüber, liegenden Städtchen Thal-Ehrenbreitſtein, über welchem ſich auf einem majeſtätiſchen Felſen die coloſſalen Trümmer der durch die Franzoſen zerſtörten Feſtung Ehrenbreitſtein erheben, deren Werke jetzt von den Preußen wieder hergeſtellt werden. Ueber die Moſel führt eine 536 Schritte lange, auf 15 Bogen ruhende ſteinerne Brücke, von welcher man eine der ſchönſten Ausſichten am Rheine hat. Gegenüber ſieht man den Felſen Ehrenbreitſtein, und nur wenige hundert Schritte von der Brücke fällt die Moſel ſenkrecht in den Rhein. Die Stadt Coblenz, der Lauf des durch die Moſel verſtärkten Rheins, an deſſen Ufern ſich auf der einen Seite eine Reihe von Bergen und auf der andern eine fruchtbare Ebene hinzieht, beide mit Häuſern und Dörfern beſäet, die ſich zwiſchen den Bergen hervordrängende anſehnliche Moſel und die Carthauſe auf einem Berge, um welchen ſich die neue ſchöne Heerſtraße nach dem Hundsrück windet, machen die vorzüglichſten Punkte dieſer Ausſicht aus. Coblenz hat 1050 Häuſer und 10,200 Einwohner, beſteht aus der Alt- und Neuſtadt oder Clemensſtadt, und iſt im Ganzen ziemlich gut gebaut, beſonders der letztere Theil,

wo die meiſten Gebäude von gutem Geſchmacke ſich befinden. Unter den Gebäuden ſind vorzüglich zu bemerken: das neue vormalige churfürſtliche Schloß, im antiken Styl aufgeführt und mit joniſchen Säulen geſchmückt, zur Zeit der franzöſiſchen Occupation in eine Caſerne verwandelt; das Theater (beide in der Neuſtadt); das ehemalige Jeſuitercollegium der Metternich-Winneburgiſche Hof und der Leyenſche Hof mit einem ſchönen Garten. Coblenz verdankt ſeinem letzten Churfürſten eine treffliche Waſſerleitung, welche von einem Berge bei Metternich das reinſte Quellwaſſer über die Moſelbrücke in alle Quartiere der Stadt führt. An Fabriken fehlt es, doch beſteht eine vorzügliche Fabrik von lackirter Blecharbeit, die über 100 Perſonen beſchäftigt, deren Waaren in Hinſicht der Dauer und Schönheit die engliſchen übertreffen und bis nach Spanien gehen. Der Handel beſteht vorzüglich in Waarenverführung aus der Moſel in den Rhein und aus dem Rhein in die Moſel; ein Hauptgegenſtand ſind franzöſiſche und Moſelweine, die auf der Moſel ankommen, welche Schiffe trägt, die gewöhnlich 80 Fuß lang und 12 Fuß breit ſind, eine Laſt von 1800 Centnern tragen und wenigſtens drei Fuß tief im Waſſer gehen. Eine Viertelſtunde von der Stadt liegt auf einer ſanften Anhöhe die ehemalige Carthauſe, wo man eine der trefflichſten Ausſichten auf beide Ströme genießt. Jetzt wird die Carthauſe in ein Fort verwandelt, das den Namen Hunnenkopf erhalten ſoll. Auch auf dem jenſeits der Moſel gelegenen Petersberge, wo das jetzt zerſtörte Denkmal des franzöſiſchen Generals Marceau ſtand, wird ein Fort angelegt. Durch dieſe beiden Forts, die auf der linken Rheinſeite die Stadt beſchützen, welche auch eigene Feſtungswerke erhält, und durch die auf der rechten Rheinſeite ſich wieder aus ihrem Schutt erhebende Feſtung Ehrenbreitſtein, wird Coblenz eine der ſtärkſten Feſtungen am Rhein werden, und den Schlüſſel zu Deutſchland und vorzüglich zur preußiſchen Monarchie bilden.

† Coburg. Das jetzige Herzogthum Sachſen-Coburg begreift Antheile an Coburg, Altenburg und Henneberg, wozu 1816 ein von Preußen abgetretener Diſtrikt des vormaligen Saardepartements mit 8 Quadratmeilen und 25,000 Einwohnern gekommen iſt, ſo daß jetzt ſämmtliche Lande 25 Quadratmeilen und 82000 Einwohner enthalten. Der Boden iſt zwar bergig, beſonders im altenburgiſchen Antheile, wo ein Theil des Thüringerwaldes ſich hindurch zieht, aber im Ganzen an den gewöhnlichen deutſchen Producten des Thier- und Pflanzenreichs fruchtbar; aus dem Steinreiche hat man Eiſen, Kupfer, Vitriol, Alaun, Kobalt, Marmor, Alabaſter, Schiefer, Steinkohlen und Schwefel. Die Induſtrie beſteht in Lein-, Wollen- und Baumwollenweberei, Gerbereien, Eiſenhämmern, Blaufarbenwerken, Porzellanfabriken, Marmor- und Steinmühlen, Holzarbeiten und in Verfertigung von Pech, Kienruß und Potaſche. Die Einkünfte ſchätzt man, ohne die neuen Acquiſitionen jenſeits des Rheins im vormaligen Saardepartement, auf 425,000 Gulden. Der Herzog hat mit den übrigen großherzoglich und herzoglich ſächſiſchen Häuſern eine Geſammtſtimme in der engern Bundesverſammlung, und eine beſondere in der weiteren. Die Haupt- und Reſidenzſtadt Coburg liegt in einem angenehmen Thale, an der Itz, hat fünf Kirchen, ein academiſches Gymnaſium, das Caſimirianum genannt, verſchiedene Fabriken, ein Reſidenzſchloß, die Ehrenburg genannt, mit einer anſehnlichen Bibliothek, ein ſchönes Reithaus, ein maſſives Zeughaus, 43 Gaſſen, 750 Häuſer und 7700 Einwohner. Angenehme Alleen trennen die

Stadt von den Vorſtädten. Nicht weit von der Stadt, auf einem Berge, liegt die Feſtung Coburg, welche mit einer ſtarken Mauer, tiefen Graben und fünf Baſteien verſehen iſt, außer mehreren andern Gebäuden ein Zucht- und ein Zeughaus enthält, und eine vortreffliche Ausſicht über einen großen Theil des Landes gewährt.

Coccejus (Johann), einer der gelehrteſten Theologen Hollands. Sein Syſtem, obgleich in mehreren Hinſichten ſeltſam und übertrieben, hat dennoch der theologiſchen Wiſſenſchaft einen nützlichen Anſtoß gegeben und ſie von manchem ſcholaſtiſchen Unrath befreit. Es iſt am vollſtändigſten in ſeiner Summa doctrinae de foedere et testamento Dei entwickelt. Hinſichtlich der Auslegung ging Coccejus von dem Grundſatze aus, man müſſe die Worte und Phraſen der Schrift in jedem Sinne nehmen, deſſen ſie fähig ſeyen, indem ſie in der That alles bedeuteten, was ſie bedeuten könnten. Unter ſeinen Gegnern waren Gisbert Voet und Samuel Desmarets die bedeutendſten. Coccejus war 1603 zu Bremen geboren, empfing ſeine Bildung darauf zu Hamburg und Franecker, ward auf kurze Zeit Profeſſor der hebräiſchen Sprache in ſeiner Vaterſtadt, ging 1636 in gleicher Eigenſchaft nach Franecker, und ward 7 Jahre ſpäter daſelbſt Profeſſor der Theologie. Im Jahr 1649 ward ihm der theologiſche Lehrſtuhl zu Leyden übertragen, den er bis an ſeinen Tod 1669 mit Ehren einnahm. Seine Werke ſind mehrmals geſammelt erſchienen, zuletzt zu Amſterdam 1701 in 10 Foliobänden, wozu 1706 noch zwei Bände Opera anecdota kamen.

Cochenille, bei uns als die ſchönſte rothe Farbe bekannt, iſt eigentlich ein gedörrtes Inſect, das uns als Handelsartikel über Cadix aus Südamerika, und insbeſondere aus Mexico und Peru zugeführt wird, wo es auf verſchiedenen Arten der Opuntia lebt. Seine Lebensdauer iſt beim Männchen nur einen Monat, beim Weibchen aber einen Monat länger. Dieß ſtirbt gleich nach dem Gebären. Nach der Einſammlung tödten die Mexicaner das Inſect entweder in heißem Waſſer oder in Ofen. Es gibt davon viele Arten und Gattungen, alle aber ſind inwendig mit einem zarten rothen Staube angefüllt, der die koſtbare Farbe enthält. Als Waare kommt ſie in Suronen oder zuſammengenäheten trockenen Thierhäuten, gewöhnlich über Cadix, in den Handel.

* Cochinchina (Kodſchin-Dſchina), d. h. Weſtchina, eine große zu Hinter-Indien gehörige Landſchaft, iſt jetzt ein Theil des ſogenannten Kaiſerthums Anam, welches nach den neueſten Nachrichten die hinterindiſchen Provinzen Tunkin, Cochinchina, Chiampa, Cambodſcha, Laos und Lac-tho begreift. Die ältere Geſchichte dieſer Länder, ſo wie ihre innere Beſchaffenheit, ſind den Europäern wenig bekannt. Cochinchina war ehemals nur eine Provinz von Tunkin. Die Chineſen waren Herren dieſer Länder, die ſie durch einen Statthalter regieren lieſſen. Bei einer Revolution wurde der chineſiſche Gouverneur ermordet, und Tunkin erhielt Könige aus ſeiner eigenen Nation, welche unter der Bedingung von dem chineſiſchen Kaiſer anerkannt wurden, daß ſie in China die Belehnung vom Kaiſer nachſuchen mußten. Von Tunkin machte ſich, ebenfalls in einer Revolution, Cochinchina unabhängig, und erhielt dann eigene Könige. Im J. 1774 brach in dem letztern Lande eine Revolution aus, wodurch der König ſeinen Thron verlor, und drei Brüder, die Anführer der Empörer, ſich in das Königreich theilten. Einer derſelben, deſſen Antheil an Tunkin ſtieß, beſiegte den König von Tunkin, eroberte

ſein Reich und behauptete ſich im Beſitze ſeiner Eroberung, obgleich der Kaiſer von China den vertriebenen König von Cochinchina, der bei ihm, als ſeinem Lehnsherrn, Schutz geſucht hatte, in ſein Königreich wieder einzuſetzen ſuchte. Unterdeſſen hatte aber der Kronprinz des vertriebenen Königs von Cochinchina, Caun-Schung genannt, der ſich durch die Flucht gerettet hatte, einen Verſuch gemacht, das väterliche Reich zu erobern, welches ihm, bei der unter den Uſurpatoren herrſchenden Uneinigkeit und bei der Anhänglichkeit der Cochinchineſen an ihren rechtmäßigen Beherrſcher, ſo weit gelang, daß er nicht allein Cochinchina wieder eroberte, ſondern auch im J. 1800 das Königreich Tunkin damit vereinigte. Anfangs ließ er ſich vom chineſiſchen Kaiſer mit Tunkin belehnen, hat ſich aber nachher für völlig unabhängig erklärt, unter dem Namen Gia-Long den kaiſerlichen Titel angenommen, und regiert noch jetzt über dieſes Kaiſerthum Anam, mit welchem nun auch Cambodſcha, Laos, Chiampa und Lac-tho vereinigt ſind. Da alſo nun Cochinchina aufgehört hat, einen beſonderen Staat zu bilden, und als ein Theil mit unter dem anamitiſchen Kaiſerthume begriffen iſt: ſo wollen wir, ſtatt einer beſondern Schilderung Cochinchina's, eine allgemeine Darſtellung des Kaiſerthums Anam geben. Dieſes Reich, nach dem angegebenen Umfange, gränzt gegen Norden an die Südprovinzen China's, gegen Weſten an Siam, gegen Süden an das indiſche und gegen Oſten an das chineſiſche Meer. Es nimmt die ganze Oſtküſte der Halbinſel jenſeits des Ganges ein, und liegt vom 118ten Grad bis zum 127ſten Grad der Länge und vom 8ten Grad bis zum 23ſten Grad der nördlichen Breite, enthält an 18,000 Q. M., und iſt von 18 bis 20 Millionen Menſchen bewohnt. Das Land wird von vielen, zum Theil beträchtlichen Flüſſen, darunter der Menam-Kom, wahrſcheinlich ein und derſelbe mit dem Kambodſchafluß, bewäſſert. Alle Provinzen werden durch Gebirgsketten, deren Lauf man jedoch gar nicht kennt, von einander getrennt, die ſehr ſchroff ſich erheben, aber fruchtbare Thäler und Ebenen einſchließen. Die Lage des Landes in der heißen Zone läßt hier zwar ein brennendes Clima erwarten, allein die Nähe der Gebirge und des Meeres mildert die Hitze, und macht das Clima zu einem der angenehmſten in Aſien. Die Fruchtbarkeit und der Productenreichthum dieſer Länder iſt ſehr groß. Die Felder geben doppelte, bisweilen dreifache Ernte, beſonders wird Reis, als die Hauptnahrung der Einwohner, gebaut; ferner gibt es Thee, Zimmet, trefflichen Zucker, Pfeffer, Ingwer, Baumwolle, Kokos-, Firniß-, Talg- und Tiekbäume, welche das trefflichſte Schiffsbauholz liefern, Färbehölzer, edle Südfrüchte, außerordentlich große und gelehrige Elephanten, Rhinozeroſſe, Tiger, Gazellen, eine große Menge von Affen und Schlangen, indianiſche Vogelneſter, Seide, mannigfaltiges Geflügel, Fiſche, das feinſte Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Eiſen, Salpeter ꝛc. Doch kennen die Einwohner den Bergbau noch wenig, ja das Nachgraben des Goldes iſt ſogar verboten, um nicht die Habſucht der Europäer zu reizen. Die Einwohner, beſonders der Provinzen Tunkin und Cochinchina, haben in ihren Geſichtszügen, in ihrer Sprache und Gebräuchen, viele Aehnlichkeit mit den Chineſen, ohne jedoch ſo ſehr wie dieſe das Fremde zu verachten, und ſtehen auf einer gleichen Stufe der Civiliſation, mit Ausnahme der Bewohner von Laos und Chiampa, welche meiſtens ein Nomadenleben führen. Sie treiben Ackerbau, der ſich größtentheils auf die Anpflanzung des Reiſes beſchränkt, verfertigen Metallwaaren, unterhalten Baumwollen- und

Seidenfabriken, haben ſelbſt Kanonengießereien und bauen ſehr gute Schiffe, wovon die Kauffahrteiſchiffe den Junken der Chineſen gleichen, und kennen die Schreibe- und Buchdruckerkunſt. Ihre Literatur iſt reich an moraliſchen, dramatiſchen und botaniſchen Werken. Der Calender wird von einigen Gelehrten am kaiſerlichen Hofe herausgegeben. Ihre Baukunſt, Malerei und Muſik ſind chineſiſch. Der Handel, den die Einwohner treiben, beſonders der Küſtenhandel, iſt nicht unbedeutend. Von den aſiatiſchen Völkern beſuchen vorzüglich die Chineſen, Malajen, die Bewohner der Sunda-Inſeln, die Japaner, die Küſten dieſes Landes. Hingegen die europäiſchen Handelsnationen haben noch wenige Handelsverbindungen anzuknüpfen vermocht. Der Hof und die Großen bekennen ſich zur Religion des Confucius, die Religion des gemeinen Volkes iſt eine Modification der Lehre des Buddha. Die Anzahl der Pagoden, welche ebenfalls den chineſiſchen ähnlich ſind, und der Bonzen iſt ſehr groß, da jede Gemeinde ihre eigene Pagode und ihren Schutzgeiſt hat. Durch den Eifer der Miſſionäre ſind auch mehrere hundert tauſend Einwohner zu dem Chriſtenthume bekehret worden. Die Regierungsform iſt der chineſiſchen ähnlich, despotiſch und militäriſch. Der Bambus wird als ein Strafmittel vom erſten Mandarin bis zum niedrigſten Unterthan gebraucht. Der Kaiſer regiert mit Beihülfe von vier Miniſtern, welche Würde gemeiniglich die nächſten kaiſerlichen Verwandten bekleiden. Den Provinzen ſind Statthalter vorgeſetzt. Die Armee, gegen 150,000 Mann ſtark, iſt auf chineſiſche Art organiſirt, aber mit vieler Artillerie und guten Waffen verſehen, welche die Europäer eingeführt haben. Die Seemacht beſteht aus 200 Galeeren und 25 Fregatten, mit 26,800 Matroſen bemannt, die zugleich als Seeſoldaten dienen. Die Hauptſtadt iſt Bac-king oder Kecho, am Fluſſe Songkoy. Nach andern iſt Hue-Phu oder Kehue, die Hauptſtadt des ganzen Reiches und die kaiſerliche Reſidenz. Ueberhaupt iſt die Topographie dieſes ganzen Staates den Europäern noch ſehr unbekannt.

Cochrane (Alexander, Lord), ein berühmter engliſcher Seeofficier, iſt der älteſte Sohn des Lords Archibald Cochrane, eines insbeſondere um das Studium der chemiſchen Wiſſenſchaften wohlverdienten wackern Seemannes, geb. 1775. Er beſtimmte ſich für den Seedienſt, wurde von ſeinem Oheim dafür gebildet, diente zuerſt in Oſtindien und an der Küſte von Biscaya, zeichnete ſich 1801 vor Barcelona, als Fregattencapitän, durch die Wegnahme eines ſpaniſchen und 33 anderer Schiffe aus, und verſuchte mehrere glückliche Landungen. 1806 landete er auf der Nordküſte von Frankreich, zerſtörte mehrere Signale und Batterien, nahm eine franzöſiſche Fregatte und zwei Slupen, und kehrte damit nach Plymouth zurück. Er trat nun als Deputirter für die Stadt Weſtminſter in die Kammer der Gemeinen, wurde dann zu einem Kreuzzuge mit der Fregatte Imperious beordert, und vereinigte ſich mit der Flotte unter Collingwood vor Cadix. Im Kriege mit Spanien gegen Frankreich zeichnete er ſich 1808 durch Befreiung der Feſte Roſas und Wegnahme mehrerer Küſtenforts aus, und vereinigte ſich alsdann mit der Canalflotte unter Gambier. 1809 machte er jenen berühmten, aber nicht ganz geglückten Verſuch, die franzöſiſche Flotte, auf der Rhede von Biscaya, mit der congreviſchen Brandmaſchine zu zerſtören, ſchlug aber die franzöſiſche Flotte, nahm den Calcutta und zerſtörte drei Linienſchiffe, wofür ihm der Bathorden ertheilt wurde.

Cochrane (Thomas, Lord), aus der Familie des vorigen,

und für den Seedienſt erzogen, wobei er ſich den Bathorden erwarb. Er war Mitglied des Parlaments für Weſtminſter und eben im Begriff als Capitän mit dem Schiffe the Tonnant nach Amerika abzuſegeln, als er angehalten und vor das königliche Bankgericht gezogen, und von demſelben zu 1000 Pf. Sterling Geldſtrafe, einjährigem Gefängniß und öffentlicher Ausſtellung am Pilory verurtheilt wurde, weil er 1814 ein falſches Gerücht von einem ganz entſcheidenden Siege der Alliirten über Bonaparte ausgeſprengt, die Fonds dadurch augenblicklich in die Höhe getrieben, und eine große, Tags zuvor wohlfeil erkaufte Summe, plötzlich mit beträchtlichem Gewinne wieder verkauft hatte. Das Schimpfliche ſeiner Strafe wurde ihm erlaſſen, er verlor aber den Orden und den Sitz im Parlament. Mit Gewalt befreite er ſich aus dem Gefängniß. Obgleich ein Preis auf ſeine Wiedereinbringung geſetzt war, ſo wählte ihn doch Weſtminſter wieder zu ſeinem Deputirten, und er erſchien 1816 in der Kammer der Gemeinen, wo er arretirt und vor das Aſſiſengericht von Surrey gezogen wurde. Sir Francis Burdett begleitete ihn dahin. Nochmals für ſchuldig erklärt, aber der Gnade des Königs empfohlen, weigerte er ſich, dieſe anzunehmen, und verlangte Gerechtigkeit. Im November 1816 wurde er nun vom königl. Bankgericht zu einer neuen Strafe von 100 Pfund verurtheilt, und weil er ſie nicht zahlen wollte, ins Gefängniß geſetzt, wohin ihn das Volk mit lautem Jubel begleitete. Er iſt noch jetzt Deputirter von Weſtminſter.

Cockburn (Sir George), engliſcher Admiral, wurde 1814 berühmt durch die Expedition gegen Waſhington, welche er als Admiral commandirte. Er eroberte die Stadt und verbrannte alle öffentlichen Gebäude und die Bibliothek. 1816 führte er Napoleon nach St. Helena und war zum Gouverneur der Inſel beſtimmt, kehrte aber bald wieder zurück, und gab darüber ſeinen Reiſebericht heraus.

Coëfficienten werden in der Buchſtabenrechnung diejenigen Zahlen genannt, die vor die Buchſtaben geſetzt werden und anzeigen ſollen, wie vielmal der Buchſtabe zu ſich ſelbſt addiret worden iſt. So würde 4 a ſo viel ſeyn, als a + a + a + a. Soll der Coëfficient unbeſtimmt ſeyn, ſo drückt man ihn ebenfalls durch einen Buchſtaben aus.

Coeur (Jaques), ein durch ſeine unermeßlichen Reichthümer, ſeine dem Staate geleiſteten Dienſte und ſein trauriges Schickſal berühmter franzöſiſcher Kaufmann. Er arbeitete erſt im Münzfache, widmete ſich dann dem Handel, und ward, da er dieſen mit Einſicht und Glück führte, bald ausgezeichnet reich. Carl VII. zog ihn an ſeinen Hof, und machte ihn zum Zahlmeiſter (Argentier). Coeur dehnte dieſe eigentlich nur auf die Privatcaſſe des Königs Bezug habenden Geſchäfte bis in den Wirkungskreis eines Finanzminiſters aus, und leiſtete in dieſem Fache dem Könige eben ſo wichtige Dienſte, als Dunois und Lahire in dem ihrigen. Er verbeſſerte Frankreichs Finanzen bedeutend, und würde ſie unſtreitig ganz in Ordnung gebracht haben, wenn die Periode ſeines Wirkens nicht ſo beſonders ungünſtig, oder doch wenigſtens von längerer Dauer geweſen wäre. Sein Handel war während der Zeit in alle Welttheile hin verbreitet. Alle Gewäſſer trugen ſeine zahlreichen Schiffe und Galeeren. Dreihundert Geſchäftsführer arbeiteten für ihn. Sein Handel allein übertraf den Handel ſämmtlicher franzöſiſchen und italieniſchen Kaufleute. Er gab Carl VII. die Mittel zur Eroberung der Normandie (1448), indem er ihm 400,000 Goldthaler lieh, und vier Armeen auf ſeine

Koſten unterhielt. Der König hatte ihn in den Adelſtand erhoben, und der Aufwand, mit dem er nun die glänzendſten Häuſer des Reichs verdunkelte, erregte den Neid, wie ſeine unermeßlichen Reichthümer die Habſucht. So hatte er bald zahlreiche Feinde, welche bemüht waren, ihn zu ſtürzen, und denen es durch die Schwäche Carls VII. auch bald gelang. An ihrer Spitze war der berüchtigte Miniſter Chabannes, damals alles beim Könige geltend. Coeur war (1448) als Mitglied der Geſandtſchaft in Lauſanne, um das Schisma Felix V. beizulegen. Dieſe Abweſenheit wurde benutzt, der König überredet, und Coeur nach ſeiner Rückkehr auf allerlei unſinnige Anklagen feſtgeſetzt. So ſollte er (der den Uebeln des Landes kräftig abgeholfen) die Provinzen gedrückt, willkührlich Sclaven an ſeine Galeeren geſchmiedet ꝛc. und endlich gar Agnes Sorel vergiftet haben. (Dieſe hatte ihn zum Teſtamentsvollſtrecker ernannt.) Der letzte Punkt war zu abgeſchmackt. Seine Anklägerin Jeanne de Vendôme, mußte ſchimpfliche Abbitte thun. Der übrige Gang ſeines Prozeſſes iſt ein Muſter von Schändlichkeit. Der König ernannte (1452) eine Commiſſion, ihn zu richten. Chabannes, ſein erbittertſter und mächtigſter Feind, präſidirte derſelben. Coeur berief ſich auf das Recht, welches er früher erhalten, vor ein geiſtliches Gericht geſtellt zu werden. Man ſchlug es aus. Die hohe Geiſtlichkeit, der Papſt ſelbſt, verwendete ſich für ihn vergeblich. Eine Menge erkaufter Zeugen ſprachen gegen ihn. Er verlangte auch ſeiner Seits ein Zeugenverhör und einen Advocaten. Beides ward nicht bewilligt. Den 19. Mai 1453 ward er zum Tode, zu einer Geldbuße von 400,000 Goldthalern, in den königlichen Schatz zu erlegen, und zur Confiscation ſeines ganzen Vermögens verurtheilt. Der König änderte die Todesſtrafe in ewige Verbannung, ließ ihn aber doch kurz darauf in das Franziskanerkloſter zu Beaucaire einſperren. Seine Richter theilten ſich in ſein Vermögen. Chabannes erhielt 20,000 Thaler, und kaufte für einen Spottpreis die Coeur zugehörigen anſehnlichen Herrſchaften Pereuſe, Tonei und St. Fargnan, welche letzte allein 22 Kirchſpiele umfaßte. Aber Coeurs Commis, die ihn liebten, entrißen ihn dem Elende. Sie traten zuſammen und verſchafften ihm eine anſtändige Exiſtenz. Einer derſelben, Jean de Village, welcher ſeine Nichte geheirathet hatte, befreite ihn aus dem Kloſter, und gab ihm die Mittel, nach Rom zu fliehen. Der Papſt Calixtus III., der eben gegen die Türken kreuzen ließ, gab ihm das Commando eines Theils ſeiner Flotte. Er ſchiffte ſich ein, ward aber unterwegs krank, legte auf der Inſel Chio an, und ſtarb daſelbſt vor dem Jahre 1461.

Cohorte, ſ. Legion. Die in der neueſten Zeit in Frankreich errichteten **Heerbanne**, waren ebenfalls in Cohorten zu 1000 Mann getheilt.

* **Coimbra**, eine offene und ſchlecht gebaute Stadt Portugals, in der Provinz Beira, an der Nordſeite des Mondego, theils auf einem ſteilen Felſen, theils in der Tiefe. Sie iſt der Sitz der einzigen Univerſität in Portugal, welche 1291 zu Liſſabon geſtiftet und 1308 hieher verlegt worden iſt. Die Zahl der Studirenden beträgt gewöhnlich über 1000. Zur Univerſität gehören eine Sternwarte, eine Naturalien- und phyſikaliſche Inſtrumentenſammlung, eine große Bibliothek und ein trefflich eingerichteter botaniſcher Garten. Die Stadt, welche in 3000 Häuſern 15000 Einwohner zählt, iſt zugleich der Sitz eines Biſchoffs, eines Oberſchulcollegiums, eines Inquiſitionsgerichtes und eines königlichen Collegiums der Künſte. Sehenswerth iſt die Waſſerleitung von zwanzig Bogen. Außer Leinweberei und

Töpferei verfertigen die Einwohner beſonders viele und berühmte Hornarbeiten.

* Colberg, Stadt und Feſtung in Hinterpommern, an der Perſante und 1/4 Meile vom Meere gelegen, hat 4500 Einwohner. Ihr Hafen iſt zwar klein, aber gut; das daſige bedeutende Salzwerk war das einzige, welches dem preußiſchen Staate nach dem Tilſiter Frieden übrig blieb. Colberg liegt auf einem Hügel, von Moräſten umgeben; die breiten Gräben können durch die Perſante mit Waſſer gefüllt werden. Durch eben dieſen Fluß iſt es möglich, die umliegenden Sümpfe zu überſchwemmen. Die ſogenannte Münde ſchützt den Hafen, und ſteht durch zwei Erdflächen mit der Stadt in Verbindung. Auf dem Hohenberge, einer Höhe, welche die Feſtung, obgleich in einer ſehr bedeutenden Entfernung beherrſcht, liegt ein ſchlechtes Fort. Mehrere andere iſolirte Werke ziehen ſich rings um die Stadt. Sie ſind, ſo wie der Hauptwall, meiſtens bloß von Erde aufgeworfen, nur wenige enthalten Kaſematten. Die Kunſt hat nicht ſo viel als die Natur für dieſen Punkt, der mehr als Landungsplatz bei einer Diverſion, denn als Schutzwehr für das Land wichtig iſt, gethan. 1758 belagerte General Palmbach Colberg 19 Tage lang mit 10,000 Mann vergebens. 1760 wurde die Feſtung wieder durch 27 ruſſiſche und ſchwediſche Kriegsſchiffe, und 15,000 Mann zu Lande belagert, den 18. Sept. aber durch General Werner an der Spitze von 6000 Mann entſetzt. 1761 erſchien Romanzow nochmals mit 35 Schiffen und einem bedeutenden Corps. Der Prinz von Würtemberg hatte ſich unter den Canonen der Feſtung mit 6000 Mann verſchanzt. In einem Gefechte um eine Schanze ſeines Lagers, verloren die Ruſſen 3000 Mann. Bombardement, Sturm und eine viermonatliche Belagerung konnten den tapfern Heyden (ſo hieß der brave Officier, der bei dieſer und den vorigen Belagerungen in Colberg commandirte), ſelbſt nachdem der Prinz von Wirtemberg abgezogen war, nicht bezwingen; endlich mußte er aber dem Hunger erliegen, und den 16. Dec. capituliren. Eben ſo tapfer, als 50 Jahre früher, wurde Colberg 1807 vertheidigt. Zwar ließ ſich der alte ſchwache General Lucadou, welcher anfangs hier befehligte, den 13. März die Schanze auf dem Hohenberge, ſo wie die alte Stadt nehmen, allein die Ausfälle Schills, ſo wie Nettelbeck's, eines braven Colberger Bürgers, Thätigkeit innerhalb der Stadt, machten einen Theil ſeiner Fehler wieder gut, und Obriſt Gneiſenau, der den 29. April, vom Könige abgeſandt, die Stelle als Commandant übernahm, gab der ganzen Belagerung eine andere Geſtalt. Er ließ ſogleich die Schanzen im Bullenwinkel wiedernehmen, machte dem Feinde jeden Schritt ſtreitig, und hielt ihn bis den 12. Juni in der gehörigen Entfernung. Erſt an dieſem Tage ward die Beſatzung des Wolfsbergs durch das ungeheuerſte Canonenfeuer unter der Bedingung des freien Abzugs zu capituliren gezwungen. Am 14. Juni wurde der Wolfsberg von den Preußen wieder genommen, am 15. den Franzoſen wieder überlaſſen. Am 23. und die folgenden Tage wüthete der Kampf um die Schanze von Stubenhagen und um die Lauenburger Vorſtadt. Die Belagerten blieben im Beſitz derſelben. Am 1. Juli wurde die Maikuhle, eine mit Holz beſetzte Vertiefung, am Meeresſtrande, die, weil ſie über die Verbindung der Stadt mit der Münde entſchied, befeſtigt worden war, nebſt dem Wolfsberge von den Franzoſen genommen. Am folgenden Morgen mißglückte durch einen tapfern Choc der Schillſchen Huſaren ein Verſuch derſelben, die Münde zu neh-

men. Die Nachricht von dem Frieden machte an demſelben Tage dem Metzeln ein Ende. Die Stadt war ſeit dem 28. April faſt ſtets beſchoſſen worden, beſonders heftig war das Feuer am 23. Mai, 1. und 2. Juli geweſen, 185 Häuſer, unter ihnen das Rathhaus, gingen in Flammen auf. Colbergs Bürger zeichneten ſich durch Unerſchrockenheit und thätige Mithülfe aus. Sie bildeten aus ihrer Mitte Compagnien, die trotz aller Gefahr den Dienſt in den Werken verrichteten, und löſchten mit unerſchrockener Thätigkeit trotz alles Granatregens jedes Feuer. Als der thätigſte, unerſchrockenſte und beſonnenſte ſtand Nettelbeck, ein Greis von 70 Jahren, der die drei vorhergegangenen Belagerungen mitgemacht hatte, an der Spitze der ſchwierigſten und gefährlichſten Anordnungen. Die Beſatzung war 6000 Mann ſtark, ſie verlor 429 Todte, 1093 Verwundete, 209 Gefangene und 159 Vermißte. Die Belagernden beſtanden aus Franzoſen, und rheiniſchen und italieniſchen Bundestruppen, und waren 18,000 Mann ſtark. Feulié, Loiſon und Mortier befehligten nach einander die Belagerung. Sie ſchickten 6775 Kugeln in die Stadt, ohne die, welche man gegen die Werke verbrauchte, zu rechnen. Der König von Preußen vereinigte die Beſatzung unter ein Regiment, das auf ewige Zeiten den Namen der Feſtung führen ſoll, und erließ den Bürgern den Antheil an den Kriegscontributionen. P—r

Cöleſtiner heiſſen nach ihrem Stifter, dem Papſte Cöleſtinus V., die Einſiedler des h. Damianus, ein geiſtlicher Orden, der um die Mitte des 13ten Jahrhunderts in Italien entſtand, der Regel Benedicts folgte, weiſſe Kleidung mit ſchwarzen Capuzen und Scapulieren trug, und nur dem beſchaulichen Leben gewidmet war. Beſondere Bedeutung in der Kirche erhielt er nie. Im Anfange des 18ten Jahrhunderts war er auf 96 Klöſter in Italien und 21 in Frankreich geſunken. In der neueſten Zeit ſcheint dieſe Geſellſchaft trüber Religioſen, die die Geißel ſehr liebte, ganz erloſchen zu ſeyn. E.

Cöleſyrien, eine Landſchaft von Syrien, deren Gränzen nicht auf gleiche Art beſtimmt werden.

Collegialſyſteme, eine Theorie der Kirchen-Verfaſſung im Verhältniß zum Staate. (S. Hierarchie.)

Collegianten, ſ. Rheinsburger.

Collot d'Herbois, einer der wüthendſten Demagogen Frankreichs im Laufe der Revolution, wandernder und talentloſer Comödiant vor ihr, Mitglied der berüchtigten Pariſer Municipalität zur Zeit des 10. Aug. und am 2. Sept. 1792, ſpäter des National-Convents, Proconſul deſſelben bei der Einnahme Lyons, nach dem Sturze Robespierres aus dem Convent geſtoßen und nach Cayenne deportirt, wo er im Januar 1796 eines elenden Todes ſtarb. Dieſes iſt die flüchtige Lebensſkizze dieſes ruchloſen Menſchen deſſen Schändlichkeiten immer ein warnendes Beiſpiel für die Völker bleiben müſſen, welche bei ihren innern Angelegenheiten ſich von der Bahn des Rechts und der Mäßigung entfernen. — Collot d'Herbois war es, der bei der erſten Sitzung des Nationalconvents darauf antrug, ohne weiteres das Königthum abzuſchaffen und die Republik zu erklären, welche auch gleich decretirt wurde. In Lyon, wo er an der Spitze der Commiſſion ſtand, welche dieſe Stadt, in der die letzten Flammen für Recht und Ordnung aufgezuckt hatten, züchtigen und von der Erde vertilgen ſollte, führte er jene furchtbaren und alle menſchlichen Gefühle empörenden Niederſchießungen in Maſſe ein, da die Guillo-

tinen, obgleich nach dem techniſchen Ausdruck jener Zeit en permanence, nicht fertig zu werden vermochten.

† Cöln enthält 21 Kirchen (vor der franzöſiſchen Herrſchaft 11 Stifter, 58 Klöſter, 19 Pfarrkirchen und 49 Capellen), 5 Klöſter, 7400 Häuſer und 43,000 Einwohner.

Colonne, in der Baukunſt eine Säule (ſ. d. Art.)

Colophonium, das Harz, welches Violoniſten zur Be-chung und Befeſtigung der Violinbogen gebrauchen, iſt die dunkelrothe harzige Maſſe, welche nach Deſtillirung des Terpentins aus dem Lerchen- oder Fichtenbaume zurückbleibt.

Columban, ſ. Benedictiner.

Columbus, ſ. Colombo.

Comfort, comfortable (behaglich), eine den Engländern eigene charakteriſtiſche Nationalbezeichnung des Bequemen, Angenehmen und Befriedigenden in der Umgebung.

Commandite. Der Betrieb des Eigenhandels geſchieht oft ſo, daß der Kaufmann an einem fremden Orte eine Handlung unter der Leitung eines von ihm auserwählten und für zuverläſſig gehaltenen Mannes mit ſeinem Gelde und für ſeine Rechnung errichtet; eine ſolche Handlung nennt man Commandite. KM.

† Commelin (Johann und Caſpar), Oheim und Neffe, beide gleich geſchickte Botaniker. Erſterer, 1629 in Amſterdam geboren und 1692 daſelbſt geſtorben, war Profeſſor der Botanik, richtete den dortigen botaniſchen Garten ein, und erwarb ſich dadurch, ſo wie durch die vorzügliche Behandlung und Bereicherung deſſelben, und ſeine mannigfaltigen gelehrten Werke ein nicht unbedeutendes Verdienſt um die Botanik. Sein Neffe, 1667 ebendaſelbſt geboren und 1731 geſtorben, folgte ihm in der Profeſſorſtelle, war zugleich Doctor der Medicin und Mitglied der naturforſchenden Geſellſchaft, welche ihn, ſeiner ausgebreiteten Kenntniſſe wegen, Mantias nannte. Seine Verdienſte um die Botanik, ſowohl im Practiſchen, als durch ſeine zahlreichen und ſchätzbaren Schriften, ſtehen denen ſeines Oheims nicht nach. — Iſaak Commelin, in Amſterdam 1598 geboren und 1676 geſtorben, war ein Hiſtoriker, von dem man mehrere Werke hat. Die beſten ſind die, welche Holland betreffen, das der vorzüglichſte Gegenſtand ſeiner Unterſuchungen war. Seine Geſchichte und Beſchreibung von Amſterdam, welche er nicht vollendet, die aber ſein Sohn Caſpar herausgegeben hat, werden noch jetzt geſchätzt.

Commiſſionshandel. Nachdem zu Ende des 15ten Jahrhunderts der Landfriede eine allgemeine Sicherheit der Land- und Poſtſtraßen, ſo wie auch auf den Gewäſſern hergeſtellt hatte, war der Kaufmann im Stande, ſeine Geſchäfte in fremden Orten und Gegenden ohne perſönliches Mitreiſen durch ſeine Bekannte und Freunde daſelbſt verrichten zu laſſen. Der Kaufmann betrieb nunmehr die Geſchäfte ſeines eigenen Handels auf eine ganz veränderte Art, indem er bei jeder Handels-Unternehmung für ſeine eigene Rechnung an fremden Orten einem daſelbſt wohnenden Freunde Auftrag oder Commiſſion zu ſeiner eigenen Unternehmung gab, alles dasjenige bei derſelben zu thun, was vormals der Kaufmann ſelbſt verrichtete oder durch ſeine Diener verrichten ließ. Dieſe Handelsart heißt Commiſſionshandel und denjenigen, welcher ihn für die Rechnung eines Andern betreibt, nennt man den Commiſſionär; der Lohn aber, welchen der Letztere für ſeine Bemühung beim Geſchäfte erhält, heißt Proviſion. Die Commiſſionen ſolcher Art ſind theils Einkaufs-, theils Verkaufs-Commiſſionen. KM.

Como, eine alte Stadt im öſterreichiſchen Oberitalien, an der Südweſtſpitze des Comer Sees, in einem reizenden, rings von hohen Bergen eingeſchloſſenen Thale, (L. 26° 45′; Br. 45° 48′ 11″) mit 14,700 Einwohnern. Die Stadt iſt mit Mauern und Thürmen umgeben, und vor Zeiten durch ein feſtes Schloß vertheidigt worden, deſſen Ruinen noch jetzt den Gipfel einer kegelförmigen Anhöhe einnehmen. Die öffentlichen Gebäude ſind prächtig, und die Wohnhäuſer ſehr anſtändig. Die Cathedral-Kirche iſt durchaus von weißem Marmor erbaut, und die 12 übrigen Kirchen ſind, obſchon von geringerem Umfange, zum Theil nicht minder merkwürdig. Die Paläſte Galli und Odescalchi, und andere verſchönern die Vorſtadt Vico. In den Gärten des Palaſtes Odescalchi ſtand ehemals die berühmte Ulme, deren der jüngere Plinius in ſeinen Briefen gedenkt. Die hieſigen zahlreichen Seiden-Manufacturen liefern Sammet, Taffet, Handſchuhe und Strümpfe. Die nahen Marmorbrüche werden von einer beträchtlichen Anzahl von Steinmetzen und Bildhauern benutzt. Der Handel mit Graubündten, der Schweiz und Oberitalien beſchäftigt mehrere angeſehene Handelshäuſer. Die Nähe der Alpen macht das Clima nicht ſelten etwas ſtreng, doch hindern die oft ſcharfen Winde die Fruchtbarkeit des Bodens nicht, und der Weinſtock wie der Oelbaum wuchern noch wie zu der Römer Zeit in aller Ueppigkeit der ſüdlichen Vegetation. — Der nahgelegene, von der Stadt ſo genannte Comer See (Lago di Como) iſt weltberühmt wegen ſeiner romantiſch-maleriſchen Ufer, an welchen ein Kranz von hohen Bergen die zierlichſten Landhäuſer in der Mitte von Weinbergen und Oelgärten umgibt. Derſelbe nimmt ſeinen Anfang bei Riva an der Oeffnung des Adda-Thales; unweit ſeiner nördlichen Spitze, bei Fort Fuentos, ergießt ſich in ihn der letztere Strom; bei Belaggio theilt ſich der See in zwei Arme, deren einer ſich ſüdweſtlich bis Como, der andere ſüdöſtlich gegen Lecco und weiterhin in das Gebiet von Bergamo bis Ogione erſtreckt, von wo die Adda wieder in eigenen Ufern ihren Lauf verfolgt. Der nördliche Theil des Sees wird zuweilen der See von Chiavenna genannt. Die größte Länge des Sees iſt 15 Stunden Weges, die größte Breite noch keine deutſche Meile. Sein Waſſerſpiegel iſt 700 Fuß über die Meeresfläche erhaben.

Compagnie (oſtindiſche), ſ. Oſtindiſche Compagnien.

Competenz eines Gerichts oder Richters iſt die Befugniß deſſelben, eine Perſon oder Sache vor ſeinen Richterſtuhl zu ziehen. Wo dieſe Befugniß nicht Statt findet, kann Einrede gegen das Verfahren erhoben werden, welches dadurch nichtig wird.

Comte und Dunoyer, die als politiſche Schriftſteller von der liberalen Partei zuerſt ſeit 1814 aufgetreten ſind, wurden im J. 1818 von Bechu, dem Präſidenten des Tribunals von Vitré, vor dem Zuchtpolizeigericht zu Rennes, als Verläumder angeklagt, weil ſie im 6ten B. des Censeur Européen, den ſie herausgegeben, behauptet hatten, Bechu habe bei einem ſchweren Verbrechen in Vitré keine Unterſuchung gegen den Thäter (einen ehemaligen Chouan) angeſtellt, während er mit unermüdlichem Eifer die kleinſten Vergehungen von Perſonen gerichtlich verfolge, die nicht des Namens Chouan ſich rühmen könnten. Auf dieſe Klage ließ der Richter zu Rennes die Herren Comte und Dunoyer, welche in Paris wohnhaft ſind, vor ſich laden; als ſie aber ſeiner Befugniß, ſie ihrer Ortsobrigkeit zu entziehen, widerſprachen, ſchickte er Polizeibeamte, um ſie gerichtlich nach Rennes zu führen! Beide wurden des Nachts im Schlafe überfallen,

Comte entkam auf einer geheimen Treppe, indem er die Polizeidiener in ſeiner Schlafkammer einſperrte. Dunoyer hingegen ward ſofort, ungeachtet ſeines rechtlichen Widerſpruchs, von Gendarmen nach Rennes gebracht und hier eingeſperrt. Es verging einige Zeit, ehe der Prozeß ſeinen Anfang nahm. Niemand wurde anfangs zu ihm gelaſſen. Deſto mehr Theilnahme gaben ihm die Bewohner von Rennes durch Nachtmuſiken u. a. Zeichen zu erkennen. Sein Jugendfreund, der Advokat Merilhou, welcher nach Rennes geeilt war, um ihn zu vertheidigen, ward mit Feſten bewillkommt. Als man Dunoyer vor das Tribunal führte, ſtellten ſich eine Menge Bürger in den Straßen, durch die er gehen mußte, in eine Doppelreihe, um ihm ihre Achtung zu beweiſen. Indeß verwarf das Tribunal die von Merilhou behauptete Ausflucht der Incompetenz, ungeachtet er darthat, daß weder die Verfaſſer noch der Verleger ein Exemplar des Cenſeur nach Rennes geſchickt hätten, und daß keinem Gerichtshofe in Sachen der gemißbrauchten Preßfreiheit eine allgemeine Competenz zuſtehe. Auch der königl. Gerichtshof, an den Dunoyer appellirte, beſtätigte den Ausſpruch des Gerichts zu Rennes; hierauf appellirte Dunoyer an das Caſſationstribunal. Nun endlich ward er gegen Bürgſchaft in Rennes aus ſeiner Haft entlaſſen, und die öffentliche Achtung ehrte den freimüthigen Schriftſteller bei ſeiner Abreiſe im Juli nach Paris auf eine ausgezeichnete Art. Ueber den Ausgang des Prozeſſes, der jetzt in Paris von Rennes aus geführt wird, iſt noch nichts bekannt. Indeß hat der königl. Procurator beim Tribunal von Rennes, Desplantes, der ſich in Dunoyers Prozeß ſo leidenſchaftlich gegen dieſen Schriftſteller benommen, ſeine Entlaſſung erhalten.

Conceſſion, eigentlich das Zugeſtehen einer Sache, die Erlaubniß; insbeſondere die einem Handwerker vom Staate zugeſtandene Begünſtigung, auf eigene Rechnung ſein Handwerk zu betreiben. Bei dem Haſſe gegen alle Privilegien fand man auch in der Zunftverfaſſung ſo viel Schädliches, daß man ſie in Frankreich ganz aufhob, oder durch Conceſſionen beſchränkte. Die Conceſſionen werden, im Gegenſatze mit Gerechtigkeiten, deren Zahl in einer Gemeinde beſtimmt iſt, und die als jus reale auch vererbt oder veräußert werden können, nur als perſönliche Begünſtigungen ertheilt; der damit Begünſtigte kann ſie nicht veräußern, und darf auch, zum Unterſchiede von den Meiſtern der Innung oder Zunft, keine Lehrlinge annehmen.

† Concordat. Bonaparte, als erſter Conſul der damaligen franzöſiſchen Republik, ſchloß am 15. Juli 1801 mit dem jetzigen Papſte Pius VII. das Concordat für Frankreich ab. Dieſes Concordat, das im April des Jahres 1802 feierlich vollſtreckt ward, endigte die durch die Revolution entſtandene kirchliche Verwirrung in Frankreich und ward die Grundlage der jetzt beſtehenden kirchlichen Verfaſſung dieſes Landes. Freilich mehr zum Vortheile des Regenten, der ſich die Ernennung der Geiſtlichen und andere weſentliche Rechte des Kirchenregiments vorbehielt, der Staatskaſſen, die, nachdem ſie während der Revolution das geſammte Kirchengut als Nationaldomaine an ſich geriſſen hatten, durch die Herabſetzung der im alten Frankreich ſonſt viel größern Anzahl der Metropolitan- und Biſchoffs-Sitze in dem bis zum Rheine erweiterten neuen Reiche auf 60 zu bedeutenden Erſparniſſen berechtigt wurden, ja auch des Papſtes, der, obſchon auf die Wiederherſtellung der geiſtlichen Orden und ſeinen unmittelbaren Einfluß durch die Legaten Verzicht leiſtend, ſich doch

das Recht der canoniſchen Inſtitution der Biſchöffe und die damit verbundenen Einkünfte ſicherte, als der Religion ſelbſt; denn die meiſten Sprengel waren nun zu groß, um gehörig verwaltet werden zu können, und das Schickſal der ohnehin übelbedachten niedern Geiſtlichkeit, welche die Seele der Kirche iſt, ganz der Discretion des Regenten überlaſſen. Neue Verwirrung entſtand, da der Papſt politiſche Abſichten gegen Napoleon durch Verweigerung der canoniſchen Beſtätigung einiger Biſchöffe zu erreichen ſuchte. Das erfolgte Nationalconcilium (1811 zu Paris) konnte dem Uebel nicht abhelfen, und daß der Entwurf eines neuen Concordats, über den Napoleon den 25. Jan. 1813 zu Fontainebleau mit dem Papſte ſich vereinigt zu haben vorgab, um alle bisherige kirchliche Streitigkeiten zu ſchlichten, nur eine leere Vorſpiegelung war, kam ſehr bald an den Tag. Daher ſchloß Ludwig XVIII. durch den Grafen von Blacas mit Pius VII. unter dem 11. Juni 1817 zu Rom ein neues Concordat ab, in dem das den Freiheiten der gallicaniſchen Kirche ſo nachtheilige Concordat vom Jahre 1516 wieder in Kraft geſetzt, das Concordat von 1801 nebſt den damit verbundenen organiſchen Artikeln vom 8. April 1802 aufgehoben, durch die Foderung von Dotationen für 42 nebſt ihren Capiteln und Seminarien, außer den ſchon beſtehenden, neu zu errichtenden Metropolitan- und Biſchoffs-Sitze der Nation eine jetzt unerſchwingliche Abgabe aufgelegt, und ſonſt auch in den unbeſtimmten Phraſen des 10ten Artikels, der von Maßregeln gegen eingeriſſene Hinderniſſe des Wohles der Religion und der Ausführung kirchlicher Geſetze redet, der Intoleranz und Herrſchſucht des päpſtlichen Hofes freies Spiel geöffnet wird. Gefallen konnte dieſe Erneuerung alter Mißbräuche, dieſe Sorgfalt für den Luxus zahlreicher geiſtlicher Generalſtäbe auf Koſten des Volks nur dem ultraroyaliſtiſchen Adel, der darin Mittel zur Befriedigung ſeiner Leidenſchaften und zur Verſorgung ſeiner Söhne mit Canonicaten ſah; die Nation nahm das Concordat mit einer faſt allgemeinen Mißbilligung auf, die gewichtvollſten Stimmen erhoben ſich dagegen (Grégoire Essai historique sur les libertés de l'église Gallicane; Paris, 1818. Lanjuinais Appréciation du projet de loi rel. aux trois concordats; Paris, 1818. 5me édit.) und die Miniſter ſahen ſich genöthigt, den Geſetzvorſchlag, der es in die Kammern bringen ſollte, zurück zu nehmen. Es blieb daher eine Fehlgeburt, und der kirchliche Zuſtand in Frankreich iſt noch auf dem Fuße, auf den er 1801 geſtellt würde. Glücklicher war der Papſt bei dem am 16. Febr. 1818 zu Terracina mit dem Könige von Neapel abgeſchloſſenen Concordate, worin er die ausſchließliche Herrſchaft des Catholicismus in dieſem Reiche, die Unabhängigkeit der geiſtlichen Lehranſtalten von der weltlichen Regierung, die freie Dispoſition über 12,000 Ducaten Pfründen in Neapel zu Gunſten römiſcher Unterthanen, die Rückkehr der Einkünfte von den Vacanzen an die Kirche, die unbeſchränkte Freiheit der Appellationen an ſeinen Stuhl, die Beſeitigung des ſonſt nöthigen königlichen Placet zu den biſchöfflichen Hirtenbriefen, die Cenſur und Herrſchaft über die Literatur durch Bücherverbote und die Zulaſſung von Novizen in den beſtehenden oder neu zu errichtenden Klöſtern, nebſt der Beſtätigung anderer wichtiger Rechte auf die erſten Stellen in den Capiteln und auf die Vergebung der Hälfte aller Canonicate und einfachen Pfründen, der Conſiſtorialabteien und der in curia erledigten Pfarreien; der König aber die Collatur über alle Biſthümer, die Beſteurung des Clerus, die Verminderung der Biſthümer

und der vor Murat beſtandenen Klöſter, und das Verbleiben der veräußerten Kirchengüter in den Händen ihrer gegenwärtigen Beſitzer gewann. Das Concordat wurde ſogleich in Vollzug geſetzt, jedoch unbeſchadet der alten Kirchenfreiheit (Monarchia) Siciliens, wo der König geborner Legat a latere iſt. Ein ihm weniger als dieſes, doch immer noch mehr, als in Deutſchland gewünſcht werden mochte, vortheilhaftes Concordat ſchloß der Papſt den 5. Juni 1817 zu Rom mit dem Könige von Baiern ab. Darin werden für die 2,400,000 Catholiken in Baiern zwei Erzbisthümer (München mit Freiſingen und Bamberg) und ſechs Bisthümer (Augsburg, Paſſau und Regensburg unter dem Erzbiſchoff von München mit Freiſingen; Würzburg, Eichſtädt und Speier unter dem Erzbiſchoff von Bamberg), jene jedes mit 13, dieſe mit 11 Capitularen und einem Seminar errichtet, und anſtändig mit liegenden Gründen dotirt, die Ernennungen dem Könige unter Vorbehalt der päpſtlichen Beſtätigung gegen verhältnißmäßige Annaten und Kanzleigebühren überlaſſen, die Gränzen der bürgerlichen und kirchlichen Gerichtsbarkeit, mit Freiſtellung der Zuflucht in rein geiſtlichen Sachen nach Rom, ſehr genau beſtimmt, neue Klöſter verheißen und andere dem Catholicismus zuträgliche Verfügungen getroffen. Die geſetzliche Bekanntmachung dieſes Concordats in Baiern verzog ſich bis zur Publication der neuen Verfaſſungsurkunde im Mai 1818, wobei alle Beſorgniſſe wegen des kirchlichen Zuſtandes der Proteſtanten in Baiern gehoben wurden. Oeſterreich und Preußen unterhandeln noch mit dem Papſte, der auch die Schweiz noch nicht ganz zufrieden geſtellt hat. Die übrigen deutſchen Fürſten haben, nach Vereitelung ihrer früheren Unterhandlungen mit Rom, den Plan zu einem gemeinſchaftlichen Concordate gefaßt, und die Vorarbeiten ihrer Commiſſarien in dieſer Sache, zu Frankfurt, ſind im Auguſt 1818 beendiget worden. E.

† Condé (Louis Joſeph de Bourbon, Prinz von). Am 14. Mai 1814 zog er wieder in Paris ein, erhielt das 10te Linienregiment und die Würde des Generaloberſten der Infanterie, ſo wie die des Grand-maître de France und das Protectorat des Ludwigsordens. Er wohnte der berühmten königlichen Sitzung am 17. März 1815 bei, floh mit dem Könige nach Gent und kehrte mit ihm im Juli 1815 nach Paris zurück, wo er zum Präſidenten eines Bureau der Pairskammer ernannt, einige Zeit ſich aufhielt, nachher aber nach Chantilly ſich zurückzog und dort gleich einem Privatmanne lebte. Hier hatte er einſt das intereſſante Werkchen geſchrieben, welches ſeit 1806 in 2 Auflagen unter dem Titel: Essai sur la vie du grand Condé, par L. J. de Bourbon, son 4me descendant, erſchienen iſt. Er ſtarb im Jahr 1817.

* Condé (Louis Henri Joſeph, Herzog von Bourbon), Sohn des Vorigen, geboren den 13. April 1756, wurde, wie alle Prinzen ſeines Hauſes, für die Waffen erzogen. Kaum war er der Kindheit entwachſen, als ſein Herz mit der heftigſten Liebe an Louiſe Marie Thereſe Bathilde d'Orleans hing. Man beſchloß, daß er noch zwei Jahre reiſen ſollte, ehe er ſich mit ſeiner Braut vermählte. Allein er entführte die Geliebte aus ihrem Kloſter, und hatte ſchon 1772 das Glück, von ihr den Prinzen von Enghien zu empfangen. Condé's glühende Lebhaftigkeit veranlaßte (1778) zwiſchen ihm und dem Grafen Artois ein Duell, welches ſeine Verweiſung nach Chantilly zur Folge hatte. Er entzweite ſich gleichfalls mit ſeiner Gemahlin, und trennte ſich 1780 von ihr. 1782 reiſete er mit dem Grafen Ar-

tois ins Lager von St. Roch zur Belagerung von Gibraltar, zeichnete ſich dort überall aus, und wurde nach ſeiner Rückkehr zum Marſchall ernannt. Der Stolz ſeines Namens, die Wärme ſeines Bluts und das Vertrauen auf Königsgewalt ließen ihn im Beginn der Revolution vielleicht zu auffallend verachtend ein gährendes Volk behandeln. Er rieth ſtets zum Gebrauch der Gewalt im Beginnen, und wanderte 1789 mit ſeinem Vater nach Turin aus, bittere Rachſucht im Herzen. Er ſchloß ſich an jenes Corps der franzöſiſchen Emigranten an, und zeigte 1792, 1793 und 1794 den alten Muth der Condé's. 1795 ſchiffte er ſich in Bremen nach Quiberon ein, um in der Vendée eine Diverſion zu machen, mußte aber ohne Erfolg nach England zurückkehren. 1797 ging er mit dem Armeecorps ſeines Vaters nach Rußland und kehrte von da 1799 an den Rhein zurück. Nach Auflöſung der königl. franzöſiſchen Armee flüchtete er ſich 1800 nach England, wo er bis zum Mai 1814 lebte. Am 15. Mai 1814 wurde er zu Paris zum Generaloberſten der leichten Infanterie ernannt, und erhielt bei Bonaparte's neuem Einfall 1815 das Commando in den weſtlichen Departements, ohne den Sturm beſchwören zu können. Er mußte ſich conventionsmäßig zu Nantes einſchiffen, ſegelte nach Spanien, woher er im Auguſt über Bordeaux und Nantes nach Paris zurückkehrte. Sein Stolz und ein gewiſſes bitteres Rachegefühl ſchienen der ſo nöthigen Beruhigung der Gemüther nicht zuträglich zu ſeyn; er ſelbſt befand ſich in der veränderten Lage der Dinge nicht behaglich, rings von traurigen Erinnerungen umgeben, und fühlte ſich dadurch veranlaßt, Hof und Vaterland abermals zu meiden, und in England einen ruhigen Sitz für ſein Alter zu ſuchen.

* Congo iſt im weitern Sinne die Südweſtküſte von Afrika oder Niederguinea, und im engern Sinne ein Theil derſelben. Congo im weitern Sinne, oder Niederguinea, bezeichnet den Küſtenſtrich Afrika's auf der Weſtſeite vom Vorgebirge Lopez Gonſalva bis zum Vorgebirge Negro, der ſich 210 Meilen weit, vom Aequator bis zum 17° der Südbreite, erſtreckt. Die Gränzen ſind nördlich Oberguinea, öſtlich das unbekannte innere Afrika, ſüdlich das Kaffernland und weſtlich das äthiopiſche Meer. Von dem im Innern ſich erhebenden Bergen kommen eine Menge Flüſſe und Bäche herab, die auch in der heißeſten Jahreszeit nicht verſiegen, und von Oſten nach Weſten fließend ſich in das Meer ergießen. Alle ſind Küſtenflüſſe, mit Ausnahme des Congo oder Zaire, der tief aus dem Innern Afrika's kommt, und den man in den neuern Zeiten für einen und denſelben Strom mit dem im Innern Afrika's fließenden Niger hält. Jedoch iſt dieſe Hypotheſe durch die im Jahre 1816 von den Engländern auf dieſem Strome unternommene Expedition unwahrſcheinlich geworden, indem die Engländer den Congo nicht ſo anſehnlich fanden, daß er die Fortſetzung und Mündung des großen Nigerfluſſes ſeyn könnte. Dieſe Expedition der Engländer beſtand aus einem Schooner, commandirt vom Capitän Tukey, und einem Transportſchiffe, und war beſtimmt, auf dem Congo ſo weit als möglich in das Innere Afrika's einzudringen. 120 Meilen weit befuhr die Geſellſchaft den Fluß, und da die ungemein reißenden Ströme des Congo das Weiterfahren unmöglich machten, ſo wurde noch eine Landreiſe 30 Meilen weiter unternommen. Hierauf kehrte die Geſellſchaft um, aber der größte Theil derſelben unterlag den Beſchwerlichkeiten und Krankheiten. Congo oder Niederguinea hat, da es in

der heißen Zone liegt, ein ſehr warmes Clima, das jedoch durch die anhaltenden Regengüſſe, die Seewinde, ſtarken Thau und die Gleichheit der Tage und Nächte gemildert wird. Man kennt hier nur zwei Jahreszeiten, die trockene, oder den Sommer, und die Regenzeit, oder den Winter, durch welchen die Natur neues Leben empfängt, und die Gewächſe zu grünen und zu blühen anfangen. Eis und Schnee ſind hier unbekannt. Der Boden iſt längs der Küſte hin meiſtens eben, weniger fruchtbar und ſandig; im Innern erheben ſich Hügel und Berge, und hier iſt der Boden ungemein fruchtbar und ergiebig, ſo daß man jährlich zweimal erntet. Der Reichthum der Producte iſt ſehr groß. Es gibt europäiſche Hausthiere, viele wilde Thiere, als: Elephanten, Rhinozeroſſe, Flußpferde, wilde Büffel, wilde äthiopiſche Schweine, Löwen, Panther, Leoparden, Hyänen, Schakals, Affen von vielerlei Arten und in großer Menge, Zebra's, Antelopen, vieles zahme und wilde Geflügel, vielerlei Schlangen, darunter auch Rieſenſchlangen, einen großen Reichthum von Fiſchen; aus dem Pflanzenreiche: Reis, Mais, europäiſche Gartengewächſe, Maniok- und Jamswurzeln, Bataten, Zuckerrohr, Malaghettapfeffer, vielerlei Arten von Palmen, Tamarinden, Mangle- und Kalabaſſenbäume, Citronen, Pomeranzen, Feigen, Piſang, Kaſſien und viele andere Gewächſe, denn die Vegetation iſt äußerſt üppig. Die Berge im Innern ſind erzhaltig und haben Gold, Silber, ſchönes feines Kupfer, Zinn, Queckſilber, Eiſen, Marmor, Porphyr, Jaspis, Criſtall, Stein- und Quellſalz. Die Bewohner ſind Neger, die in viele kleine Völkerſchaften getheilt ſind, und durch ihre Olivenfarbe, das krauſe röthliche Haar, minder aufgeworfene Lippen und kleinere Statur ſich ſehr von den Negern in Oberguinea unterſcheiden. Sie ſtehen auf einer niedrigen Stufe der Cultur, treiben jedoch etwas Ackerbau und kennen auch einige mechaniſche Künſte. Sie haben die guten Eigenſchaften und Fehler der Naturmenſchen. Bei ihrer natürlichen Trägheit beſitzen ſie eine angeborene Leidenſchaftlichkeit. Ihre Religion beſteht meiſtens in einem rohen Fetiſchendienſt. So wird in dem Reiſebericht der engliſchen Congoexpedition unter Tukey erzählt, daß die Neger, die einen Beſuch auf einem der engliſchen Schiffe machten, alle, ohne Ausnahme, mit Fetiſchen behangen waren, den ſonderbarſten und mannigfaltigſten, die man finden konnte. Sie waren verfertigt aus Lumpen, Holz, Steinen, Muſchelſchaalen, Horn, Glas u. dergl.; vorzüglich aber war ein Bein von einem gewiſſen Affen der Gegenſtand religiöſer Verehrung. Der Hauptfetiſch des einen war ein abenteuerliches Gebilde von zwei Menſchen, umgeben von Ziegenbockhörnern, Muſcheln u. dergl. Man bemerkte mit Erſtaunen, daß dieſe Menſchenfiguren ſtatt der Negergeſichter, die man zu finden erwarten ſollte, ägyptiſche Phyſiognomien hatten. — Außer den Negern haben ſich die Schaggaer, die erſt im 16ten Jahrhunderte aus dem innern Afrika hieher vorgedrungen ſind, einiger Gegenden von Niederguinea bemächtiget. Von europäiſchen Nationen haben ſich die Portugieſen hier angeſiedelt. Sie kamen zuerſt im Jahre 1484 nach Niederguinea, wurden von den Einwohnern ſehr freundlich und gaſtfrei empfangen, breiteten die chriſtliche Religion daſelbſt mit glücklichem Erfolge aus, ſo daß jetzt ein beträchtlicher Theil der Neger ſich zur catholiſchen Religion bekennt, und benutzten ihren Einfluß dahin, daß ſie ſich einen Theil dieſes Küſtenſtrichs unterworfen haben, und in den meiſten übrigen Gegenden ſich eine Art von Oberherrſchaft anmaßen. Dieſer Beſitz iſt ihnen beſonders wegen

des Sklavenhandels wichtig. Man theilt Congo im weitern Sinne oder Niederguinea gewöhnlich in folgende Landſchaften ein: Loango, Cacongo, Congo (im engern Sinne), Angola, Matamba, Benguela und Jago-Caconda Die Verfaſſung in allen dieſen Staaten iſt deſpotiſch; doch ſtehen die Könige von Loango, Congo, Angola, Matamba und Benguela in Abhängigkeit von den Portugieſen. Beſonders ſind die Könige von Congo und Angola gänzliche Vaſallen von den Portugieſen. In Congo iſt die chriſtlich-catholiſche Religion eingeführt, und die Verfaſſung hat viele Aehnlichkeit mit dem vormaligen deutſchen Feudalſyſteme; denn es beſteht aus mehreren größeren und kleineren Fürſtenthümern, die zum Theil von dem Könige beſtätigt werden, der zwar deſpotiſch herrſcht, aber den Portugieſen unterworfen iſt. In der Stadt S. Salvador, der erſten königlichen Reſidenz, welche auf europäiſche Art gebaut iſt, unterhalten die Portugieſen eine Beſatzung, und die in der Provinz Angola gelegene Stadt San Paolo de Loanda iſt der Sitz des portugieſiſchen Gouverneurs der ſämmtlichen portugieſiſchen Beſitzungen auf der Südweſtküſte von Afrika.

† Congreve (William). Er iſt gegenwärtig General bei der engliſchen Artillerie, Aufſeher über das königliche Laboratorium ꝛc. Im Jahr 1816 und 1817 begleitete er den Großfürſten Nicolaus auf ſeinen Reiſen ins Innere von England. Neuerer Zeit hat er Brandraketen mit einem Fallſchirme verſehen, der ſich auf dem höchſten Punkte des Wurfes entwickelt und in der Luft majeſtätiſch eine Bombe führt, die, wenn der Wind günſtig iſt, auf die Stadt hinunterfällt, die man in Brand ſtecken will.

Conide, Kegelſchnitt, ſ. Kegel.

Conjunctiv, ſ. Indicativ.

Connoiſſement nennt man die Frachtbriefe, die den Schiffern ausgefertigt werden.

Cönobit, ſ. Anachoret, Klöſter und Mönchsweſen.

Conſalvi (Ercole), ein durch Geiſt und Kenntniſſe gleich ausgezeichneter Cardinal, geboren 1757 zu Toscanella. Früh ſchon widmete er ſich mit großem Eifer dem Studium der Theologie und Politik, und zeigte daneben warme Liebe für Muſik und Literatur. Seine lebhaft und öffentlich ausgeſprochenen Grundſätze über die franzöſiſche Revolution erwarben ihm die Gunſt der Tanten Ludwigs XVI. und durch dieſe die Stelle als Auditeur der Rota. In dieſer Eigenſchaft war er beauftragt, auf die Anhänger der Franzoſen in Rom ein wachſames Auge zu haben, was er mit großer Strenge that — und was ihm 1798 beim Einfalle der Franzoſen Gefangenſchaft und Verbannung zuzog. Als Secretär des Cardinals Chiaramonte wurde er bei deſſen Erhebung zum Papſt (Pius VII.) einer der erſten Cardinäle, und bald hernach Staatsſecretär. Conſalvi war es, der mit Napoleon das berühmte Concordat abſchloß und zu Paris unterzeichnete, wo er durch ſeine Schönheit, ſeinen Anſtand und ſeine Kenntniſſe gleiches Aufſehen erregte. 1806 trat der Cardinal Caſoni de Sarzana an ſeine Stelle als Staatsſecretär, und er lebte wie ſein Gebieter eine Art von Privatleben bis 1814, wo er als päpſtlicher Geſandter beim Congreß zu Wien erſchien, und die Zurückgabe der Marken und Legationen erwirkte. 1815 wohnte er in derſelben Eigenſchaft allen Unterhandlungen mit Frankreich bei, während er zu gleicher Zeit mit großer Thätigkeit an der innern Verfaſſung der päpſtlichen Staaten arbeitete, und das berühmte Edict:

Motu proprio, 1816 hierüber entwarf und mit unterzeichnete. Er ſteht jetzt an der Spitze aller geiſtlichen und weltlichen Angelegenheiten Roms, und ſcheint das Vertrauen des Papſtes im vollſten Maße zu beſitzen.

Consilium abeundi, wörtlich, der Rath ſich zu entfernen, iſt auf den Univerſitäten eine mildere Art der Relegation, welche den auf dieſe Weiſe Verwieſenen nicht hindert, auf einer andern Univerſität ſeine Studien fortzuſetzen, und überhaupt ſeine bürgerliche Ehre durchaus nicht verletzt, da ſie nicht wegen wirklicher Verbrechen, ſondern nur jugendlicher Unbeſonnenheiten und Ungebührlichkeiten wegen verhängt zu werden pflegt.

Conſole heißt in der Baukunſt das an einer Wand Befeſtigte, Hervorragende, worauf etwas geſetzt oder geſtellt wird, z. B. Vorſprünge von Gyps, worauf man Büſten u. dergl. ſetzt. Man hat im Deutſchen auch das Wort Kragſtein dafür. — Conſol-Tiſchchen ſind kleine, an die Mauer befeſtigte Tiſche unter den Spiegeln, die nur auf zwei Füßen ruhen.

† Conſtantin Paulowitz. Er wurde nach und nach zum Militär-Gouverneur, Generaliſſimus der polniſchen Truppen, und endlich zum Vicekönig von Polen ernannt; reſidirt zu Warſchau mit großem Glanz, und ſcheint die Achtung und Liebe aller Polen in hohem Grade gewonnen zu haben.

† Conſtantinopel. Die Fabriken liefern Maroquin, Saffian, baumwollene, ſeidene und leinene Zeuge, Teppiche, Schabraken und Brieftaſchen, Gewehre, Bogen und Pfeile, Gold-, Silber- und Stickereiarbeiten. Es fehlt nicht an Rothfärbereien, Steinſchneidereien, geſchickten Juwelirern ꝛc. Der Handel wird in Conſtantinopel vorzüglich in den Khans, Bazars und Bezeſtans geführt. In den Bazars befinden ſich Kaufleute von allen Nationen des türkiſchen Reiches. Es ſind anſehnliche Gebäude von Stein. Der eine, Miſr Chartſchè, der ägyptiſche Markt, enthält lauter Waaren aus Cairo, beſonders Mineralien und Arzneimittel. Andere Theile des Bazar ſind mit Juwelirern und mit Buchhändlern beſetzt, die türkiſche, arabiſche und perſiſche Manuſcripte feil haben. Meiſtens haben einzelne Artikel ihre beſondern Gaſſen. Die Pelzhändler, Schuhmacher und Pfeifenmacher ſind jede in ihrer Gaſſe, und finden ſich nicht durch die ganze Stadt zerſtreut, wie in andern Städten. Ueberhaupt iſt der Handel Conſtantinopels bedeutend, und befindet ſich vorzüglich in den Händen der Griechen, Armenier und Juden. Von den europäiſchen Nationen (hier Franken genannt) handeln beſonders die Italiener, Ruſſen, Engländer und Franzoſen hieher. In der Nähe von Conſtantinopel liegen: Eyoub, Dorf oder vielmehr eine Vorſtadt deſſelben, mit einer Moſchee, worin der jedesmalige neue Sultan feierlich mit dem Schwerte umgürtet wird, was die Stelle der Krönung vertritt; Bujukdereh, ein Dorf, welches zum Sommeraufenthalte der europäiſchen Geſandten dient, welche hier Landhäuſer nach orientaliſcher Art beſitzen; Belgrad, Dorf, ſonſt gleichfalls von den Geſandten im Sommer beſucht, jetzt wegen der ſchädlichen Luft ziemlich verlaſſen; Fondukli mit einem Schloſſe; Dulmach Batſchka (der Melonengarten), ein großherzoglicher Palaſt, in chineſiſchem Geſchmacke; Beſchiktaſch, Dorf mit einem großherrlichen Sommerpalaſte, der aber 1816 größtentheils abgebrannt iſt.

† Conſumtionsſteuern. Dieſe indirecten Conſumtionsſteuern ſind eben ſo oft laut geprieſen, als bitter getadelt worden.

Die Lobpreiſer derſelben führen zu ihrer Empfehlung an: 1. ſie ſeyen dem Bezahler beinahe unmerklich, weil er ſie zugleich mit dem Preiſe der ſteuerbaren Gegenſtände bezahle; 2. es hange gleichſam von eines Jeden eigener Willkür ab, ob er viel oder wenig oder gar nichts zu dieſer Steuer beitrage; 3. die Steuer werde von Jedem gerade zu der Zeit entrichtet, wo er am beſten im Stande ſey, ſie zu bezahlen; 4. ſie könne wohl von dem Einkommen der Bürger viel wegnehmen, nie aber ihr Capital angreifen; 5. es finden bei der Einnahme nie Rückſtände Statt. — Dagegen wird von der andern Seite behauptet: 1. die Erhebung der Steuer ſey für die Nation die koſtbarſte von allen, beſonders wegen der davon beinahe unzertrennlichen Beſtechung der Officianten; 2. die Moralität leide dadurch, denn der Gewinn des Betrugs ſey ſo ſehr reizend, daß alle Liſt für ihn aufgeboten werde, dieſe Liſt aber gehe dann leicht in wirklichen Diebſtahl über; 3. die Form der Erhebung ſey oft ſo unbequem, daß ſelbſt redliche Staatsbürger ſich dadurch zur Contrebande verleiten laſſen; 4. wenn dieſelbe auf die unentbehrlichſten Lebensbedürfniſſe gelegt ſey, ſo könne ſie für die ärmere Claſſe der Bürger höchſt drückend werden. Im Allgemeinen läßt ſich dieſe Art der Beſteurung eben ſo wenig unbedingt empfehlen, als verwerfen, ſondern es kommt vielmehr in dieſer Hinſicht alles auf die individuelle Lage und die Verhältniſſe des Staats an, wo ſie eingeführt werden ſoll. In der Regel wird dieſelbe keinen Nachtheil bringen, ſo lange einerſeits dafür geſorgt iſt, daß der ärmeren Claſſe die Anſchaffung ihrer unentbehrlichſten Bedürfniſſe dadurch nicht erſchwert wird, und andererſeits die Erhebung ſo weiſe eingerichtet iſt, daß der Gewerbfleiß und die perſönliche Freiheit dadurch nicht unterdrückt werden, welches letztere, obgleich ſchwer, doch nicht unmöglich iſt. Iſt die Auflage mäßig, ſo vermiſcht ſie ſich leicht mit dem Preiſe der Waare, ihre Bezahlung veranlaßt nicht leicht Beſchwerden und ihre Umgehung hat nicht Reiz genug, um ſich der Gefahr der Beſtrafung auszuſetzen; iſt derſelbe aber hoch, ſo iſt die Abgabe nicht mehr verſteckt, der Conſument enthält ſich, durch den hohen Preis abgeſchreckt, des Einkaufs; der Kaufmann erhält ein Intereſſe, die Auflage zu umgehen; die Verminderung der Conſumtion vermindert zugleich das Einkommen des Staats; die Nothwendigkeit, den Betrug zu verhindern, vermehrt die Erhebungskoſten, und das Einkommen, was der Staat ſich dadurch verſchafft, ſteht weder im Verhältniß mit der Summe, welche die Steuerpflichtigen zahlen, noch mit den Entbehrungen, welche dieſelben ſich aufzulegen genöthigt ſind. In der Regel aber ſollten es nur *entbehrliche* Genußmittel ſeyn, welche mit der Conſumtionsſteuer belegt werden, *unentbehrliche* aber höchſtens nur dann, wenn ſich mit Grund vorausſetzen läßt, daß der gemeinſte Arbeiter im Lande mehr verdiene, als zur Anſchaffung der nothwendigſten Lebensmittel ſeiner Familie erfoderlich iſt, er alſo ſich am Nothwendigen nichts abzuziehen brauche, ſondern durch Verminderung ſeiner überflüſſigen Bedürfniſſe die Abgabe aufzubringen vermöge. Würde in einem ſolchen Fall eine Conſumtionsauflage auf unentbehrliche Gegenſtände z. B. auf Brot gelegt, ſo braucht dieſelbe deßhalb nicht von der Brot-Conſumtion abgezogen zu werden, der Arbeiter wird vielmehr immer dieſelbe Quantität Brot forteſſen, aber er wird vielleicht weniger Branntwein trinken oder weniger Tabak rauchen; es kann aber triftige Gründe für die Finanzverwaltung geben, die Steuer lieber vom Brote als vom Tabak zu ziehen. Wenn daher der auf unentbehrliche

Bedürfniſſe gelegten Conſumtionsſteuer hin und wieder der Vorwurf gemacht wird, daß ſie den Arbeitslohn erhöhe, alſo im Grunde von denen bezahlt werden müſſe, welche die Arbeiter lohnen, ſo iſt dieß nur in ſofern richtig, als der Lohn der Arbeiter kaum die nothwendigen Bedürfniſſe derſelben zu befriedigen hinreicht; in vielen Ländern aber, wo auch der gemeinſte Arbeiter viele überflüſſige Bedürfniſſe von ſeinem Lohne ſtillen kann, wird ſich die arbeitende Claſſe deßhalb nicht vermindern, weil ſie eine kleine Abgabe von den unentbehrlichſten Bedürfniſſen zu tragen genöthigt wird. — Bemerkenswerth iſt es jedoch, daß in Großbritannien, wo der größte Theil des ungeheuern Staatsaufwandes mittelſt indirecter Conſumtionsſteuern gedeckt wird, die dringendſten Bedürfniſſe des Lebens, namentlich Getraide und Fleiſch, von aller Beſteuerung verſchont bleiben, woraus der Schluß zu ziehen ſeyn dürfte, daß ſelbſt in Ländern, wo höchſt bedeutende Summen durch die Beſteurung aufgebracht werden müſſen, die Heranziehung ſolcher Gegenſtände zur Steuer nicht unumgänglich nothwendig ſey. K. M.

Contagion, die Anſteckung, der Act im lebenden Körper, wodurch mittelſt des Contagiums die Krankheit erzeugt wird; auch wird zuweilen die ganze Summe von anſteckenden Krankheiten einerlei Art, die unter dem Volk eine Zeitlang herrſcht, ſo genannt.

Contagium, ein Anſteckungsſtoff, welcher in dem thieriſchen und menſchlichen Körper durch eine fieberhafte Krankheit erzeugt worden iſt, und durch die Einwirkung auf einen andern lebenden Körper dieſelbe Krankheit in ihm erregen kann. So erzeugen z. B. die Maſerkrankheit, das Scharlachfieber, die Blattern, die Peſt u. a. m. ein Contagium, welches in andern Menſchen, wenn ſie die Krankheit noch nicht gehabt haben und in Berührung mit dem Anſteckungsſtoff kommen, wieder Maſernkrankheit, das Scharlachfieber, Blattern, Peſt u. ſ. w. erregt, nachdem nun das Contagium von einer oder der andern Krankheit herrührt. Das Contagium entwickelt ſich während der Krankheit, kommt aber erſt mit der Beendigung derſelben zur Vollkommenheit oder Reife, und wird zugleich mit den critiſchen Ausſonderungen aus dem Körper geſchafft. Es hat verſchiedene Umhüllungen (Vehikel), die es enthalten, je nachdem es von einer Krankheit erzeugt wird. Bei den Blattern z. B. iſt es in dem Eiter der Blatterpuſteln, bei den Schutzpocken in der hellen Lymphe derſelben, bei den Maſern und dem Scharlachfieber wahrſcheinlich in der lymphatiſchen Maſſe, welche das Oberhäutchen aus dem Blute bildet, bei der Peſt in den Peſtbeulen, u. ſ. w.

Contemplation, die innere, geiſtige Anſchauung oder Betrachtung. Der Geiſt ſagt ſich von allen äußern Eindrücken los, und verweilt bei den nach ſeinen Ideen im Innern geſtalteten Bildern und Begriffen. Es ſind gewöhnlich Bilder der überſinnlichen Welt, oder das Verhältniß der ſinnlichen zur überſinnlichen und ihr Untergang in jener, was der Geiſt auf ſolche Weiſe bildet und anſchaut. Dieſes Betrachten wird auch vielfach für das eigentlich Religiöſe gehalten, und wurde es beſonders bei den orientaliſchen Völkern. In ihrem Clima und ihrer Philoſophie liegt der Keim zum beſchaulichen Leben, und von ihnen wurde es auch im 3ten Jahrhundert, mit den gnoſtiſchen und neuplatoniſchen Ideen der Erhebung über die Sinnenwelt bereichert, in die chriſtliche Religion übergetragen, bis es ſich endlich durch das Mönchsweſen verkörperte.

Conti, ſ. Bourbon (Haus).

Continent, das, was ununterbrochen zuſammenhängt. Insbeſondere die großen Maſſen Landes auf dem Erdkörper, zum Unterſchiede von den Inſeln; z. B. der Continent von Amerika, d. h. der ganze Welttheil mit Ausnahme der Inſeln.

† Contingent. Ein umſichtiger Vortrag über die ganzen Militärverhältniſſe des deutſchen Bundes ward von dem öſterreichiſchen Geſandten am 19. Jan. 1818 zu Frankfurt gehalten. Doch hat man ſich bis jetzt nur über die Matrikel dahin vereinigt, daß das Contingent, oder die Zahl der zu ſtellenden Mannſchaft, nach der Bevölkerung zu beſtimmen ſey, ſo daß beim Simplum auf 100 Seelen Ein Mann geſtellt, und weil die (von den einzelnen Mitgliedern angegebene) Volksmenge des ganzen Bundes 30,094,054 Menſchen beträgt, das Simplum des Bundesvereins 300,000 Mann Truppen aller Art umſchließt. Doch gilt die auf die angegebene Volkszahl der Bundesſtaaten gegründete Matrikel, als Regel für die Mannſchaftsſtellungen und für die Geldleiſtungen proviſoriſch nur auf fünf Jahre, binnen welcher Zeit die definitive Matrikel von einer Commiſſion bearbeitet werden ſoll.

Contraremonſtranten, ſ. Gomariſten oder Remonſtranten.

Contre-Alt, in der Tonkunſt die Mittelſtimme zwiſchen Tenor und Discant; auch Alt überhaupt genannt.

Contre-Danſe, ſ. Anglaiſe.

Contremarche. 1) Rückzug der Truppen, um rückwärts Front zu machen. 2) Andere Richtung eines Kriegsheers. 3) Beim Seeweſen, wenn alle Schiffe einer Flotte, die in einer Linie ſtehen, ſich hinter das letzte Schiff ſtellen. Contreſcarpe heißt in der Kriegskunſt eigentlich die Gegenböſchung, d.i. die ſchiefgemauerte äußere Grabenſeite oder Böſchung gegen das Feld zu, welche der innern Böſchung des Grabens (la scarpe) auf der Stadtſeite entgegenſteht. Man verſteht auch darunter ſowohl jene eigentliche Contreſcarpe, als auch die über dieſelbe hinausliegenden äußern Werke, nämlich den ſogenannten bedeckten Weg mit ſeiner Bruſtwehr und das Glacis. In dieſem letztern Sinne alſo die Außenwerke.

Conty, ſ. Bourbon (Haus).

Convulſionärs, ſ. Janſeniſten.

† Copenhagen iſt befeſtigt, mit einer Citadelle (Friedrichshafen) verſehen und ſchön gebaut, mit regelmäßigen, des Nachts erleuchteten Straßen und ſchönen meiſt von Backſteinen erbauten Häuſern. Man zählt hier 230 Straßen, darunter beſonders die Gotherſtraße und die ſchöne Amalienſtraße, und 13 öffentliche Plätze, darunter der neue Königsmarkt, der größte aber unregelmäßige Platz der Stadt, mit der Statue Chriſtians V., und der ſchöne achteckige Friedrichsplatz, auf dem vier Straßen zuſammentreffen und in deſſen Mitte die ſchöne Bildſäule des Königs Friedrichs V. zu Pferde ſteht. Copenhagen enthält 22 Kirchen, 22 Hoſpitäler, 30 Armenhäuſer, 4000 Häuſer und 101,000 Einwohner, darunter 2400 Juden. Die Stadt beſteht aus drei Haupttheilen, die von den Feſtungswerken eingeſchloſſen werden, nämlich der Altſtadt, ſeit dem Brande ſchöner wieder aufgebaut, der Neuſtadt, wovon der öſtliche Theil die Friedrichsſtadt heißt und der ſchönſte aber am wenigſten lebhafte Stadttheil iſt, und Chriſtianshafen, welcher Theil auf der Inſel Amak liegt, und durch einen Seearm von der Inſel Seeland gebildet wird. Dieſer Canal bildet den ſchönen ſichern Hafen, der 400 Schiffe faſſen kann, und bei welchem das Seearſenal, die Schiffswerfte und an-

dere zur Marine gehörige Gebäude ſich befinden, und in welchem auch die Station der Kriegsflotte iſt. Außerhalb der Feſtungswerke liegen noch drei Vorſtädte, welche zum Theil aus ſchönen Landhäuſern beſtehen. Sonſt befanden ſich zu Copenhagen vier königliche Schlöſſer, aber im Jahre 1794 wurde das prachtvollſte königliche Reſidenzſchloß (eins der anſehnlichſten und ſchönſten in Europa, mit einem Koſtenaufwand von ſechs Millionen Thalern erbaut und Chriſtiansburg genannt) ein Raub der Flammen, ſo daß nur noch die Trümmern und die prächtigen Pferdeſtälle ſtehen geblieben ſind. Die übrigen drei Schlöſſer heißen: Charlottenburg, jetzt der Kunſtakademie eingeräumt und mit einer Gemähldegallerie verſehen, das alte königliche Schloß Roſenburg, worin viele Koſtbarkeiten und Alterthümer aufbewahrt werden, und bei welchem der Königsgarten, ein ſehr angenehmer öffentlicher Spaziergang ſich befindet, und die Amalienburg, eigentlich vier Paläſte, welche nach dem Schloßbrande zur königlichen Wohnung erkauft worden ſind. Andere merkwürdige Gebäude ſind: das Zeughaus mit der königlichen Bibliothek von 130,000 Bänden und 3000 Handſchriften, das Schauſpielhaus, die Börſe mit der Bank, die Dreifaltigkeits- und die prächtige Friedrichskirche; das große, ſchöne, trefflich eingerichtete Friedrichshoſpital nebſt dem Gebär- und Findlingshauſe, und das Seehoſpital. Copenhagen hat viele wiſſenſchaftliche und Unterrichtsanſtalten. Dazu gehört beſonders die 1475 geſtiftete Univerſität mit vier Facultäten, 20 ordentlichen und 16 außerordentlichen Profeſſoren, einer Bibliothek von 70,000 Bänden, einem botaniſchen Garten und einer Sternwarte; ferner die königliche chirurgiſche Akademie, welche gegen 200 Zöglinge zählt; auch findet man hier eine Akademie der Land- und Seecadetten, und außer der königlichen und Univerſitätsbibliothek, die Claſſenſche öffentliche Bibliothek von 25,000 Bänden und mehrere öffentliche und Privatkunſtſammlungen. Die Wiſſenſchaften blühen zu Copenhagen, und zu ihrer Beförderung dienen mehrere geſtiftete Geſellſchaften, von welchen wir nur anführen: die königliche Akademie der ſchönen Künſte, die Geſellſchaft zur Verbeſſerung der nordiſchen Sprache und Geſchichte ꝛc. Außer allen Arten von Handwerkern und Künſtlern hat Copenhagen vielerlei Fabriken, welche 14,000 Perſonen beſchäftigen. Dahin gehören: die königliche Porzellanfabrik, die Tuch-, Kattün-, Seiden-, Baumwollen-, Wachstuch- und Tapeten-Fabriken, die Eiſengießereien und die 18 Zuckerraffinerien mit 520 Arbeitern. Noch wichtiger iſt der Handel; denn Copenhagen iſt der Mittelpunkt des geſammten däniſchen Handels, der ſowohl zur See als zu Lande getrieben wird, und zu deſſen Beförderung die königliche Bank mit einem Capitale von 2,400,000 Species, die Seeaſſecuranzgeſellſchaft, die oſt- und weſtindiſchen privilegirten königlichen Handelsgeſellſchaften und der treffliche Hafen dienen, in welchen jährlich an 5000 Schiffe einlaufen. Es ſind hier an 80 große Handelshäuſer, die gegen 340 eigene Schiffe beſitzen. 1728 und 1794 erlitt die Stadt große Verheerung durch Feuersbrünſte. Größer und ſchrecklicher war die Verwüſtung, welche Copenhagen 1807 durch einen plötzlichen Angriff der Engländer widerfuhr, die ſie nach einem fürchterlichen Bombardement zur Capitulation zwangen. 305 Häuſer und Gebäude, darunter die ſchöne Frauenkirche, wurden ganz verbrannt, an 2000 Häuſer beſchädigt und unwohnbar gemacht; gegen 2000 Menſchen, ſowohl von der Beſatzung als den Bewohnern verloren dabei ihr Leben. An 9000 Bomben, welche in die Stadt

flogen, und vorzüglich die neuerfundenen Congreveſchen Brandraketen, richteten dieſe Verwüſtung in wenig Tagen an. Die Umgebungen von Copenhagen ſind zum Theil ſehr ſchön und angenehm, und in der Nähe befinden ſich die königlichen Luſtſchlöſſer Friedrichsberg, die gewöhnliche Sommerreſidenz des königl. Hofes, Hirſchholm, Friedensburg, Friedrichsburg und Jägerpreis.

* Copernicus (Nicolaus), einer der ſeltenſten und größten Menſchen, ſo je gelebt haben, ward zu Thorn, einer alten preußiſchen Stadt am rechten Ufer der Weichſel, da wo ſie aus Polen in die preußiſche Gränze tritt, den 19. Febr. 1473 geboren. Er gehört zu den klaren, hellen, beſonnenen deutſchen Naturen, zu denen Leibnitz, Leſſing, Möſer, Göthe gehören, und deswegen ſey ſeiner hier mit gebührender Vollſtändigkeit gedacht. — Sein Vater, Nicolaus Copernik, war zehn Jahre vorher Bürger in Thorn geworden. Die Familie ſtammt vielleicht aus Weſtphalen, wo der Name Cöpern noch auf mehrern Bauerhöfen zu finden, der ſich, als ſie nach der Weichſel zog, vielleicht in Cöpernik verwandelte, und mit dem gelehrten Ruhme des Sohnes endlich in Copernicus. Mit den deutſchen Rittern waren viele Weſtphälinger und Rheinländer nach Preußen gezogen, und noch finden ſich viele Worte, die in Weſtphalen und Preußen gleichlautend ſind. Seine Mutter war die Schweſter des Biſchofs von Ermeland, Waiſſelrod genannt von Alten. Von der Schule in Thorn ging Copernicus nach Cracau und ſtudirte Medicin, in der er auch Doctor wurde. Zugleich ſtudirte er Mathematik und Aſtronomie. Er hörte die Namen Peurbach und Regiomontan nennen, die Wiederherſteller der Aſtronomie in Europa, zwei Deutſche, die früh ſtarben, aber lange genug lebten für ihren Ruhm. (Der erſte wurde nur 35 Jahre alt, der letzte nur 40.) Vorzüglich war es Regiomontanus großer Ruf, der ihn anzog. Er wollte dem Manne gleichen der den Himmel genauer beobachtet und gekannt, als alle ſeine Vorgänger, den Rom zu ſich rief, um von ihm zu lernen, und der für ſeine Verdienſte im Pantheon begraben liegt. Als er 23 J. alt war, ging er nach Italien, wo die Künſte und Wiſſenſchaften nach dem Umſturz des byzantiſchen Kaiſerthums anfingen aufzublühen. In Bologna hörte er die Aſtronomie bei Dominicus Maria, deſſen Freund und Vertrauter er wurde. Im J. 1500 finden wir ihn in Rom, wo er die Mathematik mit großem Beifall vor einem gemiſchten Auditorio von Gelehrten und Künſtlern lehrte. Man ſetzte ihn jetzt ſchon dem Regiomontan an die Seite. Von Rom kehrte er in ſein Vaterland zurück, wo ihm ſein Oheim ein Canonicat am Dom zu Frauenburg ertheilte. Als er in dieſem zur Ruhe gekommen, ſo ſetzte er ſich drei Lebensregeln feſt: 1. Seinen gottesdienſtlichen Verrichtungen treu abzuwarten. 2. Keinem Armen ſeinen Beiſtand als Arzt zu verſagen. 3. Alle übrige Zeit dem Studiren zu widmen. Im J. 1521 ſandte ihn das Capitel auf den Landtag nach Graudenz, wo eine der Hauptangelegenheiten war, die Verwirrung des Münzweſens zu heben, die durch geſetzloſes Münzen entſtanden. Copernicus arbeitete eine Schrift aus, in der er auf den unbilligen Münzfuß der drei Städte, Elbing, Danzig und Thorn, aufmerkſam machte und vorſchlug, daß dieſe ihre Münzen an einen vierten Ort verlegen ſollten, wo ſie auf des Landes Koſten und unter Aufſicht gingen. Allein das Münzweſen gehört, wie Lichtenberg bemerkt, zu den Herzensangelegenheiten der Staaten, ſo wie der Individuen. Man ſtritt lange über das Copernicaniſche Münzſyſtem und legte es endlich zu den Akten.

Von dieſem erſten Theil ſeines Lebens würden wir nichts wiſſen, wenn nicht endlich eben dieſer Anordnungsgeiſt und dieſer gerade und kräftige Menſchenſinn ſeine Kraft auf einen der erhabenſten Gegenſtände der Natur mit ſo vielem Glück gerichtet, und ſo die Dauer ſeines Rufs an die Dauer der Welt geknüpft hätte. Unter den mannigfachen Vorſtellungen, die ſich die Menſchen ſeit 2000 Jahren von der Einrichtung unſers Planetenſyſtems gemacht haben, hatte endlich eine das Uebergewicht erhalten, die das feinſte, künſtlichſte und dabei ſonderbarſte Gewebe von Scharfſinn, Spitzfindigkeit und Verblendung ausmacht, auf welches der menſchliche Geiſt je gerathen iſt. — Pythagoras, Ariſtoteles, Plato, Hipparch, Archimedes und alle berühmten Namen waren dieſer Meinung. Man nannte dieſe Lehre die Ptolemäiſche Weltordnung, von Ptolemäus, einem berühmten Aſtronomen von Alexandrien aus dem 2ten Jahrhundert, der ſolche in ſeinem Almageſt, dem einzigen vollſtändigen Werke, ſo wir über die Aſtronomie der Alten beſitzen, vorgetragen hatte. Nach dieſer Lehre ruhte die große träge und unbehülfliche Erde vollkommen. Sie war die Grundfeſte des Unbeweglichen und das Poſtament der Natur. Um dieſe als Mittelpunkt liefen Sonne, Mond und Sterne täglich einmal von Oſten nach Weſten. Allein außerdem hatten die Sonne, der Mond und die Planeten noch andere Bewegungen, welche ſehr ſchwer zu erklären waren, beſonders die der Planeten, die oft nach Morgen rückten, dann mehrere Tage ſtillſtehend wurden — dann wieder zu weſtlichen Sternen rückten — wieder ſtillſtehend wurden und dann wieder nach Morgen gingen; — während dieſer Zeit aber den täglichen Umlauf um die Erde mit allen andern Geſtirnen mitmachten. Um dieſe Bewegung zu erklären, war man auf ein Syſtem von eingebildeten Kreiſen gekommen, welche wie Radlinien in einander ſteckten. Copernicus trug ſich immer mit dem Gedanken, daß die himmliſchen Bewegungen unmöglich ſo verworren und verwickelt ſeyn könnten, wie die Ptolemäiſche Weltordnung ſolches angebe, die annahm, daß die Erde ruhe, und in der Mitte der Welt ſtehe; denn die Natur bewege ſich nach einfachen Geſetzen, und ſobald man dieſe gefunden, ſo müßten auch die verwickelten Erſcheinungen dieſer Bewegungen ſich einfach erklären laſſen. Er durchlas nun die Schriften der Alten, um zu ſehen, ob man ſonſt keine andern Syſteme gehabt, als dasjenige, welches jetzt das allgemein herrſchende ſey, das Ptolemäiſche. Er fand nun, daß verſchiedene Alte, als Nicetas, Heraclites und Ecphontus von einer Bewegung der Erde geredet, und obgleich dieſes auf eine völlig leere, und nichts ſagende Weiſe geſchieht, ſo gab dieſes ihm doch Veranlaſſung hierüber mehr nachzudenken. Die beſte Stelle, die bei den Alten über die Bewegung der Erde vorkommt, die von Ariſtarch und Samos kannte Copernicus nicht, da ſie in des Archimedes Arenario ſteht, der erſt nach Copernicus Tode in Venedig gedruckt wurde. In dieſer Stelle ſagt Ariſtarch: daß ſich die Erde in einem ſchiefen Kreiſe um die Sonne drehe und dabei täglich um ihre Axe. Sie iſt in dem Artikel Bewegung der Erde angeführt, wo angezeigt worden, daß ſie mehr ein pythagoräiſches Philoſophem iſt, als aſtronomiſchen Inhalts. Denn 280 Jahre vor Chr. G. kannte man die Bewegung der Planeten noch ſo wenig, daß man noch gar nicht angeben konnte, was eigentlich erklärt werden ſollte. Copernicus nahm nun an, daß die Sonne der Mittelpunkt der Welt ſey und daß die Erde ein Planet ſey, ſo wie Mars und Venus, und daß alle Planeten in folgen-

der Ordnung um die Sonne laufen. Mercur in 87 Tagen, Venus in 224, Erde in 365, Mars in 1 Jahre 321 Tagen, Jupiter in 11 Jahren und Saturn in 29. Als er nun hiernach die Bahnen zeichnete, ſo fand er, daß, ſo einfach dieſe Kreiſe wären, ſie doch alle himmliſche Bewegungen ganz vollkommen erklärten, und daß das ſcheinbare Stillſtehen und Rückwärtsgehen nothwendig aus der doppelten Bewegung der Erde und des Planeten herrührt. So halte man, wenn man auf einem Schiffe fahre, oft einen Wagen für ſtillſtehend, der auf dem Lande fahre, und ſelbſt für rückwärts gehend, wenn die Bewegung des Schiffs ſchneller. Und ſo war denn das wahre Weltſyſtem gefunden, und der Menſch hatte ſich völlig los geſagt vom Truge des Scheins. In dieſer Weiſe ſteht Copernicus da als Gränzſtein einer neuen Zeit. Ausführlicher iſt hierüber geredet in dem Artikel: Bewegung der Erde. Copernicus ſtarb den 11. Juni 1543 im 71ſten Jahre ſeines Alters. Sein großer Landsmann Keppler hat ſeinen Charakter in folgenden Worten kurz und ſtark gezeichnet: Copernicus, vir maximo ingenio et quod in hoc exercitio magni momenti est, animo liber. — Lichtenberg hat ſein Leben beſchrieben. Ein ſeltnes Glück für einen großen Mann, einen ebenbürtigen Geiſt zu ſeinem Geſchichtſchreiber zu erhalten. Copernikus herrlicher klarer Charakter offenbart ſich am ſchönſten in dem Sendſchreiben, womit er dem Papſte ſein Werk zuſendet, und worin der deutſche Domherr ſogar ein wenig philoſophiſch mit Sr. Heiligkeit über das Weltgebäude redet, — obgleich dieſes damals mehr für eine Domäne der Kirche, als für eine Domäne der Philoſophie gehalten wurde. Lichtenberg hielt die Zuſchrift an den Papſt für ein Meiſterſtück des Styls und männlicher Bedachtſamkeit. Benzenberg hat ſie in der Geſchichte der Copernicaniſchen Weltordnung, welche er in ſeinen Verſuchen über die Umdrehung der Erde gegeben, ganz ins Deutſche übertragen. — Ueberſehen wir noch einmal den von Copernicus durchlaufenen Weg, ſo finden wir Folgendes: die Idee, daß die Erde ruhe, war völlig allgemein. Ohnehin ſchon durch mächtige Begünſtigung des ſinnlichen Scheins, mit der Sprache aller Völker verwebt, erhielt ſie überall durch den Beifall der Aſtronomen auch noch wiſſenſchaftliches Anſehen. Durch die Sprache war ſie in die Bibel gekommen, die mit den ſinnlichen Menſchen menſchlich reden mußte, ſo wie mit den Hebräern hebräiſch. Sie ſtieg endlich aus der Bibel in die Köpfe der Prieſter, die dieſes Product menſchlicher Organiſation mit der Glorie des Himmels umgaben; und ſo wurde aus einer bloßen Phraſe endlich ein Gottesurtheil. Die von den größten Aſtronomen verworfene Idee von der Bewegung nahm Copernicus, der Domherr des 16ten Jahrhunderts, in Schutz. Und dieſes nicht unter dem ſanften Himmel Griechenlands oder Italiens, ſondern unter dem nordiſchen der Sarmaten, an der Gränze der damaligen cultivirten Welt, und (— und das will was ſagen —) mitten unter Domherren. Er verfolgt dieſe Idee mit unermüdeter Sorgfalt, nicht ein paar Jahre hindurch, ſondern durch die größte Hälfte ſeines ſiebenzigjährigen Lebens; er vergleicht ſie immerfort mit dem Himmel — beſtätigt ſie endlich, und wird ſo der Stifter eines neuen Teſtaments in der Aſtronomie. Und alles dieſes leiſtete er, was man nie vergeſſen muß, hundert Jahre vor Erfindung der Ferngläſer, mit elenden hölzernen Werkzeugen, die oft nur mit Dintenſtrichen getheilt waren. Das that der Geiſt der Ordnung, der in ihm wohnte, der, ſelbſt vom Himmel ſtammend, ſein eigenes Weſen in ſeine Werke hinaus-

trug, und Ordnung um ſo leichter erkannte, als er ſelbſt durch innere Stärke freier geblieben war. (Lichtenberg.) Bg.

Coray (Adamantius), eigentlich Coraïs, ein gelehrter Arzt und geſchickter Helleniſt, geboren zu Smyrna im J. 1748. Nachdem er ſich mit dem Studium der alten und neuern Sprachen beſchäftigt, und ſchon in ſeiner Kindheit einen Catechismus aus dem Deutſchen ins Griechiſche überſetzt hatte, ging er, um ſeine Bildung zu vollenden, 1782 nach Montpellier, wo er Medicin und Naturgeſchichte ſtudirte und Doctor ward. Im J. 1788 ließ er ſich in Paris nieder. Er hat ſich ſeitdem als Ueberſetzer aus mehreren Sprachen und Herausgeber verſchiedener griechiſcher Schriftſteller, ehrenvoll bekannt gemacht. Am berühmteſten iſt ſeine Ueberſetzung der Hippokratiſchen Schrift über die Luft, das Waſſer und die Ortsbeſchaffenheit, Paris 1800. 2 Bde. 8., welche den zehnjährigen Preis gewann.

* Cordilleras, auch Andes, eigentlich Cordilleras de los Andes, eine Kette von Gebirgen, welche der Länge nach von der Dariſchen Erdenge bis zur Magellaniſchen Straße über 650 Meilen weit ſich erſtreckt, und deren höchſte Gipfel, ehe man die Gebirge des mittleren Aſiens näher kannte, für die erhabenſten Punkte auf der Erdkugel gehalten wurden. Die Spanier nennen dieſe Alpenkette Cordilleras, weil ſie kettenförmig ſich ausdehnen, und faſt in rechten Winkeln drei Hauptäſte ausſchicken. Die erſte dieſer Nebenketten entſteht nicht weit von der Dariſchen Erdenge, und geht längs der Küſte von Venezuela bis an den Magdalenenſtrom und die Inſel Trinidad. In dieſer Kette findet man die Schneeberge Sierra Nevada und Santa Martha von 14,000 und Merida von 15,000 Schuhen. Zwiſchen dieſen höchſten Gipfeln dehnen ſich Bergebenen, die man Paramos nennt, 4 bis 5, auch 8000 Schuh über die Meeresfläche aus. Die zweite Seitenkette wird von Humbold die Cordilleras der Waſſerfälle des Orinoko genannt. Er unterſuchte ſie hundert Meilen weit bis an den großen Bara. Der übrige Theil dieſer Kette iſt gänzlich unbekannt, faſt unzugänglich, und von wilden Völkerſtämmen beſetzt. Sie verläßt den großen Stamm der Andesgebirge zwiſchen dem dritten und ſechsten Grad Süder Breite, erhebt ſich, indem ſie oſtwärts fortgeht, zu bedeutenden Höhen, woraus mit ungeheuern Katarakten große Ströme entſpringen, und enthält beſonders die noch von keinem Europäer geſehenen Quellen des Orinoko. Denn die Gegenden dieſer Quellen bewohnen höchſt kriegeriſche und kannibaliſche Völker. Jenſeits dieſer Einöden iſt dieſe Alpenkette durch einen Spanier, Don Antonio Santos, bekannter geworden, der mit bewundernswürdigem Muthe dieſe Reiſe unternahm, indem er, nackt wie ein Wilder, ſeinem Körper die beliebte Kupferfarbe gab, und ſich übte, alle Dialekte dieſer Völker zu ſprechen. Bis nach Guyana erſtreckt ſich die Gebirgskette, und der ſogenannte goldene Berg, Eldorado, gehört zu ihr, von leichtgläubigen älteren Reiſenden ſo genannt, ungeachtet das vorgebliche Gold nur ein gelber glänzender Glimmerſchiefer iſt. Dieſe zweite Kette erhebt ſich nicht zu einer bedeutenden Höhe; die meiſten Berge haben nur 4000 Fuß, und ſind mit Palmen, Ananas und köſtlichen Schlingpflanzen ſo bedeckt, daß Niemand durchdringen kann. Ein einziger feuerſpeiender Berg, Duida, erhebt ſich bis zu 8465 Schuh über die Meeresfläche. Merkwürdig iſt, daß dieſe ganze Seitenkette bloß aus Urgebirgen beſteht, und daher gar keine Verſteinerungen, oder Ueberreſte aus der Vorwelt enthält. Die dritte Seitenkette, die der große Rücken der An-

des ausſchickt, ſind die Gebirge von Chiquitos, welche ſich zwiſchen dem 15ten und 20ſten Grad S. B. nach Oſten erſtrecken, und den Flüſſen ihren Urſprung geben, die in den Marauon und den Plata fallen. Dieſe verbinden die Rieſenhäupter der Andes in Peru mit den Bergen von Braſilien und Paraguay. Es wird aber ganz Südamerika durch dieſe drei großen Gebirgszüge in eben ſo ungeheure Flächen getheilt, welche weſtwärts durch den Hauptrücken der Andes geſchloſſen, gegen Oſten zu bis an den Atlantiſchen Ozean offen ſind. Die nördlichſte Fläche iſt das niedrige Thal des Orinoko, worin Neuandaluſien und Guyana liegen; die zweite Fläche iſt das waldreiche Thal des Marauon, wozu noch das nördliche Braſilien gehört; die ſüdliche Ebene bildet die viehreichen Pampas, welche ſich bis nach Rio = Janeiro und Buenos Ayres erſtrecken. Der Hauptrücken der Andes erhebt ſich in der Gegend von Quito über 20,000 Schuh hoch. Der Chimboraſſo iſt der höchſte unter allen. Er erhebt ſich bis auf 20,142 Schuh. Humboldt erſtieg ihn den 23. Juni 1802 bis zu 18,192 Schuhen. Ihm zunächſt ſteht der Antiſana, der ſich auf 17,958, und der Cotopaxi (ſ. d. Art.), der ſich auf 17,712 Schuh erhebt. Auch der Pichincha gehört zu dieſen Rieſen; doch beträgt ſeine Höhe nur etwas über 15,000 Schuh. Dieſe Gebirge ſtehen faſt alle wenig ſüdlich vom Aequator, zwiſchen Quito und Loxa, von der Südſee kaum 25 bis 30 Meilen entfernt. Ihre gefrorenen Häupter beſtehen faſt durchgehends aus Porphyr, der eine Höhe von 10 bis 12,000 Schuhen einnimmt; dagegen findet man Granit nur bis etwas über 11,000 Schuh über der Meeresfläche. Sie ſind die Behälter eines unermeßlichen Brennſtoffs, der in fürchterlichen Erdbeben ausbricht, wobei nicht bloß Lava und verſchlackter Baſalt, ſondern auch ganze Ströme Waſſer, viel Thon, und ſelbſt eine Menge todter Fiſche ausgeworfen werden. Sehr oft brauſen aus dieſen Vulkanen, wie aus den Fabelhöhlen des alten Aeolus, fürchterliche Sturmwinde hervor, die alles zu Boden werfen, was ihnen entgegenſteht. Dabei ſind dieſe Gebirge äußerſt reich an Metallen aller Art, Blei allein ausgenommen. Außer der Platina iſt ihnen ein ſonderbares Erz eigen, welches aus Thon, Eiſenkalk, ſalzſaurem und gediegenem Silber beſteht. Ungeachtet der außerordentlichen Höhe jener Gebirge, ungeachtet die Schneelinie bei 15,000 Schuhen anfängt, und die Spitze des Chimboraſſo alſo über 5000 Schuh hoch mit ewigem Schnee bedeckt iſt, ſo gibt es doch in den Andesgebirgen keine Gletſcher, weil unter dem Aequator die Temperatur ſich faſt immer gleich iſt, und die Sonne das ganze Jahr hindurch faſt mit gleicher Stärke ſcheint. Daher kommen auch in den Andesthälern nie die fürchterlichen Lavinen vor, denn die immer gleiche Temperatur macht, daß ſich weder große Schneemaſſen anhäufen, noch auch zu andern Zeiten wegſchmelzen können. Dagegen unterſcheidet ſich der Eindruck, den die Andes machen, von dem der europäiſchen Alpen, durch die ungeheuern Felſenſpalten, die bisweilen eine Tiefe von mehr als 4000 Schuhen haben, und dabei ganz ſenkrecht ſind. Eine ſolche Felſenſpalte, Ikononzo genannt, durch welche der Summa Paz fließt, iſt wegen einer natürlich gewölbten Brücke merkwürdig, welche 300 Schuh über dem Fluſſe ſich 50 Fuß lang, 40 breit und 8 Schuh dick von einem Felſen zum andern erſtreckt. Nur im höheren Virginien gibt es ein ähnliches Naturwunder. Ein ungeheurer Kalkfelſen nämlich, deſſen ſenkrechte Wände 230 Schuh hoch ſind, bildet eine Spalte von 90 Fuß Breite, die oberwärts durch ein ſo dickes Bogengewölbe über-

baut iſt, daß ehedem die ſchwerſten Laſtwagen darüber gingen. Künſtliche Brücken machen die Eingebornen aus Stricken, wozu ihnen die zähen Faſern der americaniſchen Agave den Stoff liefern. Dieſe hängenden Brücken bedecken ſie mit Rohr, oder Schilf, und geben ihnen einen ſchmalen Rand von Flechtwerk. Furchtlos laufen ſie dann auf dieſen ſchwankenden Brücken über die ungeheuren Abgründe hinweg. Unter den merkwürdigen Waſſerfällen, welche die Ströme der Andes bilden, iſt beſonders der Tequendama in Bogota zu nennen. Vierzig Fuß breit ſtürzt das Waſſer in zwei Abſätzen 600 Schuh hoch in ein tiefes Becken hinab, und verſchönert die an ſich reizende Landſchaft außerordentlich.

Cordova, eine alte berühmte Stadt in der ſpaniſchen Provinz Nieder-Andaluſien, und der Hauptort eines nach ihr benannten Diſtrikts, ſonſt eines kleinen mauriſchen Königreichs, am nördlichſten Ufer des Quadalquivir, mit ungefähr 30,000 Einwohnern (4 Gr. 45 Min. 45 Sec. W. L. von Greenwich, 37 Gr. 52 Min. 13 Sec. N. B.). Cordova iſt amphitheatraliſch am ſanften Abhange des Gebirges erbaut, bildet ein längliches Viereck und iſt mit Mauern und mächtigen Thürmen umgeben. Ein Theil der Stadt iſt römiſchen, ein anderer mauriſchen Urſprungs; der Umfang iſt ſehr bedeutend, aber viele Gebäude ſind gänzlich verfallen, und eine Menge von Gärten nimmt, wie zu Rom, einen großen Theil des bewohnbaren Raumes weg. Die Vorſtädte ſind faſt ſo weitläufig, wie die Stadt. Die Straßen ſind, wie in ganz Spanien, eng, krumm und ſchmutzig. Dagegen iſt die *Plaça Major*, der Hauptmarktplatz, durch ſeine Größe, ſeine Regelmäßigkeit und die Schönheit der ihn umgebenden Säulengänge ausgezeichnet. Die Ueberbleibſel des Wohnſitzes der alten mauriſchen Könige machen einen Theil des jetzigen erzbiſchöflichen Palaſtes aus. Das merkwürdigſte Gebäude in Cordova iſt die Domkirche, eine ehemalige, zu Ende des ſiebenten Jahrhunderts von König Abderhaman erbaute, prachtvolle Moſchee, deren wunderbar verbundene, theils achteckige, theils runde Kuppeln von beinahe 1000 Jaſpis- und Marmorſäulen getragen werden, welche im Innern 19 Säulengänge von Süden nach Norden, und eben ſo viele von Oſten nach Weſten bilden. Die Brücke über den Strom ruht auf 16 Bogen, und iſt von den Mauren erbaut. — Cordova hat zu allen Zeiten ſtarken Handel getrieben, und ſchon zur Zeit der Mauren ward das hier ausſchließlich bereitete Glanzleder (*Corduan*) weit und breit verſandt. In welchen Jahren die Römer den Grund der Stadt (Colonia Patricia, ſpäter Corduba) gelegt, iſt nicht bekannt. Im Jahr 572 ward ſie von den Gothen erobert, und 692 von dem mauriſchen Feldherrn Abderhaman in Beſitz genommen, welcher hernach ſich ſeiner Lehnspflicht gegen den Kalifen von Damascus entzog und Cordova zu ſeiner königlichen Reſidenz erhob. Die Provinz Cordova umfaßt, außer dem fruchtbaren und ſchönen Thal des Guadalquivir, die zum Theil mit ewigem Schnee bedeckten Gebirge der Sierra Morena.

* *Corinth*, türkiſch *Corito*, eine griechiſche Stadt unweit der *Landenge von Corinth*, welche Morea mit dem übrigen Griechenland verbindet, und die Meerbuſen von Lepanto und Aegina (das ioniſche und ägeiſche Meer) von einander trennt. — Dieſe vor Alters weltberühmte, reichbevölkerte Stadt iſt jetzt mehr einem Dorf als einer Stadt ähnlich, indem die, von nicht völlig 2000 Einwohnern bevölkerten, gruppenweiſe erbauten Häuſer und Straßen durch weite Gärten und Kornfelder unterbrochen werden. — Kaum deuten

noch einzelne Mauern und wenige halbverſunkene Säulen die Stätte zweifelhaft an, wo ſich zur Zeit der Blüthe Griechenlands alles vereinigte, was Luxus und eine bis zur Weichlichkeit entartete Cultur durch Kunſtfleiß zu verſchaffen, und was die reichen Handelsflotten in zwei prachtvollen Häfen aus allen Ländern zuſammenzutragen vermochten. — Aus den Trümmern der alten Herrlichkeit haben die Griechen fünf Kirchen, nebſt einem Wohnhaus für den Erzbiſchof, und die Türken drei Moſcheen erbaut. Acro Corinthos, die Burg von Alt-Corinth dient den Türken zur Citadelle, und iſt von allen Werken früherer Zeit noch am beſten erhalten. Das alte Corinth, mit ſeinem in den älteſten Zeiten von Pelasgern bewohnten Gebiet, bildete ein glänzendes Glied in der Kette der griechiſchen Staaten. Siſyphus, der berühmte Aeolier, gründete die Stadt, und ſeine Nachkommen, unter welchen Glaucus und Bellerophon ſich auszeichnen, blieben im Beſitz bis zu Agamemnons Zeiten, der unter ſeinen weiten Reichen auch Corinth beherrſchte. — Dieſem Fürſtenſtamme folgten länger als vier Jahrhunderte die Herakliden, von denen Aletes der erſte, Teleſtes der letzte König war. Nach ihnen trat die Ariſtocratie der Bacchiaden ein; dann kamen die Tyrannen Cypſelus und Periander, bis endlich das vereinte Volk in ſeine Rechte trat, und eine democratiſche Regierung einführte. So ward Corinth das Haupt des achäiſchen Bundes, und fiel als ein Opfer der römiſchen Herrſchſucht unter Mummius zerſtörenden Händen 146 Jahre vor Chr. Geb., ein Raub der Flammen und der Plünderung. Julius Cäſar ließ einen großen Theil der Stadt wieder neu aufbauen, ohne jedoch den Wohlſtand der Einwohner zurückrufen zu können. Corinth hatte ſechs Thore und drei Häfen, von welchen der erſte Lechäon gegen Norden am corinthiſchen Meerbuſen, der zweite Cenchreä gegen Oſten am ſaroniſchen Meerbuſen, und der dritte Schoenus, bloß für die Zufuhr von Lebensmitteln beſtimmt, nördlich neben dem letztern ſich befand. Der Marktplatz und die von dort nach den Thoren führenden Straßen prangten mit den herrlichſten Gebäuden, Tempeln, Säulengängen und Springbrunnen. Keine Stadt von Griechenland beſaß ſo viele berühmte Bildwerke in Erz und Marmor, wie Corinth. Wenn aber die Prachtliebe der reichen Bewohner die bildenden und ſchönen Künſte vorzugsweiſe beförderte, ſo galt dagegen die Gelehrſamkeit hier weit weniger, als in dem minder reichen Athen. Corinth gab der zierlichſten Säulenordnung ſeinen Namen, und corinthiſch werden noch jetzt verſchiedene, der Schönheit mehr als dem Nutzen gewidmete Einrichtungen der Säle, Hallen und Vorhäuſer im Innern der Paläſte genannt. Die Geräthe endlich von corinthiſchem Erz gehörten ſo ſehr zum Luxus der Großen und Reichen aller Länder, daß die römiſchen Kaiſer unter ihren Hofämtern auch einen eigends ſogenannten Corinthiarius zur Aufſicht über jene Gegenſtände hielten. Auch die Hetären von Corinth galten für die ſchönſten und eleganteſten in Griechenland. Die Reichthümer, mit denen unter andern die berühmte Phryne prahlen durfte, geben einen Begriff von dem hohen Preiſe, zu welchem dieſe Künſtlerinnen im Gefallen ihre Gunſtbezeigungen anſchlagen mochten. Die oben erwähnte Landenge, oder der Iſthmus von Corinth, öſtlich von der Stadt, beſteht aus einem ſchmalen Bergrücken, welcher, wie ſchon geſagt, das ägeiſche und ioniſche Meer trennt, und den Peloponneſus (Morea) mit Livadien verbindet. Hier war der Platz, wo die berühmten iſthmiſchen Spiele in dem Fichtenhaine vor einem pracht-

vollen Tempel des Neptun gefeiert wurden. Alle Arten gymnaſtiſcher und ritterlicher Wettkämpfe wurden hier angeſtellt. Der Preis der Sieger beſtand bloß in einem Kranz von Fichtenzweigen; aber ihre Bildſäulen, aufgeſtellt zwiſchen den himmelhohen Fichten, die den Tempel umgaben, brachten ihr ehrenvolles Andenken auf die ſpäteſten Enkel. — Nero befahl den Iſthmus zu durchgraben, und noch ſieht man die Spuren dieſes unvollendeten Verſuchs.

Cork, die Hauptſtadt einer irländiſchen Grafſchaft, 8 Gr. 28 Min. 15 Sec. weſtl. Länge von Greenwich, 51 Gr. 53 Min. 54 Sec. nördl. Breite, an der Mündung des Lee, mit 8600 Häuſern und gegen 90,000 Einwohnern, die zweite Stadt in Irland. Cork ward im 6ten Jahrhundert, wahrſcheinlich von den Dänen, urſprünglich auf einer kleinen Inſel des Lee gegründet, und ſtand noch ziemlich ſpät bloß durch 2 Brücken mit dem feſten Lande in Verbindung. Seitdem aber hat ſich die Stadt zu beiden Seiten des Stromes beträchtlich ausgebreitet, und noch 3 Brücken ſind zu jenen erſten beiden hinzu gekommen. — Cork iſt reinlich und gut gebaut, aber ſelbſt in den öffentlichen Gebäuden ohne ausgezeichnete Pracht. — Der Handel, welchen Cork mit dem glänzendſten Erfolge treibt, iſt größtentheils Ausfuhrhandel. Das Fleiſch von mehr als 100,000 Rindern wird jährlich als Pökelfleiſch verladen, und an dieſen Artikel reiht ſich eine erſtaunliche Menge von geſalzenem Schweinefleiſch, Butter, Talglichtern, Seife und gegerbten ſowohl als rohen Rindshäuten. Die übrigen Ausfuhrartikel beſtehen hauptſächlich in Branntwein, Segeltuch, leinen und wollen Garn, Lein- und Glas-Waaren. Der Hafen von Cork (Cork-Cove), 3 Stunden unterhalb der Stadt, iſt wegen ſeiner Sicherheit und Bequemlichkeit ſeit langer Zeit berühmt. Die Einfahrt, welche ſchmal und tief iſt, wird durch 2 ſtarke Forts (Carlisle und Camden) von beiden Seiten vertheidigt; auch ſind ſeit einiger Zeit große Summen auf die Befeſtigung zweier kleinen Inſeln verwendet worden, deren Geſchütz die Einfahrt beſtreicht. Im 12ten Jahrhundert erkannte Cork die Oberherrſchaft Heinrichs II. an. Nach der Revolution von 1688 nahm Jacob II. die Stadt in Beſitz. 1690 aber ward dieſelbe von dem damaligen Grafen von Marlborough belagert und genommen.

Cornelius, aus Cöln, gehört zu den in Rom lebenden deutſchen Künſtlern, welche die altitalieniſche, Peruginiſche, und ſogar die altdeutſche Manier wieder einzuführen ſtreben. Seine Gefährten hierin ſind Overbeck und Vogel. Die wackern Brüder Riepenhauſen befolgten ſonſt auch dieſen Weg, und bahnten ihn faſt zuerſt, doch ſeit Jahren kehrten dieſe von der erzwungenen Steifheit, Myſtik und Alterthümlichkeit zu Raphael und der Natur zurück. Cornelius hat beſonders eine treffliche Erfindungsgabe zu kleinen Umriſſen, und wo nicht die Nachahmung der eckigen Unbeholfenheit ihn verführt, iſt er ausdrucksvoll und wahr. Durch ſeine Zeichnungen von Scenen aus Göthe's Fauſt (geſtochen von Ruſchewey; bis jetzt 3 Lief. jede zu 4 Bl.) machte ſich Cornelius zuerſt bekannt; ſeine neueſte Arbeit ſind die trefflichen Zeichnungen zu dem Nibelungenlied, die jetzt bei Reimer in Berlin erſcheinen. Wl.

Corpulenz, die Beſchaffenheit des menſchlichen Körpers, da ſein äußerer Umfang über das gewöhnliche Verhältniß zunimmt. Sie iſt alſo die ſichtbare Aeußerung der Vermehrung der Fleiſch- und Fettmaſſe des Körpers. Die Fleiſchmaſſe bildet das Muskelſyſtem, und das Maß, ſo wie der Umfang deſſelben hat ſeine Beſtimmung in der

Form der einzelnen Muskelpartien, kann deshalb nicht über ein gewiſſes Maß ſteigen, und nicht über ein beſtimmtes herunterfallen. Weit weniger beſchränkt iſt die Fettmaſſe, deren Erzeugung und Anſatz an keine ſo beſtimmte Form gebunden iſt, daher außerordentlich zunehmen kann. Die Erzeugung der Muskelfaſern oder die Verwandlung des Blutes in Fleiſchmaſſe geht in dem Haargefäßſyſtem, welches die feinſten Endungen der Arterien nach den Muskeln hin bilden, vor ſich. (Ueber die Fetterzeugung ſ. d. Art. Fett.) Iſt das Blut reichlich mit nährenden Stoffen verſehen, ſo ſetzen ſich auch um ſo mehr Muskelfaſern und Fetttheile an. Die Abſonderung des Fettes gehört bis zu gewiſſen Graden zum Stande der Geſundheit. Der Standpunkt iſt jedoch nicht ſtreng beſtimmt, bei einem Subjecte höher, bei dem andern niedriger. Die Umſtände, welche ſie begünſtigen, ſind weibliches Geſchlecht, Kindheit, reichliche Nahrung bei gutem Zuſtand der Verdauung, körperliche Unthätigkeit, Gemüthsruhe und Sorgloſigkeit, häufiger Genuß geiſtiger Getränke, Alter, kalte Jahrszeit, Verminderung der Ausdünſtung. Es gibt jedoch eine gewiſſe krankhafte Dispoſition, welche unabhängig von allen dieſen Einwirkungen die Erzeugung und den Abſatz von Fett vermehren kann. Erwachſene und in mittlern Jahren ſtehende Jünglinge und Männer, ſelbſt geiſtreiche, ſtets thätige Geſchäftsmänner trifft man, die ſehr corpulent ſind. Man hat Beiſpiele von ungeheurer Corpulenz mancher Menſchen, die in gar keinem Verhältniſſe mit der Nahrung derſelben ſtand, und offenbare Krankheit iſt, wie manche andere Abſonderung im Körper, z. B. die Bereitung und Abſonderung der Galle, des Speichels u. a. m. krankhaft vermehrt werden kann. Sandifort bemerkte ſchon bei einem ungebornen Kinde eine ungeheure Anhäufung des Fettes. Tulpius ſah einen fünfjährigen Knaben von hundert und fünfzig Pfunden. Bartholini erzählt von einem eilfjährigen Mädchen, das über zweihundert Pfund gewogen habe. In den Philosoph. Transact. wird das Gewicht eines Engländers, Namens Bright, zu ſechshundert und neun Pfund angegeben. (Voigtel's Handb. der pathol. Anat.) Nicht allemal iſt jedoch die Corpulenz bloß von vermehrter Fettabſonderung, oft iſt es auch nur eine Anfüllung der Zellchen des Zellgewebes von wäſſerigen, gas- und dunſtartigen Stoffen, wie bei der ſogenannten ſchwammichten Conſtitution der Fall iſt, welche noch mehr von krankhafter Dispoſition herrührt, oft der Anfang wirklicher Waſſerſucht iſt. Eine mäßige Corpulenz beſteht mit der Geſundheit und widerſpricht den Anſprüchen auf Schönheit nicht, indem ſie alle eckigen und unebenen Formen ausgleicht, und die Rundung derſelben bildet. Daher behalten Frauenzimmer und Männer von mäßiger Corpulenz länger ein ſchönes und jugendliches Anſehen, als hagere Menſchen. Ueberſchreitet aber die Corpulenz das Maß, ſo verdirbt ſie nicht nur die ſchöne Form, ſondern ſie wird auch läſtig und endlich für Geſundheit und Leben gefährlich. Wer daher dieſe unwillkommene Zunahme von ſich entfernen will, muß diejenigen von den angeführten Urſachen, welche etwa bei ihm Statt finden, vermeiden. Daher muß er eine magere Diät einführen, Waſſer anſtatt des Weins trinken, vorzüglich Milch, Bier und Branntwein vermeiden, fleißig körperliche Bewegung vornehmen und dem Geiſte Beſchäftigung geben. Beſonders ſchmelzen Sorgen und Bekümmerniß bald das überflüſſige Fett hinweg. (Vergl. den Art. Magerkeit.) Ob in den Fällen, wo die Corpulenz krankhaft wird, Arzneimittel dagegen anzuwenden ſind, und welche, bleibt billig dem Urtheil des Arztes überlaſſen.

Corpus iſt in der Sprache der Buchdrucker die Schrift oder die Lettern von einer gewißen Größe. Dieſe ſeltſame, willkührliche Bezeichnung wird davon hergeleitet, daß das erſte Corpus juris mit ſolcher Schrift gedruckt worden ſeyn ſoll.

Corrector heißt derjenige, der, ſobald in der Druckerei ein Bogen abgeſetzt iſt, einen Abdruck davon durchſieht, und die im Satze eingeſchlichenen Fehler anmerkt, damit ſie der Setzer noch verbeſſere, bevor der Satz in die Preſſe gebracht und die Bogen abgedruckt werden. Dieſe durchzuſehenden oder durchgeſehenen Bogen nennt man **Correkturen**.

† **Corſica** enthält 178 Quadratmeilen, 18 Städte, 5 Marktflecken, 560 Dörfer und 175,000 Einwohner. Ein Gebirge mit vielen Seitenäſten zieht ſich durch die ganze Inſel, und erhebt ſich gegen die Mitte derſelben zu einer ſolchen Höhe, daß der Schnee den größten Theil des Jahres hindurch auf den Höhen liegen bleibt, und daß ſogar die zwei höchſten Berge, der Monte rotondo und der Monte d'oro, welche 8 bis 9000 Fuß hoch ſind, die Schneelinie erreichen und ewigen Schnee tragen. Zum Theil iſt das Gebirge ſteiler Fels, zum Theil mit Waldungen bedeckt. Viele kleine Flüſſe, worunter nur der Cholo ſchiffbar iſt, entſtrömen dieſem Gebirge, fließen öſtlich oder weſtlich, und fallen nach einem kurzen Laufe in das Meer. Die meiſten haben nur zu gewiſſen Zeiten reichliches Waſſer, und trocknen oft im Sommer aus. Die öſtliche Küſte iſt flacher als die weſtliche, auf welcher die meiſten Meereinſchnitte ſich befinden. Das Clima iſt mild und angenehm, indem die Sommerhitze durch die hohen Gebirge und Seewinde gemäßigt wird, und die Kälte nie beträchtlich iſt, außer auf der Höhe der Gebirge. Einige Gegenden haben wegen der ſtehenden Gewäſſer eine ungeſunde Luft, und ſind verödet. Der Boden iſt, beſonders in den Thälern und an der Küſte, ſehr fruchtbar; daher die Einwohner, ob ſie gleich den Ackerbau äußerſt nachläſſig und einfach betreiben, doch für ihren Bedarf hinreichendes Getraide (mit Ausnahme des Hafers, der nicht gezogen wird) erndten. Die gemeinen Corſen leben gewöhnlich von Caſtanien, und haben nur ſelten Weizenbrot. Weine, die dem Malaga und den franzöſiſchen gleichen, werden ungeachtet der Sorgloſigkeit der Einwohner in Behandlung derſelben in Menge gewonnen; auch hat man vielen Flachs, treffliche edle Südfrüchte, ſelbſt zur Ausfuhr, ganze Wälder von Caſtanien, viele Oliven und ſchöne Waldungen von Eichen, Tannen und Lerchenbäumen, die eine Höhe von 120 bis 130 Fuß erreichen. Die Viehzucht wird ſtark betrieben, doch ſind die Pferde, Eſel und Mauleſel von einem kleinen Schlage, das Rindvieh zwar groß, aber mager, die Schafe grobwollig. An den Küſten iſt eine reiche Fiſcherei von Thunfiſchen, Sardellen und Auſtern, und macht eine Hauptbeſchäftigung der Einwohner aus. Die vielen Gebirge enthalten vielerlei Mineralien, doch iſt der Bergbau faſt gänzlich unbekannt; vorzüglich zeichnet ſich das Eiſen durch ſeine Güte aus. Die Corſen ſind noch ein wahres Naturvolk, der Mehrzahl nach Italiener, und Bekenner der catholiſchen Religion. Induſtrie iſt bei ihnen unbekannt, ſogar die nöthigen Handwerker fehlen, und jeder macht ſich ſeine Bedürfniſſe ſelbſt. Caſtanien dienen den gemeinen Corſen zum Brote; Wohnungen, Hausgeräthe und Kleidung ſind ärmlich; höhere Lehranſtalten mangeln ganz. Tapferkeit, Freiheitsliebe, Trägheit charakteriſiren die Corſen. Bis zum erſten puniſchen Kriege beſaßen die Carthaginenſer dieſe Inſel. Von dieſen kam ſie an die

Römer. Nachdem ſie ſpäterhin die Vandalen eine Zeitlang beſeſſen hatten, ſtand ſie abwechſelnd unter der Herrſchaft der griechiſchen Kaiſer und der Gothen. 850 eroberten ſie die Saracenen und behielten ſie bis zum erſten Viertel des eilften Jahrhunderts, zu welcher Zeit ſie von den Piſanern eingenommen wurde. 1284 kam dieſe Inſel unter die Herrſchaft der Genueſer, welche ſie ſchon weit früher (im Jahre 806) erobert hatten, aber damals nicht lange im Beſitze geblieben waren.

Corſo, eine Hauptſtraße Roms, welche dieſen Namen, wie lange Straßen mehrerer Städte in Italien (z. B. Florenz), von dem Wettrennen der Pferde führt, womit zu Rom ſich jeder Carnevalsabend ſchließt. Der römiſche Corſo iſt etwa vierthalb tauſend Schritte lang (von der Piazza del Popolo bis an den venetianiſchen Palaſt), von hohen, meiſt prächtigen Gebäuden eingefaßt, ſeine Breite aber gegen die Länge der Straße und die Höhe der Gebäude nicht verhältnißmäßig. An beiden Seiten nehmen Pflaſtererhöhungen für die Fußgänger ungefähr ſechs bis acht Fuß weg, ſo daß an den meiſten Orten höchſtens drei Fuhrwerke ſich neben einander bewegen können. Alle Sonn- und Feſttage iſt er belebt. Die vornehme Welt fährt hier etwa eine Stunde vor Nacht in einer ſehr zahlreichen Reihe ſpazieren. Die Geſandten hatten ſonſt das Recht, zwiſchen beiden Reihen auf- und niederzufahren. Dieſe Abendſpazierfahrt, die in allen großen italieniſchen Städten brillant iſt, und in jeder kleinen Stadt, wäre es auch nur mit einigen Kutſchen, nachgeahmt wird, lockt viele Fußgänger in den Corſo. Jedermann kommt, um zu ſehen oder geſehen zu werden. Das Carneval iſt jedoch der Gipfel jener gewöhnlichen ſonn- und feſttägigen Freuden, und die Zeit, in welcher der Corſo in ſeinem höchſten Glanze erſcheint. Göthe hat eine meiſterhafte Beſchreibung des römiſchen Carnevals und des Corſo in ſeinem Glanze gegeben. dd.

Corvette nennt man ein kleineres, ſehr ſchnell ſegelndes Schiff, das nur 16 bis 18 Kanonen führt. Da ſie ſchnell ſegeln, ſo werden ſie zu Jagden von Kauffahrteiſchiffen u. ſ. w. gebraucht.

Corvetto (Graf), geboren zu Genua, war anfangs Advocat in dieſer Stadt, ſchloß ſich 1795 an die Partei an, welche den Umſturz der alten Verfaſſung wünſchte, pries die Vorzüge der franzöſiſchen Revolution und reizte ſeine Landsleute an, das Einrücken des Heeres unter Bonaparte nach Italien zu begünſtigen. Bei der Gründung der neuen liguriſchen Republik wurde er zu einem der drei Directoren ernannt. Er verwaltete dieſes Amt bis zur Einverleibung Liguriens in das franzöſiſche Reich 1805, ging dann nach Paris, wo er zum Staatsrath ernannt wurde und vom Kaiſer viele Beweiſe des Vertrauens und der Achtung erhielt. Bei Wiederherſtellung des Königthums wurde Corvetto, der naturaliſirt worden, in den Staatsrath gerufen. Als Bonaparte von Elba zurückgekehrt war, ernannte dieſer ihn ebenfalls zu ſeinem Staatsrath; er nahm aber ſeinen Platz nicht ein, ſondern zog ſich ſeiner Geſundheit wegen aufs Land zurück. Nach der zweiten Rückkehr des Königs trat Corvetto wieder in Thätigkeit, ward im Juli 1815 Mitglied der Commiſſion zur Regulirung der von den Alliirten gemachten Requiſitionen, und bald darauf Finanzminiſter. Als ſolcher hat er große und durchgreifende Maßregeln ins Werk geſetzt, namentlich durch große Anleihen den Bedürfniſſen Genüge geleiſtet, und iſt deßhalb zwar

viel und heftig getadelt worden, hat aber nichts deſto weniger vielleicht den beſten Weg damit eingeſchlagen.

Corviſart des Marets (Baron Jean Nicolas), ehemaliger Leibarzt Napoleons, iſt zu Gricourt in Vermandois geboren. Nachdem er Docent bei der mediciniſchen Facultät zu Paris geweſen, ward er zum Armenarzt in dem Kirchſpiel St. Sulpice ernannt. In dieſem Amte erwarb er ſich den Ruf eines trefflichen ausübenden Arztes. Im Jahre 1788 ward er als Arzt bei dem Charitéhoſpital angeſtellt. Er ſetzte hier den von ſeinem Vorgänger Desbois de Rochefort angefangenen kliniſchen Unterricht fort, und zwar mit ſolchem Erfolg, daß man ihn als den eigentlichen Begründer der Klinik in Frankreich anſehen kann. Bei den neuen mediciniſchen Schulen ward er daher auch zum Profeſſor der Klinik ernannt; im J. 1797 erhielt er den Lehrſtuhl der Medicin am College de France. Er gilt mit Recht für einen der geſchickteſten Practiker unter den franzöſiſchen Aerzten ſeiner Zeit. Bonaparte, den er als erſter Conſul bei einem zurückgetretenen Ausſchlag behandelte, ernannte ihn zum Gouvernementsarzt. Als Mitglied des Inſtituts trat er auf Befehl des Königs 1816 in die Akademie der Wiſſenſchaften. Er hat verſchiedene Schriften, worunter die meiſten Ueberſetzungen ſind, geliefert.

Coſter (Samuel), der Stifter des Amſterdamer Theaters. Sein Geburtsjahr iſt ungewiß; eben ſo das Jahr ſeines Todes. Er practicirte als Arzt in Amſterdam, und war als ſolcher über 50 Jahre in dem dortigen Hoſpitale unentgeldlich thätig. Dabei widmete er ſich dem Dienſte Thaliens und Melpomenens. Man hat von ihm 5 Luſtſpiele und 6 Tragödien. Sein erſtes dramatiſches Werk ſind die ländlichen Ergötzlichkeiten, ſein letztes, das Trauerſpiel Polyxena, jenes erſchien 1615, dieſes 1644. Seine Iphigenia (1626 erſch.) machte das meiſte Aufſehen. — Dramatiſche Vorſtellungen wurden damals in Amſterdam erſt ohne Bezahlung und dann für einen gewiſſen Preis zum Beſten der Armen gegeben. Coſter ſtiftete um dieſe Zeit eine Geſellſchaft unter dem Namen Akademie, welche die Bildung der holländiſchen Sprache und Dichtkunſt zum Zwecke hatte, aus welcher ſich 1617 die förmliche Errichtung eines Theaters, obgleich noch unter dem Namen Akademie, entwickelte. Coſter fand von Seiten der Geiſtlichkeit viele Schwierigkeiten, aber vom Magiſtrat auch einige Unterſtützung. Dieſer räumte ihm ein Local auf der Kaiſersgracht ein. Es wurde ein paſſendes Brettergebäude aufgeführt. Coſter ſchloß mit dem Waiſenhauſe einen Contract ab. Dieſes übernahm alle Koſten der neuen Unternehmung gegen ein Drittel des Gewinnſtes, und überließ die zwei andern Drittel dem Unternehmer. Im Jahre 1638 verwandelte ſich das bretterne in ein ſteinernes Haus, und die Akademie in ein Theater. Coſter hat, außer dem Verdienſte der Errichtung dieſes Theaters, noch das, die abgeſchmackten mimiſchen Darſtellungen der alten Rhetoriker verdrängt, und dem guten Geſchmacke die Bahn gebrochen zu haben.

† Coſtnitz, Coſtanz oder Conſtanz, die Hauptſtadt des Seekreiſes im Großherzogthum Baden, am conſtanzer oder Bodenſee, und zwar auf dem Punkte, wo der Rhein den oberen und unteren See mit einander verbindet; 26 Gr. 48 Min. O. L., 47 Gr. 36 Min. 10 Sec. N. Br. Die Stadt und ihre beiden Vorſtädte ſind theilweiſe befeſtigt, und im Verhältniſſe zu der geringen Zahl von 4450 Einwohnern ungemein weitläufig. Die alte biſchöfliche Reſidenz und

die Kathedralkirche enthalten viele ſchöne Denkmäler gothiſcher Sculptur und Architektur. Eine Brücke über den Rhein verbindet die Stadt mit den Vorſtädten am gegenſeitigen Ufer.

Cotopaxi, ein ungeheurer feuerſpeiender Berg in den Andesgebirgen der ſpaniſch-ſüdamerikaniſchen Provinz Quito, 11 Meilen ſüdöſtlich von der Hauptſtadt Quito, zwiſchen dem Berge Ruminavi, deſſen Gipfel einer unermeßlich hohen Mauer gleicht, und dem mit ewigem Schnee bedeckten Quelondanna. Die beiden Gebirgsketten der Anden ſind hier durch ein langes Thal geſchieden, deſſen Grund 9800 Fuß über der Meeresfläche erhaben iſt, weßhalb von dieſer Baſis aus der Cotopaxi und Chimboraço nicht höher als manche Berghörner der Schweizeralpen erſcheinen. Der Cotopaxi, der vollkommen kegelförmig geſtaltet und mit einer ungeheuern Lage von Schnee bis zum Gipfel bedeckt iſt, erſcheint vorzüglich, wenn die Abendſonne ihn beleuchtet, in einem unbeſchreiblich wundervollen Glanze. Dieſe Schneedecke verhüllt dem Auge des Beobachters jede, auch die kleinſte Unebenheit; keine Felſenſpitze, keine Steinmaſſe dringt durch dieß Kleid von Eis, und unterbricht die Regelmäßigkeit der koniſchen Figur. Der Form nach gleicht der Gipfel des Cotopaxi dem Zuckerhut, in welchen ſich der Pik von Teyde endigt; allein er iſt ſechsmal ſo hoch, als die Spitze des großen Vulcans auf Teneriffa. Der Crater iſt mit einem ſchmalen Kranz umgeben, der durch ein gutes Teleſcop wie das Parapet einer Schanze erſcheint; am äußerſten Rande deſſelben zeigen ſich einige Felſengeſchiebe, die, auf ihrer oberen Seite ebenfalls mit Schnee bedeckt, in einiger Entfernung wie dunkle Streifen ausſehen. Die große Steilheit dieſes Theils des Kegels, und die heißen Dünſte, welche durch die tiefen Spalten deſſelben ausſtrömen und den Schnee ſchmelzen, werden für die Urſache dieſes Phänomens gehalten. Durch dieſe Spalten wirft der Vulkan bei ſeinen Ausbrüchen Schlacken, Bimſtein, Waſſer und Eisblöcke aus, die mit zerſtörender Geſchwindigkeit zum Rio Noto und den andern Strömen herabſtürzen, welche dieſem Berge entquellen. A. v. Humboldt beſuchte im Jahre 1802 den Cotopaxi, und fand die größte Schwierigkeit, nur bis zur Gränze des ewigen Schnees zu gelangen. Seiner Behauptung nach dürfte es jeder menſchlichen Anſtrengung unmöglich werden, den Gipfel jemals zu erſteigen. — Der Cotopaxi iſt der höchſte Vulcan der Anden, die in neueren Zeiten Ausbrüchen unterworfen geweſen ſind. Seine abſolute Höhe beträgt 18,898 Fuß über der Meeresfläche. Er iſt der furchtbarſte Vulcan im Königreich Quito, und ſeine Ausbrüche die häufigſten; die Schlacken und die Felſenblöcke, welche er nach und nach ausgeworfen, und die mehrere Quadratmeilen Landes bedecken, würden zuſammen aufgehäuft einen rieſenmäßigen Berg bilden. Seit kurzem ſpeit er wieder Feuerfluthen und ſtreut Verderben über die herrlichen Thäler, die ihn umgeben. Die merkwürdigſten Ausbrüche ſind die von 1698, 1738, 1742, 1744, 1766 und 1768. Der letzte, von dem wir einige Nachricht haben, iſt der von 1803. Im Jahre 1698 wurde eine Menge Dörfer und die Stadt Tacunga mit drei Viertheilen ihrer Bevölkerung das Opfer des vulcaniſchen Ausbruches. 1738 erhoben ſich die Flammen faſt 3000 Fuß über den Gipfel des Berges. 1744 hörte man das brüllende Getöſe des Vulcans in einer Entfernung von mehr als 100 deutſchen Meilen. Am 4. April 1768 war die Menge der ausgeworfenen Aſche ſo groß, daß der Tag in den nahen Städten Tacunga und Hambato bis Nachmittags um 3 Uhr verge-

ſtalt verdunkelt ward, daß die Bewohner mit Laternen auf der Straße gingen. Dem Ausbruch, welcher im Januar 1803 Statt fand, ging das furchtbar ſchnelle Schmelzen der Schneedecke des Berges voran. Zwanzig Jahre hindurch war dem Crater weder Rauch noch Dunſt entſtiegen, und in einer einzigen Nacht ward das unterirdiſche Feuer ſo thätig, daß bei Tagesanbruch die Außenwände des Kegels von den Flammen erhitzt, nackend und in einer ſonderbar dunklen Farbe ſich zeigten. Der geſchmolzene Schnee ſtürzte ſich in gewaltigen Strömen in die benachbarten Thäler, und verbreitete, jedes Hinderniß wegſchwemmend, weit und breit Verwüſtung und Tod. Humboldt, der ſich damals gerade zu Guajaquil, wenigſtens 40 deutſche Meilen in gerader Linie vom Fuß des Berges entfernt aufhielt, verſichert, das donnernde Getöſe des Vulkans bei Tag und Nacht einem ununterbrochenen Artilleriefeuer ähnlich, vernommen zu haben.

Cotta (Johann Friedrich), einer der angeſehenſten, kenntnißreichſten und verdienſtvollſten Buchhändler Deutſchlands, iſt 1767 geboren. Er behauptet, ſeine Abkunft bis zu dem alten römiſchen Geſchlechte Cotta, das zur Zeit der Republik blühte, hinaufverfolgen zu können. Nach dem von Otto I. dieſer Familie ertheilten und von Kaiſer Sigismund beſtätigten Adelsbrief, kam ſie von Rom nach Mailand und von da nach Oeſterreich und Sachſen. Von Eiſenach, wo ſie zur Zeit der Reformation in großem Anſehen ſtand, kam ein Zweig nach Dresden. Ein Sprößling deſſelben, der 1640 bei Zimmermann in Wittenberg die Buchhandlung erlernt hatte, zog nach einigen Jahren nach Tübingen, und gründete dort die noch beſtehende Johann Georg Cotta'ſche Buchhandlung. Unſer Johann Friedrich Cotta erhielt ſeinen erſten Unterricht auf dem Gymnaſium zu Stuttgart. Er ward anfangs für die Theologie beſtimmt, wählte aber nachher mit Genehmigung ſeines Vaters den Militärſtand und ſtudirte demnach mit beſonderm Eifer Mathematik. Dieſes Studium ſetzte er in Tübingen unter dem berühmten Profeſſor Pfleiderer fort, der ihm eine Erzieherſtelle bei dem damals vierjährigen Fürſten Lubomirski anbot, die er nach drei Jahren antreten ſollte. Cotta nahm das Anerbieten an, und ſetzte mit Rückſicht auf dieſe Beſtimmung ſeine Studien, die er auch auf die Jurisprudenz ausdehnte, fort, beſuchte in Geſellſchaft mit dem berühmten Kupferſtecher Müller Paris, wo er mit den in der Literatur und den Wiſſenſchaften ausgezeichnetſten Männern Frankreichs Bekanntſchaft anknüpfte, und den Unterricht der beſten Lehrer in der franzöſiſchen Sprache, der Mathematik, Naturgeſchichte u. ſ. w. genoß. Zugleich hatte er den Vortheil, hier mit einer Menge von Kunſtanſichten vertraut zu werden. Nach ſeiner Rückkehr in Tübingen bot ſich ihm eine vortheilhafte Anſtellung dar; er verzichtete aber darauf, weil er dadurch die Verſorgung ſeiner Schweſter begründen konnte, ließ ſich beim Hofgericht examiniren, und ward als Advocat an demſelben angenommen. Die Rechtswiſſenſchaft wurde aber weder practiſch noch theoretiſch von ihm fortgeübt, ſondern alle Zeit und Bemühung den Naturwiſſenſchaften gewidmet. Die Zeit, wo er nach Warſchau gehen ſollte, war inzwiſchen gekommen; aber die Unruhen in Polen ließen ihn ſeine Abreiſe verſchieben, und als er im Begriff war, eine ähnliche Stelle bei den Herren Mallet in Genf anzunehmen, zeigte ſein Vater die entſchiedenſte Abneigung dagegen, und drang in ihn, die ihm angehörige Johann Georg Cotta'ſche Buchhandlung zu übernehmen. Er fügte ſich dem väterlichen Willen, und trat auf dieſe Weiſe den 1. Dec. 1787 ein Geſchäft an, von dem er

keine Kenntniß hatte, das ſich in einem Zuſtande des Verfalls befand und zu deſſen kräftiger Emporbringung und Fortführung ihm alle Unterſtützung von Hauſe fehlte. Er hatte unter dieſen ungünſtigen Umſtänden mit Sorgen und Widerwärtigkeiten aller Art zu kämpfen. Dreihundert Ducaten, welche ihm die Fürſten Lubomirski als eine Entſchädigung auszahlen ließ, verſchafften ihm eine weſentliche Erleichterung. Nachdem er ſich mit raſtloſem Fleiße mit dem Gang und der Natur ſeines Geſchäfts bekannt gemacht hatte, beſchloß er, fortan ſeine Unternehmungen von ſich ſelbſt ausgehen zu laſſen. In Verfolg dieſes Grundſatzes entſtand die Allgemeine Zeitung, und dieſe bewirkte die Verbindung mit Schiller, der nach und nach Verbindungen mit Göthe und mit ſo vielen andern Gelehrten und Küuſtlern vom erſten Range folgte, deren zum Theil claſſiſche Werke er in Verlag nahm. So gelang es ihm, durch Einſicht und Thätigkeit ſeine Handlung zu einer der wichtigſten in Deutſchland zu erheben, und ſich neben der Achtung ſeines Vaterlandes auch ein anſehnliches Vermögen zu erwerben. Aber auch an den öffentlichen Angelegenheiten ſeines Vaterlandes hat Cotta Antheil genommen. Im J. 1799 ging er auf Veranlaſſung der würtembergiſchen Landſchaft nach Paris, wo er gleich nach dem 18. Brumaire ankam und ſo glücklich war, den Entwurf eines Friedens zu erhalten, dem zufolge Würtemberg gegen 8 Millionen Livres eine hinlängliche Entſchädigung an Ländern erhalten und als in Frieden mit Frankreich betrachtet werden ſollte, welche Bedingungen man ſelbſt noch gelten laſſen wollte, als Moreau ſchon bei Hohentwiel ſtand. Eine zweite Reiſe machte Cotta 1811 nach Paris, auf Veranlaſſung eines benachbarten Fürſten. Auf dem Wiener Congreß erſchien er unter den Deputirten der Buchhändler, um ihre Sache gegen die Nachdrucker zu führen, wo er jedoch keine reellen Reſultate gewonnen hat. Nach ſeiner Rückkehr vom Congreß ward er zum Repräſentanten beim bevorſtehenden Landtage gewählt. Auf dieſem Poſten gehörte er anfänglich zur Volkspartei, nahm aber ſpäterhin die des Königs, worüber er vielen Anfechtungen ausgeſetzt geweſen iſt. Er erhielt nach dem Wiener Congreß den Titel als preuſſiſcher geheimer Hofrath und der König von Würtemberg hat den Adel ſeiner Familie unter dem Namen Cotta von Cottendorf erneuert. Man vergl. eine umſtändlichere Biographie Cotta's in den Zeitgenoſſen N. XIV.

Cottus, ſ. Centimanen.

Coup iſt ein franzöſiſches Wort, deſſen mannigfaltige Bedeutungen nicht hieher gehören, das wir aber erwähnen, weil es nicht ſelten, und beſonders in mehreren ſeiner Zuſammenſtellungen, in der deutſchen Converſation vorkommt. Coup heißt im Allgemeinen: Streich, Schlag, Unternehmen, Ausgang einer Sache. So kann ein Feldherr, ſo kann ein Spieler, jeder in ſeiner Art, einen glücklichen, einen unglücklichen Coup machen. — Coup-de main, in der Kriegsſprache eigentlich ein Angriff, der nur mit Handwaffen, als Degen Flinte, Lanze ꝛc., ohne Artillerie, geführt wird. Auch jede plötzliche, kühne, leicht geführte und ſchnell gelungene Unternehmung. Der Ausdruck wird auch uneigentlich auf andere, dieſen ähnliche Fälle des Lebens ausgedehnt. — Coup-d'oeil iſt der ſchnelle Blick, mit welchem ein Menſch alles zum eben vorliegenden Gegenſtande Gehörige auf der Stelle überſieht; ferner Augenmaß, die Fähigkeit, die Größe und Menge gewiſſer Gegenſtände nach dem bloßen Anblick ziemlich richtig anzugeben; endlich auch ſoviel als Ausſicht oder An-

ſicht. — Coup-de-Théâtre, Theatercoup, eigentlich auf der Bühne eine zu einem beſtimmten Zwecke künſtlich vorbereitete, plötzliche Veränderung, wodurch ein hoher Grad der Ueberraſchung bereitet wird, ſey es in Verwandlung der Decoration, oder im unerwarteten, das Intereſſe beſonders ergreifenden und der Sache eine gewiſſe Richtung gebenden Auftreten oder Gruppiren der Perſonen. Theatercoup wird auch häufig für jede auffallende Handlung gebraucht, wo es gar nicht, oder doch weniger um die Sache, als um den Schein, oder auch darum, mit der Sache auch den Schein zu retten, zu thun iſt. — Coup-d'état, Hauptcoup, iſt eine kräftige, zuweilen gewaltſame Maßregel, die ein Fürſt, ein Staat in außerordentlichen Fällen, wo die gewöhnlichen Mittel nicht zuzureichen ſcheinen, ergreift. Auch eine Handlung, eine Begebenheit, welche einen wichtigen, entſcheidenden Einfluß auf den Staat hat, wie eine Hauptſchlacht, die Einnahme der Hauptſtadt eines Reichs ꝛc. Ueberhaupt alles, was in einer Sache groß, außerordentlich und entſcheidend iſt.

Courbette nennt man in der Reitkunſt die künſtlichen bogenförmigen Sprünge des Pferdes, wenn es die beiden Vorderfüße hebt, und faſt zu gleicher Zeit mit den Hinterfüßen nachſetzt.

Courten (William), ein berühmter engliſcher Kaufmann und Schiffs-Rheder. Sein Vater war Wilhelm Courten, ein reicher flamändiſcher Kaufmann, der, um vor Alba's Grauſamkeiten ſicher zu ſeyn, ſich in London niedergelaſſen hatte. William war 1572 in London geboren, und führte von 1606 an in Gemeinſchaft mit ſeinem Bruder Peter den väterlichen Handel mit ſo vielem Glücke fort, daß er bald unermeßlich reich ward. Beide Brüder wurden in den Ritterſtand erhoben. Außer dem gemeinſchaftlichen Handel verfolgte William noch ſeine beſondern Speculationen. Er ließ über zwanzig Schiffe bauen, und beſchäftigte mehrere Jahre lang über 1000 Seeleute. Er ſchoß Jacob I. und Carl I. zu verſchiedenen Zeiten bedeutende Summen vor. Aber er erfuhr auch den Wechſel des Glücks. Zwei ſeiner Schiffe hatten 1614 eine wüſte Inſel entdeckt. Courten gab ihr den Namen Barbados (eine der Caraïben), den ſie noch führt, und erhielt 1627 die Erlaubniß vom Könige, dort eine Colonie anzulegen, welche ſich bald anſehnlich vermehrte und ihm neue Reichthümer zuführte. Doch Lord Carlisle entriß ihm dieſen Beſitz 1629 durch Hinterliſt und Gewalt. In Amboina, wo er ebenfalls ein Etabliſſement hatte, wurden ſeine Factore ermordet und ſeine Waaren geraubt. Dadurch ging der beträchtlichſte Theil ſeines Vermögens verloren. Er wandte den Reſt zu einer Speculation nach China an. Doch auch dieſe mißlang. Er war zu Grunde gerichtet, ſtürzte ſich in Schulden, und ſtarb 1663 in völliger Armuth.

* Cracau, eine freie Stadt in Polen, in der Provinz Weſtgalizien, in einer weiten Ebene am Zuſammenfluß der Rudawa mit der Weichſel (L. 37° 30′; B. 50° 3′ 38″), ehemals die Hauptſtadt von ganz Polen, mit ungefähr 25,000 Einwohnern, worunter viele Deutſche und eine Menge Juden, beſteht aus vier Städten, nämlich dem eigentlichen Cracau, oder der alten Stadt, die mit Mauern, Wällen und Gräben umgeben iſt, und den Vorſtädten Stradom und Klopars am linken, und Caſimirs am rechten Ufer der Weichſel. Wenn man die Menge von alterthümlichen Kirch- und Feſtungsthürmen, das hohe Schloß und die weit verbreitete Häuſermaſſe in der gränzenloſen Ebene vor ſich liegen ſieht, ſo glaubt man einer prächtigen Stadt zu nahen; aber dieſe Pracht verſchwindet in

der Nähe, und der getäuſchte Reiſende ſieht ſich in einem Labyrinthe krummer und ſchmutziger Gaſſen, bloß von den Ruinen einer glänzenderen Vorzeit umgeben. Denn zu der Zeit, wo Polens Könige hier reſidirten, zählte die Stadt über 70,000 Einwohner, und galt für die reichſte im Lande. — Cracau iſt der Sitz eines Biſchoffs, welcher ehemals den Titel Herzog von Severien führte. Die Cathedralkirche, ein ſehenswerthes gothiſches Meiſterwerk und die reichſte Kirche in Galizien, enthält die Denkmäler vieler polniſchen Könige, unter andern das Grab des berühmten Sobiesky; von den übrigen 72 Kirchen ſind verſchiedene zum Theil durch ihr Alter merkwürdig. In Cracau wurden die Könige von Polen gekrönt, und die Kronkleinodien wurden hier verwahrt. Nur der letzte König von Polen ward 1764 zu Warſchau gekrönt. Die Stadt ward im 13ten Jahrhundert gegründet, und trieb von jeher einen bedeutenden, durch ihre Lage begünſtigten Handel. Bei der Theilung von Polen 1795 fiel Cracau an Oeſterreich, welchem ſchon früher die Vorſtadt Caſimirs zugehörte. Mit ganz Weſtgalizien ward es 1809 ein Theil des Herzogthums Warſchau, und durch die Acte des Wiener Congreſſes ward es 1815 mit einem kleinen Gebiete zur unabhängigen republicaniſchen Stadt erklärt.

Craſſus. Ein Name, den viele Römer führten. Hier ſind vorzüglich zwei zu erwähnen: 1) Luc. Licinius Craſſus, der im Jahr Roms 658 Conſul war. Er galt für den größten Redner ſeiner Zeit, und machte ſich ſchon als Jüngling durch ſeine Beredtſamkeit berühmt. Er beſaß eben ſo viel Witz, als Geiſtesgegenwart, und war dabei ein durchaus rechtſchaffener Mann. 2) M. Licin. Craſſus, mit dem Beinamen Dives, der Reiche, den er, wie mehrere ſeines Geſchlechts, wegen ſeiner ungeheuren Reichthümer führte. Dieſe waren ſo groß, daß er einſt dem Volke ein Feſt gab, wobei er es auf ſeine Koſten an 10,000 Tiſchen bewirthete und überdieß noch ſo viel Getraide austheilte, daß jede Familie 3 Monate davon leben konnte. Im J. R. 683 und 698 war er mit Pompejus zugleich Conſul, und 688 Cenſor. Als einer der angeſehenſten und einflußreichſten Männer, der über 7 Millionen Thaler beſaß, und zugleich höchſt ehrgeizig war, ſuchte ihn Cäſar mit Pompejus zugleich für ſich zu gewinnen, indem er eine Art von Triumvirat (doch bloß privatim) mit dieſen Beiden bildete. Auf einem Feldzuge gegen die Parther, den er aus Habſucht und Ehrgeiz unternahm, wurde er von dieſen nebſt vielen ſeiner Begleiter getödtet.

Craven (Lady Eliſabeth), nachher Markgräfin von Anſpach, iſt die jüngſte Tochter des Grafen Berkeley und 1750 geboren. Im J. 1767 vermählte ſie ſich mit Wilhelm, letztem Grafen von Craven, von dem ſie ſieben Kinder hatte. Indeß mußte ſie nach einer Verbindung von vierzehn Jahren, eine ſo üble Behandlung von ihm erfahren, daß auf die Vermittelung der beiderſeitigen Freunde 1781 eine Trennung Statt fand. Lady Craven verließ darauf England, beſuchte Frankreich und begab ſich nach Anſpach, wo der Markgraf Chriſtian Friedrich Carl Alexander, ein Neffe Friedrichs des Großen, ſeinen Hof hielt. Der Markgraf trat mit Lady Craven in ein genaues Verhältniß. Im J. 1787 beſuchte ſie Rußland, die Crimm und Conſtantinopel, wo der franzöſiſche Geſandte, Graf Choiſeul-Gouffier, ſie aufnahm. Auf ſeine Veranlaſſung ſtieg ſie in die Grotte von Antiparos hinab, die vor ihr noch kein Frauenzimmer beſucht hatte. Nachdem Lord Craven 1791 zu Liſſabon geſtorben war, ver-

mählte ſich der Markgraf mit ihr, überließ ſeine Länder gegen ein Jahrgeld dem Könige von Preußen und ging mit ſeiner Gemahlin nach England, wo er unweit Hammerſmith ein Schloß (Schloß Brandenburg) kaufte. Schon in ihrem ſiebzehnten Jahre hatte Lady Craven ein artiges Gedicht verfertigt, das damals in den Zeitſchriften erſchien. Ihre Reiſe durch die Crimm nach Conſtantinopel, in einer Reihe von Briefen, erſchien zuerſt 1789 (engliſch) und ward zum Vortheil Mercier's gedruckt. Eine neue vermehrte Auflage erſchien 1814. Außerdem hat ſie verſchiedene Gedichte, Theaterſtücke und Romane geſchrieben.

Credenzen heißt eigentlich beglaubigen oder verſichern, z. B. Credenzbriefe, Beglaubigungsſchreiben. Insbeſondere heißt credenzen, eine Speiſe oder ein Getränke vorkoſten. Dieſe Sitte des Vorkoſtens hat ihren Grund unſtreitig in der Furcht, vergiftet zu werden.

Creek's, ein Hauptſtamm von nordamerikaniſchen Urbewohnern, im mittleren Theil des Staats von Georgien. Das von ihnen bewohnte Gebiet reichte vor dieſem in Norden bis zum 34ſten Gr. nördlicher Breite und vom Mobile-Strom bis an das atlantiſche Meer. Durch mancherlei Verträge und Käufe hat jedoch der Staat von Georgien einen großen Theil dieſer Ländereien an ſich gebracht, ſo daß die eingebornen Stämme immer weiter in das Innere des Landes zurückgedrängt worden ſind. Die Bundesgenoſſenſchaft der Creek's war ehemals von Bedeutung, denn noch im Freiheitskriege waren ſie 25,000 Köpfe ſtark, zählten 5000 ſtreitbare Männer, und bewohnten 55 ſtadtähnliche Flecken, die Dörfer ungerechnet. Das Land iſt Gemeingut. Jeder wechſelt ſeinen Wohnplatz nach Gefallen, und jeder eben unbebaute Fleck gehört dem zu, der ihn bebauen will. Die Eintheilung nach den Stämmen unterſcheidet das Land der obern Creek's, der untern Creek's und der Seminolen. Die obern Creek's (die Abbacu's) bewohnen die Ufer des Tallapu-See's, des Kuſahatſchi- und des Alahama-Stroms; die untern Creek's (die Kauitalgas) haben die Gewäſſer des Dſchattahu-Sees und des Flint-Stromes bis zu beider Vereinigung im Beſitz; die Seminolen endlich wohnen und ſtreifen vom Appadſchicola bis an die Gränzen von Oſt-Florida. — Alle dieſe Indianer treiben eine Art von Ackerbau, ſoweit dieſer nämlich ohne landwirthſchaftliche Vorkehrungen Statt finden kann. Die meiſten Männer jagen den Winter hindurch, und ziehen den Sommer über in den Krieg oder gehen müßig, ſo daß nur die Weiber ein Stückchen Land für das tägliche Bedürfniß nothdürftig anbauen. Einige Individuen jedoch, namentlich vom Stamme der Chehaws am Flint-Strome, haben ſich eine Anzahl Neger-Sclaven angeſchafft, und treiben, neben bedeutender Viehzucht, einen leidlich guten Ackerbau auf regelmäßig abgetheilten und eingehegten Feldern. — Sie brauchen jedoch keinen Pflug, ſondern bearbeiten den Boden mit der Hacke. Irdene Töpfe und Tiegel, Körbe, geräuchert Leder, ſchwarzmarmorne Tabakspfeifen, hölzerne Löffel u. dgl. ſind ihre Manufactur-Artikel. Der Hauptgegenſtand ihres Handels mit ihren civiliſirten Nachbarn beſteht in Pelzwerk und Häuten, dem Ertrage ihrer Jagdzüge während des Winters.

Cremona, eine befeſtigte Stadt in Ober-Italien, die Hauptſtadt des cremoneſiſchen Gebietes im Herzogthum Mailand, mit nahe an 30,000 Einwohnern (27 Gr. 41 Min. 51 Sec. Länge, 45 Gr. 7 Min. 43 Sec. nördl. Breite), zwiſchen den Flüſſen Adda und Oglio am Ufer des Po, über welchen hier eine Schiffbrücke führt.

Cremona hat ungefähr eine deutſche Meile im Umfange, die Straßen ſind breit und regelmäßig, aber die Häuſer nicht ſonderlich gebaut. Ein kleiner Canal, der zum Theil unter den Häuſern wegläuft, verbindet den Po mit dem Oglio. Die Stadt hat 44 Kirchen und Kapellen, und es gab hier noch vor wenig Jahren 43 Klöſter. Die Domkirche iſt eine ungeheure Steinmaſſe, mit einer Façade von ſchönem weißen und rothen cremoneſer Marmor; das Innere iſt mit guten Fresco-Gemählden geziert, und in der Taufhalle befindet ſich ein Waſſerbecken von ungeheurer Größe, aus einem einzigen Block Veroneſer Marmor. Der Glockenthurm iſt ein ſonderbares Werk der Baukunſt, er beſteht aus zwei achteckigen Obelisken, über denen ſich ein Kreuz erhebt. Von ſeinem Gipfel, in einer Höhe von 372 Fuß, überſieht das Auge den ganzen Lauf des Po, wie er in tauſendfachen Biegungen die weiten Ebenen der Lombardei durchſtrömt. Die Seidenmanufacturen von Cremona ſind beträchtlich; und die hier gebauten Violinen waren lange Zeit die beſten in der Welt. Eine römiſche Colonie gründete Cremona im Jahr 291 vor Chr. Geburt. Mehrere hundert Jahre beſaßen es die Venetianer. Die Kaiſerlichen unter Prinz Eugen eroberten es am 1. Febr. 1702 durch einen plötzlichen Ueberfall, und nahmen den Marſchall von Villeroi, der hier ſein Hauptquartier hatte, und der ganz ruhig im Bette lag, mit ſeinem ganzen Generalſtabe gefangen. Während der Revolutionskriege theilte Cremona jederzeit das Schickſal der übrigen lombardiſchen Staaten.

Crepiren, von Bomben und Granaten, heißt zerſpringen (ſ. Bomben.)

Creticus, ſ. Rhythmus.

Creuzer (Georg Friedrich), ein ausgezeichneter deutſcher Philolog, geboren zu Marburg den 10. März 1771, ſtudirte auf der Univerſität ſeiner Vaterſtadt und hielt ſodann Vorleſungen über Philoſophie und griechiſche Literatur. Im Jahr 1804 ward er Profeſſor bei der Univerſität zu Heidelberg, folgte zwar einige Jahre darauf einem Rufe nach Holland, fand ſich aber dort ſo wenig einheimiſch, daß er auf der Stelle nach Heidelberg zurückkehrte, wo er in ſeine früheren Verhältniſſe wieder eintrat. Seine verſchiedenen Werke ſind Beweiſe ſeiner Gelehrſamkeit und ſeines Scharfſinns. Dahin gehört vornehmlich ſein Werk über die hiſtoriſche Kunſt der Griechen, ſeine Symbolik und Mythologie der alten Völker (4 Bände), ſein Dionyſius, ſeine Historicorum graecorum antiquissimorum fragmenta u. ſ. w.

Criminalrecht, peinliches Recht, Strafrechtswiſſenſchaft, die Wiſſenſchaft von den Pflichten des Staates bei Uebertretung der Strafgeſetze. Soll der Zweck des Staats erreicht werden, ſo müſſen Rechtsverletzungen nicht allein durch phyſiſchen, ſondern auch durch pſychologiſchen Zwang abgewendet werden; der Staat darf nicht allein, ſondern er muß a) durch Bekanntmachung des Strafgeſetzes beſtimmen, daß auf die rechtsverletzende That (das Verbrechen) unausbleiblich ein Uebel (Strafe) folgen werde, deſſen Befürchtung nach der Ueberzeugung des Geſetzgebers dazu geeignet iſt, den Trieb zur Begehung jener That in allen dem Strafgeſetze unterworfenen Individuen zu unterdrücken; — b) durch Vollziehung des Strafgeſetzes jener Androhung, die ſonſt für aufgehoben gehalten werden würde, Erfolg verſchaffen. — Zweck und Rechtsgrund der Strafe iſt nicht Prävention gegen künftige Rechtsverletzungen von Seiten des zu be-

ſtrafenden Verbrechers, nicht Wiedervergeltung der vom Verbrecher unternommenen Rechtsverletzung gegen ihn ſelbſt (jus talionis), nicht Wiederherſtellung der rechtlichen Ordnung in der Geſellſchaft, nicht unmittelbare Abſchreckung des zu beſtrafenden Individuums von künftiger Begehung ähnlicher oder anderer Rechtsverletzungen, uicht Verbeſſerung des ſittlichen Zuſtandes des Verbrechers, obgleich viele Geſetzgeber und Rechtsgelehrte aller Zeiten Zwecke dieſer Art vor Augen gehabt und vertheidigt haben. — Gereinigte Anſichten über den Zweck und Rechtsgrund der Strafe verdanken wir vorzüglich dem Geh. R. von Feuerbach zu München. S. deſſen Reviſion der Grundſätze und Grundbegriffe des poſitiven peinl. Rechts u. ſ. Schrift üb. d. Strafe, als Sicherungsmittel; ferner die Schriften von Klein, Kleinſchrod, Grolmann, Zachariä, Taſinger und Brunner's Handbuch der Literatur der Criminalrechtswiſſenſchaft. Das Criminalrecht iſt eine rein poſitive Wiſſenſchaft. Doch hat man ein ſogenanntes allgemeines peinliches Recht, als Philoſophie der rechtlichen Gründe des Strafrechts und ſeiner Ausübung, aufgeſtellt. Die deutſchen Criminalrechtslehrer haben das peinliche Recht in das gemeine, in ganz Deutſchland geltende — deſſen Quellen das Corpus Juris Romani, das Corpus Juris Canonici, die peinliche Gerichtsordnung Carls V. und andere Reichsgeſetze ſind — und das beſondere, in einzelnen deutſchen Ländern und Bezirken geltende, getheilt. (S. Quiſtorp's Grundſ. d. deutſchen peinlichen Rechts, herausgegeben von Klein; Stübel's Syſtem des allgemeinen peinl. Rechts, mit Anwendung auf die in Churſachſen geltenden Geſetze. Tittmann's Handbuch des gemeinen deutſchen peinl. Rechts.) — Unter den Criminalgeſetzgebungen verdienen bemerkt zu werden: 1) die engliſche, 2) die toskaniſche unter Leopold, 3) die neuere preußiſche, 4) die öſterreichiſche ſeit Maria Thereſia, 5) die neuere franzöſiſche. (Ueber außereuropäiſche Criminalgeſetzgebungen vgl. Michaelis's moſaiſches Recht; — Geſetzbuch der Gentoos, a. d. E. von Raspe, Hamburg 1778; — Feuerbach's Criminal-Jurisprudenz des Corans, in d. Bibl. des peinl. Rechts, Bd. II.) — Unter die Männer, welche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch ihre Schriften die furchtbare Barbarei aus der Praxis des Criminalrechts verbannen halfen, gehören: Beccaria, Filangieri, Voltaire, Servin, v. Globig und Huſter, Paſtoret; durch Schriften, akademiſche Lehrvorträge und unmittelbaren Einfluß auf richterliche Entſcheidungen wirkten K. Ferd. Hommel und Klein. Beide ſegnet die Menſchheit, ſey es auch, daß beide oft die Gränzen der richterlichen Gewalt ſelbſt überſchritten und überſchreiten lehrten. Hier kann nur der Ort ſeyn zu einigen Andeutungen über die Gegenſtände der Criminal-Rechtswiſſenſchaft. Man hat die Verbrechen eingetheilt: in Criminal-, Civil- und Polizei-Verbrechen (nach Verſchiedenheit der Größe, der Gerichtsbarkeit und der Art der Geſetze, welche übertreten worden ſind); in Staats- und Privatverbrechen; in Verbrechen der Begehung und der Unterlaſſung; in gemeine und beſondere (Verbrechen einer beſondern Claſſe von Staatsbürgern, z. B. der Soldaten); in einfache und qualificirte (wenn die Geſetze wegen einer beſondern Eigenheit eines Verbrechens eine härtere, als die ſonſt feſtgeſetzte Strafe vorſchreiben); in ſchwere (delicta atrocia, atrocissima) und leichte (levia); in capitale und nicht capitale; in kirchliche, weltliche und gemiſchte; in ſolche, welche in die Sinne fallende Merk-

male zurücklaſſen und welche dergleichen nicht zurücklaſſen (facti permanentis et transeuntis); in bekannte und verborgene; in vollendete (consummata) und unvollendete (attentata — conatus delicti proximus vel remotus); in vorſätzliche und unvorſätzliche (delicta dolosa, culposa) u. ſ. w. Es ergibt ſich von ſelbſt, daß dieſe Eintheilungen theils nothwendig, theils zufällig, d. h. abhängig von dem Inhalte einzelner Geſetzgebungen ſind. In dieſer Abhängigkeit von den poſitiven Geſetzgebungen ſteht beſonders auch die Claſſification der Verbrechen. Feuerbach hat nach gemeinem deutſchen peinlichen Rechte folgende Claſſifikation aufgeſtellt: I. determinirte, gemeine Verbrechen: A. öffentliche Verbrechen, Staatsverbrechen überhaupt, 1) Verbrechen an der moraliſchen Perſönlichkeit des Staats ſelbſt, oder an dem Regenten, als ſolchem. Staatsverbrechen im engern Sinne, a) Hochverrath, b) Verbrechen der beleidigten Majeſtät; 2) Verbrechen gegen einzelne Gewalten des Staats, Regierungsverbrechen, a) Verbrechen gegen die aufſehende Gewalt, Münzverbrechen, b) Verbrechen wider die anordnende Gewalt, Amtserſchleichung, c) Verbrechen wider die richterliche Gewalt, als α) rechtswidrige Selbſthülfe — welche von Privatrache und Nothwehr zu unterſcheiden iſt — ohne oder mit Anwendung unrechtmäßiger Gewalt — Duell; — β) Befreiung eines Gefangenen — von Seiten des Gefangenwärters, des Gefangenen ſelbſt, dritter Perſonen; — γ) Verletzung der Urphede — des eidlichen Verſprechens, ſich an dem peinlichen Gerichte nicht zu rächen, oder, bei Landesverweiſungen, vor geendigter Strafzeit nicht zurück zu kehren; — d) Verbrechen wider die executive Gewalt; Aufruhr und Tumult; B. Privatverbrechen, 1) Verbrechen gegen urſprüngliche Rechte des Menſchen und Bürgers, a) Verletzung des Rechts auf das Leben, α) Todtſchlag und einfacher Mord, — beſonders benannte Arten: Raubmord, aufgetragene Tödtung, oder Banditenmord, Meuchelmord, Giftmord; β) geſetzlich ausgezeichneter Mord, oder Mord an Aeltern, Kindern, nahen Blutsverwandten, Ehegatten, Schwägern, Perſonen hohen Standes, am Herrn des Mörders (Parricidium im engern und weitern Sinne); — b) Verletzung der Integrität der menſchlichen Kräfte, α) einfache Körper-Verletzung, β) qualificirte Körper-Verletzungen, — Vergiftung; — c) Verbrechen an dem Rechte des Bürgers auf freie Dispoſition an ſeinem Körper, namentlich: Menſchenraub (Plagium), Entführung, nicht freiwillige Schwächung; — d) Verletzung des Rechts auf Ehre, α) gemeine Injurien, β) qualificirte Injurien, aa) durch die Art der Begehung — Pasquill und Schmähſchrift, bb) durch das Object der Verletzung, — beſonders Blasphemie; 2) Verbrechen gegen erworbene Rechte, a) individuell gefährliche Verletzung des Rechts auf Sachen, α) durch bloße Beſchädigung, β) durch Entwendung, aa) gemeine Entwendung, bb) qualificirte Diebſtähle, αα) zum dritten Male begangener Diebſtahl, ββ) gefährlicher Diebſtahl, durch Einbruch, Einſteigen, durch Waffen, γγ) Entwendung des öffentlichen Eigenthums (Peculat) als: Kirchenraub (Sacrilegium). Peculat im engern Sinne (Crimen residui); — cc) geſetzlich ausgezeichnete, nicht qualificirte Diebſtähle, αα) Entwendung aus einer Erbſchaft von Seiten eines Miterben, ββ) Familiendiebſtahl (furtum domesticum), γγ) Entwendung an Früchten auf dem Felde; — dd) Entwendung durch Verletzung der Perſönlichkeit, Raub; — b) gemeingefährliche Verletzung des Rechts an Sachen, α) Brandſtiftung, β) verurſachte

Ueberſchwemmung; — c) individuell gefährliche Verletzung des Rechts aus Verträgen, α) Verletzung der Verträge auf Treu' und Glauben, β) Verletzung des ehelichen Vertrags; aa) Ehebruch, bb) vielfache Ehe (Bigamie). II. Vage, gemeine Verbrechen, A. materielle, 1) Kinderausſetzung, 2) Abtreibung der Leibesfrucht, 3) ſträfliche Unfruchtbarmachung; B. formelle, 1) Verbrechen, welche durch Gewalt begangen werden, a) eigentliche Gewaltthätigkeit, b) Landfriedensbruch, 2) Verbrechen durch Täuſchung eines Andern, a) Fälſchung und Betrug, b) qualificirte Fälſchung, als: Meineid, Gränzverrückung, Prävarication, d. h. Begünſtigung der Gegenpartei in einem Rechtsſtreite; Calumnie, d. h. das Verbrechen, deſſen ſich derjenige ſchuldig macht, welcher jemanden wiſſentlich fälſchlich anklagt, Concuſſion, Erpreſſung eines Vortheils durch den Vorwand, oder den Mißbrauch eines Rechts. III. Gemeine, determinirte Polizei-Vergehen. A. Vergehen gegen die Geſetze der Criminalpolizei. Landzwang, d. h. Drohung künftiger Verbrechen, verbunden mit ſolchen Handlungen, aus denen man auf die Ernſtlichkeit der Drohung ſchließen kann; B. Verbrechen gegen Geſetze der Güter-Polizei, 1) Wucher, Aneignung eines geſetzlich nicht erlaubten Gewinns bei Creditgeſchäften; 2) Dardanariat (unerlaubte Vertheurung der Gegenſtände des Lebens-Unterhalts), Hazardſpiele und unerlaubte Wetten; C. Vergehen gegen Geſetze der Sitten-polizei, als Schwören und Fluchen, Zutrinken, Bettelei; D. Vergehen, durch welche theils Geſetze der Sitten-Polizei, theils Geſetze der Bevölkerungs-Polizei übertreten werden, — 1) Fleiſchesverbrechen, beſonders: Schwächung und Hurerei, Concubinat, Inceſt, Sodomie, 2) Beihülfe zu Fleiſchesverbrechen, Kuppelei; IV. Beſondere Verbrechen, A. Verbrechen der Staatsbeamten, 1) Beſtechung, 2) Unterſchlagung öffentlicher Gelder, Malverſation; B. Militär-Verbrechen, 1) gemeingefährliche: Meuterei, Soldaten-Aufruhr; 2) individuellgefährliche: Inſubordination, Verlaſſung des Poſtens, Treuloſigkeit an der Fahne, Deſertion, Verkaufung der Waffen u. ſ. w. Die Strafen ſind zu allen Zeiten und in allen Ländern ſehr verſchieden geweſen. Rohheit, Grauſamkeit und Aberwitz haben gewetteifert, die mannigfaltigſten, die Menſchheit entehrenden Strafübel zu erdenken, welche man bei Völkern, denen europäiſche Cultur fremd iſt, ja ſelbſt in vielen Ländern Europens noch jetzt vollſtrecken ſieht. Die in Deutſchland ehedem üblichen, jetzt aber zum Theil nicht mehr zur Vollziehung kommenden Strafen claſſificirt Feuerbach alſo: I. unbenannte — z. B. Verluſt gewiſſer Rechte und Privilegien; II. benannte, A. mechaniſche oder phyſiſche, 1) Todesſtrafe, a) einfache: Enthauptung durch Schwerdt oder Beil, Hängen, Strafe des Stranges; b) qualificirte, α) innerlich: Rädern, Ertränken (Säcken), Verbrennen, Viertheilen, Lebendigbegraben; — β) äußerlich: durch Schleifen zur Gerichtsſtätte, Kneipen mit glühenden Zangen, Flechten des Körpers auf das Rad, Stecken des Kopfs auf einen Pfahl, Verbrennung des Leichnams nach der Enthauptung u. ſ. w. 2) verſtümmelnde Strafen, z. B. Abhauen der Hand, Abſchneiden der Finger oder der Zunge, Ausſtechen der Augen; 3) körperliche Züchtigungen im engern Sinne, als: Staupbeſen, Stockſchläge oder Ruthenzüchtigung; 4) Freiheitsſtrafen, a) Verweiſung und Verſtrickung, oder Anweiſung der örtlichen Gränzen, welche der Beſtrafte nicht überſchreiten darf; b) Freiheitsſtrafen im engern Sinne: gemeine Gefängnißſtrafe, Zuchthaus-

ſtrafe, öffentliche Arbeiten; B. pſychologiſche Strafen, 1) Ehrenſtrafen, a) bloß beſchämende, als: Kirchenbuße, Verweis, Abbitte, Widerruf; — b) beſchimpfende, als: Halseiſen, Schandpfahl, Brandmarken, Zerbrechen des adeligen Wappens, Anſchlagung des Namens an den Galgen, unehrliches Begräbniß u. ſ. w. 2) Vermögensſtrafen: Geldſtrafen, Confiscation des ganzen Vermögens oder eines Theils deſſelben. Soll die Strafe, welche das Geſetz für ein Verbrechen beſtimmt hat, zuerkannt werden, ſo muß die Exiſtenz oder der Thatbeſtand des Verbrechens (corpus delicti) ausgemittelt und auf Seiten des Uebertreters Imputativität, Möglichkeit der Zurechnung, vorhanden ſeyn. Vielfache, theils aus den rechtlichen Gründen des Strafrechts, theils aus poſitiven Geſetzen herzuleitende Milderungsgründe laſſen aber in vielen Fällen nicht die geſetzlich beſtimmte, ſondern nur eine gelindere Strafe zur Anwendung kommen. Die Criminalgerichtsbarkeit, im weitern Sinne, beſchäftigt ſich mit der gerichtlichen Erörterung und Entſcheidung aller, nach Strafgeſetzen zu beurtheilenden Fälle. Im engern Sinne aber ſchränkt man den Begriff derſelben in Deutſchland auf die eigentlich ſogenannten peinlichen Sachen, d. h. auf diejenigen wichtigern Criminalfälle ein, welche bei Entſtehung der Patrimonialgerichte in Deutſchland in frühern Zeiten gewöhnlich der landesherrlichen Gewalt vorbehalten blieben, und ſpäterhin zur Competenz der Obergerichte gerechnet wurden. Der Begriff Criminalproceß (peinliches Verfahren) iſt ebenfalls doppelt; im weitern Sinne: das gerichtliche Verfahren in allen Strafſachen; im engern: das Verfahren in den eben erwähnten, eigentlich ſogenannten peinlichen Sachen. Er iſt, nachdem entweder ein Ankläger den Verbrecher vor Gericht verfolgt, oder der Richter von Amtswegen verfährt, accuſatoriſch oder inquiſitoriſch (Anklage- und Unterſuchungs-Proceß). Bei letzterm kommt es zuweilen zur Special-Inquiſition, d. h. einer mit beſtimmten Förmlichkeiten begleiteten Fortſetzung des Unterſuchungsproceſſes. Wenn der durch Anzeigen (Indicia) eines Verbrechens verdächtig gewordene daſſelbe weder geſteht, noch durch Beweismittel, als Augenſchein, Zeugen oder Urkunden, deſſen überführt werden kann, ſo ſind Mittel zur Ergründung der Wahrheit anzuwenden. Dahin gehört Confrontation, Territion, Tortur und Reinigungseid. Die durch Tortur (Marter, peinliche Frage) erpreßten Geſtändniſſe, ſollen nach der peinlichen Gerichtsordnung Carls V. zwei bis drei Tage nachher wiederholt und genehmigt werden. Bei dieſer ſogenannten Urgicht ſoll zwar kein Peiniger erſcheinen; allein der Widerruf hatte gewöhnlich Wiederholung der Marter zur Folge. Die Tortur und mit ihr die Territion (das Schrecken mit der Marter) iſt — leider — noch nicht in allen deutſchen Ländern aufgehoben. In Sachſen ſind es bald 40 Jahr, daß Friedrich Auguſt ſie für immer verbannte. — Die Vertheidigung (Defenſion), welche entweder die Abwendung aller, oder die Milderung der verwirkten Strafe, auch zuweilen die Abwendung einzelner proceſſualiſcher Handlungen, z. B. der Special-Inquiſition, der Tortur, wo dieſe noch Statt findet, zum Endzwecke hat, iſt keinem Angeſchuldigten zu verweigern. Sie muß in der Regel durch einen der Rechte kundigen Sachwalter geführt, und darf, beſonders in wichtigern Criminalfällen, von dem Angeſchuldigten, auch nach Bekanntmachung des Endurtheils, wenn er nicht gänzlich freigeſprochen worden, noch einmal, und nach der Verfaſſung verſchiedener Länder, auch wohl zum

dritten Male gefodert werden. Außer dem Geſuche um nochmalige Vertheidigung kann, nach Verſchiedenheit der Landesverfaſſungen, die Vollziehung eines Criminalurtheils (welcher bei Hinrichtung der zum Tode verurtheilten Verbrecher das feierliche hochnothpeinliche Halsgericht, nach uraltem deutſchen Gebrauche, vorangeht) durch Appellation, Supplication, Geſuch um Nichtigkeitserklärung und andere zuläſſige Rechtsmittel aufgehalten werden. — Ob bei einem juridiſch unvollſtändigen Beweiſe eines angeſchuldigten Verbrechens der Angeſchuldigte a) mit einer, von der ordentlichen Strafe abweichenden gelindern (außerordentlichen) Strafe zu belegen, oder ob b) Sicherungsmittel gegen ihn zuläſſig, oder ob c) er gänzlich loszuſprechen ſey? — dieſe für die Menſchheit ſo wichtige, und neuerlich vielſeitig erörterte Frage, hat i. J. 1800 Veranlaſſung zu Aufſtellung einer Preisfrage gegeben. (S. Klein's, Kleinſchrod's und Konopack's Archiv des Crim. Rechts III. und IV. Bd.). Die erſte Meinung (a) iſt in der Praxis angenommen, obſchon ſolche weder aus allgemeinen Rechtsgrundſätzen, noch aus der peinlichen Gerichtsordnung Carls V., noch aus dem recipirten römiſchen Rechte gerechtfertigt werden kann. Die zweite Meinung (b) hat vorzüglich Klein, die dritte (c) Feuerbach vertheidigt.

* Crimm. Die Crimm iſt eine 270 Quadratmeilen große Halbinſel, welche von dem ſchwarzen, aſowſchen und faulen Meere (einem Meerbuſen des aſowſchen Meeres) beſpült wird, und mit dem feſten Lande durch die eine Meile breite Landenge von Perekop zuſammenhängt. Ein Erdwall mit einem Graben und dem ſogenannten goldenen Thore, erſtreckt ſich durch den ſchmalſten Theil dieſer Landenge von einem Meere zum andern. Die Crimm iſt ein ſchönes Land, im nördlichen Theile eben, und nur im ſüdlichen Theile von einer Gebirgskette durchzogen, welche das tauriſche Gebirge heißt, ihren Anfang bei Kaffa nimmt, ſich bis nach Balaklawa erſtreckt, und gegen Weſten ſich bei Baktſchiſarai endigt. Einer der höchſten Berge iſt der Tſchatyrdagh, ſonſt Trapezus, welcher 4722 Fuß über das Meer erhaben iſt. Aus dieſer Gebirgskette entſpringen viele Flüſſe, worunter der Salgyr und der Karaſu die bedeutendſten ſind. Der von dieſem Gebirge nördlich gelegene Theil der Halbinſel iſt eine völlige Ebene, ohne Waldung, mit wenigen Gewäſſern und mit einem fruchtbaren Boden; der ſüdliche gebirgige Theil iſt der anmuthigſte Landſtrich, wo Berge, Thäler, Waldungen, Hügel, Wieſen, Flüſſe und Bäche mit einander abwechſeln. Viele Gegenden ſind paradieſiſch, indem ſie auf der Landſeite durch die Gebirge, von welchen helle Bäche herabſtrömen, gegen alle kalte Winde geſchützt werden, und nur den ſanften Winden, die über das ſchwarze Meer von Süden her wehen, offen ſtehen. Eine der ſchönſten Gegenden iſt das Thal Baidar, wo man üppige Wieſen, Wälder, reiche Kornfelder und die ſchönſten Gartenanlagen findet. Die in dieſem durchgehends angebauten Thale faſt an einander ſtoßenden Dörfer, haben ein reinliches Anſehen. Das Clima iſt mild und geſund. Während in Petersburg alles noch im Schnee vergraben liegt, iſt in der Crimm ſchon der ſchönſte Frühling. Die Winter ſind kurz, aber ſtrenge. Die Produkte ſind: Getraide, hauptſächlich Weizen und Gerſte, Hülſenfrüchte und Gartengewächſe, Melonen, Arbuſen, reichliches und ſchmackhaftes Obſt, auch Feigen und Mandeln, Wein, welcher dem ungariſchen an Güte gleich kommt, Holz, die gewöhnlichen Hausthiere, auch Kameele, viel zahmes Geflügel, Fiſche, Schaalthiere und Bienen. Von Minera-

lien findet man viel Salz, Salpeter, Kalk, Marmor, Meerſchaum, Walkererde, auch Eiſen. Die Einwohner, deren Zahl nach Verhältniß der Größe nicht ſtark iſt (etwa 150,000), ſind größtentheils Tataren, die ſich zur muhammedaniſchen Religion bekennen, ferner Ruſſen, Griechen, Armenier und Juden. Die Tataren haben einen wohlgebildeten Körper, ſind gutmüthig, gaſtfrei, reinlich und mäßig, bewohnen Städte und Dörfer, und treiben Acker-, Garten-, Obſt- und Weinbau. Die jetzige Hauptſtadt der Crimm iſt Simferopol (ſonſt Akmetſchet), ein ſchlechter, unbedeutender Ort. Baktſchiſarai war ſonſt die Reſidenz des Chans, jetzt liegt die Stadt größtentheils in Ruinen. Der Hauptpallaſt des Chans iſt noch in ſeinem ganzen Umfange vorhanden, und ſoll in ſeiner ganzen orientaliſchen Form erhalten werden. Die wichtigſte Stadt der Crimm, in den frühern Zeiten, war Caffa oder Feodoſia, welche zur Zeit ihrer größten Blüthe innerhalb der Ringmauern 36,000 und die Vorſtädte mitgerechnet 44,000 Häuſer hatte. Von dieſer Größe ſind nur Ruinen vorhanden; die prächtigen Bäder und Moſcheen ſind in Schutthaufen verwandelt, und die ganze Bevölkerung beſtand 1801, als ſie der Engländer Clarke beſuchte, in fünfzig Familien; jetzt ſoll die Stadt doch wieder einige tauſend Einwohner zählen. (S. Caffa.)

† Croatien. Mit den Militärbezirken enthält es 376 Q. M. und 650,000 Einwohner, theils Croaten, theils Raizen, mit wenigen Deutſchen und Ungarn vermiſcht. Es zerfällt in Provinzial-Croatien, welches aus den drei mit Ungarn verbundenen Geſpannſchaften Warasdin, Kreutz und Agram beſteht, und eine Civilverfaſſung hat — und in Militär-Croatien, welches die nämliche Verfaſſung wie die übrigen Militärgränzen Oeſterreichs hat, und in das Carlſtädter und Warasdiner Generalat, und die Banalgränze eingetheilt iſt. Croatiens nördlicher Theil (Provinzial-Croatien) iſt mehr hügelig als gebirgig, und hat einen fruchtbaren Boden, indem nur niedrige Berge aus Steiermark und Krain ſich hineinziehen. Der ſüdliche Theil hingegen (Militär-Croatien) hat an der bosniſchen und dalmatiſchen Gränze hohe Gebirge, die ſich bis zu 5400 Fuß erheben, als den Wellebit, das Pliſſiviczagebirge und das Griner Gebirge. Dieſe Gebirge erſtrecken ſich bis in das Innere des Landes, wo die Kapella und der Kleck zu bemerken ſind. Das Clima iſt geſunder, als in dem benachbarten Slavonien, und mild. Das Land hat vorzüglich Wein, Tabak, Getraide, Mais, Obſt, beſonders Pflaumen, Holz, Rindvieh, Pferde, Schafe, Schweine, Wild, Fiſche, Bienen, Eiſen, Kupfer und Schwefel. Die Hauptſtadt des Königreiches iſt Agram.

Cronborg, Kronenburg, ein däniſches feſtes Schloß auf einer Erdzunge der Inſel Seeland, am Sund (12° 35′ öſtl. L. von Greenwich, 50° 3 nördlicher Br.) in einer kleinen Entfernung nördlich von Helſingör, Helſingborg in Schweden gegenüber. Friedrich II. erbaute es im J. 1574 auf einem Grund von eichenen Pfählen. Dieſes Schloß, welches ein beinahe vollkommenes Viereck bildet, iſt 232 Fuß lang und 214 Fuß breit. Es hat in den Ecken vier Thürme, und enthält geräumige Baracken für die Beſatzung. — Lange galt dieſes Schloß, deſſen Beſtimmung eigentlich die Bewachung der Schifffahrt durch den Sund iſt, für einen Schlüſſel des Reichs, bis die ungehinderte Durchfahrt der engliſchen Flotte, am 29. März 1801, ſeine Unzulänglichkeit darthat. — Verbrecher werden hier als Baugefangene aufbewahrt. Unfern des Schloſſes iſt eine landesherrliche Gewehrfabrik, und etwas weiter entfernt liegt das Luſtſchloß Marien-

luſt mit einem Garten, Hamlets Garten genannt, weil, wie die Sage geht, des durch Shakſpeare weltberühmt gewordenen Hamlets Vater hier ermordet ward.

Crown-glaſs, Kronglas, ſehr reines, helles Tafelglas, welches die Engländer (zu Folge der Erfindung Dollonds), in Verbindung mit dem Flintglaſe bei Verfertigung dioptriſcher Inſtrumente anwenden. Die Zuſammenſetzung mit dem letztern verhindert die ſtöhrende Strahlenbrechung.

† Cuba. Die ganze Bevölkerung dieſer, mit den dazu gehörigen kleinern Inſeln, 2310 Quadratmeilen großen Inſel, beſteht aus 520,000 Einwohnern, lauter Fremdlingen, beſonders Spaniern, Creolen, Meſtizen, Mulatten und Negern, die ſich hauptſächlich mit dem Plantagenbau und Handel beſchäftigen; hingegen die Induſtrie iſt faſt ganz unbekannt und beſchränkt ſich kaum auf die unentbehrlichſten Handwerke.

Cumä, eine uralte Stadt in Campanien und zugleich die älteſte griechiſche Colonie in Italien, die von den aſiatiſchen Cumäern und den Phocäern zugleich angelegt war. Der allgemeine Glaube der Italiener verſetzte die cumäiſche Sibylle hieher, obgleich ſie eigentlich in Aſien einheimiſch war.

Curatel, ſ. Vormundſchaft.

Cureten, ſ. Korybanten.

Curiatier, ſ. Horatier.

Curſiv, (Schrift) nennt man die etwas ſchief liegende lateiniſche Schrift, wie z. B. *curſiv*; man bedient ſich ihrer zuweilen in Druckſchriften, um beſtimmte Worte dem Auge des Leſers mehr bemerkbar zu machen.

Curſus, (lat.) eigentlich der Lauf. Gewöhnlich verſteht man darunter den zuſammenhängenden Vortrag einer Wiſſenſchaft von einem gewiſſen Punkte an bis zu einem andern hin, ſo daß er ein für ſich beſtehendes Ganze bildet; in dieſer Bedeutung ſagt man ein Curſus über die Mathematik u. ſ. w. Auch bezeichnet man damit die Abtheilung der Zuhörer oder Schüler ſelbſt, und ſagt daher, ein Schüler vom zweiten Curſus u. ſ. w.

Cusco, Cuzko, eine Stadt in Peru, die ehemalige Reſidenz der peruaniſchen Regenten (Inca's), mit 26,000 Einwohnern (71 Gr. 4 Min. weſtl. L. v. Greenwich, 13 Gr. 42 Min. ſüdl. Br.), dermalen eine weitläufige Stadt mit ſchönen ſteinernen Häuſern und vielen prächtigen öffentlichen Gebäuden. — Die Domkirche iſt groß, von ſchöner Architectur, und ſehr reich. Außer ihr hat die Stadt noch 9 andere Pfarrkirchen und mehrere zum Theil ſehr reiche Klöſter. Unter den Denkmälern der alten peruaniſchen Herrlichkeit zeichnet ſich die große zur Vertheidigung der Stadt erbaute Citadelle aus, deren Mauern vorzüglich dadurch Bewunderung erregen, daß die natürlichen unbehauenen Steinmaſſen dergeſtalt in einander gepaßt und gefügt ſind, daß weder Mörtel noch ſonſt ein Körper nöthig iſt, um Zwiſchenräume auszufüllen, die nirgends zu finden ſind, indem das Ganze nur eine gediegene Maſſe zu bilden ſcheint. — Cusco ward der Sage nach im J. 1043 vom erſten Inca, Manco-Capac gegründet, und der Platz, auf dem es noch jetzt ſteht, am Fuß mehrerer Berge, welchen der kleine Fluß Guatanay bewäſſert, war urſprünglich rauh und uneben. Aber die Größe und Pracht der Gebäude, der Feſtung und des Sonnentempels, erregten das Erſtaunen der Spanier, als die Stadt im J. 1543 von Franz Pizarro erobert ward. In der

Mitte war ein großer freier und ebener Platz, von dem vier Hauptſtraßen ausgingen. Jede Provinz des Reichs hatte ihr eigenes Quartier, und die Bewohner der Reſidenz durften den ihrer Landsmannſchaft angewieſenen Bezirk nicht mit einem andern vertauſchen, ſogar die Familie der Inca's und ihre Abkömmlinge, bewohnten ein eigenes Quartier der Stadt. Jeder durfte den Sitten ſeines Landes treu bleiben, doch alle mußten den Dienſt der Sonne in einem prachtvollen Tempel beobachten, deſſen Wände mit Gold und Silber bedeckt, und mit den Bildern und Idolen der von den Inca's beherrſchten Nationen verziert waren. Alle Häuſer waren von Stein erbaut, und die Gemächer in den Palläſten der Großen des Reichs, ſchimmerten von Gold und Silber. Die Mauern der Stadt waren wie das oben erwähnte Schloß von rohen Steinen mühſam und dauerhaft erbaut, und drei in der Mauer angebrachte große Feſtungswerke hingen mit dem großen Schloſſe durch unterirdiſche Gänge zuſammen.

Cuſtos (lat.) Hüter. Insbeſondere werden Aufſeher von Bibliotheken, Kunſt- und Naturalienkabinetten Cuſtoden genannt. In der Sprache der Buchdrucker heißen die am Schluſſe einer Seite unten angeſetzten Anfangsſylben der nächſtfolgenden Seite Cuſtoden. Jetzt werden ſie aber meiſtentheils, als der Symmetrie zuwider, weggelaſſen. Das deutſche Küſter ſtammt ebenfalls von Cuſtos (Kirchenhüter) ab.

Cuvier (George Leopold Chretien Frederic Dagobert, Baron de) geboren zu Mömpelgard 1769 und in der berühmten Carlsakademie zu Stuttgard für die Studien gebildet, wo er ſich auch vorzüglich die Kenntniß der deutſchen Sprache und Literatur erwarb. Mit dem Anfange der Revolution kam er nach Paris, lebte raſtlos ſeinen Studien, ohne ſich ſehr um Parteien und ihren Geiſt zn bekümmern, und erwies ſich gleich in ſeinen erſten Verſuchen als einen der ausgezeichnetſten Gelehrten in den Naturwiſſenſchaften. Sogleich bei ſeiner Errichtung wurde er zum Mitglied des Inſtituts, und 1801 der philomatiſchen Geſellſchaft ernannt. 1808 wurde er Univerſitätsrath auf Lebenszeit, und bereiste in dieſer Eigenſchaft 1811 Holland und die deutſchen Provinzen, mit dem bekannten Noël, um die Primärſchulen zu beſichtigen. 1813 ernannte ihn der Kaiſer zum Requetenmeiſter, bald hernach zum außerordentlichen Commiſſär in Mainz, und der König 1814 zum Staatsrath bei der Comité des Innern und des Handels. Er iſt beſtändiger Secretär der Akademie der phyſiſchen Wiſſenſchaften und Profeſſor der Naturgeſchichte am Muſeum und im Collegium von Frankreich. — In ſeinen Schriften zeichnet er ſich eben ſo ſehr durch die tiefſte, gründlichſte Gelehrſamkeit, als durch ſeltene Klarheit und Eleganz des Styles aus, und vereinigt mit beiden eine glänzende Beredtſamkeit. Wir begnügen uns folgende zu nennen: Tableau élémentaire de l'histoire naturelle des animaux. 1798. 8. — Extrait d'un ouvrage sur les espèces de quadrupèdes dont on a retrouvé les ossements dans l'intérieur de la terre. 1799. 8. — Leçons d'anatomie comparée recueillies et publiées sous ses yeux par M. M. Duméril et Duvernoy, 1805 5 Vol. 8. — Recherches anatomiques sur les reptiles regardés encore comme douteux. 1807. 4. — Recherches sur les ossements fossiles des quadrupèdes. 1811. 4. Vol. 4. — Mémoires pour servir à l'histoire de l'anatomie des mollusques. 1816. 4. — Sein jüngerer Bruder, Frederic Cuvier, iſt Inſpecteur bei der Pariſer Univerſität, und gab 1815 in 8. ein ſchätzbares Werk über die Einrichtung der Primärſchulen: Projet d'organisation pour les écoles primaires, heraus.

† Cuxhaven. T. Einwohner müſſen ihrer Verfaſſung gemäß fortwährend ein Lootſenboot bei den äußerſten Tonnen (Fahrwaſſerzeichen) in See haben, um den in den Strom einlaufenden Schiffen unverzüglich Beiſtand zu leiſten. Die Stadt Hamburg kaufte im 14ten Jahrhundert das Amt Ritzebüttel mit Cuxhaven, um die Mündung der Elbe unter beſtändiger Aufſicht zu haben. Während des franzöſiſchen Revolutionskrieges, und bis zur franzöſiſchen Beſitznahme der Elb- und Weſermündungen, wechſelten von hier aus die Paketboote zwiſchen dem Continent und England. Der Leuchtthurm von Cuxhaven iſt = 8° 43′ 1″ öſtl. L. von Greenwich, 53° 52′ 21″ nördl. Br. Seit 1816 iſt hier ein Seebad eingerichtet. Es befindet ſich bei Cuxhaven und Ritzebüttel an der Nordſee. Das Badehaus ſteht auf einer zwiſchen dem Meere und der Elbe gelegenen, von den Wellen beſpülten Anhöhe, neben dem Leuchtthurme. Es iſt ſehr geſchmackvoll und freundlich, mit einem Geſellſchaftsſaale, einem Zimmer für den Badearzt und vier Zimmern zu warmen Seebädern verſehen. Alles iſt darinnen nett und reinlich, überall der nöthige Hausrath. Die kupfernen Wannen ſtehen tief im Fußboden. Die Unterhaltung oder Verſtärkung der Wärme des Badewaſſers bewirkt man durch heißen Dampf. Eine halbe Stunde vom Badehauſe iſt in der See trefflicher ebner Grund, vollkommen zum Bade geſchickt. Es wird hier mittelſt Karren gebadet, die zwei Räder haben und einem Schäferkarren gleichen. Sie haben ein Cabinet zum Aus- und Ankleiden, und werden durch zwei Pferde bis zu einer Tiefe von drei Fuß in die See gezogen. Ein am Karren befeſtigtes Zelt wird heruntergeſchlagen, und nun badet man unter dieſem oder geht weiter in die See. Für die, welche das Baden in der offnen See ſcheuen, iſt hinter dem Badehauſe eine andre Badeanſtalt in einem kleinern Hauſe, das auf einem Damme zwiſchen zwei Landſeen, die mit dem Hafen von Hamburg verbunden ſind, erbaut iſt, und im Winter wegen Eisgang und Wellenſchlag weggenommen wird. Durch die Fluth wird jedesmal dem einen See friſches Seewaſſer zugeführt, aus dem es dann durch eine Schleuſe in den zweiten gelangt. Mittelſt der angebrachten Röhren rinnt es dann in die Bäder im Hauſe und läuft auf der andern Seite ab. Der größere Salzgehalt der Nordſee vor der Oſtſee iſt hier deßhalb nicht zu fürchten, weil dieſe Anſtalt ihr Waſſer aus der Nordſee und Elbe zugleich erhält, das ein Gemiſch von drei Theilen Salz- und einem Theil Flußwaſſer iſt. Nach und nach werden zur Beluſtigung der Badenden allerhand Anlagen gemacht werden. Wohnungen findet der Curgaſt in Cuxhaven und Ritzebüttel, eine Viertelſtunde vom Bade.

Cyaneiſche Felſen oder Symplegaden, zwei Felſeninſeln am Eingange des Pontus Euxinus. (S. Argonauten).

Cydnus, ein berühmter Fluß in Phrygien, in welchem beim Baden Alexander der Große faſt das Leben eingebüßt hätte. Sein Waſſer iſt von außerordentlicher Kälte.

Cynoſura, eine Nymphe des Ida, welche den Jupiter erzogen und nachher in das Geſtirn des kleinen Bären verſetzt wurde. Nach dieſem Stern richteten ſich die Phönicier bei ihren Schifffahrten und noch jetzt iſt Cynoſur im uneigentlichen Sinne gleichbedeutend mit Leitſtern, Wegweiſer, Richtſchnur.

Cyperweine, ſ. Cypriſche Weine.

Cypreſſe, ein ſchöner Baum, von dem es mehrere Gattungen gibt. Die Dichter haben ihm den Charakter ſtiller Trauer beigelegt

und laſſen ihn oft die Gräber beſchatten. Seine immer grüne Farbe iſt ihnen das Bild der Ewigkeit.

Cypriſche Weine. Der cypriſche Wein iſt roth, wenn er aus der Preſſe kommt, nach 5 bis 6 Jahren aber bekommt er eine blaſſe Farbe. Der cypriſche Muscateller dagegen hat in den erſten Jahren eine weiße Farbe, wird je älter, je röther und nach 60 Jahren dick, wie Julep. Sein Geſchmack iſt äußerſt ſüß. Die cypriſchen Weine ſind nicht zu jeder Jahreszeit gleich ſchmackhaft; der Frühling und Sommer ſind ihnen am vortheilhafteſten, große Kälte ſchadet ihnen und nimmt ihnen Geſchmack und Geruch. Sie werden anfangs in verpichte Schläuche gefüllt, daher ſie einen ſtarken Pechgeruch haben, den ſie nur nach Jahren verlieren. Nach dem feſten Lande kommen ſie in Gebinden, müſſen aber nach einiger Zeit auf Bouteillen gezogen werden, wenn ſie ſich halten ſollen.

† Czartoryſky. Als auf dem Congreſſe zu Wien das Schickſal Polens entſchieden werden ſollte, ward der Fürſt an die Spitze einer Geſandtſchaft geſtellt, die nach Wien ging und dem ruſſiſchen Kaiſer die Grundzüge zur Conſtitution vorlegte. Der Kaiſer zeichnete den würdigen Fürſten hier und nachher bei ſeiner Reiſe durch Polen huldvoll aus, und ernannte ihn zum Senator Palatinus. Seine Gemahlin iſt eben ſo berühmt durch ihren Patriotismus, als durch ihre Schönheit und ihren poetiſchen Geiſt, welchen ſie in der Correſpondenz mit Delille glänzend entfaltete. Ihre Tochter hatte ſich mit einem Bruder des Königs von Würtemberg vermählt, ſich wieder von ihm getrennt, und lebt nun zu Neapel dem Anſchaun der Künſte und den Studien. Von ihr erſchien zu Warſchau ein trefflicher Roman: Malvina.

† Czerny Georg. Nachdem der Krieg zwiſchen Rußland und der Pforte, in welchem die Servier auf der Seite der Ruſſen waren, durch einen Friedensſchluß im Jahr 1813 geendet worden war, brach zwar aufs neue ein Aufſtand gegen die Türken in Servien aus, und unter Czerny Georgs Anführung ſchlugen die Servier am 24. Juli die Türken in der Gegend von Schabaz, unweit Belgrad; aber im Oct. 1813 drangen die Türken mit Uebermacht über die Morava vor, und beſetzten wieder Belgrad. Die Anführer der Servier, die nun an der Selbſtſtändigkeit ihres Vaterlandes verzweifelten, flüchteten in verſchiedene Gegenden. Czerny Georg ging mit ſeiner Familie nach Rußland, und erhielt eine Penſion von dem Hofe zu Petersburg, den Charakter eines kaiſerl. ruſſiſchen Generallieutenants und den Alexander-Newsky-Orden. Im Juli 1817 wagte er, unter fremdem Namen, eine Reiſe aus dem öſterreichiſchen Gebiete nach Semendria, angeblich um von da eine bei ſeiner Flucht zurückgelaſſene Summe Geld abzuholen. Aber ſeine Ankunft war den Türken verrathen worden; er wurde ſogleich enthauptet, und ſein Kopf nach Conſtantinopel geſchickt.

D.

† D, der vierte Buchſtabe des deutſchen Abc, welcher gelinde ausgeſprochen wird und dadurch vom T verſchieden iſt. Nur am Ende der Worte lautet er wie T.

† Damaſk, die osmaniſche Hauptſtadt des gleichnamigen Pa-

ſchaliks, welcher einen Theil vom alten Syrien, Phönizien und das ganze Paläſtina umfaßt und jetzt kaum noch 8 bis 900,000 Menſchen zählt, da im Alterthume hier mehrere Millionen ſich zuſammendrängten. Die Stadt zählt jetzt noch mehr als 100,000 Einwohner. Der Paſcha von Damask hat hier ſeinen Sitz; er iſt als Emir al Hadſchi der Begleiter und Vertheidiger der heiligen Karavane, die unter ſeiner Bedeckung von hier jährlich nach Mekka abgeht.

Dambray, (le Chevalier Charles), Sprößling einer edlen Familie in der Normandie, geb. 1760. Er widmete ſich dem Studium der Rechte und der Rednerbühne, und zeichnete ſich ſeit 1779 in beiden als Avocat général bei der Cour des aides zu Paris ſo rühmlich aus, daß er 1788 an die Stelle des berühmten Redners Séguier zum Avocat général beim Parlament mit allgemeinem Beifall ernannt wurde. Er heirathete eine Tochter des Herrn von Barentin und flüchtete ſich bei Anfang der Revolution zu dieſem nach Deutſchland. Schon war er für das neue Miniſterium beſtimmt, als die Flucht und Gefangennehmung des Königs ihm dieſe glänzende Ausſicht benahm. Nach Frankreich zurückgekehrt, lebte er auf ſeinen Gütern in der Normandie, und verrichtete keine andern Dienſte als die eines Mitgliedes des Conseil général des Departements der Seine inférieure. — 1814 rief in der König Ludwig XVIII. an den Hof zurück, ernannte ihn zum Kanzler von Frankreich, Juſtizminiſter, Pair, Präſidenten der Pairskammer und Kommandeur des h. Geiſtordens, und übertrug ihm die Oberaufſicht über Buchhandel und Journale. Der Einfall Bonaparte's entfernte ihn abermals von Paris; er ging in die Normandie und von da über England nach Gent. Nach des Königs Rückkehr verlor er die Oberaufſicht über Buchhandel und Journale an den Polizeiminiſter, behielt das Präſidium der Pairskammer, in welcher Eigenſchaft er auch der Commiſſion zu Ney's Verurtheilung präſidirte, und erhielt 1816 auch wieder eine Zeitlang das Juſtizminiſterium. Den 3. Auguſt 1816 wurde er zum Mitglied der Akademie der Inſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften ernannt.

† Dampfboot. In England beſchäftigte ſich ſelbſt die Nationalgeſetzgebung 1817 mit dieſem Gegenſtande und entwarf das Parlament nach den ſorgfältigſten Unterſuchungen eine Vorſchrift, nach der von dieſem Zeitpunkte an die Dampfboote und Dampfſchiffe müſſen eingerichtet werden. — Die Anwendung derſelben verbreitet ſich übrigens täglich mehr.

Dandolo (Vincenzio, Graf), bekannter italieniſcher Revolutionär und Gelehrter, geb. zu Venedig ums Jahr 1764, war noch in ſeiner Vaterſtadt ein gewöhnlicher Apotheker, als er 1797 bei Annäherung Bonaparte's an der Spitze der Neufranken ſich ſo laut und thätig für die Revolution äußerte, daß ihn die Neuerer in Venedig zum Präſidenten des künftigen Gouvernements ernannten, und ihn als Deputirten an Bonaparte ſandten. — Trotz ſeiner Verheißungen hatte Bonaparte Venedig dennoch an Oeſterreich abgetreten, und Dandolo verſuchte daher alles Mögliche, um das Volk gegen Oeſterreich aufzuregen, mußte ſich aber in die Ciſalpiniſche Republik flüchten, wo er zur Entſchädigung den Titel eines Citoyen und Mitglieds vom großen Rath erhielt. Hier kaufte er nun eine Menge von National-Domainen, welche er durch Zucht von Merinos, Weinbau und Handel ꝛc. auf das Vortheilhafteſte zu benutzen verſtand und ſich ein ungeheures Vermögen erwarb. 1798 mußte er vor Suwarow ſich nach Frankreich flüchten, wo er in Verbindung mit mehrern Gelehrten das

längſt verſchollene Werk: les Hommes nouveaux herausgab. Die Schlacht von Marengo öffnete ihm den Rückweg nach Mailand, und 1801 den Eintritt ins Wahlkollegium der Dotti. Sobald Bonaparte den Königstitel von Italien angenommen hatte, ſandte er den Dandolo als Proveditore Generale nach Dalmatien, wo er ſeiner Eitelkeit folgend, mit ungeheurem Glanze auftrat, — wie früher kein venetianiſcher Proveditore gethan hatte, — mit franzöſ. Generalen um den Vorrang ſtritt, von ſeiner ſchönen Frau und ſeinen Kindern umgeben, auf einem Throne ſitzend die Huldigungen und Tribute der Dalmatier empfing, aber dennoch die Liebe aller Unterthanen ſich erwarb. Bonaparte rief ihn nach Mailand zurück und machte ihn zum Senator und Grafen. Nach dem Sturz des Kaiſers verlor er zwar ſeine Aemter, behielt aber ſein ganzes Vermögen, und lebt nun als Mitglied des Inſtituts vom Lombardiſch-Venetianiſchen Königreiche, in einem herrlichen Palaſt im Varneſiſchen Gebiet, der Vermehrung ſeines Vermögens. Man hat von ihm eine Menge Werke über Viehzucht, Chemie, Ackerbau, Bau, Behandlung und Verfertigung von Weinen, welche neben ſeinen mancherlei Geſchäften von ungewöhnlichem Fleiße zeugen.

*Dänemark, ein europäiſches Königreich, zwar das kleinſte der nordiſchen Reiche, aber von jeher intereſſant durch ſeine Lage zwiſchen zweien der befahrenſten Meere, deren eines es verſchließen kann, und durch ſeine Nähe und Verbindung mit dem germaniſchen Staatenvereine. Geſchichte. Die älteſten Bewohner Dänemarks waren Deutſche, muthvolle kühne Menſchen, die ſich von dem furchtbarſten aller Elemente, dem Meere, nährten, und die hohe Kraft ihres Geſchlechts bis auf ſpäte Zeiten bewahrten. Einer ihrer Stämme, die Cimbern, bewohnte die jütiſche Halbinſel, der Römer Chersonesus cimbrica. Er wurde den Römern zuerſt durch den großen Heereszug furchtbar, den er in Gemeinſchaft mit den Teutonen in die ſchönen Provinzen Galliens unternahm. Späterhin drängten ſich unter Anführung des räthſelhaften Odins, die Gothen in die ſkandinaviſchen Länder, und gaben ſowohl Dänemark, als Norwegen und Schweden Regenten aus ihrem Volke. Skiold wird als der Erſte genannt, der über Dänemark herrſchte; indeß iſt ſowohl ſeine als ſeiner Nachkommen Geſchichte mit ſo vielen Fabeln vermiſcht, daß man dieſen Zeitraum mit Recht den fabelhaften nennt: man weiß nur, daß Dänemark damals in viele kleine Staaten zerſtückelt, daß ſeine Bewohner harte wilde Krieger waren, die ihren vorzüglichſten Erwerb in der Seeräuberei ſuchten, und auf allen Meeren wohin ſie kamen, auf allen Küſten des Ozeans gefürchtet wurden. Als die große Römermacht ganz zu zerfallen anfing, da ward endlich auch im Süden der Name von Dänen und Normännern bekannt, weil manche dieſer Seehelden jetzt auch an ſolchen Küſten- und Flußmündungen landeten, die ehedem die Wachſchiffe der Römer geſchützt hatten. — Normänner — unter dieſem allgemeinen Namen begriff man noch immer Dänen, Schweden und Norweger — ſtifteten in England zwei Reiche, ließen ſich unter Rolla auf der franzöſiſchen Küſte in der Normandie nieder, bevölkerten die Färöer, die Orkaden, die Shetlands, Island und einen Theil von Ireland, und zogen ſogar nach Spanien, Italien und Sicilien. Wohin ſie kamen, verbreitete ſich der Ruhm ihrer Waffen, aber auch ihrer Wildheit, ihrer Räubereien! In ihrer Nationalverfaſſung aber änderte ſich durch die Streifzüge wenig: es blieb ein deutſches Föderativſyſtem mehrerer Klane oder Stämme, deren

jeder ſein eignes Haupt hatte, die aber zuſammen unter einem Oberkönige ſtanden. Erſt als die deutſchen Könige aus dem Stamme der Carolinger ſich in ihre einheimiſchen Angelegenheiten miſchen wollten, zogen ſich die Stämme enger zuſammen, und es ſchieden ſich nun Norweger und Dänen in abgeſonderte Staatsgruppen. Gorm der Alte unterwarf ſich zuerſt 863 Jütland, und verband endlich 920 alle kleine däniſchen Staaten unter ſeinem Scepter. Sein Enkel Sven, ein kriegeriſcher Fürſt, bezwang im Jahre 1000 einen Theil Norwegens und 1014 England; ſein größerer Sohn Knud vollendete 1016 nicht nur die Eroberung von England, ſondern beſiegte auch einen Theil von Schottland und unterwarf ſich 1030 ganz Norwegen: unter ihm ſtieg die Macht Dänemarks auf ihren höchſten Gipfel. Staatsklugheit bewog ihn zur Annahme der chriſtlichen Religion und zur Einführung des Chriſtenthums in Dänemark, das eine völlige Metamorphoſe des Landes und der Nation hervorbrachte, und die Kultur beider mächtig beförderte. Knud, der 1036 ſtarb, hinterließ ſeinen Nachfolgern ein mächtiges Reich, aber für deſſen Aufrechthaltung war ihre Kraft nicht gewachſen; ſchon 1042 ging England, und 1047 Norwegen wieder verloren, und das däniſche Reich fiel nun nach und nach durch innere Unruhen entkräftet in die tiefſte Ohnmacht. Mit Sven Magnus Eſtritſon beſtieg 1047 eine andere Dynaſtie den Thron: aber Sven und Knuds Kriege hatten den Feudalism im Staate gegründet. Dieſer raubte unter dieſer Dynaſtie, die außer dem großen Waldemar dem Throne keinen einzigen würdigen Regenten gab, alle Kraft, und machte die Regenten nicht allein von der Wahl der Biſchöffe und des Adels abhängig, ſondern ſog alles Mark des Staats an ſich, ſtürzte den Landmann in Leibeigenſchaft, ließ den Ackerbau verfallen, und gab den Handel ganz in die Gewalt der deutſchen Hanſe. Der König, dem ihre Wahl den Thron gab, mußte in ſeinem Handfäſtningar das Wahlrecht der Stände anerkennen: ein ihm zur Seite geſetzter Reichsrath ſchränkte ſeinen Willen ein, und vernichtete alles Gute, was von der Krone ausgehen konnte. Mit Waldemar III. erloſch 1367 die männliche Nachkommenſchaft der Eſtritſiden: ſeine ſtaatskluge Tochter Margaretha faßte nach ihres Sohns Olav IV. 1388 erfolgten Tode das Ruder des däniſchen Staats, ſchwang ſich auch auf die Throne von Schweden und Norwegen, und ſtiftete 1397 die berühmte Kalmariſche Union, die jedoch nicht zum Glücke der drei verbundenen Reiche ausſchlug, und unter beſtändigen Uneinigkeiten nur bis 1523 fortdauerte. Schlechte Regenten, vorzüglich der grauſame Chriſtian II. von 1513 bis 1523, die fortwährenden Kriege mit Schweden, das endlich 1524 ſich von der Union trennte, mehr noch die innere Parteiwuth des Adels und der Geiſtlichkeit, das Reiben der königlichen mit der ſtändiſchen Gewalt, zernichteten den Wohlſtand des Reichs immer mehr, die Volksmenge verminderte ſich zuſehends, die däniſchen Meere wimmelten von Seeräubern, die Schifffahrt und der Handel ſanken, Norwegen hatte den Weg nach Grönland verloren und der Handel nach Island war nicht mehr in ſeinen Händen. — Nach dem gänzlichen Abſterben der Regenten aus Skiolds Stamme wählten die Dänen den Grafen von Oldenburg, Chriſtian I., 1448 zum Könige. Dieſer Chriſtian iſt der Stammhalter der ſeitdem in ununterbrochener Erbfolge regierenden königlich däniſchen Familie, aus welcher auch Rußland und Schweden in neuern Zeiten Regenten erhalten haben, und welche auch über Oldenburg herrſcht: — er vereinigte Norwegen, Schleswig und Holſtein mit der Krone, war aber

durch ſeine Kapitulation ſo gefeſſelt, daß er mehr das Haupt des Reichsraths, als der König eines freien Volks zu ſeyn ſchien. Eine noch viel härtere Kapitulation mußte ſein Sohn Johann 1481 in Dänemark beſchwören, und auch in Norwegen wurde ſeine Macht noch mehr eingeſchränkt; Holſtein und Schleswig theilte er mit ſeinem Bruder Friedrich. Johanns Sohn, König Chriſtian II., ſuchte die erniedrigende Abhängigkeit, worin er von den Ständen gehalten wurde, abzuwerfen, aber er verlor darüber zuerſt Schweden, welches 1523 die kalmariſche Union ganz zerriß, und ſogleich auch ſeine beiden andern Kronen: Dänemark und Norwegen erhoben ſeines Vaters Bruder, Friederich I. auf den Thron. Unter dieſem Prinzen erzwang die Ariſtokratie die völlige Oberhand; die Leibeigenſchaft wurde geſetzlich, die Reformation eingeführt, und Norwegen 1532 auf ewig mit Dänemark verbunden. Chriſtian III., ſein älteſter Sohn, theilte Schleswig und Holſtein mit ſeinen Brüdern Johann und Adolph, welcher letztere der Stifter des Hauſes Holſtein-Gottorp wurde, legte aber dadurch den Grund zu langwierigen Familienſtreitigkeiten. Ihm folgte 1559 König Friedrich II., der die Dithmarſchen bezwang und wegen Livlands in einen Krieg mit den Schweden verwickelt wurde, den der Stettiner Friede 1570 endigte. Chriſtian IV., ſeit 1588 König, miſchte ſich mit vielem Unglücke in den 30jährigen Krieg, und brach zu zweien Malen mit Schweden, das letzte Mal aus Eiferſucht über das Glück dieſer Krone und mit ſo ſchlechtem Erfolge, daß Dänemark im Brömſebroer Frieden 1645 Jämpteland, Herjedalen jenſeits dem Gebirge, Gothland und Oeſel, Provinzen, welche es noch ſeit der Union behalten hatte, ganz, Halland aber auf 30 Jahre an Schweden abtreten mußte. Die Fehler der däniſchen Regierungsform und die Gebundenheit der Krone hatten hauptſächlich das Unglück der däniſchen Waffen herbei geführt. Es verfolgte ſie auch in dem neuen Kriege, den König Friedrich III. 1657 mit den Schweden begann: in dem Roskilder und Köbbenhavner Frieden 1658 und 1659 verlor er Schonen, Blekingen, Bahus, Drontheim, Bornholm und das Eigenthum von Halland; dieß bewirkte endlich 1660, als das Reich dem Ruine nahe war, daß die Nation die Regierungsform abänderte und eine völlig abſolute Gewalt mit der Erblichkeit der Krone in des Königs Hände niederlegte. Zwar entſprach der Erfolg den Erwartungen anfangs nicht; Chriſtian V. und Friedrich IV. lagen auch in dem nordiſchen Kriege unter, doch endigte ſich derſelbe nach Carls XII. Falle mit der Erwerbung von Schleswig. Seit dieſer Zeit genoß Dänemark faſt 100 Jahre lang unter allen Stürmen der Zeit einer ununterbrochenen Ruhe, aber die Wunden, die ihm ſein Unglück und ſeine fehlerhafte Regierungsform bis dahin geſchlagen hatten, vermochte das nun angenommene friedliche Syſtem nicht zu heilen. Dänemark iſt ein Staat, der ſich bei ſeinen wenigen Hülfsquellen nur mühſam in einer gewiſſen Selbſtſtändigkeit fortbewegen kann: einmal aus ihrem gewöhnlichen Gange gebracht, bedarf die Staatsmaſchine mehrerer Jahrhunderte, um ſich wieder hineinhelfen zu können. Zwar verflocht es in der Folge Holſtein mit ſeinem Diademe, indem es 1773 in einem Vergleiche mit Rußland die 1667 erworbenen Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt dafür hingab, aber Glanz und Anſehn in der europäiſchen Republik waren dahin. Sein Schickſal feſſelte ſich ſogleich an das des ruſſiſchen Reichs, als ſelbiges die Herrſchaft im Norden nach dem Falle Schwedens erobert hatte; die Rolle, die es nun ſpielte, war eine untergeordnete, und unerachtet ſeiner ſtrenge

behaupteten Neutralität, die wenigſtens Schiffahrt und Handel belebte, wurde es dennoch in den Continentalkrieg verwickelt. Auf Friedrich IV. war 1730 Chriſtian VI. gefolgt, der 1746 die Krone ſeinem Sohne Friedrich VI. hinterließ. Beider Regierungen waren ganz friedlich. Chriſtian VII. nahm das Scepter 1766; ſeine Regierung war eine Miniſterregierung, die gleich anfangs die Struenſeeſchen Händel trübten. Der jetzige König Friedrich VI. wurde in einem Alter von 16 Jahren für majorenn erklärt, und am 14. April 1784 ſeinem gemüthskranken Vater zum Mitregenten gegeben, dem er jedoch erſt nach deſſen Tode 1808 als Regent folgte. Zufolge der mit Rußland geſchloſſenen Defenſivallianz drang ein däniſches Hülfscorps 1788 in Schweden ohne Widerſtand ein; aber auf die Demonſtrationen Englands und Preußens wurde 2 Wochen nach dem Anfange der Feindſeligkeiten ein Waffenſtillſtand geſchloſſen, welcher ſogleich dieſen fruchtloſen Feldzug endigte, der dem ohnehin armen Staate 7 Millionen Rthlr. gekoſtet hatte. Beſſer behauptete er ſeine Neutralität 1792, als die koaliſirten Mächte in Dänemark drangen, an dem Koalitionskriege gegen Frankreich Theil zu nehmen. Der Anfang des 19ten Jahrhunderts war für Dänemark verhängnißvoll. Der Beitritt zur nordiſchen Convention 1800 verwickelte es in einen Krieg mit den Britten, worin die däniſche Flotte am 2. April 1801 bei Kopenhagen eine Niederlage erlitt. Weit unglücklicher waren die Ereigniſſe im Jahr 1807. Am 2. Auguſt ging eine zahlreiche brittiſche Flotte durch den Sund; die Feindſeligkeiten fingen gleich mit der Kriegserklärung an, und am 17. Auguſt wurde ein für die Dänen nachtheiliges Treffen bei Kopenhagen geliefert. Da die däniſche Regierung ſich weigerte, in die brittiſchen Forderungen zu willigen, ſo wurde die Hauptſtadt vier Tage lang fürchterlich bombardirt, 400 Häuſer in Aſche gelegt und 2000 Einwohner getödtet. Am 7. Sept. ergab ſich Kopenhagen auf Kapitulation, und die ganze ausgerüſtete ſegelfertige Flotte mußte den Britten ausgeliefert werden, die ſie mit allen kriegsgefangenen Seeleuten, die in dieſen Tagen mit dem größten Muthe gefochten hatten, nach ihren Inſeln führten. Auch Helgoland und die weſtindiſchen Inſeln gingen verloren. Der 1808 im Febr. gegen die Schweden erklärte und in Norwegen geführte Krieg war von kurzer Dauer. Dänemark ſchloß ſich in der Folge immer mehr an Frankreich an, und dieſes Benehmen wurde ſpäterhin nach der Schlacht bei Leipzig hart geahndet. Die von Dänemark im Oktober 1813 gegen die wider Frankreich verbündeten nordiſchen Mächte gemachte Kriegserklärung hatte, da Frankreich es nicht weiter unterſtützen konnte, zur Folge, daß Holſtein und Schleswig von den Alliirten beſetzt, Glückſtadt und andre Feſtungen ſchnell erobert, und die däniſchen Truppen von dem feſten Lande verdrängt wurden. Der im Nov. zu Rendsburg eingegangene Waffenſtillſtand wurde durch neue Feindſeligkeiten in den erſten Tagen des Jan. 1814 unterbrochen. Doch bald trug Dänemark auf einen Frieden an, der mit England und Schweden am 14. Jan. zu Kiel geſchloſſen wurde; Dänemark entſagte darin dem Bündniſſe mit Frankreich, trat der Allianz gegen Frankreich bei und ſtellte ein Truppenkorps von 10,000 Mann, für welches England Subſidien zahlte, zur verbündeten Armee; dabei mußte es ſein Helgoland an die Britten, welche ihm dafür die weſtindiſchen Inſeln zurückgaben, und Norwegen an Schweden überlaſſen, für welches letzre es durch Schwediſch-Pommern und Rügen entſchädigt wurde. Mit Rußland wurde der Friede im Febr. 1814 geſchloſſen. Durch den mit

Preußen am 14. Juni 1815 geſchloſſenen Abtretungsvertrag überließ es ſein Schwediſch-Pommern mit Rügen an Preußen, und erhielt dafür das preußiſche Lauenburg und 600,000 Rthlr. Am 8. Juni 1815 trat der König mit dem zum Großherzogthume erhobenen Holſtein, welches ſeit 1806 ganz von dem deutſchen Reiche ſich getrennt hatte, dem deutſchen Bunde bei, und erhielt nebſt Lauenburg in dieſem die 10te Stelle und 3 Stimmen im Bunde, worauf Veranſtaltungen getroffen wurden, in dieſen beiden Staaten eine landſtändiſche Verfaſſung einzuführen. Die Erhebung Holſteins in ein Großherzogthum hat der König nicht angenommen. — Land und Leute. Das Königreich Dänemark, das Land der Dänen, beſteht aus den Inſeln Seeland, Fühnen, Langeland, Laaland, Falſter, Bornholm und Moen, aus der Halbinſel Jütland und aus dem Herzogthume Schleswig; zum däniſchen Reich auch gehören noch die Herzogthümer Holſtein und Lauenburg, die Färöer Inſeln, Island, die Weſtküſte von Grönland, einige Plätze von Guinea, die Stadt und das Gebiet Trankebar in Oſtindien. Das eigentliche Königreich mit Schleswig enthält nur 845 2/5, Island und die Färöer 1428 1/2, die deutſchen Staaten 173 3/5, und die Kolonien 339 2/5, das ganze Reich aber mit ſeinen Nebenländern 2787 Quadratmeilen, wovon freilich auf das unwirthbare Island mit der Küſte von Grönland 1705 Quadratmeilen kommen. Die Volksmenge vom eigentlichen Dänemark wird auf 1,210,000, die von Holſtein und Lauenburg auf 370,000, und die von Island, den Färöern und den übrigen Kolonien auf 160,000 Individuen berechnet, ſo daß das ganze Reich eine Volksmenge von 1,740,000 Menſchen faßt. Die Einwohner ſind theils Dänen, theils Deutſche, und reden drei verſchiedene Sprachen: Däniſch im eigentlichen Dänemark, Norſiſch auf Island und Färöer, und Deutſch in 2 Dialekten: dem Plattdeutſchen und Frieſiſchen. Die Religion iſt die lutheriſche, doch gibt es auch Reformirte und gegen 6 bis 7000 Juden. Die Stände theilen ſich in Adel, Bürger und Bauern; unter den letztern herrſcht faſt noch durchaus Leibeigenſchaft. Die Hauptinſel Seeland (däniſch Scälland) wird durch den Sund von Schweden, die Inſel Fühnen (dän. Fyen) durch den großen Belt von Seeland, und durch den kleinen Belt von der Halbinſel Jütland (dän. Jylland) getrennt; dieſe 3 Meerengen öffnen den Zugang aus dem deutſchen in das baltiſche Meer. Die befahrenſte davon iſt der Sund, und dieſe iſt bei Helſingör ſo ſchmal, daß ihr Fahrwaſſer vom Schloſſe Cronſlot mit Kanonen beſtrichen werden kann. Die Inſeln Laaland, Langeland, Falſter, Bornholm und die meiſten kleinen Eilande liegen im baltiſchen Meere; die Halbinſel Jütland, zwiſchen dem deutſchen und baltiſchen Meere, ſtößt im Süden an Schleswig, das eben ſo belegne Schleswig an Holſtein, und dieſes, dem Lauenburg oſtwärts zur Seite liegt, wird größtentheils durch die Elbe vom Königreiche Hannover geſchieden. Die Oberfläche des Königreichs und der beiden Herzogthümer iſt bis auf einen mäßigen Landrücken, welcher durch die Herzogthümer läuft, völlig eben, und die Küſten flach, doch aber meiſtens gegen das Eindringen des Meers durch Watten u. ſ. w. geſchützt, und bedürfen blos gegen das deutſche Meer künſtlicher Deiche; der Boden beſteht theils auch Marſchen, theils aus Geeſt, und iſt auch letzterer nur mäßig fruchtbar. Strichweiſe finden ſich Moräſte und einige Waldungen. Das Reich hat außer der es begränzenden Elbe bloß Küſtenflüſſe von kurzem Laufe, wie die Eider, der Suden, die Stecknitz und Trave; es gibt mehrere Bin-

nenſeen, wie der Schall- und Ratzeburgerſee, aber noch mehrere Meerbuſen, worunter der Cattegat der merkwürdigſte und weiteſte iſt und ſich zwiſchen Seeland bis an die Küſten Schwedens und Norwegens ausbreitet. Das Clima iſt meiſtens gemäßigt, aber ſehr feucht. Das Hauptprodukt Dänemarks iſt das Korn, aber nur in guten Jahren wird ſo viel gebaut, als man braucht, und nur die Herzogthümer haben bedeutenden Ueberſchuß; 1816 konnten 1,300,000 Tonnen für 2,600,000 Rthlr. Species ausgeführt werden. Hanf und Flachs befriedigen das Bedürfniß nicht völlig, eben ſo der um Fridericia gebauete Taback (2,510 Centn.), der Krapp, der übrigens vorzüglich gut gedeihet, und der Hopfen. Der Gartenbau wird vernachläſſigt. An Waldungen iſt Mangel, und das Holz theuer; aber an Torf iſt das Reich außerordentlich reich, und faſt jedes Dorf hat ſeinen Torfſtich. Die Viehzucht iſt nach dem Körnerbau der zweite Nahrungszweig, und der einzige, der bedeutende Artikel in die Schale der Ausfuhr wirft. Jährlich werden bloß aus dem eigentlichen Dänemark 16,000 Pferde ausgeführt, und überhaupt nimmt Dänemark für Pferde, Ochſen und Wolle jährlich 500,000 Rthlr. Species ein. Die Zahl des Hornviehes beſtimmt Oloffen ohne die Herzogthümer auf 1,484,000 Stück; die Schäfereien ſind unbedeutend, dagegen hat ſich die Schweinezucht außerordentlich verbeſſert. Das Wild hat abgenommen; wilde Schweine finden ſich gar nicht mehr. Die Fiſcherei, der dritte Nahrungszweig, iſt freilich das nicht mehr, was er ſonſt war, doch aber immer ſehr bedeutend, und die däniſchen Provinzen verſorgen nach wie vor einen Theil von Norddeutſchland mit Heringen, Schollen, Schellfiſchen, Auſtern und Hummern; 1816 gewann Dänemark für Fiſche 500,000 Rthlr. Species. Aus dem Mineralreiche ſind bloß Thon, Kalk bei Segeberg und Salz aus dem Oldesloher Bergwerke anzumerken. Obgleich Dänemark ein meiſtens producirender Staat iſt, ſo beſitzt es doch einige Manufacturen, wovon freilich die meiſten in den Städten Kopenhagen und Altona angehäuft ſind; die däniſchen Handſchuhe, die aus Jütland kommen, ſind berühmt; aber die Zuckerraffinerien haben in den neueſten Zeiten verloren. Handel und Schiffahrt waren vormals weit lebhafter, und fangen erſt jetzt an von neuem ſich zu heben: 1802 hatte Dänemark mit den Herzogthümern überhaupt 1,278 Seeſchiffe. — Staatsverfaſſung und Verwaltung. Dänemark enthält jetzt ohne Island und die Färöer 83 Städte und Marktflecken, 7128 Dörfer, 2750 einzelne Höfe und 960 adlige Güter. Das eigentliche Dänemark iſt in 7 Stiftsämter: Seeland, Fühnen, Laaland, Aalburg, Aarhuus, Ribe und Wiburg abgetheilt; Schleswig und Holſtein werden unter dem Namen der Herzogthümer von einem eigenen Statthalter, und Lauenburg von einem Landdroſten verwaltet; Island und die Färöer ſtehen unter einem Stiftsamtmann. Es iſt eine uneingeſchränkte Monarchie, deren Grundſäulen aus den 3 Fundamentalgeſetzen, der Souveränitätsakte, dem Königsgeſetze und dem Eingeburtsrechte beſtehen. Die Krone iſt in männlicher und weiblicher Linie erblich; die lutheriſche Religion Staatsreligion. Der erſtgeborne Sohn des Königs heißt Kronprinz; die übrigen Prinzen vom Geblüte nennen ſich Erbprinzen und Erben von Norwegen. Die Könige ſelbſt wählen ſchon ſeit 2 Jahrhunderten die wechſelnden Namen Friedrich und Chriſtian. Die Reſidenz iſt Kopenhagen; der Titel: König von Dänemark, Norwegen, der Wenden und Gothen, Herzog zu Schleswig, Holſtein, Stormarn und zu Ditmarſchen, wie auch zu Oldenburg. Die Ritterorden ſind der vom Ele-

phanten, der Danebrog, welcher in 4 Klaſſen eingetheilt iſt, und zu welchem die Danebrogsmänner gehören, und der de l'Union parfaite. Stände gibt es im Reiche nicht, nur erſt jetzt werden in den deutſchen Staaten dergleichen eingerichtet. Das höchſte Staatscollegium iſt der geheime Staatsrath, unter deſſen Leitung die geſammten innern Angelegenheiten ſtehen. Die herrſchende Religion in allen däniſchen Staaten iſt die Lutheriſche mit ungekränkter Duldung der anders denkenden Einwohner: es gibt ſo viele Biſchöffe als Stifter; unter dieſen ſtehen die Pröpſte; die Geſammtzahl der Geiſtlichen beträgt 1063. Island hat ſeinen eigenen Biſchof; die Herzogthümer jedes ſeinen Generalſuperintendenten, 4 adlige Convente und 517 Prediger. An wiſſenſchaftlichen Anſtalten iſt kein Mangel; man hat 2 Univerſitäten, 1 Ritterakademie, viele beſondere Anſtalten und mehrere gelehrte Vereine. Die Staatseinkünfte belaufen ſich gegenwärtig höchſtens auf 8 1/2 Million Gulden, wozu der Sundzoll gegen 240,000 Gulden beiträgt (i. J. 1811 166,721 Rthlr.); die Staatsſchuld auf 100 Mill. Gulden, worunter jedoch gewiß gegen 60 Mill. Bankzettel ſeyn mögen: 1816 zirkulirten 33,582,652 Rthlr. 4 Schill.=Zettel, doch hat ſich ihr Cours ſo gebeſſert, daß man 1817 für einen Species 31 in Papier gab; dabei iſt das baare Geld faſt verſchwunden, und man ſieht wenig mehr als Papier. Die Landmacht enthielt 1817 9 Regimenter Cavallerie, 15 Comp. Artillerie, und 18 Regim. Infanterie, zuſammen 27,000 Mann; die Flotte, worüber das Admiralitätscollegium wacht, zählt nur noch 20 Segel.

* Darmſtadt (Heſſen=). Die frühere Geſchichte dieſes Hauſes wird unter dem Art. Heſſen erzählt. — Philipp der Großmüthige war der gemeinſchaftliche Ahnherr der jetzigen heſſiſchen Häuſer. Bei ſeinem Tode 1567 theilten ſich ſeine 4 Söhne in deſſen Länder. Georg I. oder der Fromme, ſein vierter Sohn, bekam zu ſeinem Antheile ein Viertel des väterlichen Nachlaſſes, nämlich die obere Grafſchaft Katzenelnbogen mit der Reſidenz Darmſtadt. Aber ſchon 1583 fiel ihm bei dem Abſterben ſeines ſohnloſen Bruders Philipp zu Rheinfels ein Drittel von deſſen Verlaſſenſchaft zu. Er hinterließ 1595 drei Söhne, wovon Ludwig V. in dem Hauptlande folgte, und Friedrich der Stifter des noch blühenden Hauſes Heſſen=Homburg wurde, der zweite, Philipp, aber mit Butzbach abgefunden wurde, welches nach ſeinem Tode der Hauptlinie wieder zufiel. In der Folge erbte dieſe noch einen Theil von Oberheſſen aus Ludwigs IV. zu Marburg Nachlaſſe, und Ludwig VIII. vereinigte 1739 damit die Grafſchaft Hanau=Lichtenberg durch Heirath. Unter dem jetzigen Regenten Landgraf Ludwig X., welcher 1790 die Regierung angetreten hat, nahm der lüneviller Frieden dem Hauſe den am linken Rheinufer belegenen Theil der Grafſchaft Lichtenberg, und der Deputationshauptſchluß von 1803 auch die auf dem rechten Rheinufer belegenen Aemter Lichtenau und Wilſtedt dieſer Grafſchaft, ſo wie die Aemter Katzenelnbogen, Embs, Ebſtein, Kleeberg und das Dorf Weſpersfelden, welche Naſſau-Uſingen zugetheilt wurden. Dafür erhielt es zur Entſchädigung das Herzogthum Weſtphalen, die Mainzer Aemter Starkenburg, Steinheim, Gernsheim, Vilbel und Hirſchhorn, die pfälziſchen Aemter Lindenfels, Umſtadt und Otzberg, die Reſte des Hochſtifts Worms, die Reichsſtadt Friedberg und die Propſtei Wimpfen, eine ſehr vollgültige Entſchädigung. 1806 trat der Landgraf zum rheiniſchen Bunde, nahm die großherzogliche Würde an, und erwarb zugleich, außer den in ſeinen Staaten belegenen ritterſchaftlichen Oertern die Oberhoheit über

die löwenſtein-werthheimiſchen Herrſchaften Heubach, Breiberg und Habitzheim, die Grafſchaft Erbach, den größten Theil der ſolmsſchen Länder, die Grafſchaften Witgenſtein und Berleburg, einen Theil von Königſtein, die Herrſchaft Ilbeſtadt, die Beſitzungen der Herren von Riedeſel, die Herrſchaft Schlitz und die Burggrafſchaft Friedberg, wozu in der Folge noch 4 hanauiſche Aemter und das fuldaiſche Herbſtein kamen. 1813 ſchloß ſich der Großherzog dem deutſchen Bunde an, und trat das Herzogthum Weſtphalen mit den beiden Grafſchaften Witgenſtein und Berleburg an Preußen, die Aemter Amorbach, Miltenberg, Heubach und Alzenau an Baiern, und 2 Aemter an Kurheſſen ab, gab auch die Oberhoheit über die Landgrafſchaft Heſſen-Homburg auf, wofür er durch einen Theil des franzöſiſchen Departements Donnersberg, ſo wie durch den größern Theil des Fürſtenthums Iſenburg und einige zum Großherzogthume Frankfurt gehörigen Ortſchaften entſchädigt ward. — Das Großherzogthum Heſſen-Darmſtadt beſteht gegenwärtig 1) aus dem Fürſtenthume Starkenburg — 51 1/2 Quadratm. mit 209,434 Einwohnern (mit Zurechnung von Iſenburg, Obererlenbach und Niederurſel), 2) aus dem Oberfürſtenthume Heſſen — 86 1/4 Quadratm. mit 229,726 Einw., und 3) der Rheinprovinz — 31 1/2 Quadratm. mit 155,083 Einw., mithin der ganze Staat aus 169 1/4 Quadratm. mit 594,243 Einw., wovon ſich die Mehrzahl zur lutheriſchen Kirche bekennt; der Catholiken mögen 154,000, der Reformirten 87,000, der Juden 12,000 und der Mennoniten 820 ſeyn. Die Einkünfte ſteigen auf 4 1/2 Million Gulden, die Kriegsmacht beſteht aus 4 Regimentern und 2 Bataillonen Infanterie, 2 Regimentern und 1 Escadron Reiterei, 3 Compagnien Artillerie und aus dem Landdragoner- und Landſchützencorps, zuſammen gegen 8,000 Mann. Das Land liegt auf beiden Seiten des Rheins, und wird vom Main, der Lahn, Nidda und Schwalm durchfloſſen, iſt zwar meiſtentheils gebirgig und hügelich, indem Zweige des Odenwalds, Vogelbergs, Weſterwalds und Donnerbergs es nach allen Weiten durchziehen, ſchließt aber auch reiche und fruchtbare Thäler ein, und hat einen ziemlich beträchtlichen Getraide-, Flachs-, Obſt- und Tabacksbau, ſchöne Weinberge, eine anſehnliche Viehzucht und mancherlei Metalle und andere Mineralien. Es iſt mehr producirend als fabricirend, doch finden ſich in Oberheſſen auch anſehnliche Fabrikzweige auf dem Lande vertheilt, und Offenbach gehört zu den wichtigſten deutſchen Fabrikſtädten. Mainz iſt die größte und bevölkertſte Stadt des Landes, aber Darmſtadt, eine Stadt von 900 Häuſern und 12,000 Einwohnern, die Reſidenz und der Sitz der höchſten Staats-Collegien. Der Großherzog, welcher völlig ſouverän iſt, hat als Mitglied des deutſchen Bundes in der Verſammlung die 9te Stelle und im Plenum 3 Stimmen. Eine landſtändiſche Verfaſſung haben ſeine Staaten zwar noch nicht, doch wird an deren Organiſation gearbeitet.

* Davis (John), ein berühmter engliſcher Seefahrer, geboren zu Sandridge in Devonſhire. Er widmete ſich früh dem Seedienſt und ward 1585 mit zwei Fahrzeugen abgeſchickt, die nordweſtliche Durchfahrt zu entdecken. An der Südſpitze von Grönland, welche er ſah, konnte er vor dem Eiſe nicht landen. Er wandte ſich daher nordweſtlich und erblickte unter 64° 15″ in Nordoſten ein mit grünenden Inſeln umgebenes Land, deſſen Einwohner ihm zu erkennen gaben, daß im Norden und Weſten ein großes Meer ſey. Unter 66° 40′ erreichte er ein Land, das ganz von Eis frei war, und an deſſen Küſte er bis zur ſüdlichſten Spitze, die er das Vorgebirge des Erbarmens nannte, hinfuhr. Er kam darauf in eine 20 Stunden breite Meer-

enge, wo er eine Durchfahrt vermuthete. Da ihn aber widrige Winde hinderten, kehrte er nach England zurück. Jene Meerenge hat nachher ſeinen Namen empfangen und behalten. Davis machte in den folgenden Jahren noch zwei Reiſen in gleicher Abſicht, wurde aber jedesmal durch das Eis an der Erreichung ſeines Zwecks, wodurch ſich ſpäter Baffin berühmt gemacht hat, gehindert. Er ging 1605 als Pilot nach Indien, wo er von japaniſchen Seeräubern getödtet wurde. — Davies (John), ein gelehrter Philolog, geboren zu London 1679. Er ſtudirte zu Cambridge, ward Rector zu Fen-Dikon bei Cambridge und ſtarb 1732. Er hat geſchätzte Ausgaben des Julius Cäſar und mehrerer Schriften des Cicero geliefert.

Decazes (Elie Graf de), geboren zu St. Martin en Laye bei Libourne den 28. Sept. 1780, ſtudirte die Rechte im Collegium Vendôme. Unter Bonapartes Regierung trat er als königl. Rath in die Dienſte des Königs von Holland und ſeiner Mutter, wurde von da als Richter zum Tribunal erſter Inſtanz nach Paris berufen und 1810 zum Rath des Appellationsgerichts ernannt. Hier blieb er bis zu Bonaparte's Rückkehr von Elba, wo er ſich ſo feſt und gediegen für Ludwig XVIII. und gegen die Schritte für den Uſurpator erklärte, daß er 40 Meilen von Paris verbannt wurde. Im Schooß ſeiner Familie erwartete er ruhig des Königs Rückkehr, begab ſich dann nach Paris, wurde zum Polizeipräfecten ernannt, löſete die Kammer der Repräſentanten auf, und erhielt eine Stelle im Staatsrath. In ſteter Berührung mit dem Commando der alliirten Truppen und den Journaliſten in Paris zeigte er ſich eben ſo klug und beſonnen, als er ſich in den Proceſſen gegen Labédoyère und Ney, und nach Fouchés Entfernung, als Miniſter Staatsſecretair der Polizei, ernſt, gerecht und durchgreifend gegen die Häupter der letzten Revolution und für Erhaltung der Ordnung zeigte. Er ſetzte die berühmte Arreſtationsacte gegen die des Aufruhrs Ueberwieſenen mit Energie, aber auch mit jener Mäßigung durch, welche das Grundgeſetz der perſönlichen Freiheit zu ehren weiß; leitete die Wahl der Deputirten im ganzen Königreiche durch ſeine Decrete an die Präfecten mit einer Umſicht und klugen Berechnung der Zeitverhältniſſe, welche allein die Erhaltung der gemäßigten Conſtitution und Vereinigung aller Parteien zu Einem hohen Zweck beabſichtigte; und wußte auch die Freiheit der Rede und Preſſe, ſo weit es die Umſtände erlaubten, wieder herzuſtellen, indem nur die Journale bis zum 18. Jan. 1818 unter königlicher beſonderer Aufſicht bleiben ſollten. Er hob die höchſt beleidigenden, zweckwidrigen Ultrajournale, le Nain jaune, le Censeur, l'Aristarque, le Diligent und le fidèle ami du Roi auf. Alle Anklagen und Beſchuldigungen der verſchiedenen extremen Parteien wußte er zu widerlegen, allen Wechſel der Miniſter zu überſtehen. Immer nur das Wohl und die Einigkeit von Frankreich im Auge, beharrte er ſtandhaft bei dem Princip der gemäßigten Conſtitution, und erhielt ſich dadurch immer mehr geachtet auf ſeinem gefährlichen, überall angefeindeten Poſten. 1815 war er vom König in den Grafenſtand erhoben worden.

Decimalmaß. Hierunter verſteht man die Eintheilung der zum Maß angenommenen Einheit (Fuße, Ruthen ꝛc.) in 10 gleiche Theile; auch hat man verſucht, den Quadranten eines Kreiſes in Decimaltheile abzutheilen. In dieſem Falle wird der 10te Theil eines ſolchen Quadranten ein Decimalgrad genannt. Die franzöſiſchen Mathematiker nennen aber erſt den 100. Theil eines ſolchen Quadran-

ten einen Decimalgrad, und den 100ten eines ſolchen Grades eine Decimalminute.

Defilement (Fortification) die Beſtimmung der Lage und Höhe einer Verſchanzung in Bezug auf die nahe gelegenen Anhöhen, um den innern Raum derſelben der Einſicht des Feindes zu entziehen. Dieſe erſt von den neueren franzöſiſchen Ingenieurs wiſſenſchaftlich behandelte Beſtimmung beruht auf einer Berechnung der Entfernung und Höhe der Anhöhen nebſt dem Winkel, unter welchem Wurfgeſchütze von dort aus auf den zu befeſtigenden Raum gebracht werden können, welcher dann die Höhe der Bruſtwehr beſtimmt.

Delambre (Jean Baptiſte Joſeph, Chevalier de), geboren zu Amiens den 19. Sept. 1749, einer der größten Aſtronomen unſerer Zeit, Schüler des berühmten Abbé Delille. Die Aſtronomie verdankt ihm die gelehrteſten Beobachtungen, folgenreichſten Erfahrungen und manche tiefgegründete Berichtigung früherer Theorien. Er iſt Mitglied des Inſtituts, Schatzmeiſter der Univerſität und beſtändiger Secretär der Akademie der Wiſſenſchaften, und erhielt vom Könige die Orden der Ehrenlegion und des heil. Michael. Seine höchſtintereſſanten und vorzüglichſten Werke ſind: Tables de Jupiter et de Saturne 1789, in 4to. — Méthodes analytiques, pour la détermination d'un arc du Méridien, précédées d'un mémoire sur le même ſujet, par A. M. Legendre, 1799, 4to. — Tables Trigonometriques décimales. — Mit Mechain: Bases du Syſtème mètrique décimal, ou Mesure de l'Arc du Méridien compris entre les parallèles de Dunkerque et Barcelone 1806 — 14. 3. Vol. in 4to. — Abrégé d'Astronomie, 1813 in 8vo. — Notes sur la Composition mathématique de Ptolomée, in der Ueberſetzung des Halma. — Ihm dankt man ſeit 1793 den Beweis, daß die Refraction in den heißen Zonen dieſelbe, wie in den gemäßigten iſt, ſo wie die herrlichen neuen Mondstafeln.

Demidoff (Nicolaus Graf von), ſtammt von der alten Familie der Demidoff, welche in Siberien die Eiſen-, Kupfer-, Gold- und Silberbergwerke entdeckte, und die erſte Cultur in dieſen Wüſten verbreitete. Graf Nicolaus iſt 1774 zu Petersburg geboren, Geheimerath und Kammerherr des Kaiſers Alexander, Commandeur des Johanniter-Ordens und Ehrenmitglied der Univerſität von Moskwa. Er trat früh in Militärdienſte, zeichnete ſich als Adjutant des Prinzen Potemkin im Türkenkriege aus, vermählte ſich mit einer Gräfin Stroganoff und nahm den Abſchied als Oberſt. Warmer Freund der Naturkunde und der Künſte, und voll Eifer, die Cultur in ſeinem Vaterlande mehr und mehr zu verbreiten, unternahm er eine lange Reiſe nach Deutſchland, Italien, Frankreich und England, um überall zu lernen und zu beobachten, und ſendete mehrere ſeiner Bergleute und Eiſenwerker nach Steiermark, um ſelbſt geübte Lehrer und Verbeſſerer zu bilden. Jedem Ruſſen iſt es nun erlaubt, in ſeinen trefflich eingerichteten Werken und Fabriken zu lernen, da er nicht lucrative Plane mittelſt eines Monopols, ſondern die reinſte Abſicht zum Wohl des Ganzen hegt. 1812 errichtete er auf ſeine Koſten ein ganzes Regiment, und führte daſſelbe ſo lange gegen den Feind, bis Rußland gänzlich befreit war. Er widmete ſich hierauf abermals den Studien und der Verbeſſerung ſeiner Fabriken. Da der Univerſität von Moskwa alle naturhiſtoriſchen Schätze verbrannt worden, ſchenkte er derſelben ſein ausnehmend reiches Kabinet, während er ſeine Gemähldegallerie und Seltenheiten täglich vermehrt. Die Eiſenblöcke

an den berühmten 4 eiſernen Brücken in Petersburg (1813) ſind aus ſeinen Fabriken, und beweiſen wie weit dieſe Arbeiten in Rußland gediehen ſind.

Depoſito-Banken ſind Bank-Anſtalten, bei welchen Vorräthe edlen Metalls in Stangen oder gemünzt hinterlegt werden zur ſichern Aufbewahrung und Erleichterung des Handels. Ueber die hinterlegten Summen werden entweder von der Bank Scheine ausgehändigt, welche im Verkehr als Münze umlaufen können, oder die Bank gibt dafür bloß Credit auf ihre Bücher. Im letztern und zwar gewöhnlichſten Falle führt die Depoſito-Bank den Namen Giro-Bank (ſ. d. Art.) Die Münze, welche bei allen Geſchäften der Anſtalt zum Grunde gelegt wird, iſt der Regel nach eine bloß eingebildete Münze, welche Bankgeld (richtiger Bankmünze) heißt, zum Unterſchiede der wirklich umlaufenden Metallmünze oder des Curantgeldes. Dieſe Bankmünze iſt auf den Weltwerth der edlen Metalle geſtützt, daher haben die Veränderungen des Münzfußes darauf gar keinen Einfluß; ſteht dieſelbe im Curs beſſer, als die umlaufende Münze, ſo beruht dies einzig darin, daß der Ausmünzungsfuß nicht mit dem Metallwerthe übereinſtimmt. Die erſte Bank-Anſtalt dieſer Art entſtand zu Venedig, dem Hauptmarktplatze von Europa, vor Entdeckung der Umfahrt um die ſüdliche Spitze Afrika's; die zweite zu Amſterdam im Jahre 1609, nach dem Plane der venezianiſchen; die dritte zu Hamburg im Jahre 1619, und die vierte zu Genua. Nach dieſen Muſtern errichtete auch Friedrich der Große im Jahre 1765 eine ähnliche Anſtalt in Berlin, und beſtimmte für ſie eine beſondere eingebildete Münze. Ein Pfund Banco wurde zu einem Viertel Friedrichsd'or, 35 auf die Mark, zu 21 Karat 9 Gran fein beſtimmt, und 131 1/4 Thlr. preuß. Curant ſollten 100 Pfund Banco ausmachen. Die Depoſito-Bank muß zwar jedesmal den Preis beſtimmen, indem ſie die Münzmetalle annimmt, aber ſie muß dann den Preis ihrer eigenen Münze, d. h. des Credits, den ſie auf die hinterlegten Summen giebt, lediglich dem freien Verkehr überlaſſen; dieſer Preis wird ſich ohnehin ſtets nach dem Marktpreiſe der Münzmetalle richten. Urſprünglich war dies anders; die Curantmünze gab der Bankmünze ihren Preis, oder vielmehr Bankmünze und Curantmünze waren Eins. Die Abweichungen vom Metallweltwerthe in der Ausmünzung haben den gewöhnlichen höhern Werth der Bankmünzen geſchaffen; es kann jedoch auch geſchehen, daß die Curantmünze einen höhern Preis hat als die Bankmünze, welcher Fall z. B. leicht eintritt, wenn die Sicherheit der Bank gefährdet iſt. Die Vortheile, welche Depoſito-Banken einem Staate gewähren, ſind hauptſächlich folgende: 1) die in den Gewölben der Bank niedergelegten Baarſchaften ſind weder dem natürlichen Verderben durch Abnutzung, noch dem künſtlichen durch Kipper und Wipper ausgeſetzt, zugleich aber gegen Diebſtahl, Feuersgefahr und ſonſtige Zufälle mehr geſichert, als in den Wohnungen der Bürger. 2) Sie erleichtern den Verkehr, denn ſie vermindern die Fracht und alle mit dem Tauſche der Münzen und Metalle verbundenen Beſchwerden, Koſten und Gefahren. 3) Sie geben dem Handel eine beſtimmte Richtung im Waarenpreiſe, und hindern allen Betrug, ſo wie jede Uebervortheilung in den Münzberechnungen. In der Bankmünze nämlich erhält man eine feſte Weltmünze, die überall ohne Schwierigkeiten zum Werth- und Preismaßſtabe gebraucht werden kann, und die zugleich den Handel gegen die Gefahren ſichert, in welche ihn Münzveränderungen oder willkür-

liche Beſtimmungen des Nennpreiſes der Münzen bringen können. Eine Mark Banco z. B. bei der Hamburger Bank enthält heute noch eben ſo viel reines Silber, als vor hundert und mehrern Jahren, während welcher Zeit ſich der Münzfuß der übrigen umlaufenden Münze in den verſchiedenen Ländern mehr oder weniger verſchlechtert hat, daher ſolche gegenwärtig gegen die Bankmünze Agio gibt. Dieſe Feſtigkeit der Bankmünze erleichtert ausnehmend die Geſchäfte des Großhändlers, welcher ſeine Rechnung nach derſelben macht, und jede currante oder umlaufende Münze auf Bankmünze reducirt. 4) Sie ſind das ſicherſte Mittel, ohne allen Zwang das nachtheilige Eindringen fremder ſchlechter Münzſorten in den innern Umlauf zu verhüten, und können vielmehr dem inländiſchen Kaufmanne noch Vortheil dabei gewähren; derſelbe erhält nämlich dadurch Gelegenheit, fremde Münze in der Bank zu hinterlegen, ſich für ihren Weltwerth einſtweilen Credit zu verſchaffen und den Zeitpunkt abzuwarten, wo er dieſe Münze wieder mit Vortheil abzuſetzen im Stande iſt; gerade dies hat dem Amſterdamer Handel beträchtlichen Gewinn verſchafft. — Alle dieſe Vortheile vermag indeß eine Depoſito-Bank nur ſo lange zu gewähren, als ſie in ihrer Reinheit erhalten wird; ſobald, wie es leider häufig der Fall geweſen, fremdartige Geſchäfte, namentlich die Geſchäfte einer Leih-, Disconto- oder Zettelbank, mit ihr verbunden werden, verwandelt ſich plötzlich ihre Natur, und jene Vortheile müſſen großentheils von ſelbſt wegfallen. K. M.

Deſcenſion, ſ. Abſteigung.

Desgenettes (R. Dufriche) ſtammt aus einer edeln Familie in der Bretagne und iſt geboren 1762. Er widmete ſich ſchon früh dem Studium der Arzneiwiſſenſchaften, und trat 1796 unter Bonaparte's Armee in Italien zum erſten Male als gerühmter Arzt auf; zog auch mit ihm 1799 nach Aegypten, wo er ſich durch ſeine Freimüthigkeit nicht weniger, als durch die raſtloſe Bemühung und Aufopferung für das Wohl der Soldaten, beſonders beim Ausbruche der Peſt in Syrien, auszeichnete, und ſich den ſchändlichen Unmenſchlichkeiten des Feldherrn gegen die Kranken von Jaffa kräftigſt widerſetzte. Nach Bonaparte's Flucht blieb er im innigſten Verhältniß beim General Kleber zurück, mußte aber nach deſſen Ermordung Aegypten verlaſſen, und die Direction des Hoſpitium von Val de Grace übernehmen. 1805 wurde er nach Spanien geſendet, um die Natur des verheerenden gelben Fiebers zu ſtudiren, und machte dann als Medecin en chef alle Feldzüge Napoleons mit, bis er 1812 zu Wilna gefangen wurde. Vom Kaiſer Alexander frei gelaſſen, eilte er nach Dresden, ſchloß ſich dort wieder an die Armee an, und blieb in Torgau, bis die Rückkehr des Königs ihn nach Paris rief, und ihn mit dem Commandeurkreuz der Ehrenlegion ſchmückte. Wir verdanken ihm viele höchſt intereſſante Werke.

* **Deſſau** (Anhalt-), eins von den drei noch beſtehenden anhaltiſchen Fürſtenthümern, welches bei der letzten Theilung im Jahr 1603 an Johann Georg kam (ſ. Anhalt.). Es enthält, den 1793 geerbten Antheil der Zerbſter Lande mitgerechnet, jetzt 17 Quadratmeilen mit 54,000 Einwohnern. Die Abgaben ſchätzt man auf 510,000 Gulden. Außerdem beſitzt der Herzog noch einige Marktflecken, Dörfer und Landgüter unter preußiſcher Hoheit, deren Ertrag man auf 200,000 Gulden anſchlägt. Das Militär beträgt 800 Mann. Seit 1807 führen die Fürſten den Herzogstitel. Der jetzige Herzog iſt **Leopold Friedrich**, geboren den 1. Oct. 1794, welcher 1817 ſeinem

Großvater Leopold Friedrich Franz folgte. Ueber das Leben und die Verdienſte dieſes letztgenannten preiswürdigen Regenten ſehe man den Art. Franz (Leopold Friedrich).

Deutſcher Bund, ſ. den Art. Deutſche Bundesverſammlung und Deutſchland.

Deutſche Kirche, ſ. Deutſchland, Concordat.

Deutſche Mahlerei. Das Eindringen der Römer an die Ufer des Rheins und der Donau bewirkte eine große Veränderung in den Sitten der deutſchen Völker. Sinn für Kunſt wurde hier zuerſt durch ſie geweckt. Die byzantiniſche Mahlerſchule herrſchte in allen ihren Verzweigungen auch am Rhein, wie über den ganzen Weſten. Ihre orientaliſch-düſtere Trockenheit erheiterte ſich auch in dieſen Gegenden nicht vor dem 13ten Jahrhundert; dann aber brach ein frohes Naturgefühl auf einmal durch. Die Plaſtik eilte auch in Deutſchland der Mahlerei voraus, doch dieſe folgte fromm und emſig nach. Die Kennzeichen der Gemählde aus jener frühſten Zeit ſind: der Goldgrund, mit eingedruckten Heiligenſcheinen ums Haupt, deſſen glänzende Metallfläche oft mit wunderlichen Blumen tapetenartig gemuſtert war, und durch braune Umriſſe und Schattirungen in vergoldetes Schnitzwerk verwandelt ſchien; klare, heitere Farben, ohne Harmonie, aber auch ohne Buntheit, zarte Umriſſe. Betrachten wir die verſchiedenen deutſchen Lande in dieſer frühern Zeit, ſo war es in Oeſterreich beſonders der Abt Reginbald, der das Kloſter zu Murr im Jahre 900 ſtiftete und die Liebe für Kunſt weckte. Ihm folgten dort der heil. Thiemo zu Salzburg, und beſonders Giſela, Königin von Ungern und Gemahlin des heiligen Stephanus, hierin. Ludwig der Fromme erhielt von dem byzantiniſchen Kaiſer ſchon koſtbare Kunſtgeſchenke. Kaiſer Carl IV. rief beſonders viele geſchickte Mahler nach Böhmen, wo ſich ſchon im Jahre 1348 eine Mahlerzunft bildete. Die ſchleſiſchen und mähriſchen Fürſten lebten in freundſchaftlicher Verbindung mit den griechiſchen Kaiſern. Der heil. Methodius, der im Jahre 863 als Miſſionär zu den Slaven geſchickt wurde, wird als ein geübter Mahler geprieſen, der ſeine Kunſt zur Unterſtützung des Bekehrungsgeſchäftes gebrauchte. Die erſten ſchleſiſchen Biſchöffe waren Italiener, welche die frommen Gemählde überall zur Beförderung der Religion benutzten. In der Eliſabethskirche und der Kirche der heil. Barbara zu Breslau findet man noch höchſt merkwürdige uralte ſolche Gemählde. Das berühmteſte Monument dieſer Art iſt aber die gemahlte Hedwigstafel in der Kirche zu Bernhardin in Breslau; auf dieſer Tafel ſind in 32 Vierecken lauter verſchiedene Begebenheiten aus dem Leben der heil. Hedwig dargeſtellt. Im Jahre 1450 fing ſchon eine bedeutende Mahlerſchule in Breslau an zu blühen, früher alſo noch als die Nürnberger. In Baiern ſuchte Herzog Theodor II. durch den heil. Rupert, den er 696 von Worms nach Baiern berief, die chriſtliche Religion mehr auszubreiten, und hier, wie überall, knüpfte ſich die Einführung der Mahlerkunſt an die des Chriſtenthums. In den Benedictinerklöſtern wurden die Künſte am eifrigſten ausgebildet. Alfred und Ariram, von denen der letztere ein Mönch von St. Emmeran war, wurden als die größten baieriſchen Künſtler jener Zeit genannt. Wernher von Tegernſee zeichnete ſich beſonders durch ſeine herrlichen Glasmahlereien aus. Als Mahler des 15ten Jahrhunderts in Baiern wurden Gleißmyller, Maier, Mächſelkircher, Füterer und Zawerhack gerühmt. In Franken finden wir

die erſten Spuren der Kunſt zu den Zeiten des heil. Bruno, der im Jahre 1042 den Dom zu Würzburg von Grund auf neu erbauen ließ. Kaiſer Heinrich und ſeine Gemahlin, die heil. Kunigunde, beſchützten hier die Künſte ſehr. In dem Kloſter Heilsbronn findet man noch mehrere Gemählde aus den Zeiten des heil. Otto, Biſchofs zu Bamberg, der 1139 ſtarb. Nürnberg müſſen wir beſonders erwähnen, als denjenigen Ort, wo die mühſam-künſtliche Bildſchnitzerei ſowohl als die Mahlerei, ſehr früh ſchon zu einer hohen Stufe der Vollendung gebracht wurden. Die uralten Mahlereien in der Marienkirche und in der St. Sebaldskirche daſelbſt ſind merkwürdig. Zu den früheſten nürnbergiſchen Mahlern gehören: Hans Traut, Kulenbach, Hans Bäuerlein und Michael Wolgemuth. Es gab über dem viele treffliche Glas- und Miniaturmahler daſelbſt. In Schwaben wurde zuerſt das Kloſter Hirſchau durch viele Kunſtſchätze berühmt. Sehr viele Klöſter und Kirchen gaben der Kunſt Gelegenheit ſich hier zu entfalten, ſo wie auch viele Handſchriften hier mit köſtlichen Miniaturen geſchmückt wurden. In Augsburg, Ulm, Nördlingen gab es ſchon früh kunſtgeſchickte Meiſter. Am Oberrhein wurde durch Carl den Großen der Sitz aller Cultur errichtet. Mainz, Trier, und ganz beſonders Cöln waren die erſten Kunſtſitze jener Zeit. Wir können annehmen, daß die Periode vom J. 1153 bis 1350 für deutſche Kunſt ſo wie für Poeſie und Sprache entſcheidend war. Damals blühte in Cöln die älteſte deutſche Mahlerſchule, welche die ſpätere zu Nürnberg an Reinheit des Styls und ſtiller Lieblichkeit weit übertraf. Die meiſten ihrer Gemählde ſind auf Holz gemahlt, welches erſt mit einem Kreidegrunde, dann mit Leinewand überzogen wurde, auf welche wieder ein Grund von Kreide und Bolus, und ein Goldgrund aufgetragen war. Die Farbenpracht erhielt ſich darauf im wunderſamſten Glanze. Das berühmteſte Kunſtwerk jener Zeit iſt das herrliche Altargemählde im Dom zu Cöln, von welchem man nicht einmal beſtimmt den Mahler kennt; man ſchreibt es bald einem Wilhelm von Cöln, bald dem Peter Calf zu. Die Sammlungen von Wallraff, Boiſſerée, Fochem und Bettendorf enthalten die köſtlichſten Gemählde jener Kunſtperiode. Friedrich Schlegel machte zuerſt darauf aufmerkſam. In Frankfurt zeichneten ſich beſonders die trefflichen Glasmahler aus. Auch blühte in gedachter Kunſtperiode der dichtungsreichſte der altdeutſchen Meiſter, Hemmelink, deſſen Werke voll Kühnheit und Gluth ſind. In Heſſen und Thüringen wurde der Erbauer der Wartburg, Graf Ludwig II., auch der erſte Beſchützer der Kunſt. Die alte Eliſabethenkirche zu Marburg enthält noch viele Denkmale uralter Kunſt. In Sachſen beſchützte Heinrich I. am früheſten die Künſte. Nicht allein in Kirchen und Klöſtern, ſondern auch in zierlichen Handſchriften und auf den in Nonnenklöſtern geſtickten Meßgewändern und Altarbehängen muß man die Kunſtgebilde jener frühern Zeiten ſuchen. In Niederſachſen und Weſtphalen lebten zuerſt ausgezeichnete Künſtler in den Abteien Corvey, Minden, Hildesheim und Osnabrück. Es iſt unglaublich, wie viele Kunſtdenkmale aus dieſer früheſten Zeit noch überall in Deutſchland exiſtiren; ſie wurden ſonſt zu wenig beachtet, und in neueſter Zeit werden ſie überſchätzt. Die fromme Gemüthlichkeit, die ſtille Einfalt dieſer Werke ſoll geliebt und bewundert, aber nur nicht von Kunſtjüngern nachgeahmt werden. Dieſe werden uns leicht alle Mängel der richtigen Verhältniſſe, der Haltung, Perſpective und Anatomie wiedergeben, ohne von

dem innern Sinne durchdrungen zu ſeyn! — Eine zweite wichtige Kunſtperiode war die Zeit für Deutſchland, wo der tiefſinnige Albrecht Dürer, den ſelbſt Rafael hochſchätzte, lebte (von 1471 bis 1528), der ſich zuerſt in Wolgemuths Schule und dann durch eine Reiſe durch Deutſchland, die Niederlande und Italien bildete. Martin Schön erwarb ſich ſchon früher großen Ruhm; man kann ihn mit Recht den deutſchen Perugino nennen; ſeine Werke haben große Aehnlichkeit mit denen dieſes Meiſters, und beide ſtanden auch in freundſchaftlichem Briefwechſel. Lucas Cranach, geboren 1470, geſtorben 1553, ſtand von früher Jugend an im Dienſte des ſächſiſchen Churfürſten Friedrichs des Weiſen, mit dem er 1493 nach Paläſtina zog; er genoß ſpäter die ausgezeichnete Freundſchaft Johann Friedrichs des Großmüthigen, den er ſogar fünf Jahre lang ins Gefängniß begleitete. Seine Gemählde gewannen beſonderes Intereſſe durch die Bildniſſe der ausgezeichnetſten Perſonen ſeiner Zeit, die er darin anbrachte. Er hat viel Wahrheit und eine zarte Behandlung des Pinſels, aber ſeine Arbeiten ſind äußerſt hart, trocken und flach. Viele geſchickte Mahler gehörten zu der Familie Holbein; der ausgezeichnetſte darunter war Hans Holbein, geboren 1495, geſtorben 1554. Dieſen kann man wohl den deutſchen Leonardo da Vinci nennen. Er arbeitete mehrere Jahre in England; faſt alle Gallerien beſitzen treffliche Werke von ihm; zu den berühmteſten gehören ſeine Madonna mit der Familie des Bürgermeiſters Meyer in der Dresdner Gallerie und ſein Todtentanz. Ferner müſſen wir Altdorfer, Beham, Bink, Penez, Burgkmaier, Scheuffelin, Grünewald, Schoen, Springinklee, Schooreel, Lucas von Leyden, Hemskerk, Füßli, Joan von Mabuſe, Sutermann, Goltzius, Franz Floris, Franz Frank, Chriſtoph Schwarz, Rottenhammer, und beſonders Adam Elzheimer, als die vorzüglichſten Künſtler der deutſchen Schule im 16ten Jahrhundert nennen. Die mehreſten waren auch Kupferſtecher. Ihre Ideen waren oft ſehr poetiſch, bisweilen zu tiefſinnig allegoriſirend. So fleißig ihre Ausführung war, ſo fehlte ihnen meiſt höherer Schönheitsſinn, richtige Zeichnung, Haltung des Ganzen durch Helldunkel und durch ein willkürliches Aufopfern kleinlicher Nebendinge, und Gefühl für edle reine Idealform. Im 17ten und der erſten Hälfte des 18ten Jahrhunderts, war die Kunſt in Deutſchland ganz geſunken. Mengs weckte zuerſt wieder ein reineres Streben; er und Winkelmann ſind die wahren Wiederherſteller der Kunſt. Sein ſtrenger Ernſt wurde von ſeinen Schülern und Nachahmern weniger befolgt; die meiſten neigten ſich zu einer heitern Flüchtigkeit und oft etwas flachen Buntheit bei ihren lieblichen gefälligen Compoſitionen; wir nennen hier beſonders Maron, Unterberger, Oeſer und Angelika Kaufmann. Wilhelm Tiſchbein aus Heſſen gebürtig, welcher lange Zeit in Neapel lebte und ſich jetzt in Eutin befindet, gehört zu den merkwürdigſten neuern Künſtlern. Sein Geſchmack iſt rein, ſein Styl edel, ſeine Phantaſie ungemein ſchöpferiſch und dichteriſch; er weiß in ſeinen geiſtvollen Skizzen der ganzen belebten und unbelebten Natur Sprache und Phyſiognomie zu geben. Seine Umriſſe zu den homeriſchen Gedichten ſind berühmt. Füger ſtiftete eine treffliche Mahlerſchule als Director der Akademie in Wien; reiner Schönheitsſinn und echter Idealſtyl zeichnen ihn beſonders aus. Seine Zeichnungen zu Klopſtocks Meſſias ſind berühmt. Hetſch in Stuttgart iſt nicht allein ſelbſt ſehr geſchickter Künſtler, ſondern er bildete

auch manches jugendliche Talent. Wächter daſelbſt zeichnet ſich durch einen einfachen, frommen und oft großen Styl aus. Sein Hiob iſt grandios gedacht und ausgeführt; man könnte ihn den Deutſchen Garofalo nennen. Gerhard von Kügelgen, Profeſſor an der Dresdner Kunſtakademie, gehört zu den ſinnigſten und ausgezeichnetſten deutſchen Künſtlern. Seine Ideen ſind außerordentlich ſchön und tief durchdacht; ſeine Ausführung vereint die Kraft und Grazie der italieniſchen Schule mit dem Fleiß und Farbenzauber der Niederländer. Seine Portraits ſind eben ſo treffend wahr, als ſeine hiſtoriſchen Gemählde bedeutend und vollendet. Profeſſor Hartmann in Dresden iſt einer der wiſſenſchaftlichſten jetzigen Künſtler. Sein Aeneas, ſein Hektor ꝛc. ſind eben ſo trefflich in Zeichnung und Compoſition, als ſein Eros und Anteros, ſein Erlkönig ꝛc. dichteriſch ſchön ſind. Seine neuern Werke (mehrere Geſichte aus der Offenbarung) ſind geiſtvoll und kühn, ahmen aber dem Michel-Angelo Buonarotti faſt zu ſehr in ihrer Tendenz nach. Seine Portraits haben ſprechende Wahrheit. Profeſſor Matthäi zeichnet ſich in Portraits aus, beſonders in männlichen Köpfen, und hat ſchon in mehreren Altarblättern bewieſen, welch ein braver Zeichner und wie erfahren in allen techniſchen Theilen der Kunſt er iſt. Profeſſor Rösler hat ſich neuerlich in mehreren Gemählden aus der ſächſiſchen Geſchichte als einen denkenden und auf dem richtigſten Wege fortſchreitenden Künſtler gezeigt. Profeſſor Seydelmann ſteht einzig in ſeiner Geſchicklichkeit, große Sepiazeichnungen auszuführen. Der verſtorbene Graff gehörte zu den trefflichſten Portraitmahlern. Profeſſor Weitſch in Berlin iſt ſehr geſchickt in Behandlung ſowohl, als Erfindung. Hummel und Nahl in Caſſel verdienen die ehrenvollſte Erwähnung. Retzſch in Dresden iſt geiſtvoller Erfinder kleiner romantiſcher Scenen. Seine Skizzen ſind ſchön. Vogel war der lieblichſte Kindermahler; er hatte ſehr viel Schmelz und Weichheit. Sein Sohn, der gegenwärtig in Rom lebt, iſt ausgezeichneter Portraitmahler; ergibt ſich jetzt aber auch leider dem Streben nach altdeutſcher Manier, welches ſo viele der genialſten jungen deutſchen Künſtler in Italien von dem wahren Wege der Natur und echter Kunſt lockt, und zu eckiger Unbeholfenheit, magern Formen, trockener Farbengebung und Vernachläſſigung der Perſpective verführt. Die erſte Richtung bekam dieſer neu-alterthümelnde Kunſtgeſchmack durch die myſtiſche Frömmigkeit vieler Dichter und Schriftſteller. Göthe ſpricht in ſeinem zweiten Hefte über Kunſt und Alterthum ſehr gewichtige Worte dagegen; möchten ſie offnen Eingang finden! Die Brüder Riepenhauſen aus Göttingen, die ſeit mehr als 10 Jahren in Rom leben, neigten ſich ſonſt ſehr zu dieſer Partei, doch kehrten ſie dem beſſern Wege der rafaeliſchen Schule ſeit mehreren Jahren wieder zu. Overbeck, Cornelius, Schadow der jüngere, Julius Schnorr, ſind lauter höchſt talentvolle, tieffühlende junge Künſtler, die jetzt in Rom jenen Weg oder vielmehr Abweg befolgen. Möge der geſchicke Näcke ſich davon frei erhalten. Mit unendlich zarter Phantaſie begabt war der frühverſtorbene Runge, deſſen liebliche Hieroglyphen, Arabesken, wahre Dichtungen ſind. Im Landſchaftsfach zeichnen ſich die deutſchen Künſtler Philipp Hackert, Reinhart, Mechau, Klengel, Wehle, Veith, Zingg beſonders aus. Ein neues Fach ſchuf ſich der geniale Friedrich in Dresden, welcher myſtiſch-religiöſe Bedeutung in die Landſchaftsmahlerei zu legen weiß. Auch er verſchmäht oft alle Kunſtregeln, doch hat er den großen Vorzug,

nur ſeiner oft düſtern, aber ſtets erhabenen Phantaſie zu folgen, und nicht altdeutſche Meiſter nachzuahmen. So bleibt ihm die intereſſanteſte Eigenthümlichkeit. — Unter den Kupferſtechern verdienen Chodowiecky, Müller, der Vater, in Stuttgart, und der leider ſo früh verſtorbene jüngere Müller in Dresden, der das berühmte Blatt der ſixtiniſchen Madonna nach Rafael vollendete, Bauſe, Haldenwang, Jury, Darnſtedt, Seyffert, Böhm, Bolt, Schwerdtgeburth und manche Andere ſehr ehrenvolle Auszeichnung. Sehr geübte Zeichner ſind Ramberg und Kolbe; erſterer hat eben ſo viel Talent als leider auch Manier. Die vorzüglichſten Kunſtſitze in Deutſchland ſind: Dresden, München, Wien und Berlin; an dieſen vier Orten ſind auch ſehr bedeutende Malerakademien. Um ausführlichere Kunde über deutſche Mahlerkunſt zu bekommen, ſind „Fiorillo's Geſchichte der zeichnenden Künſte in Deutſchland und den vereinigten Niederlanden," „Göthe's Hefte über Kunſt und Alterthum in den Rhein- und Maingegenden" und die Schilderungen der Boiſſeréeſchen Sammlung altdeutſcher Gemählde in Heidelberg ganz vorzüglich nachzuleſen. L. C.

† Deutſches Meer. Seinen Flächeninhalt ſchätzt man auf 10,000 Quadratmeilen.

Deutſcher Orden, ſ. deutſche Ritter.

* Deutſches Recht (jus germanicum). Wir verſtehen unter deutſchem Recht in weiterm Sinn den Inbegriff der auf poſitiven Geſetzen und auf Gewohnheiten der Völker deutſcher Abkunft beruhenden Rechtsgrundſätze, mögen jene Geſetze und Gewohnheiten auch zu einer Zeit Statt gefunden haben, wo dieſe Völker ſich nicht innerhalb der Gränzen des nachherigen deutſchen Reichs aufhielten. In dieſer Bedeutung gehören dazu die Geſetze der Salier, Ripuarier, Allemannen, Baiern, Frieſen, Sachſen, Angeln, Burgunder, Gothen, Longobarden, ſo wie die Capitularien der fränkiſchen Könige. Im engern Sinne aber verſteht man darunter nur diejenigen Rechte, welche innerhalb der Gränzen des deutſchen Reichs entſtanden ſind, und wenigſtens für gewiſſe Zeiten und Orte gegolten haben. Man unterſcheidet ein deutſches Staats- und ein deutſches Privatrecht. Letzteres zerfällt wieder in das gemeine und beſondere, je nachdem es für alle oder nur gewiſſe deutſche Länder, für alle oder nur gewiſſe Perſonen oder Stände, für alle oder nur gewiſſe Rechtsgeſchäfte gültig geweſen. Der Zeit nach kann man ein altes, mittleres und neues deutſches Recht unterſcheiden. Das alte deutſche Recht iſt dasjenige, welches bis zum Erlöſchen der Carolinger galt. Die Quelle deſſelben ſind die oben erwähnten älteſten deutſchen Geſetze und die Geſchichte. Das darauf folgende mittlere deutſche Recht floß urſprünglich aus alten deutſchen Gewohnheiten, welche in den Schöppenſtühlen (beſonders zu Söſt, Halle, Cöln, Lübeck, Magdeburg) ſich weiter ausbildeten, und ſeit dem 13ten Jahrhundert in mehrere Sammlungen gebracht wurden, von denen der Sachſen- und der Schwabenſpiegel (ſ. beide Art.) das größte Anſehen erlangten. Doch dienen ſie alle, ſo wie die in einzelnen deutſchen Ländern und Städten unter öffentlicher Autorität eingeführten Landrechte (z. B. das jülichiſche, öſterreichiſche, frieſiſche, emſiger, femarnſche, baieriſche, ditmarſiſche) und alten Stadtrechte (z. B. das ſöſtiſche, ſtrasburgiſche, ſtadiſche, lübeckſche) nebſt den Weisthümern d. h. den im Mittelalter zwiſchen Landesherrn und Gemeinden über Gegenſtände des öffentlichen und Privatrechts geſchloßnen Verträgen,

als hiſtoriſche Erkenntnißquelle des mittlern deutſchen Rechts, deſſen noch jetzt fortdauernder unmittelbarer Gebrauch jedoch in der Allgemeinheit nicht präſumirt wird. Das neuere deutſche Recht endlich beruht theils ebenfalls auf Gewohnheitsrechten, theils auf allgemeinen deutſchen Reichsgeſetzen, als da ſind die Reichsabſchiede und Reichsbeſchlüſſe, beſonders der Landfrieden, die Kammergerichtsordnung, die Notariatsordnung, die Reichspolizeiordnungen, der weſtphäliſche Friede, die Wahlcapitulationen u. ſ. w., theils auf den Geſetzen einzelner Länder, Städte und Gemeinheiten. Zwar haben Eckhard, Hufeland und Andere überhaupt das Daſeyn eines gemeinen deutſchen Privatrechts geleugnet; aber Selchow, Pütter und Runde haben dieſe Meinung mit ſiegenden Gründen beſtritten. Denn wenn auch ſeit der Zeit, wo fremde Rechte die mittlern deutſchen Rechtsgewohnheiten dergeſtalt verdrängten, daß ihre Gültigkeit nicht mehr vorausgeſetzt wurde, ſondern ſie vielmehr nur als allgemeingültige Abweichungen von den fremden Privatrechten anzuſehen waren, kein die wiſſenſchaftlichen Gränzen des Privatrechts ausfüllendes gemeines deutſches Recht vorhanden war, ſo kann doch auch einer Sammlung ſolcher Abweichungen dieſer Name beigelegt werden, und ſelbſt nach Auflöſung des ehemaligen deutſchen Reichsverbandes iſt die fortwährende Gültigkeit dieſes Rechts allenthalben zu vermuthen, wo nicht ſchon früher oder ſeitdem beſondere Geſetze es aufgehoben haben. Unter den zahlreichen Schriftſtellern über das deutſche Privatrecht nennen wir nur Runde und deſſen Commentator Danz. Das vornämlich durch Pütter und Leiſt ſyſtematiſch bearbeitete deutſche Staatsrecht hat mit Aufhebung des deutſchen Reichs ſeine unmittelbare praktiſche Anwendbarkeit verloren; das vornämlich von Moſer bearbeitete Territorial-Staatsrecht der einzelnen deutſchen Länder aber die vielfachſten Abänderungen erlitten. Das vermeintliche Staatsrecht des rheiniſchen Bundes, welches Zachariä wiſſenſchaftlich behandelt hat, iſt mit dieſem Bunde erloſchen.

† Deutſches Theater. Die neuern Dichter, deren Werke gegenwärtig auf der Bühne geſehen werden, ſind außer den genannten: Klinger und Werner (ſelten), A. Müllner, Oehlenſchläger, Fr. v. Kleiſt, Fouqué (beide ſelten), Theodor Körner, Klingemann, Grillparzer, Fr. Kind, Clauren, Steigenteſch, Stoll, Conteſſa, Caſtelli, Wolf, Frau v. Weiſſenthurn, Vogel, Jul. v. Voß, Holbein, Schink ꝛc. Von bedeutenden Schauſpielern wiſſen wir außer den obigen nur Devrient, Eßlair, Krüger in Wien, eine Schröder, ebendaſelbſt ꝛc. zu nennen. Wir verweiſen unſere Leſer übrigens auch auf die eben erſchienene Geſchichte des Leipziger Theaters (von Blümner), in welcher nicht nur dieſes, ſondern auch die wichtigſten Phänomene der deutſchen Bühne überhaupt gewürdigt worden ſind.

† Deutſchland. S. Germanien, und wegen des Geographiſchen und Statiſtiſchen den nächſten Art. — Ueber die ehemalige Reichsverfaſſung geben der Art. Reich (deutſches), ſo wie über vieles Einzelne die darauf zunächſt folgenden Art. Auskunft.

Deutſchland, in geographiſcher und ſtatiſtiſcher Hinſicht. — Deutſchland, in Oſten von den preußiſchen Provinzen Weſtpreußen und Poſen, dem Königreiche Polen, dem Freiſtaate Krakau und den öſterreichiſchen Königreichen Galizien, Ungern und Croatien, in Süden von dem adriatiſchen Meere, dem lombardiſch-venetianiſchen Königreiche und Helvetien, in Weſten von Frankreich und dem

Königreiche der Niederlande, endlich in Norden von der Nordſee, dem Königreiche Dänemark und der Oſtſee begränzt, erſtreckt ſich vom 23. bis 37ſten Grad der Länge und vom 45- bis 55ſten Grad nördlicher Breite, und hat einen Flächeninhalt von 11,600 Quadratmeilen. Es wird von 500 Flüſſen durchſtrömt, unter welchen 60 ſchiffbare ſind. Die wichtigſten ſind die Donau, der Rhein, die Weſer, die Elbe und die Oder. (S. die beſondern Art.) Unter den Seen ſind die wichtigſten der Bodenſee, der Chiemſee, der Cirknizer See, der Traunſee, der Wurmſee, der Mannsfelder ſalzige und ſüße See, der Dümmerſee u. ſ. w. Der Boden iſt ſehr verſchieden, im ſüdlichen Theile gebirgig, im nördlichen größtentheils eben. Gegen die Nord- und Oſtſee hat Deutſchland einen ſtarken und weit von Süden her ſich erſtreckenden Abhang, und muß beſtändig, beſonders im Nordweſt, mit dem eindringenden Meere kämpfen. Der weſtliche Theil hat ſeine eigene Abdachung theils von den Vogeſen, theils von den höchſten Schweizer Alpen, theils vom Fichtelgebirge her, den Rhein, die Maas, den Main und die Weſer hinunter. In Nordoſten folgt die Abdachung von Süden nach Norden dem Lau; der Elbe und Oder, und in Südoſten, von Weſten nach Oſten, dem Laufe der Donau und ihrer Nebenflüſſe. Den ſüdlichen Zug der deutſchen Gebirge machen von Weſten gegen Oſten die Tyroler Alpen, an welche die Allgauer Alpen ſich anſchließen; ſüdlicher folgen die karniſchen und juliſchen Alpen. Die nördliche Gebirgsreihe Deutſchlands läuft in einer Schlangenlinie von Oſten nach Weſten. Sie fängt bei den Karpathen mit den Sudeten an, von welchen das Rieſengebirge zwiſchen Schleſien und Böhmen ausläuft; ſüdweſtlich iſt das mähriſche Gebirge, nordweſtlich der Böhmerwald. Von letzterm zieht ſich nordöſtlich das ſächſiſche Erzgebirge, nordweſtlich das Fichtelgebirge, mit welchem nordweſtlich der Thüringerwald zuſammenhängt. Das nördlichſte Gebirge Deutſchlands iſt der Harz. Weſtlich von ihm ziehen ſich über die Weſer die Weſergebirge, welche bei Minden die weſtphäliſche Pforte bilden. Von dieſem Gebirge laufen ſüdlich die ſauerländiſchen Gebirge, der Weſerwald, und das Siebengebirge am Rhein. Vom Thüringerwald ſüdweſtlich erſtreckt ſich das Rhöngebirge, der Vogelsberg und der Taunus, welcher ſich bis an den Rhein zieht. Vom Rhöngebirge ſüdlich läuft der Speſſart, der Odenwald, der Schwarzwald, welcher ſich bis an den Oberrhein erſtreckt und öſtlich mit der rauhen Alp in Verbindung ſteht, und ſich den Allgauer Alpen nähert. Jenſeit des Rheins iſt der Donnersberg und Hundsrück, welche mit den Vogeſen zuſammenhängen, nebſt einem Theile der Ardennen. Die größte Ebene iſt in der Mitte von Bayern; in Norddeutſchland gibt es viele ſandige dürre Haidegegenden und Moore, und in mehrere Streifen nur längs der großen Flüſſe fruchtbares Land. Im Ganzen aber iſt der Boden fruchtbar. Das Clima iſt gemäßigt und geſund, im Norden feuchter und rauher, im Süden trockener und milder. — Man ſchätzt die Einwohnerzahl auf 29,300,000 Seelen, welche in 2525 Städten, 2202 Marktflecken, 101,472 Dörfern und 70,000 Weilern und einzelnen Gehöften wohnen. Sie gehören zu zwei verſchiedenen Völkerſchaften, nämlich den Deutſchen und Slaven. Hiezu kommen noch Juden (300,000, nach Andern 500,000), Italiener in Illyrien und Tyrol (127,000) und Franzoſen (70,000). Hinſichtlich der Religion rechnet man über 15 Mill. Catholiken, 12 Mill.

Lutheraner und über 2 Mill. Reformirte. Dazu kommen noch 25,000 Herrnhuter, 2500 Mennoniſten, 14,000 Griechen u. ſ. w. An Produkten iſt Deutſchland ein reiches Land. Es gibt in vielen Gegenden treffliches Rindvieh; in Holſtein, Meklenburg u. ſ. w. zieht man gute Pferde. Die Schafzucht iſt durch ſpaniſche Schafe ſehr veredelt worden. Weſtphalen und Bayern haben vorzüglich gute Schweinezucht. Ueberdieß ſind aus dem Thierreiche zu nennen Ziegen, Eſel, zahmes und wildes Federvieh, als Haſel-, Schnee-, Auer-, Birk-, Rebhühner, Bienenzucht, etwas Seidenbau, mancherlei Fiſche und Krebſe, Wildpret, auch in einigen ſüdlichen Gebirgsgegenden Wölfe, Bären, Luchſe, Gemſen, Murmelthiere. Aus dem Pflanzenreiche erzeugt Deutſchland alle Arten Getraide in hinreichender Menge und ſelbſt zur Ausfuhr; auch Spelz und Mais im ſüdlichen, und Buchweizen im nördlichen Theile (doch iſt der Landbau nicht in allen Gegenden gleichblühend), ferner Hülſenfrüchte, Gartengewächſe, Rübſaamen, Flachs, Hanf, Tabak, Hopfen, Krapp, Waid, Saflor, Safran, Anis, vieles Obſt, und im Süden auch gute Kaſtanien, Mandeln und viele Pfirſichen und Aprikoſen. Der Weinbau iſt am Rhein, in Franken, an der Moſel und dem Neckar, auch im Oeſtreichiſchen und zum Theil in Böhmen und Sachſen ſehr beträchtlich. Die Waldungen beſtehen vornehmlich aus Eichen, Buchen, Tannen, Fichten, Kiefern, Birken u. ſ. w. Die Produkte des Mineralreichs ſind etwas Gold (in einigen Flüſſen Goldſand), ziemlich viel Silber (beſonders im Erzgebirge und Harz, jährlich 200,000 Mark), Queckſilber (in Idria und Zweibrücken), Zinn (in Böhmen und Sachſen), Blei, Kupfer, Eiſen, Galmei, Waſſerblei, Zinnober, Wismuth, Arſenik, Spießglas, Alaun, Vitriol, Zink, Schwefel, Salpeter, Kobalt, Stein- und Braunkohle, Marmor, Kalk, Alabaſter, Gyps, Asbeſt, Schiefer, Mühlen-, Sand-, Quader- und Bimsſteine, Traß, Jaspis, Chalcedon, Serpentinſteine, Baſalt, Granit, Porphyr, viele Arten von Edelſteinen, Ocker, Thon, die feinſte Porzellanerde, Walkererde, Mergel, Torf, Bergtheer, viel Quell- und Steinſalz und mannigfache Mineralwaſſer. Die wichtigſten Gegenſtände des deutſchen Kunſtfleißes ſind Leinwand, Wollwaaren, Seiden-, Leder-, Baumwollwaaren, Spitzen, Tapeten, Papier, Glas, Spiegel, Porzellan, Fayence, Gold- und Silber-, Eiſen- und Stahlwaaren, Gewehre und Degenklingen, muſikaliſche und andere Inſtrumente, Uhren, Holzwaaren, ferner Vitriol, Alaun, Zucker, Tabak, Bier, Branntewein, Liqueure u. ſ. w. Der Handel iſt in vielen Gegenden ſehr blühend, und wird zu Lande und zur See geführt. Ausfuhrartikel ſind Holz, Getraide (für 10 Mill. Thlr.), Wein, Leinwand (ſonſt für mehr als 30 Mill. Thlr.), Leingarn, Eiſen-, Stahl- und Nürnberger Waaren, Porzellan, Queckſilber, Glas, Spiegel, Vieh, Obſt, Wolle, Salz, Mineralien, geräuchertes und geſalzenes Fleiſch, irdene Geſchirre, Schmalte, Wachs, Leder, Woll- und Baumwollwaaren, Spitzen u. ſ. w. Eingeführt dagegen wird Wein, Tabak, Südfrüchte, Spezereien, Zucker, Kaffee, Thee, Seide, Baumwolle, feine wollene, baumwollene und ſeidene Zeuge, Mode- und Galanteriewaaren u. ſ. w. Die vornehmſten Seehandelsplätze ſind an der Nordſee: Hamburg, Altona, Bremen und Emden; an der Oſtſee: Lübeck, Roſtock, Stettin; am adriatiſchen Meere: Trieſt. Zu den wichtigſten Landhandelsſtädten gehören in Norddeutſchland: Leipzig, Braunſchweig, Magdeburg, Frankfurt a. d. O. und Breslau; in Süddeutſchland: Frankfurt a. M., Nürnberg, Augsburg, Prag, Wien und Botzen. —

Die Staaten, aus welchen Deutſchland gegenwärtig beſteht, ſind im vorhergehenden Art. aufgeführt. Sie ſind außerdem in einzelnen Art. abgehandelt. Ueber die Verfaſſung ſehe man gleichfalls den vorhergehenden Art. und den Art. Deutſche Bundesverſammlung.

Dialect. — Auf der Bühne, wo man jetzt überall reines Hochdeutſch fodert, iſt ein Dialect, der das Geburts- oder Erziehungsland des Schauſpielers verräth, ein großer Fehler, die Fertigkeit hingegen, willkührlich einen beſtimmten Dialect zu ſprechen, ein großer Vorzug am Declamator wie am Schauſpieler, da es Rollen, beſonders komiſche, gibt, deren Wirkung vorzüglich auf dem Dialecte beruht, z. B. Judenrollen (ſ. Jüdeln), Rollen in wieneriſcher, berliner, ſchwäbiſcher, nürnberger Mundart. Die letztgenannte beſonders hat einen eigenen äſthetiſchen Charakter, nämlich den der Einfalt, Treuherzigkeit und daher bisweilen der Naivetät. Es gibt Gedichte, z. B. von Grübel (ſ. d. Art.), die eigens in dieſem Dialect geſchrieben ſind, und vom Declamator nothwendig darin vorgetragen werden müſſen. Eben ſo ſind die Lokalpoſſen auf den Nebentheatern in Wien meiſt im wieneriſchen Dialecte abgefaßt, mit welchem ſie den beſten Theil ihrer komiſchen Kraft verlieren würden. Wo der Dialect ſolcher Rollen oder Declamationsſtücke nicht heimiſch iſt, da kommt oft viel darauf an, daß der Sprecher ihn geſchickt zu mäßigen, d. h. dem Hochdeutſch in ſoweit anzunähern wiſſe, daß er den Zuhörern verſtändlich bleibt; eine Geſchicklichkeit, welche beſonders dem geſchätzten Declamator Solbrig eigen, und deren Mangel den Wiener Komikern, wenn ſie auf andern Bühnen auftreten, gewöhnlich verderblich iſt. Vom Dialect zu unterſcheiden iſt der Jargon, d. h. die manchen Perſonen und Ständen eigene, durch Gewohnheit verdorbene (corrumpirte) Sprache, welche beſonders die etymologiſche Geſtalt der Wörter verſtümmelt. S. d. beſ. Art. A. Mnr.

Diaſyrmus, eine redekünſtleriſche Figur, welche darin beſteht, daß die Verkleinerung eines Gegenſtandes übertrieben wird. Er iſt Gegenſatz der Hyperbel (ſ. d. Art.), welche in's Große übertreibt; ſein Zweck und ſeine Wirkung hingegen fallen mit Zweck und Wirkung der Hyperbel ziemlich zuſammen; denn hier, wie dort, iſt es darauf abgeſehen, diejenige Anſchaulichkeit, welche durch Vergleichung hervorgebracht wird, durch die Größe des Unterſchiedes zwiſchen den beiden Gliedern des Gleichniſſes oder Verhältniſſes zu ſteigern.

Dichtkunſt, ſ. Poeſie.

Dickſtein, ſ. Diamant.

Diebs-Inſeln, ſ. Ladronen.

Dio Chryſoſtomus, ein ſtoiſcher Philoſoph aus Bithynien, im 1ſten Jahrhundert n. Chr. Er ſtand als Redner bei den Kaiſern Nerva und Trajan in beſonderm Anſehn. Noch haben wir 80 Reden von ihm, die unter andern Reiske herausgegeben. Leipzig 1784.

Diophantus von Alexandrien, der Verfaſſer des älteſten auf uns gekommenen Werks über die Algebra, nicht aber der Erfinder dieſer Wiſſenſchaft. Die Zeit, wann er gelebt hat, läßt ſich nicht beſtimmen. Einige ſetzen ihn in die Mitte des 2ten, Andere des 4ten Jahrhunderts n. Chr. Leider ſind uns von ſeinen 13 Büchern von der Rechenkunſt nur die 6 erſten erhalten. Die beſten Ausgaben ſind erſchienen Paris 1621 und Toulouſe 1670, in Fol.

Dioſcorides (Pedanius), geb. zu Anazarbus (Cäſarea Auguſta) in Cilicien gegen den Anfang der chriſtlichen Zeitrechnung, ein griechiſcher Arzt, der uns ein ſehr berühmtes Werk über die Materia

medica in fünf Büchern hinterlaſſen hat. Es iſt beſonders für die Botanik von Wichtigkeit, da die meiſten Heilmittel, von denen der Verfaſſer ſpricht, aus dem Pflanzenreiche genommen ſind. Außerdem werden ihm noch zwei andere Werke zugeſchrieben, von denen das eine, unter dem Titel Alexipharmaca, mit der genannten Materia medica, als die drei letzten Bücher derſelben, verbunden worden. Es handelt von den Giften der drei Naturreiche und ihren Gegengiften. Das andere führt den Titel Euporista, und handelt von den leicht zu erhaltenden Heilmitteln. Die beſte Ausgabe des Dioſcorides iſt von Sarracenus, Frankfurt 1598, Fol.

Disconto-Banken ſind Creditinſtitute, bei welchen der Betrag von Foderungen, die erſt ſpäterhin fällig werden, ſchon gegenwärtig zu erheben iſt gegen Abtretung der Foderung und Vergütung eines Zinſes, welcher Disconto heißt, für den geleiſteten Vorſchuß. Dergleichen Banken ſind dem Tauſchverkehr ausnehmend nützlich, indem der Verkäufer der Foderung dadurch Kapital in die Hände bekommt zu neuen Unternehmungen. Das Disconto-Geſchäft iſt eine Leih-Operation, die gewöhnlich keine weitere Sicherheit als den Glauben an die Redlichkeit und Zahlungsfähigkeit des Discontaten gewährt *). Die Fortdauer einer ſolchen Anſtalt beruht übrigens lediglich auf der Vorſicht, Klugheit, Redlichkeit und Einſicht ihrer Verwaltung. K. M.

† Divan nennen die Araber, Perſer und Türken auch eine vollſtändige Sammlung gewiſſer lyriſcher Gedichte, welche bei ihnen Gaseln heißen, und das Eigenthümliche haben, daß ein einziger Reim durch das ganze (nie über 14 Strophen lange) Gedicht durchgeführt iſt. Vollſtändig aber iſt eine ſolche Sammlung nach ihren Foderungen, wenn ſie eben ſo viel Abſchnitte hat, als ihr Alphabeth Buchſtaben, und in jedem Abſchnitt ſich wenigſtens ein Gedicht befindet, deſſen Reimwort mit dem zu dieſem Abſchnitt gehörigen Buchſtaben endigt, wobei jedoch einige Buchſtaben ausgenommen ſind, weil mit dieſen zu wenige oder gar keine Worte endigen.

† Dobberan. Die Badeanſtalt ward auf Befehl des Herzogs von Meklenburg-Schwerin, durch die Bemühungen des Dr. Vogel, im Jahre 1793 angelegt. Nahe an der Oſtſeeküſte liegt, umgeben von kleinern Gebäuden, das große Badehaus, das vortreflich eingerichtet iſt. Das Seewaſſer wird mittelſt Pumpen und Röhren in das Badehaus gebracht. Man nimmt kalte und erwärmte Bäder; auch ſind Vorrichtungen zum Regenbad, zur Mutterdouche ꝛc. Gebadet wird in der See mittelſt Badekarren mit vier Rädern, welche die Badezeit über in der See bleiben, und aus deren innerm Raume, der zum Entkleiden dient, eine Treppe ins Waſſer hinabführt. Gegen die Macht der Meereswellen iſt das Ufer durch eine Mauer geſchützt. Ein hohes, ſchattenreiches Portal, vor dem Bade zum Ru-

*) Gemeiniglich verlangt die Disconto-Bank bei zu discontirenden Wechſeln drei Giri von bedeutenden Handlungshäuſern, deren Credit ohne Flecke iſt, und ſtehen die Vorſteher den Inhabern der Wechſel keine Rede darüber, wenn ſie aus irgend einem Grunde den Disconto ablehnen. Die Pariſer und die Londner Bank machen die größten Disconto-Geſchäfte, und ihre Actien gewinnen bei ihrer trefflichen Verwaltung gegen 33 1/3 p. C. Disconto-Banken ſind den Privatdiscontanten vorzuziehen, da dieſe von jedem Vorfalle Vortheile zu ziehen ſuchen, jene aber in ihrem gemeſſenen Gange fortſchreiten.

hen und zur Abkühlung beſtimmt, mit einer ſchönen Ausſicht auf die weite See, ſteht am Ufer. Nach dem Bade bietet ein hochſtämmiger Wald ſich dar, in deſſen Spaziergängen man ſich bis zur Erwärmung bewegt. Für Arme iſt ſeit 1811 ein Haus errichtet, in deſſen 6 Zimmern 12 Kranke wohnen können, welche die Bäder ganz frei erhalten. Die Temperatur der Oſtſee iſt 59 bis 61 Grad Fahrenheit. Nach Link enthält 1 Pfd. Oſtſeewaſſer: Gyps 2 Gran, Bitterſalz 2/3 Gran, Kochſalz 88 Gran, ſalzſaure Bittererde 32 1/3 Gran, ſalzſauren Kalk 2 Gran. Man bezahlt für ein warmes Bad mit Cabinet 24 Schill. Da nur wenige Kurgäſte im Badehauſe wohnen können, ſo nehmen alle andere ihre Wohnung in Dobberan, wo man ſehr gutes Unterkommen findet. Für die Verſchönerung von Dobberan iſt vom Großherzog viel gethan worden. Der Kamp, ein großer Platz, enthält angenehme, ſchattenreiche Partien. Das große Logirhaus, das vorzüglich zu Wohnungen für Kurgäſte beſtimmt iſt, enthält einen Saal für Spiel und Converſation. Alle rauſchende Vergnügungen ſind in das nahgelegene neue Gebäude verwieſen. Mitten auf dem Kampe ſteht ein Boutikengebäude, deſſen Mitte, ein Muſiktempel, zu vormittägigen Concerts dient. Auch ein ſeit 1805 erbautes Schauſpielhaus hat Dobberan. Gelegenheit zu nähern oder fernern Ausflügen iſt hier genug: der nahe Park mit ſeinem Waſſerbecken; der Jungfernberg mit ſeinen Anlagen, an deſſen Fuße Dobberan liegt, und welcher eine entzückende Ausſicht auf die ſtets mit Schiffen belebte See und landeinwärts bis Roſtock gewährt; der Büchenberg, die Bademühle, die Althofer Mühle ꝛc. Entferntere ſehenswerthe Orte ſind: Dietrichshagen mit ſeinem Berge, dem höchſten Meklenburgs, von welchem aus man den größten Theil Meklenburgs, die Oſtſee mit mehreren Inſeln, bis Holſtein überſchaut; Warnemünde; der Koventer Landſee, wo man ſich mit der Schwanenjagd beluſtigen kann, u. dgl. m.

Dolce (Lodovico), geb. zu Venedig im Jahr 1508 in einer der älteſten Familien dieſer Republik. Er erhielt eine ſorgfältige Erziehung, und widmete ſein Leben den Studien, deren Ausbeute er in einer Menge von Werken niedergelegt hat. Er war, wie Tiraboſchi ſagt, Geſchichtſchreiber, Redner, Grammatiker, Rhetor, Philoſoph, tragiſcher, komiſcher, epiſcher, lyriſcher (auch ſatiriſcher) Dichter, Herausgeber, Ueberſetzer, Sammler; kurz, er ſchrieb in allen Gattungen, glänzte aber in keiner. Er ſtarb zu Venedig 1566 (nach Apoſtolo Zeno 1569). Haym's Bibliothek führt über 70 Werke von ihm auf, bei denen wir jedoch hier nicht verweilen können.

* **Domainen** ſind derjenige Theil des National-Grundvermögens, welcher der Staatsregierung zur Beſtreitnng des Staatsaufwandes von der Nation abgetreten oder überlaſſen worden. Man macht gewöhnlich einen Unterſchied zwiſchen den Domainen, welche dem Regenten als ſolchem zugehören, und denen, welche er als Privatmann beſitzt; jene heißen, je nachdem das Einkommen derſelben entweder zu allgemeinen Staatsbedürfniſſen oder zur Hofhaltung beſtimmt iſt, im erſten Falle Staatsdomainen im engern Sinne, im andern Kammergüter; dieſe heißen, je nachdem ſie Privateigenthum entweder der Perſon des Regenten oder ſeiner Familie ſind, im erſten Falle Chatoullgüter, im letzten Patrimonial- oder Stammgüter, bisweilen auch Kron-Domainen. Ein großer Theil der Domainen wurde von der Regierung bei der erſten Beſitznahme des Landes erworben, nachher aber ſind dieſelben von Zeit zu Zeit durch Ankauf, Urbarmachung, Heimfall adeliger Lehngüter, Se-

cularisationen, Schenkungen und Erbschaft vermehrt worden. Ihre Benutzung geschieht entweder mittelſt Verwaltung oder Verpachtung. Im erſtern Falle wird durch einen besoldeten herrschaftlichen Verwalter Einnahme und Ausgabe berechnet; diese Benutzungsart iſt in der Regel die schlechte, weil es gewöhnlich so äußerſt schwierig iſt, das Intereſſe der Regierung mit dem Intereſſe der Verwalter übereinstimmend zu machen; ihr vorzuziehen iſt daher die Verpachtung; diese iſt entweder Zeitpacht oder Erbpacht. Die Verpachtung auf kürzere oder längere Zeit hindert mehr oder weniger die Fortschritte der Cultur und die Anwendung von Fleiß und Capital auf die Grundſtücke; Vererbpachtung vereinigt am ſicherſten das Intereſſe der Regierung mit dem Intereſſe des Erbpächters und mit der ſteigenden Cultur des Bodens. Der erſte zu ſetzende jährliche Erbpachtcanon kann in Metallmünze oder in Naturalien beſtehen; im erſtern Falle iſt er den Preisschwankungen, welchen die edlen Metalle in einem längern Zeitraume mehr als die Naturalien ausgeſetzt ſind, unterworfen. Auf welcherlei Weiſe indeſſen immer die im Beſitz der Regierung befindlichen Grundſtücke benutzt werden mögen, höchſt ſelten gewähren ſie einen ſo anſehnlichen Wirthſchaftsertrag wie Privatländereien; daher ſcheint es der öffentlichen Caſſe ſowohl, als dem Nationalreichthum am zuträglichſten zu ſeyn, dergleichen Domainen auf dem Wege der Veräußerung in Privateigenthum zu verwandeln. Der hin und wieder aufgeſtellte Grundſatz der Unveräußerlichkeit der Domainen ſchreibt ſich von der Zeit und der Verfaſſung her, da die Regenten noch keine Abgaben, anfangs Beden genannt, von ihren Unterthanen erheben durften, ſondern von ihren eigenen Gütern lebten, die Beamten Landbeſitz als Beſoldung empfingen und ſämmtliche Kriegsbedürfniſſe durch Naturalleiſtungen beſtritten wurden. Aber jeder Regent hat das Recht, ja ſogar die Pflicht, ſeinen Staat ſo reich und glücklich zu machen, als er kann. Dient nun hierzu die allmählige Umwandlung und Aufhebung der Domainen als Mittel, ſo mag dieſelbe ohne Bedenken Statt finden. Würden die aus dem Verkaufe ſolcher Grundſtücke gelöſeten Summen zur Abtragung oder Verminderung der Staatsſchulden benutzt, ſo würde ein Theil der den Gläubigern verpfändeten oder angewieſenen Staatseinkünfte frei gemacht und dadurch dem Staate ein größeres Einkommen verſchafft werden, als die Domainen-Grundſtücke ſelbſt jemals zu verſchaffen im Stande wären. Und zu dieſem Einkommen würde nach Verlauf weniger Jahre noch ein zweites kommen; die Cultur nämlich der in Privateigenthum verwandelten Domainen müßte gar bald ſich heben, und mit der Vermehrung der Erzeugniſſe des Bodens müßte auch die Bevölkerung des Landes zunehmen; vergrößerte ſich aber die Volksmenge, das Nationaleinkommen und der allgemeine Waarenverbrauch, ſo müßte nothwendig auch der Ertrag der Conſumtionsſteuer beträchtlicher werden. — In der neueſten Zeit ſind faſt alle Staaten zur Veräußerung ihrer Domainen geſchritten, und überall, wo der Erlös zur Tilgung der Landesſchuld verwendet worden, hat die öffentliche Caſſe ſowohl, als der Nationalreichthum durch dieſe Maßregel gewonnen. K. M.

Domainen-Verkauf im vormaligen Königreiche Weſtphalen. Da die gewöhnlichen Einkünfte dieſes Staats zu den großen Ausgaben, die ihm die beſtändigen Kriege Napoleons verurſachten, nicht hinreichten, ſo ſchlug der Finanzminiſter des Königs Hieronymus, Graf von Bülow, vor, einen Theil der Staatsdomainen zu

veräußern. Der weſtphäliſche Staatsrath billigte dieſes auch von andern Regierungen in ähnlichen Nothfällen angewandte Mittel, weil man dadurch dem Lande neue Opfer erſparte und zugleich den Cours der (größtentheils von den frühern Regierungen ausgeſtellten) Staatsſchuldſcheine, in denen ein Theil des Kaufſchillings erlegt werden konnte, verbeſſerte. Zugleich ging man dabei von dem Grundſatze aus, daß Domainen im Beſitze von Privatperſonen beſſer verwaltet würden, als im Beſitze des Staats. Nach der Auflöſung des Königreichs Weſtphalen aber erklärten die Regierungen von Hannover, Braunſchweig und Churheſſen (letztere den 14. Jan. 1814) alle dieſe Domainen=Veräußerungen für ungültig, während die preußiſche Regierung dieſelben beſtätigte. Dieſe hatte nämlich das Königreich Weſtphalen anerkannt; die Häuſer Hannover, Braunſchweig und Churheſſen hingegen hatten ihre Staaten weder förmlich abgetreten, noch die weſtphäliſche Regierung als ſtaatsrechtlich vorhanden angeſehen. Daher wurden von ihnen die Käufer der von der uſurpatoriſchen Regierung veräußerten Staatsgüter ihres in gutem Glauben und läſtiger Weiſe erworbenen Eigenthums ohne die mindeſte Entſchädigung gewaltſam entſetzt. Zwar foderte der Freiherr von Stein, als General=Adminiſtrator der von den Franzoſen wiedereroberten deutſchen Provinzen, an den ſich jene Domainenkäufer, beſonders die churheſſiſchen, gewandt hatten, den Churfürſten von Heſſen (29. Mai 1814) auf, die Käufe anzuerkennen; allein vergebens. Nun ſuchten die Domainenkäufer bei dem Congreſſe zu Wien durch ihren Bevollmächtigten und zugleich Mitbetheiligten, Phil. Wilhelm Schreiber, um die Wiedereinſetzung in ihr verlornes Eigenthum an. Hierauf erhielt derſelbe von dem königl. preußiſchen Congreßgeſandten, Freiherrn v. Humboldt, ſchriftlich den 8. Juni 1815 die offizielle Nachricht: „Daß in der von dem Congreß noch zu unterſchreibenden Acte die Rechte ſeiner Committenten wahrgenommen worden ſeyen," ſo wie von dem kaiſerl. öſterreichiſchen Congreßgeſandten, Freiherrn v. Weſſenberg, die offizielle ſchriftliche Eröffnung vom 19. Juni 1815: „Daß der Churfürſt von Heſſen die Verbindlichkeit habe, die Domainenkäufe anzuerkennen." Allein deſſen ungeachtet enthielt die Congreßacte durchaus keine Beſtimmung über die Angelegenheiten des aufgelöſeten weſtphäliſchen Staats. Alle Schritte der Domainenkäufer bei der churheſſiſchen Regierung waren vergeblich, und auf ihre Bittſchrift vom 12. Febr. 1816, daß der Churfürſt die Sache der Beurtheilung der oberſten Landescollegien unterwerfen möchte, erfolgte den 27. Febr. der Beſcheid: das Geſuch finde keine Statt. Daſſelbe wurde auf die Schrift vom 8. April, worin ſie um gerichtliche Erkenntniß wegen Aufrechthaltung des Beſitzſtandes baten, erwiedert. Eben ſo erfolglos war die Verwendung der churheſſiſchen Landſtände zu Gunſten der Käufer bei dem Churfürſten. Der preußiſche Staatskanzler, Fürſt v. Hardenberg, und der öſterreichiſche Geſandte am Caſſeler Hofe, Graf von Buol=Schauenſtein, verwieſen darauf die Käufer an die Entſcheidung des Bundestags; doch wandten ſie ſich, auf des letztern Rath, noch einmal mit der Bitte um Schutz an die churfürſtliche Regierung in Caſſel. Allein ſie erhielten keine Antwort. Nun ſandten ſie ihren Bevollmächtigten an den Bundestag. Auf deſſen Vorſtellung ſetzte die Bundesverſammlung den 27. März 1817, indem ſie ihre Competenz in dieſer Angelegenheit ausſprach, durch den churheſſiſchen Geſandten den Churfürſten von

ihrer Anſicht der Sache in Kenntniß, daß den Supplikanten zur Ausführung ihrer Einrede der versionis in rem der Weg Rechtens eröffnet werde, und empfahl die Käufer churheſſiſcher Domainen auf den Fall, daß die Einrede erwieſen würde, zur milden landesväterlichen Behandlung. Allein die Antwort des Churfürſten in der am 5. Mai 1817 zu Protocoll gegebenen Note, die in den heftigſten Ausdrücken abgefaßt war, wies die Sache ab. Doch ließ ſie den Domainenkäufern den Beweis der versionis in rem offen. Dagegen gaben die Domainenkäufer eine in ähnlichem Tone geſchriebene „Antwort auf die Aeußerungen des H. v. Lepel in Betreff der weſtphäliſchen Domainenkäufer" (Frankf. 1817) in Druck, ſo wie einen „Aufruf an die hohen verbündeten Mächte und die Fürſten des deutſchen Bundes" (Germanien 1817) und eine Spolienklage gegen den Churfürſten: „Dringendes und rechtlich begründetes Reſtitutionsgeſuch der weſtphäliſchen Domainenkäufer" (Frankf. 1817). Dieſe Klage wurde dem Bundestage übergeben, mit dem Geſuch, daß er vorläufig über die Rückgabe des Spoliums erkenne, nach Vollendung der organiſchen Bundesgeſetze aber definitiv in Anſehung des Rechts ſelbſt einen Beſchluß faſſe. Die meiſten Geſandten waren von ihren Höfen inſtruirt, zur Befriedigung der Käufer auf das thätigſte mitzuwirken, und der preußiſche gab den 17. Juli 1817 zu Gunſten derſelben eine nachdrückliche Erklärung zu Protocoll. Hierauf erſtattete der Referent, der herzogl. oldenburg. ſchwarzburg. und anhalt. Geſandte v. Berg, das von der Mehrheit genehmigte Gutachten, da den Domainenkäufern der Beweis der versionis in rem offen ſtehe, ſo ſeyen ſie mit ihrem Reſtitutionsgeſuche ab- und auf die Ausführung ihrer Einrede zu verweiſen, damit jedoch eine nochmalige Empfehlung gerechter und milder landesväterlicher Behandlung zu verbinden. Die öſterreichiſche Bundesgeſandtſchaft erklärte ausdrücklich, daß die Zuverſicht, daß eine ſolche Empfehlung ihren Zweck nicht verfehlen werde, ſie bisher abgehalten habe, auf eine weitere Einſchreitung des Bundestages in dieſer Angelegenheit anzutragen. Außer dem churheſſiſchen Geſandten weigerte ſich bloß der großherzogl. badenſche, in dieſer Sache zu ſtimmen, „ſo lange nämlich," war ſeine Erklärung, „die Hauptfrage noch nicht entſchieden ſey, wiefern die im Tilſiter Frieden 1807 formell anerkannte und nachher mit allen (?) Mächten Europa's in Verkehr getretene weſtphäliſche Regierung, mit welcher namentlich mehrere Bundesſtaaten Staatsverträge geſchloſſen, mit dem Prädikate einer uſurpatoriſchen und deren Folgen belegt werden könne?" — Nunmehr führte der Bevollmächtigte der Domainenkäufer die Sache auf dem vom Churfürſten angebotenen Wege Rechtens vor den inländiſchen Gerichten durch alle Inſtanzen; allein das Oberappellationsgericht zu Caſſel entſchied den 31. Jan. 1818 gegen ihn, und zwar auf den Grund der churfürſtlichen Cabinetsverordnung vom 14. Jan. 1814, als eines vom Souverain in der Eigenſchaft des höchſten Geſetzgebers ſelbſt ausgefloſſenen Geſetzes. Hierauf kehrte der Bevollmächtigte an die Bundesverſammlung zurück, und übergab derſelben den 14. Febr. 1818 eine gedruckte Bittſchrift, worin er ſie erſuchte, entweder eine Commiſſion niederzuſetzen zur Aufſtellung von Grundſätzen über die Regulirung der Angelegenheiten des aufgelöſeten Königreichs Weſtphalen, oder bei den verbündeten Mächten, als europäiſchen Friedensſtiftern und Geſetzgebern, die das weſtphäliſche Gebiet erobert und einen Theil deſſelben an den Churfürſten von Heſſen wieder abgetreten haben, die Feſtſetzung der Grundſätze zu veranlaſſen, nach

welchen die auf den aufgelöſeten weſtphäliſchen Staat ſich beziehenden Gegenſtände zu entſcheiden ſeyen. — So ſtand noch im Sommer 1818 eine Sache, welche, wenn man das Land Heſſen als ein Privateigenthum ſeines Regenten und die vormalige weſtphäliſche Regierung als eine uſurpatoriſch-militäriſche anſieht, und dabei auf den 16. Art. des Pariſer Friedens vom 30. Mai 1814 keine Rückſicht nimmt, nach dem Aufſatze im deutſchen Beobachter, Nro. 629, 1818, gegen die Domainenkäufer entſchieden werden müßte. Der Verf. des Aufſatzes meint nämlich: das regierende Geſchlecht und das Volk ſeyen Eins, welche miteinander unter einer rechtmäßigen Ehe (Geſetz) leben, die weder einſeitig könne gebrochen noch aufgehoben werden. Nun ſey Churheſſen von einer fremden Militär-Regierung beſetzt worden, ohne daß das regierende Haus das Land an dieſelbe abgetreten, noch ſie anerkannt habe; folglich ſey der alte Regent, nachdem das Franzoſenthum ſich verlaufen — denn Heſſen ſey nicht erobert (?) worden — in ſeinen nur unterbrochenen, nie aufgegebenen, Beſitz zurückgetreten, und als ſouverainer Geſetzgeber könne er über den innern Zuſtand ſeines Landes entſcheiden, ohne daß ein anderer Staat das Recht habe, ihm darein zu reden, und es gebe bei Beurtheilung der Acte der Militär-Regierung keinen andern leitenden Geſichtspunkt, als den der politiſchen Klugheit. Da nun die Militär-Regierung in Weſtphalen nur kurze Zeit gedauert habe, ſo ſeyen ihre Acten ſo wenig in das bürgerliche Leben eingedrungen, daß man die meiſten ohne Nachtheil für die Geſellſchaft verwerfen könne. Dieß habe der Churfürſt kraft ſeiner ſouverainen Gewalt in Anſehung der Domainenkäufer gethan, und die heſſiſchen Gerichte ſeyen gehalten, nach dieſem Geſetze zu ſprechen, ohne irgend eine Dazwiſchenkunft einer andern Macht. — Dagegen führen die Domainenkäufer wohl nicht ohne Grund an: 1) Die weſtphäliſche Regierung ſey durch den Frieden von Tilſit geſtiftet und von allen Mächten des Continents, die Deutſchland von den Franzoſen befreit hätten, anerkannt worden, folglich eine ſtaatsrechtlich begründete Regierung geweſen; auch ſey ihr von den Unterthanen feierlich gehuldigt worden; 2) der Churfürſt habe ſeine Staaten von denſelben Mächten zurückerhalten, welche das Königreich Weſtphalen als rechtmäßig anerkannt hätten; 3) nach der Staatspraxis ſeyen deutſche Staaten aufgelöſet worden, ohne Einwilligung der Souverains, z. B. das Fürſtenthum Iſenburg, wovon einen Theil ſogar der Churfürſt von Heſſen ſelbſt ſeinen Staaten einverleibt habe; 4) in andern Staaten, welche in Anſehung der Nichtabtretung mit Churheſſen in gleicher Categorie ſich befänden, wie Frankreich, Neapel, der Kirchenſtaat, Polen, Holland, ſey die Rechtsgültigkeit der unter der Zwiſchenregierung Statt gehabten Domainenveräußerungen vollkommen anerkannt worden. Hierzu komme noch: 5) daß das eingezahlte Kaufgeld größtentheils zum Nutzen des Landes verwendet und ein Theil der alten Landesſchuld damit getilgt worden ſey; 6) daß der Churfürſt für den Verluſt der veräußerten Domainen durch neue Domainen entſchädigt worden ſey, welche unter der weſtphäliſchen Regierung dem Staatseigenthume zugewachſen. Endlich ſetze der 16te Artikel des Pariſer Friedens vom 30. Mai 1814 ausdrücklich feſt: es ſolle allen Staatsbürgern in den abgetretenen und reſtituirten Ländern der ungeſtörte Beſitz ihres in der verfloſſenen Periode erworbenen Eigenthums zugeſichert werden, dergeſtalt, daß unter keinem Vorwande Reactionen in dieſer Hinſicht geſtattet ſeyn ſollen. — Iſt dieſer Artikel

auf das ehemalige Königreich Weſtphalen anwendbar, ſo ſcheint die Gültigkeit der annullirten Domainenkäufe keinem Zweifel zu unterliegen, auch wenn die Monarchen, welche den Zuſtand von Europa und Deutſchland — ohne Zuziehung des Churfürſten von Heſſen — geordnet haben, die ehemalige weſtphäliſche Regierung — was jedoch kaum zu denken iſt — nicht als ſtaatsrechtlich vorhanden geweſen anſehen ſollten. H.

Dominium, die Herrſchaft, insbeſondere die Gutsherrſchaft, desgl. das Eigenthum oder Eigenthumsrecht. In der Rechtsſprache iſt dominium directum das grundherrliche Eigenthum, Obereigenthum im Gegenſatz des dominium utile oder Nutzeigenthums, d. i. ein ſolches, deſſen Inhaber die Nutzungen eines Grundſtücks genießt, aber nicht Eigenthümer des Bodens (Proprietär) iſt und über ihn verfügen kann; dominium liberum, ein freies, unbeſchränktes Eigenthum; dominium publicum, das landesherrliche Eigenthum.

* Donatiſten hießen die Anhänger des Donatus, eines numidiſchen Biſchofs, der wegen ſeiner 311 bei einer ſtreitigen Biſchofswahl geltend gemachten Weigerung, die Traditoren d. h. ſolche Kleriker, welche während der Verfolgungen die heiligen Bücher an heidniſche Obrigkeiten ausgeliefert hatten, für amtsfähig anzuerkennen, mit ſeinen Freunden aus der Gemeinſchaft der römiſchen Kirche trat und eine eigene Secte ſtiftete, welche gefallene Chriſten, wenn ſie auch ſchon getauft waren, nicht ohne Wiedertaufe aufnahm. Dieſe Schismatiker herrſchten in den chriſtlichen Provinzen von Nordafrika, und zählten im Jahre 330 ſchon 172 Biſchöffe ihres Bekenntniſſes. Noch erhöht wurde ihre hierarchiſche Strenge durch die Beobachtung des novatianiſchen Grundſatzes, Abgefallene oder grobe Sünder überhaupt auszuſtoßen und die vollkommenſte Unbeſcholtenheit des Glaubens und Lebens ihrer Lehrer und Glieder für das weſentlichſte Merkmal der wahren Kirche zu erklären, ohne das der heilige Geiſt nicht in ihr herrſchen könne; eine Behauptung, welche ſpäter in das catholiſche Dogma von der alleinſeligmachenden Kirche überging. Furchtbar machten ſich die Donatiſten durch die von ihnen aufgewiegelten Schwärme fanatiſcher Bauern, die um 348 unter dem Namen der Circumcellionen das zu ihrer Bekehrung eingedrungene kaiſerliche Heer angriffen, und in Mauritanien und Numidien 13 Jahre hindurch das Land mit Plünderung, Mord und Selbſtmord verheerten; denn das Märtyrerthum wurde von ihnen eifrigſt geſucht, und ſie ließen ſich von den Catholiſchen freiwillig umbringen. Ihren Untergang fand dieſe im 4ten und 5ten Jahrhundert blühende Secte erſt, als die Provinzen, die ſie erfüllte, von den Saracenen der Chriſtenheit entriſſen wurden. E.

Dorien, Doris, 1. ein kleines Land auf der kariſchen Küſte von Kleinaſien, wohin die von den Athenienſern gedrängten Dorier (ſ. d. Art.) ihre Zuflucht nahmen; 2. ein kleiner Staat in Griechenland, der von den Doriern bewohnt wurde, ehe ſie mit den Herakliden vereint in den Peloponnes einfielen. Von ſeinen vier Städten, Pindus, Erineus, Cytinium und Boyum hieß es auch Tetrapolis. Der Pindus, Oeta und Parnaß umgaben es.

Doris, ſ. Nereus.

† Dortmund an der Ems, mit 5 bis 6000 Einwohnern, ward im J. 800 von Carl dem Großen aus drei Dörfern als Stadt geſtiftet. An der Nordſeite ſtand dicht an den Mauern außerhalb die alte Kaiſerburg Munda, in der auch der Graf Teutmann, viel-

leicht als Pfalzgraf, einſt hauſ'te, welchen Carl der Große 788 mit der Grafſchaft Dortmund belehnte. Bald nach Gründung der Stadt ſoll Carl den oberſten Stuhl des weſtphäliſchen Freiſchöffengerichts daſelbſt geſtiftet haben. Im Jahr 808 fing er den Dom Panthaleons zu bauen an, welchen Lu wig der Fromme vollendete. Heinrich II. hielt 1005 hier eine Kirchenverſammlung und 1016 einen Reichstag. Ueberhaupt war Dortmund Jahrhunderte lang oft der Ort der kaiſerlichen Hofhaltung. Als Friedrich I. im Jahr 1180 hier einen Reichstag hielt, ſaß er ſelbſt zur Fehme beim Hauptſtuhle zum Spiegel, am Rathhauſe, als Stuhlherr zu Gerichte; noch im J. 1377 verweilte Carl IV. hier längere Zeit. Dorpat (Neu-Dortmund) in Liefland, eine von Dortmund ausgegangene Colonie, empfing 1275 von der Mutterſtadt ſeine Geſetze. Eine merkwürdige ein und zwanzigmonatliche Belagerung von 48 Landesherren hielt Dortmund in den J. 1387 und 88 aus, und erkämpfte ſich einen ehrenvollen Frieden. Die Macht und der Flor der Stadt ſtiegen immer höher. Im ſechszehnten Jahrhundert hatte Dortmund gegen 50 Thürme, 4 Baſtionen und dreifache breite Mauern; es zählte 10,000 Häuſer und gegen 50,000 Einwohner, und beſaß ſeit 1543 eins der drei Archigymnaſien Weſtphalens. Seinen Hauptflor gab ihm die Zeit der Hanſe. Es hatte damals große Fabriken in Tuch, Eiſen und Hüten, anſehnliche Bierbrauereien, und war der Stapelplatz zwiſchen Antwerpen und Bremen, wo alle durchgehenden Waaren drei Tage lang zum Verkauf ausgeſtellt werden mußten. Aber von dieſer Höhe ſank es nach und nach herab, wozu innere Unruhen, die allmählige Auflöſung der Hanſe, die Religionskriege im ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhundert, und das Streben der Großen, die Kleinen immer mehr zu beſchränken und ſich zu unterwerfen, als Haupturſachen beitrugen. — In der neuern Zeit ward Dortmund 1803 dem Prinzen von Oranien zugetheilt, dann wurde es der Hauptort des bergiſchen Departements der Ruhr, und hierauf an Preußen gegeben.

Dotationen Napoleons, ſind oder waren vielmehr Schenkungen von Staatsgütern, welche Napoleon in den eroberten Provinzen als Antheil an der Kriegsbeute ſeinen Feldherren und Dienſtmannen überließ; ähnlich dem Antheil am Raube, welchen die alten Longobarden-Könige ihren Leuten (Vaſallen) nach Vertheilung des eroberten Landes zuwarfen. Dieſe Dotationen, welche bisweilen mit einem Adelstitel verbunden waren, hatten ſowohl in Hinſicht des Beſitzes als der Vererbung, die Natur von Majoraten. Zu ihrer Errichtung gab es eine beſondere mit der Intendanz der außerordentlichen Domainen verbundene Staatsbehörde, unter dem Namen des Conseil du sceau des titres. Dieſes ſah darauf, daß Alle, welche von dem Kaiſer Dotationen in fremden Ländern erhalten hatten, dieſe Güter verkauften, und zwar die erſte Hälfte binnen der erſten, und die zweite Hälfte binnen der folgenden zwanzig Jahre, ſo daß in einer Friſt von vierzig Jahren alle dieſe Güter veräußert, und entweder in Renten oder in Domainen im Innern des Reichs verwandelt ſeyn mußten. Solche Donatairs wurden von dem Reichserzkanzler Brevets der Inveſtitur ausgefertigt; die Erben aber mußten binnen drei Monaten nach dem Tode des Donatairs bei dem Conſeil um ein Beſtätigungsbrevet anhalten. Auch konnten von dieſer Behörde mehrere Dotationen deſſelben Beſitzers in eine Maſſe zuſammengeworfen oder durch ſein eigenes Vermögen ergänzt werden, wenn ſie einzeln nicht Einkünfte genug gaben, um ſie zu einem Ma-

jorate mit dem Ritter-, Baronen-, Grafen- oder Herzogs-Titel zu erheben. Wurde der General-Procurator des Conſeils von der Erlöſchung der männlichen Descendenz des Titulars eines Majorats, deſſen Dotation ganz oder zum Theil vom Kaiſer herrührte, benachrichtigt, ſo mußte er davon dem Intendanten der kaiſerlichen außerordentlichen Domaine, oder dem Intendanten der kaiſerlichen Privatdomaine Anzeige machen, je nachdem die Güter von jener oder dieſer Domaine hergekommen; worauf die Intendanten ſogleich Beſitz davon ergriffen, um das Heimfallsrecht der Güter an den Schatz zu ſichern. Ein Decret vom 13. Mai 1809 verordnete in den nicht zu dem franzöſiſchen Kaiſerſtaate gehörigen Ländern, wo der Kaiſer ſolche Dotationen zu Majoraten erhoben hatte, beſondere Beamten: Agens conservateurs, welche vorzüglich dahin ſehen mußten, daß der Titular die Majoratsgüter gut verwaltete, und daß ſie, wenn ſich der Heimfall ereignete, in ihrer Integrität und ungeſäumt wieder mit der franzöſiſchen Krone vereinigt wurden. Es iſt übrigens bekannt, wie ſehr dieſe Güter ausgepreßt, und wie viele Summen durch ihre Veräußerung aus den auf ſolche Art von Napoleons Finanzkunſt decimirten Ländern nach Frankreich gezogen wurden. Man denke an die beträchtlichen Dotationen, welche Napoleons Feldherren in dem Herzogthum Warſchau, in dem Königreich Weſtphalen, im Großherzogthum Berg, in Italien, Holland u. ſ. w. erhielten; und an die Mittel, welche die neuen Beſitzer anwandten, um ſie ſo ſchnell als möglich recht theuer zu verkaufen. Nicht ſelten mußte der Landesherr die Güter mit niedergeſchlagenen Hölzern u. ſ. w. für den Preis, den der mächtige Donatair foderte, an ſich kaufen. Schwerlich hatte je ein römiſcher Proconſul ſeine Provinz ſo ſyſtematiſch bis auf den Grund und Boden ausgedrückt.

Dragge, ſ. Dregg.

Draiſſine, eine vom Forſtmeiſter Herrn von Draiß zu Mannheim im J. 1817 erfundene Fahrmaſchine; daher der Name Draiſſine. Dieſe Maſchine beſteht aus zwei hinter einander ſtehenden Rädern, welche ein Geſtell mit einander verbindet, auf deſſen obern Steg ein Sitz in Form eines Sattels angebracht iſt. Vor dem Sattel iſt in einer Höhe von ungefähr 3/4tel Elle ein Bügel befindlich, auf dem beim Fahren die Arme ruhen; und von dieſem geht von dem vordern Rade ein mit einem Querſtab verſehener Schenkel in die Höhe, wodurch die Fahrmaſchine, da das vordere Rad, wie bei allen Wagengeſtellen, beweglich iſt, gelenkt wird, je nachdem man den Stab rechts oder links wendet. Will man die Draiſſine nun zum Fahren gebrauchen, ſo ſetzt man ſich auf den Sattel und ſchiebt indem man mit einem Fuße um den andern auf den Erdboden auftritt, die Maſchine fort. Dabei muß man aber zwei Dinge ſehr in ſeiner Gewalt haben, einmal eine gute Balance, und dann eine gute Fertigkeit im Lenken. Wer einmal dieſe beiden Haupterfoderniſſe ſich zu eigen gemacht hat, ſoll in einer Stunde bequem eine deutſche Meile (jedoch auf gutem ebnen Wege) zurücklegen können. Der Erfinder verfügte ſich 1818 mit ſeiner Maſchine nach Paris, wo er damit großen Beifall einärndtete. Die Franzoſen nannten ſie Velocipède.

* Drake (Francis). Dieſer große engliſche Seemann wurde geboren zu Taviſtock in Devonſhire im J. 1545. Sein Vater übergab ihn, damit er das Gewerbe eines Seemanns erlernen möchte, dem Patron einer Barke, welche längs der Küſte fuhr und zuweilen

Waaren nach Irland und Frankreich überführte. Drake gewann die Liebe ſeines Herrn in dem Grade, daß dieſer ihm bei ſeinem Tode ſein Fahrzeug vermachte. Ein Verwandter von ihm, Sir John Hawkins, intereſſirte ſich ſehr für ihn, und ließ ihm ordentlichen Unterricht ertheilen. Im 18ten Jahre wurden Drake'n einzelne Geſchäfte auf einem Schiffe anvertraut, welches nach Biscaya Handel trieb; im 20ſten machte er eine Reiſe nach der Küſte von Guinea, und im 22ſten erhielt er den Oberbefehl eines Schiffs und benahm ſich in dem unglücklichen Gefechte, welches Sir John Hawkins gegen die Spanier in dem Hafen von Vera-Crux zu beſtehen hatte, mit vieler Tapferkeit; allein er verlor dabei auch alles, was er beſaß. Er faßte nun einen ſolchen Haß gegen die Spanier, daß er bloß auf Mittel dachte, ihnen allen möglichen Schaden zuzufügen. Kaum hatte er dieſe Abſicht in England merken laſſen, als ſich eine Menge Abentheurer an ihn anſchloß. Er bewirkte nun zwei Unternehmungen nach Weſtindien, vermied jedoch noch mit den Spaniern zuſammenzutreffen; der Erfolg ſeiner Reiſe war indeß der, daß er nicht nur die Schiffseigenthümer vollkommen befriedigte, ſondern auch einen ſolchen Ruf erwarb, daß er ſeinen bedeutendern Plan ausführen konnte. Im J. 1572 lief er mit zwei Schiffen aus, wovon das eine von ſeinem Bruder befehligt wurde, und griff die Städte Nombre de Dios und Venta Cruz, auf der öſtlichen Küſte der Erdenge von Panama gelegen, an, nahm ſie mit Sturm und machte dabei eine anſehnliche Beute. Nach der Rückkehr von dieſer Unternehmung machte er von den dabei erworbenen Reichthümern einen edlen Gebrauch, indem er drei große Fregatten auf ſeine Koſten ausrüſtete, mit denen er als Freiwilliger in Irland unter den Befehlen des Grafen Eſſex, des Bruders des durch ſein Unglück allgemein bekannten Eſſex diente. Beim Tode dieſes ſeines Beſchützers kehrte er nach England zurück. Sir Chriſtoph Hatton, Vicekammerherr und Rath der Königin Eliſabeth, ſtellte ihn dieſer Fürſtin vor, der Drake ſeinen Plan vorlegte, durch die magellaniſche Meerenge in die Südſee zu dringen, um hier die Spanier anzugreifen. Die Königin gab ihm die Mittel, eine Flotte von fünf Schiffen für dieſen Zweck auszurüſten. Drake ging von Plymouth den 13. Nov. 1577 ab, und kam in die magellaniſche Meerenge den 20. Aug. 1578; den 6. Nov. gelangte er an den Ausgang, und wurde den Tag darauf von einem Sturme überfallen, der ihn nach Süden zu ſteuern zwang. Als er an das Ende der Meerenge zurückgekommen war, legte er der Bay, wo er ankerte, den Namen Parting of friends (Trennung der Freunde) bei, weil er, als er ſie verließ, von einem ſeiner Schiffe getrennt wurde. Neue Windſtöße trieben ihn abermals nach Süden. Er befand ſich nun zwiſchen den Inſeln, welche die Geographen auf den Charten neuerer Zeit zweihundert Stunden weſtlich von Amerika bemerkt haben, von denen aber Fleurieu bewieſen, daß ſie Eins ſind mit den zahlreichen, noch jetzt wenig bekannten Inſeln, welche den ſüdweſtlichen Theil des Archipels des Feuerlandes ausmachen, und gezeigt, daß Drake damals das Cap Horn geſehen hatte, eine Entdeckung, deren Ehre ihm auch hätte bleiben ſollen. Den 20. Nov. kam Drake im Angeſicht der Inſel Mocha ſüdlich von Chili an, wo er einen Sammelplatz für ſeine Flotte beſtimmt hatte. Da er keines ſeiner Schiffe eintreffen ſahe, ſetzte er ſeinen Lauf nach Norden fort, längs de Küſten von Chili und Peru, indem er jede Gelegenheit wahrnahm ſich der ſpaniſchen Schiffe zu bemächtigen und Landungen zu machen,

Da ſeine Mannſchaft einigermaßen beuteſatt war, folgte er der Küſte von Nordamerika bis zum 48ſten Grade nördlicher Breite, weil er hoffte, eine Durchfahrt in den atlantiſchen Ocean zu finden. Getäuſcht in ſeiner Erwartung und durch die Kälte genöthigt, bis zum 38ſten Gr. zurückzugehen, gab er dem Platze, wo er ſeine Schiffe ausbeſſerte, den Namen Neu-England, und nahm Beſitz davon im Namen der Königin Eliſabeth. Den 29. Sept. 1579 richtete er ſeinen Lauf nach den Molucken. Den 13. Oct. traf er auf Inſeln, bewohnt von den wildeſten Menſchen, die er noch geſehen hatte, und ankerte den 4. Nov. zu Ternate. Faſt wäre er bei Celebes untergegangen. Bei ſeiner Abreiſe von Sumatra wollte er nach Malacca gehen, allein Umſtände zwangen ihn, nach England zurückzukehren. Den 3. Nov. 1580 lief er zu Plymouth ein. Am 4. Apr. 1581 kam Eliſabeth ſelbſt auf der Themſe nach Deptford, wo Drake's Schiff vor Anker lag, ſpeiſete bei ihm am Bord, ſchlug ihn zum Ritter, und billigte Alles was er gethan hatte. Im J. 1585 beunruhigte Drake die Spanier von neuem auf den Inſeln des Cap Verd und in Oſtindien. Zwei Jahre nachher befehligte er eine Flotte von 30 Segeln, die im Hafen von Cadix eine Abtheilung der berühmten Armada verbrannte, und 1588 wurde er Viceadmiral unter Lord Effingham, dem Großadmiral von England, um ſich dem Angriffe der ſpaniſchen Flotte entgegenzuſtellen. Eine reich beladene Gallione ergab ſich ihm auf die bloße Nennung ſeines Namens, und bei der Verfolgung des geſchlagenen Feindes zeichnete ſich Drake abermals ſehr aus. Im folgenden Jahre erhielt er den Befehl derjenigen Flotte, welche Don Antonio wieder auf den Thron von Portugal ſetzen ſollte. Allein dieſes Unternehmen ſcheiterte wegen des Mißverſtändniſſes zwiſchen Drake und dem Generale der Landtruppen. Der Krieg mit Spanien dauerte fort; Drake und Hawkins ſchlugen der Eliſabeth eine neue Unternehmung gegen die Spanier in Weſtindien vor, welche alle vorhergehenden verdunkeln ſollte. Sie wollten ſogar einen Theil der Koſten tragen, und die Königin lieferte die Schiffe. Man erreichte jedoch damit nicht ganz den Zweck. Den 12. Nov. 1595, dem Todestag von Sir John Hawkins, wurde Drake's Schiff beim Abſegeln vom Fort von Porto Rico von einer Kanonenkugel durchbohrt, welche den Stuhl mitnahm, worauf Drake ſaß, ohne ihm Schaden zu thun. Den andern Tag wurden die ſpaniſchen Schiffe vor Porto Rico mit Ungeſtüm angegriffen, allein ohne Erfolg. Hierauf ſegelte er nach dem feſten Lande, nahm und verbrannte Rio de la Hacha und Nombre de Dios. Als er aber einige Tage nachher eine Expedition gegen Panama geſandt hatte, welche ganz verunglückte, wurde er darüber ſo mißmuthig, daß er in ein ſchleichendes Fieber verfiel, welches ſeinem Leben den 30. Dec. 1596 ein Ende machte. Unter den ehrenvollen Anwendungen ſeines Vermögens muß erwähnt werden die Erbauung einer Waſſerleitung von 20 engliſchen Meilen, die er im Jahr 1581 ausführen ließ, um Plymouth mit Waſſer zu verſorgen. Eine der in der Folge ſo wichtigen Früchte ſeiner Reiſe war die, daß er den Erdäpfelbau in Europa veranlaßte; denn er brachte dieſe Frucht zuerſt mit. Die erſte Beſchreibung dieſer Reiſe wurde verfaßt von Franz Pretty, der unter Drake diente. Sie erſchien unter dem Titel: The famous Voyage of Sir Francis Drake into the south Sea and hence about the whole globe of the Earth. London 1600 in 12mo. Später iſt die Unternehmung öfter beſchrieben worden.

Dresdens Kunſtſammlungen. Das liebliche Dresden im reizenden Elbthal iſt längſt als deutſches Florenz anerkannt; es hatte in den kunſtliebenden Auguſten einen Coſmus und Lorenzo, und Herders freundlicher Wunſch:

„Blühe, deutſches Florenz mit deinen Schätzen der Kunſtwelt;
„Stille geſichert ſey Dresden ; Olympia uns!“

wurde ſelbſt in den neuern harten Kriegesſtürmen erhört. Eine rettende Aegide ſchien bei allen Schickſalswendungen über Dresdens herrlichen Kunſtſchätzen zu ſchweben; ſie blieben unangetaſtet, ſtillgeſichert, in Zeiten, wo kein Eigenthum mehr heilig ſchien. Nirgends könnten ſie aber auch paſſender und ſchöner bewahrt werden als in dieſem glücklichen Mittelpunkt zwiſchen Süd - und Nord - Deutſchland. Um eine Ueberſicht dieſer berühmten Kunſtſammlungen zu geben, denen wir glaubten einen eignen Art. widmen zu dürfen, wollen wir mit der reichſten derſelben: der Gemäldegallerie anfangen. Schon die frühern Fürſten des ſächſiſchen Hauſes zeichneten ſich durch Kunſtliebe aus. Herzog Georg, der Gönner und Freund Lukas Kranachs, des Altvaters ſächſiſcher Kunſt, ſammelte ſchon Gemälde. Moritz, der erſte Churfürſt albertiniſcher Linie, ſtellte dieſe Sammlung in der Kunſtkammer auf. Georg I. und II. ließen durch den Hofmaler Kilian Fabrizius thätig ſammeln. Unter Auguſt II., König von Polen, wurde die Sammlung anſehnlich vermehrt und kam aus dem ehemaligen Rieſenſaal in das zweite Stockwerk des Schloſſes; ihren Glanz und ihre herrlichſten Schätze aber verdankt ſie Auguſt III., der die Gemäldeſammlung von Modena für 1,200,000 Thaler erwarb, und in Italien und andern Ländern klaſſiſche Meiſterwerke kaufte, beſonders aber dadurch, daß er für 17,000 Dukaten eines der allervorzüglichſten Werke Rafaels, ſeine Himmelskönigin, kaufte, die Dresdner Sammlung krönte. Das obere Stockwerk des Stallgebäudes wurde zu einer würdigen Aufſtellung der Gemälde eingerichtet, und ſeit 1747 befindet ſich die Sammlung hier. Das Ganze beſteht aus drei Abtheilungen: a) die äußere Gallerie; b) die innere Gallerie; c) das Paſtell-Kabinet. Die äußere Gallerie beſteht aus Werken niederländiſcher, holländiſcher, deutſcher, franzöſiſcher und einiger italieniſcher Meiſter, ſie enthält 1011 Gemälde; ſo vollzählig wurde ſie erſt ſeit 1816, wo viele treffliche kleine Gemälde niederländiſcher Meiſter dazu kamen, welche ſeit dem Tode Auguſts III., deſſen Zimmer ſie ſchmückten, immer eingepackt geblieben waren; jetzt bekamen ſie die Stelle größerer aber minder bedeutender Bilder der Gallerie. Seitdem wurden auch alle Abtheilungen an den Galleriewänden und Fenſterpfeilern bezeichnet, und es erſchien ein neues Sach- und Ortsverzeichniß der Gemälde. Seit Paris die erbeuteten Kunſtſchätze zurückgab, iſt die Dresdner Sammlung die reichſte, beſonders in der italieniſchen Schule. Unter den niederländiſchen Werken finden wir: über 30 Gemälde von Rubens, worunter die Löwenjagd; Neptun, den ſtürmenden Winden gebietend (Quos ego!); das Bild ſeiner beiden Söhne; Proſerpina's Raub; Clelia, aus dem Etrusker Lager fliehend; Meleager und Atalanta; der heilige Hieronymus; die Satiriskenfamilie; der Liebesgarten, die vorzüglichſten ſind. Von Van Dyk ſind 18 Gemälde hier, worunter man die Bildniſſe König Karls I. von England und deſſen Gemahlin Henriette, ſo wie ſeiner drei Kinder, den 151 Jahr alten Thomas Parker, den büßenden Hieronymus und die Dame beſonders

bemerkt. Unter vielen Gemälden Rembrands zeichnen ſich das Bildniß ſeiner Tochter, das ſeiner Mutter, das Feſt des Ahasverus, und ſein Bild von ſich und ſeiner Frau, beſonders aus. Von deſſen Schüler Ferdinand Bol iſt die Ruhe auf der Flucht nach Aegypten und David mit dem Uriasbrief beſonders merkwürdig. Treffliche Gemälde von Adrian von Oſtade ſind hier, z. B. das eigne Bild des Künſtlers vor der Staffelei, eine holländiſche Bauernſchenke ꝛc. Von Gerhard Dow bewundert man beſonders den betenden Einſiedler, und zwei Bildniſſe von ihm ſelbſt, einmal zeichnend und einmal die Violine ſpielend. Von Franz van Mieris iſt der Keſſelflicker, und ſein eignes Bildniß, ſo wie von Caſper Netſcher die Darſtellung der Frau von Monteſpan und mehrerer Frauen in Putzzimmern, von der fleißigſten Ausführung. Von David Teniers ſprechen mehrere große Gemälde durch die Wahrheit im Ausdruck ſehr an. Von Philipp Wouvermann ſind ſehr viele herrliche kleine Gemälde hier, worunter man das Feldlager, den Pferdemarkt, und mehrere Reitergefechte beſonders bewundert. Eine ganze Reihe der ſchönſten Werke des Adrian van der Werf ſind hier, worunter die Verſtoßung der Hagar, das Urtheil des Paris, ſeine eigene Familiengruppe und eine Verkündigung vorzüglich zu bemerken. Viele Bilder von Terburg, van der Helſt, Poelemburg, Albert van Everdingen, van der Neer, Paul Potter, Nikolaus Berchem, van der Goyen, Andreas Both, Franz Snyders, de Heem, Eckhout, Huyſum, Denner, Seybold, Wynants ꝛc. ſind wahre Zierden der Gallerie, doch ganz vorzüglich ſchön ſind die herrlichen Landſchaften von Ruysdael; ſeine Jagd, ſein Kirchhof, ſein Kloſter, ſein Waſſerfall, ſein Bergſchloß und ſeine Waldgegenden ſind von außerordentlicher Wahrheit und dabei höchſt dichteriſch angeordnet; einige ſchöne Stücke von Hondekoeter, z. B. Federvieh vor einem Raubvogel erſchreckend ꝛc. ſind nicht zu überſehen, ſo wenig wie die herrlichen perſpectiviſchen Architekturgemälde von Neefs und Steenwyk. An Werken der altdeutſchen Schule iſt die Sammlung nicht beſonders reich, doch eines iſt hier, welches die Perle der vollſtändigſten Sammlung dieſer Art ſeyn würde, nämlich das himmliſche Mutter-Gottes-Bild von Holbein, vor dem die Familie des Bürgermeiſters Meyer aus Baſel knieend und betend vorgeſtellt iſt. Auſſerdem ſind mehrere vorzügliche Bilder von Albrecht Dürer hier, nämlich: die Kreuztragung, die ſterbende Maria, der betende Greis ꝛc. Auch von Johann von Eyck und Lukas von Leyden kann man hier Werke finden. Von den Werken der franzöſiſchen Schule ſind beſonders zu erwähnen: zwei vortreffliche große Landſchaften von Claude Lorrain, mehrere ſchöne Gemälde von Nicolas Pouſſin, z. B. Noah's Opfer, die Anbetung der Weiſen, die Ausſetzung des Moſes in dem Nil, das Reich der Flora; von Le Brün eine heilige Familie „le Silence;" und von Moucheron mehrere gute Arbeiten. Von neuern deutſchen Meiſtern bemerken wir hier viele köſtliche Arbeiten von Dietrich, einige von Mengs, ein treffliches eignes Bildniß von Graff, und eine liebliche Kindergruppe von Vogel, dem anmuthigen Darſteller zarter Kindheit. Unter den Gemälden der italieniſchen Schule in der äußern Gallerie ſind beſonders merkwürdig: Johannes der Täufer, von Batoni, eine treffliche Nachbildung von Rafaels heiliger Cäcilia, von Giulio Romano, und die heilige Nacht, von

Notari. Jetzt wenden wir uns zur innern Gallerie und zuerſt zur höchſten Zierde derſelben: Rafaels Madonna, mit dem heiligen Sixtus und der heiligen Barbara, aus des Künſtlers ſchönſter Zeit, 3 — 4 Jahre vor ſeinem Tode gemalt, und urſprünglich für das Kloſter der Benediktinermönche vom heiligen Sixtus zu Piacenza beſtimmt, das höchſte Ideal aller Madonnen. Höchſt intereſſant iſt es, in der Dresdner Gallerie die herrlichſten Werke Correggio's aus ſeinen drei verſchiedenen Manieren ſtudiren zu können. In keiner Gallerie kann man dieſen hohen Künſtler beſſer kennen lernen, als hier. Die großen Werke ſeiner erſten Manier ſind überaus ſelten die Madonna des heiligen Franziskus iſt ein himmliſches Gemälde aus dieſer Zeit, welches an Reinheit des Styls und tiefem Gefühl mit Rafaels Werken wetteifert; aus ſeiner zweiten Periode iſt die weltberühmte heilige Nacht, dies wundervoll ſchöne Weihnachtsbild, deſſen Hauptgedanke gewiß das höchſte iſt, was neuere chriſtliche Kunſt hervorbrachte, und deſſen Ausführung an Vollendung und Zauber in dem Helldunkel alles übertrifft, was irgend ein Künſtler jemals leiſtete; außerdem iſt noch die Madonna des heiligen Georgs aus dieſer zweiten Periode, ein Bild voll Farbenpracht und Lichtesklarheit. Aus der dritten vollendetſten Periode Correggio's iſt ſeine Madonna des heiligen Sebaſtian, ſeine herrliche kleine Magdalena, dieſe ächte Perle im Gebiete der Kunſt, und das Bildniß ſeines Arztes. Rafaels geliebter Schüler, Giulio Romano, eifert in ſeiner heiligen Familie, Maria mit dem Waſſerbecken, dem großen Meiſter glücklich nach. Von Andrea del Sarto ſind mehrere herrliche Werke da, beſonders Abrahams Opfer, und die Verlobung der heiligen Katharina mit dem Jeſuskind. Von Leonardo da Vinci iſt das wunderſam ausgeführte Bildniß des Herzogs Sforza von Mailand hier. Von Bartolomeo Bagnacavallo iſt ein herrliches Altarblatt im grandioſen Styl, die auf Wolken thronende Maria mit dem Jeſuskind, zu deren Füßen vier Heilige gleich Stützen der Kirche ſtehen. Die vier Kirchenväter von Doſſo Doſſi, und ſeine allegoriſche Geſtalt der Gerechtigkeit; der große Bacchuszug, von Benvenuto Garofalo und ſeine, das göttliche Kind anbetende Jungfrau Maria, und der lehrende Chriſtus, von Giovanni Bellino, gehören zu den herrlichſten Werken des ernſten, älteren Styls; aus noch älterer Zeit leuchten in kindlicher Klarheit und Innigkeit Franceſco Francia's allegoriſches Gemälde, die Religion vorſtellend und Pietro Perugino's Anbetung der Weiſen, zu uns herüber. Die venetianiſche Schule kann man hier kennen lernen durch viele treffliche Werke Tizians, beſonders ſeine lebenathmende Venus, ſeinen Chriſtus mit dem Zinsgroſchen, ſeine heilige Familie, vom Herzog Alphons von Ferrara verehrt, und mehrere Bildniſſe; durch Palmavecchio's Madonna mit dem überaus lieblichen Jeſuskinde, und ſeine drei Schweſtern; durch Tintoretto's Parnaß und ſein Concert; durch Paul Veroneſe's Kreuztragung, ſeine Jünger zu Emaus, ſeine Hochzeit zu Kanaan, ſeine Kreuzigung und ſeine Familie Concina vor den heiligen Jungfrau. Von den Meiſtern der reichen lombardiſche Schule beſitzt dieſe Gallerie die vortrefflichſten Werke, worunter beſonders Hannibal Caracci's emporſtrebender Genius des Ruhms (Opera dell' elemosina), ſeine Madonna des heiligen Matthäus, und ſein Chriſtuskopf; Guido Reni's zwei rührend-ſchöne, duldende Erlöſerköpfe mit der Dornenkrone, ſeine Erſcheinung des auf-

erſtandenen Heilandes, ſeine Venus; Lodovico Caracci's herrliche kleine Madonna, welche die Leidensinſtrumente von den Engeln getragen erblickt; Albani's lieblicher Tanz der Liebesgötter, ſeine Venus von ſcherzenden pfeilprüfenden Amorinen umgeben, ſeine Ruhe auf der Flucht nach Aegypten, ſein Beſuch der Eliſabeth bei Marien, ſich als ſolche Werke auszeichnen, durch welche man die tiefſte Eigenthümlichkeit dieſer unſterblichen Meiſter kennen lernt. Als wahre Zierden der Gallerie und auserwählt gelungene Werke muß man noch erwähnen: die himmliſch-ſchöne, zart ausgeführte heilige Cäcilia, von Carlo Dolce, ſeinen das Brod ſegnenden Heiland; die reizende Magdalena in Lebensgröße, von Battoni; die ausdrucksvolle büßende Magdalena, von Franceschini; Loth mit ſeinen Töchtern, ein höchſt effektvolles Gemählde, von Guercino da Cento, die heilige Nacht, von Carlo Maratti; die Ruhe auf der Flucht nach Aegypten, von Francesco Treviſani; die Madonna mit dem Jesuskinde, welches den kleinen Johannes küßt, von Geminiani; Hero und Leander, von Francesco Mola; die Madonna della Roſa, von Parmegiano; die heilige Familie, von Guilio Procaccini; und Joſeph mit Potiphars Weib, von Carlo Cignani. Die innere Gallerie enthält 348 Gemählde. Ungern vermißt man in dieſer ſo reichen Sammlung Dominichino's Werke; von dieſem Meiſter iſt kein einziges Gemählde hier. In dem Paſtell-Cabinet ſind noch über 150 Gemählde. Der Amor mit dem Pfeil, von Rafael Mengs, iſt das Kleinod dieſes Cabinets; es ſind noch mehrere von dieſem Künſtler gemahlte Portraits hier zu bemerken, beſonders ſein eigenes und die ſeiner Schweſtern; von einer derſelben, Thereſia Mengs, ſind ſchöne Email- und Miniaturarbeiten hier. Das Chocolate-Mädchen, von Liotard, iſt bekannt; von der Paſtellmahlerin Roſalba Carriera ſind faſt alle übrigen Portraits in dieſem Cabinet. Die Gemählde-Gallerie ſteht unter der Aufſicht des Oberkammerherrn. Vom Anfange des Maies an, bis Ende Septembers, iſt es den Künſtlern erlaubt, von 8 bis 12 Uhr Vormittags und von 3 bis 6 Uhr Nachmittags hier zu arbeiten. Der Inſpector, Herr Demiani, und der Unterinſpector, Herr Schweigart, zeigen in dieſen Stunden, und nach vorgängiger Meldung auch außer dieſer Zeit, Fremden die Sammlung, und mit wahrer Gefälligkeit wird ſtets in den Stunden, wo die Gallerie geöffnet iſt, auswärtigen und einheimiſchen Kunſtfreunden der Genuß dieſer Schätze geſtattet. — Tapeten nach Rafaels Zeichnungen. Dieſe ſechs, achtehalb Ellen hohen, Tapeten ſind ſehr ſehenswürdig. Sie werden im japaniſchen Pallaſt verwahrt, und von dem Hrn. Inſpector Schulz, Aufſeher der Porzellanſammlung, gezeigt. Caſanova gab Veranlaſſung zur Entdeckung dieſer ſeltenen Kunſtdenkmale, als er in ſeinen Vorleſungen die Vermuthung des Cardinals Albani, daß ſich Tapeten nach Rafaels Zeichnungen, Geſchenke Leo's X., in Dresden befinden müßten, mittheilte. Der kunſtliebende Freiherr von Racknitz, damaliger Hausmarſchall, forſchte nach, und fand endlich 6 Tapeten, theils noch gut bewahrt, theils unſcheinbar, bis auf eine, die verloren gegangen war. Die unkenntlich gewordenen Tapeten wurden ſorgfältig gereinigt. Von 22 in Wolle gewirkten Tapeten, die Papſt Leo X. in Arras verfertigen ließ, 7 nach Rafaels, die übrigen nach ſeiner Schüler Zeichnungen, wurden 7 nach Dresden und 5 nach Wien geſchickt. Rafael's Originalzeichnungen auf Papier kamen nach England, wo ſie jetzt in

Windſor, früher in Hamptoncourt, ſich befinden. Die auf den in Dresden befindlichen Tapeten dargeſtellten Gegenſtände ſind: 1) Die Erblindung des Zauberers Elymas in Paphos, eine kunſtvolle Gruppirung; 2) Paulus in Athen predigend, eine herrliche Geſtalt; 3) das Opfer zu Lyſtra, eine ſchöne Gruppe; 4) Petrus und Johannes im Tempel (Ap. Geſch. Cap. 3); 5) Chriſtus, als er zu Petrus ſagt: „weide meine Schafe“; 6) der wunderbare Fiſchzug. Ohne Zweifel war der Tod des Ananias der Gegenſtand der verlornen ſiebenten Tapete. Rafael's Geiſt iſt überall ſichtbar, obgleich einzelne Theile, durch die Schuld der Werkmeiſter in Arras, mißlungen ſind. — Der Gemähldeſaal auf dem Brühliſchen Garten. Dieſer wird auch oft der Doubletten-Saal genannt, er war in frühern Zeiten zur Aufnahme der Werke neuerer Künſtler beſtimmt. Seit den unlängſt erfolgten Veränderungen in der Gemähldegallerie erhielt dieſe Sammlung einen anſehnlichen Zuwachs von Bildern niederländiſcher und franzöſiſcher Meiſter, ſo wie von einigen Gemählden des Grafen Rotari, welche dort nicht mehr Platz fanden, ſo daß ſie jetzt ungefähr 250 Gemählde enthält. Beſonders merkwürdig ſind die vielen großen Landſchaften und Proſpecte von dem Meiſter in der Perſpective, Bernhard Bellotto, genannt Canaletto, aus Venedig, der ſeit 1764 Mitglied der Akademie zu Dresden war. Viele ſächſiſche Gegenden, z. B. Königſtein und Sonnenſtein, ein Bergaufzug im Plauiſchen Grunde und mehrere innere Anſichten von Dresden, welche die ehemalige Geſtalt verſchiedener Gebäude und Stadttheile zeigen, ſind von dieſem Künſtler mit treffender Wahrheit dargeſtellt. Auch ſieht man hier mehrere Anſichten ſächſiſcher Gegenden, z. B. des Oybin, des Lilienſteines ꝛc. von dem ehemaligen Hof-Mahler Alexander Thiele. — Das Auguſteum oder die königliche Antikenſammlung. Ueber dieſe treffliche Sammlung, welche in den einfach-ſchönen und hohen Sälen des japaniſchen Palais würdig aufgeſtellt iſt, und die gewiß jedem, der ſie unter der ſinnigen Leitung des kenntnißreichen Archäologen, des vielverdienten Hofraths Böttiger, ſahe, unvergeßlich blieb, gibt es ein ſchönes Prachtwerk: „das Auguſteum, von Becker herausgegeben,“ welches treue Abbildungen aller bedeutenden hier befindlichen Antiken enthält. Um die Mitte des 16ten Jahrhunderts kaufte Churfürſt Auguſt einige kleine Antiken und Münzen; Johann Georg III. vermehrte ſie mit andern Alterthümern, und ſo bildete ſich der Anfang dieſer herrlichen Sammlung, die jetzt die erſte in Deutſchland iſt. Auguſt II. nahm um das Jahr 1720 jene Antiken aus der Kunſtkammer, und durch die Erwerbung der koſtbaren Sammlung des Fürſten Chigi zu Rom, die er 1725 für 60,000 Scudi erhielt, und vieler einzelnen Antiken aus den Sammlungen der Cardinäle Albani und Bellori, der Mumien, die der berühmte Reiſende della Valle aus Aegypten mitgebracht hatte, und der vom Grafen von Wackerbarth in Italien geſammelten Denkmale, ward er der eigentliche Stifter des Auguſteums. Sein Nachfolger, der kunſtliebende Auguſt III., bereicherte die Sammlung durch den Ankauf der Bronzen und modernen Skulpturarbeiten des Grafen Brühl, durch einige in Antium gefundene Denkmale, und vorzüglich durch die 3 unvergleichlichen Statuen der Herculanerinnen, die er für 6000 Thaler von den Erben des Prinzen Eugen von Savoyen kaufte. Der jetzige König vergrößerte ebenfalls die Sammlung, und wurde beſonders dadurch ihr zweiter Stifter, daß er ſie aus den engen Pavillons im großen Garten entkerkerte, und ſie 1785 im Erdgeſchoſſe des

japaniſchen Palaſtes aufſtellen ließ. Leider ſah der damalige Aufſeher nur auf Symmetrie, nicht auf Gehalt, Styl und Bedeutung, und paarte oft das Mittelmäßigſte mit dem Vortrefflichſten in dieſen 10 Sälen zuſammen (der 11te und 12te Saal enthalten bloß neue Bildwerke). Der Raum verbietet uns, hier mehr als eine gedrängte Ueberſicht der Merkwürdigkeiten dieſer Alterthümer zu geben. Zu den älteſten Bildwerken gehören drei Löwen von ägyptiſchem Syenit, von welchen zwei den Eingang des Kunſtſchatzes hüten, der dritte und ſchönſte ſich aber im Mumienzimmer befindet. Ein Iſisbild mit dem Nilſchlüſſel. Vier Mumien, von denen beſonders die beiden von della Valle mitgebrachten merkwürdig ſind. Dazu iſt ein ächt-ägyptiſcher Sarkophag aus Sykomorus. Alle dieſe Alterthümer, ſo wie mehrere Marmor-Sarkophage mit merkwürdigen Basreliefs, ſchöne Moſaiken, campaniſche Gefäße und ſlaviſche Alterthümer, ſind in dem letzten Saale aufgeſtellt, in welchem das vor ungefähr 60 Jahren in Rom entdeckte Columbarium der Livia treu nachgebildet iſt. Zu den köſtlichſten Denkmalen des älteſten griechiſchen Styls gehört die dreiſeitige Candelaberbaſis mit dem darauf vorgeſtellten Dreifußraub und ſeiner Wiedereinweihung. Sie iſt wahrſcheinlich aus Delphi; der Marmor iſt pariſch, und dieſe Baſis gehört zu den ächteſten und ſeltenſten Kunſtwerken aus der Periode vor Phidias. Aus derſelben Zeit iſt der Sturz einer Pallas, an welcher Helm, Arme und Füße ſchlecht ergänzt ſind. An ihrem Peplus iſt der Gigantenkampf en Relief vorgeſtellt. Wichtige Denkmale des hohen und ſchönen Styls (von Phidias bis Praxiteles) ſind: ein gut erhaltener koloſſaler Minerven-Sturz, der durch den kühnen Wurf des Schuppenpanzers und die Großheit der Formen und Falten an des Phidias hohe Pallasbilder erinnert; eine ſitzende koloſſale Heroinenfigur von hoher Schönheit, die wahrſcheinlich eine Niobe iſt; ein ſterbender Sohn der Niobe, in welchem Todeskampf und Jugendblüthe wundervoll-ſchön vereint ſind; ein Niobekopf, welcher in der antiken Doloroſa ſchon das Vorbild einer chriſtlichen Mater Doloroſa ahnen läßt. Dem Zeitalter des reizenden Styls in Lyſipps und ſeiner Nachfolger Kunſtſchulen gehören folgende Werke an: zwei atheniſche Kanephoren, leider ungeſchickt ergänzt; eine ſchöne Venus Anadyomene oder Pudica, nicht ſo gut erhalten wie die mediceiſche, aber in den erhaltenen Theilen noch vollendeter. Ein Bachiſcher Genius, das entzückendſte Kunſtwerk dieſer Art; man ſieht hier das Urbild zugleich mit drei antiken Wiederholungen. Dieſer Satyriſk, deſſen zarte Wellenbewegungen mit dem Liebreiz und Roſenſchimmer ewiger Jugend übergoſſen ſind, iſt der ächte Akratos, der Mundſchenk des Bacchus. Zwei ſchöne Amorgebilde im Uebergang zum Knabenalter, das lieblichſte Eroskopfchen; eine herrliche Gruppe von Amor und Pſyche, die in den antiken Theilen ſelbſt dem kapitoliniſchen Gegenbilde nicht nachſteht. Viele ſchöne jugendliche Athleten, hierunter aber vor allen der herrliche Athletentronk, ehedem als Mercur ergänzt, aber auf des Ritters Hamilton Antrag ſeiner Ergänzung entlaſtet, das Kleinod der Sammlung, und überhaupt eines der trefflichſten alten Kunſtwerke, dem Kenner wegen des herrlich überkleideten Muskelſpieles gleich nach dem Fechter des Agaſis den Preis zuerkennen. Zur letzten Kunſtepoche des griechiſchen Strebens unter den Römern gehören in dem ſogenannten Gladiatorenſaale vier gewaltige Kämpfer über Lebensgröße in vorgebogener Stellung, voll gediegener

Lebenskraft; ein koloſſaler Antinous-Bacchus und ein treffliches Antinous-Bruſtſtück auf einem Apollotronk. Einzig aber unter allen Kunſtſchätzen ſelbſt der reichſten Sammlungen, gleichſam einen eigenen Zauberkreis der Kunſt bildend, ſtehen im Herculaniſchen Saale die drei herrlichen Frauenſtatuen, deren edler Ausdruck und unausſprechlich ſchöne Draperien ſie zu wahren Kunſtidealen erheben; man nannte ſie ſonſt fälſchlich Veſtalinnen; die größere iſt eine Matrone, die zweite eine Jungfrau und die dritte eine Wiederholung der letztern. Unter dem Namen: die Herculanerinnen, ſind ſie berühmt; ſie gehören zu den erſten 1706 entdeckten Spuren der verſchütteten Stadt. Viel Treffliches findet man unter den einzelnen Köpfen und Büſten, ſo wie auch unter den vielen kleinen Bildwerken in Bronze. Unter den neuern Bildwerken ſind mehrere Statuen von Giovanni di Bologna, Bernini, Algardi und Donner nicht zu überſehen. Höchſt intereſſant ſind die Vorleſungen, welche während des Sommers zweimal wöchentlich vom Hofrath Böttiger hier vor einem erleſenen Kreiſe von Künſtlern und Fremden gehalten werden. — Die Sammlung Mengsiſcher Gipsabgüſſe. Der ſächſiſche Künſtler Rafael Mengs, welcher einer der erſten war, der in der aufblühenden Kunſtperiode der neueſten Zeit Sinn und Gefühl für die hohe reine Schönheit der Antiken hatte, ließ unter ſeiner beſondern Aufſicht in Rom und andern Städten Italiens Gipsabgüſſe von allen merkwürdigen alten Kunſtdenkmalen machen. Er verfuhr dabei mit der ſtrengſten Genauigkeit und Sorgfalt. Ein Exemplar dieſer herrlichen, mit feinem Kunſtſinn gefertigten Abgüſſe kam nach Madrid, weil Mengs Hofmaler des Königs Carl III. war, und die Kunſtakademie im Escurial einrichtete. Das zweite vollſtändigere und für die Kunſtgeſchichte wichtigere aber behielt der Künſtler ſelbſt, von deſſen Schweſter, Madam Maron, der König Friedrich Auguſt es kaufte. Im Jahre 1792 wurden dieſe trefflichen Nachbildungen in einer hochgewölbten, einfach und ſchön verzierten Halle im Erdgeſchoß des ehemaligen Stallgebäudes, unter der Gemähldegallerie, eben ſo prachtvoll als zweckmäßig aufgeſtellt, und Kunſtfreunden ſowohl als ſtudirenden Künſtlern geöffnet. Alle die wichtigſten Denkmale antiker Kunſt findet man hier vereint. Junge Künſtler ſtudiren hier vom Anfange des Mais bis zu Ende Septembers. Fremden wird die Sammlung von dem Oberaufſeher, Hrn. Hofrath Böttiger, oder dem Inſpector Matthäi gezeigt, auf beſondere Erlaubniß auch wol bei Fackelbeleuchtung. — Das Kupferſtichcabinet. In einem Pavillon des Zwingergebäudes iſt die treffliche und reiche Sammlung der Kupferſtiche und Handzeichnungen, deren Beſuch jedem Kunſtfreunde zu empfehlen iſt. Dieſe Sammlung wurde unter Auguſt II. durch den Hofrath Hencher angelegt, unter ſeinem Nachfolger und dem jetzigen Könige bedeutend erweitert, und wird fortdauernd mit den neueſten Kunſterzeugniſſen vermehrt und in den ältern Werken ergänzt. Die Sammlung, welche aus 200,000 Blättern beſteht, enthält die ſeltenſten Kupferſtiche und Handzeichnungen der größten Meiſter aus allen Schulen. Das Ganze iſt in 12 Klaſſen getheilt, welche wieder artiſtiſch-hiſtoriſch geordnet ſind. Künſtler können während des Sommers das Cabinet Dienſtags und Freitags von 9 bis 12 Uhr Vormittags benutzen. — Die Porzellan-Sammlung. In achtzehn Gemächern des Erdgeſchoſſes im japaniſchen Palaſte wird eine reichhaltige, für den Technologen und Kunſtfreund merkwürdige, Sammlung von chineſiſchem, japaniſchem, oſtindiſchem und meißniſchem Por-

zellan aufbewahrt. Der Werth dieſer Sammlung, deren Inhalt ein Verzeichniß von fünf Foliobänden füllt, wird auf mehrere Millionen geſchätzt, und die Sammlung von aſiatiſchem Porzellan iſt jetzt einzig in Europa. Unter dem oſtindiſchen ſieht man mehrere große Vaſen und viele Stücke von dem uralten Schlangenporzellan, das ſich durch ſonderbare Formen, Farbenpracht, und Gemählde indiſcher Sitten und Trachten auszeichnet. Das chineſiſche und japaniſche Porzellan, das 8 Zimmer füllt, enthält viele ſehr alte Vaſen und Geräthe aller Art, Götzenbilder ꝛc. Die Majolica-Gefäße im 9ten Zimmer ſind als Seltenheiten ſehenswerth. Das Intereſſanteſte aber iſt die reiche Sammlung von ſächſiſchem Porzellan, worin man die Fortſchritte von den erſten merkwürdigen Verſuchen an bis zur heutigen Vollendung beobachten kann. Hier ſieht man die erſten Proben von Böttcher's Erfindung, die bekanntlich in Dresden gemacht wurde: braunes und rothes jaspisartiges Porzellan, worauf das ſchwarze, zum Theil glaſirte und mit Gold bemahlte, und endlich das weiſſe folgte, das Böttcher 1709 in ſeiner Werkſtatt auf der Jungfrau-Baſtei in dem Brühliſchen Garten erfand. Noch findet man einige andere Merkwürdigkeiten in dieſen Zimmern, z. B. eine Sammlung von ungefähr 300 großen und kleinen chineſiſchen Speckſteinfiguren, 7 chineſiſche Schirme mit bunten Farben, und 3 große Tafeln von Speckſtein, wovon 2 Moſaikbilder von einem italieniſchen Künſtler enthalten. Ferner ſind hier noch mehrere ſchöngearbeitete indiſche Decken von Vogelfedern und einige Moſaiktafeln ſehenswerth. — Das Münzcabinet. Dieſe Sammlung befindet ſich gleichfalls in einem ſchönverzierten Saale im Erdgeſchoſſe des japaniſchen Palaſtes. Sie war ſchon unter Johann Georg II. bedeutend, wurde unter den beiden Auguſten vermehrt, und vom jetzt regierenden Könige früher ſchon durch den Ankauf einzelner Stücke und ganzer Sammlungen, wie der Reineckiſchen und Birkhahniſchen von Münzen des Mittelalters, des Madai'ſchen aus 9000 Stück beſtehenden Groſchencabinets, der von Teubernſchen Sammlung ſächſiſcher Münzen, und neuerlich des Baumgartenſchen Ducatencabinets anſehnlich bereichert. Sämmtliche Münzen ſind jetzt in 33 Schränke vertheilt. Die Sammlung von griechiſchen und römiſchen Münzen iſt zwar nicht ſehr zahlreich, aber doch bedeutend durch manches ſeltene Stück. Die Zahl der neuern Münzen und Medaillen von allen Staaten iſt ſehr anſehnlich; am reichſten aber iſt das Cabinet von ſächſiſchen Münzen in Gold und Silber. Auch beſitzt das Cabinet eine Sammlung von Gemmen. Der verdienſtvolle Numismatiker Lipſius iſt der jetzige Aufſeher und Ordner dieſer Sammlung. — Die Kunſtkammer. Churfürſt Auguſt gründete dieſe Sammlung, die ſich ſeit dem J. 1730 im Zwingergebäude befindet, wo ſie eine Gallerie und 3 Zimmer einnimmt, und unter der Obhut des jedesmaligen Aufſehers des mathematiſchen Salons ſteht. Die Gemächer ſind mit vielen Gemählden auf Holz, Leinwand, Pergament und Marmor, mit lebensgroßen Bildniſſen ſächſiſcher Fürſten, mit ſeltenen Spiegeln, mit europäiſchen Fürſtenwappen auf Glas gemahlt, mit Vaſen und Pokalen, und Statuen berühmter Künſtler aus Gips und Metall geziert. Unter vielen Seltenheiten, die hier mit manchen Spielereien gepaart wurden, ſind folgende die merkwürdigſten: Chriſti Geburt, in Alabaſter, von Sebaſtian Walther; ein metallnes Crucifix, von J. v. Bologna; Lucifers Fall, eine Gruppe von achtzig Figuren, auf einem 13 Zoll hohen und 8 Zoll breiten Stücke Elfenbein; Kunz von

Kaufungen, von dem Köhler feſtgehalten, von getriebener Arbeit in Stahl; der heil. Hieronymus, von Alb. Dürer; mehrere Gemählde von Lucas Kranach. Auch einiges zur Kunde der Sitten fremder Völker, z. B. ein isländiſches Opferhorn, Arbeiten aus Japan, tatariſche und indiſche Geräthe ꝛc. In dem zur Kunſtkammer gehörenden Uhrenzimmer findet man 150 Uhren, worunter Gärtners große Uhr mit 360 Zeigern welche den Zeitunterſchied eben ſo vieler Oerter zeigt; zwei Inklinir Uhren; viele künſtliche Uhrwerke, z. B. eine kriechende Kreuzſpinne, zwei Schiffe, die Kriegsmuſik hören laſſen, ein Elephant mit einem Mohren, der einen Pfeil abſchießt ꝛc. — Die Modellkammer. Dieſe Sammlung, welche Churfürſt Johann Georg IV. anlegte, befindet ſich in einem Theile des Zwingergebäudes, wo der Aufſeher (jetzt Kunſttiſchler Milde) ſie zeigt. In neuern Zeiten hat die Sammlung, außer verſchiedenen Arbeiten des verſtorbenen Modellmeiſters Gärtner, keinen Zuwachs erhalten. Der Vorrath an Modellen und Maſchinen zur Waſſer-, Berg-, Civil- und Kriegsbaukunſt iſt nicht unbedeutend. Gärtners Werke ſind beſonders ſehenswerth, unter andern ſeine Modelle zu 200 Fuß langen Brücken ohne Zwiſchenpfeiler. In einem andern Pavillon des Zwingers zeigt man auch die ſehr ſehenswerthen Modelle von dem Tempel Salomonis, der Stiftshütte und einer Synagoge. Für Fremde, welche Dresdens Merkwürdigkeiten wollen kennen lernen, iſt die überaus reiche und ſchöne königl. Bibliothek, der ſeltene Schatz des grünen Gewölbes, das Naturalien- und Mineralien-Cabinet, die Rüſtkammer, der mathematiſche Salon, die Gewehrgallerie und das Muſeum für Natur- und Kunſtmerkwürdigkeiten, welches der Buchhändler Hilſcher in einem Pavillon des Brühliſchen Gartens eröffnete, ſehr ſehenswerth; doch da dieſe Sammlungen nicht in das Gebiet der Kunſt gehören, ſo erwähnen wir ſie hier nicht näher. Sehr intereſſant iſt es, die Ateliers der ausgezeichneten, hier lebenden Künſtler zu beſuchen; in den Werkſtätten der Profeſſoren Hartmann, Matthäi, von Kügelgen, Seydelmann, Rößler, Klengel und Pochmann, der Mitglieder der Akademie, Friedrich und Retzſch, der Bildhauer Kühn und Pettrich, der Steinſchneidee Höckner und Tettelbach, der Blumenmahler Friedrich und Tettelbach, der Kupferſtecher Darnſtedt, Seyfert, Gottſchick, Günther, Schulze, Stölzel, der Architekten Heine, Thormeyer, Schuricht, wird man in dem Jedem eignen Fache intereſſante Arbeiten finden. Die ſchönſten muſikaliſchen Spiel-Uhren findet man bei dem kunſtreichen Friedrich Kaufmann, dem Erfinder des Harmonichords, des Belloneon's und Automelodion's ſowohl, als des künſtlichen Trompeters; er erwarb ſich auf ſeinen Reiſen durch Holland, Frankreich und Deutſchland allgemeinen Ruhm. (Mehreren der hier genannten neuern Künſtler haben wir beſondere Art. gewidmet.)

Driburg, ein Städtchen in Weſtphalen, 3 Meilen von Paderborn, 4 Meilen von Pyrmont, mit einem Geſundbrunnen, der eine Viertelſtunde von der Stadt entfernt iſt. Das Waſſer iſt ſaliniſch-martialiſch, klar, von ſcharfem, ſtechenden, ſäuerlich-eiſenhaften Geſchmack, und hat in 1 Pfund zu 16 Unzen glaubriſches Wunderſalz 11 17/100 Gr., Bitterſalz 2 17/20 Gr., Selenit 10 17/25 Gr., kochſalzſaure Bittererde 93/100 Gr., kochſalzſaure Kalkerde 3/50 Gr., Kochſalz 23/100 Gr., luftſaure Bittererde 6/25 Gr., luftſaure Kalkerde 6 89/100 Gr., luftſaure Alaunerde 1/20 Gr., luftſaure Eiſen 1 33/100 Gr., Harzſtoff 13/100 Gr., Luftſäure 28 Kubikzoll. Es wird mit

Nutzen gebraucht bei Verſtopfungen der Eingeweide des Unterleibes, in hypochondriſchen und hyſteriſchen Zufällen, gegen Schwäche und Reizbarkeit der Nerven, Magenkrämpfe und Coliken, Rheumatismen, Gicht, Skorbut, Ausſchlägen ꝛc. Das Badehaus iſt ein großes Gebäude, in deſſen obern Stockwerken die Badegäſte wohnen. Hier iſt zugleich der Badebrunnen, aus welchem das Waſſer in ſieben ſehr gut eingerichtete Bäder geleitet wird. Man kann hier auch Tropf-, Dunſt- und Qualmbäder haben. Für das Vergnügen iſt durch Muſik, Tanz, Spiel ꝛc. geſorgt; und herrliche Alleen und Spaziergänge machen die ganze Gegend zu einem Garten.

† Drouet (J. B.). Im Jahr 1816 mußte er als Regicide Frankreich verlaſſen.

Dſchagatai, die freie Tatarei, welche das Truchmenenland, den Staat Chiwa, den Thaſchkenter Staat nebſt Turkheſtan, das Land der Karakalpaken, das Land der freien Kirgiſen und die große Bucharei enthält. Seine Größe wird auf 50,000 Q. M. geſchätzt.

* Dublin, die Hauptſtadt des Königreichs Irland, in der Nähe einer Bay und vom Liffy durchſtrömt, welcher die Stadt in zwei Theile trennt, und über welchen ſieben Brücken führen, worunter die Eſſex-, die Königin- und die Karlislebrücke die vorzüglichſten ſind, hat 15,600 Häuſer und 180,000 Einwohner. Eine ſchöne Allee (Circular Road) umgibt die ganze Stadt, welche faſt zirkelförmig gebaut iſt. Dem größern Theil nach gehört Dublin zu den ſchönern Städten Europens, indem man breite, regelmäßige, vortrefflich gepflaſterte und des Nachts erleuchtete Straßen, hohe zierlich gebaute Häuſer und ſchöne Plätze darin antrifft. Unter den letztern zeichnet ſich vorzüglich des Heiligen Stephans Grün (St. Stephens Green) aus, ein großer viereckiger Platz, davon jede Seite 1000 Fuß lang, und der mit der bronzenen Bildſäule Georgs II. geziert iſt. Hingegen die Liberty, der kleinere Theil der Stadt, worin die Hefe des Volks wohnt, iſt mit hüttenähnlichen Häuſern angefüllt, und gewährt einen unangenehmen Anblick. Die ſchönſten Gebäude der Stadt ſind: das Schloß, worin der Vicekönig wohnt; der Pallaſt des Herzogs von Leinſter; das Dreifaltigkeitscollegium, das einzige Collegium der daſigen Univerſität, ein ſchönes oder eigentlich mehrere Gebäude von großem Umfange, worin 300 Studenten wohnen, und eine Bibliothek, Muſeum, anatomiſches Theater ꝛc. ſich befinden; das vormalige Parlamentshaus, jetzt die Bank, ein großes mit prächtigen Säulen umgebenes Gebäude; das Zollhaus, das ſchönſte im ganzen brittiſchen Reiche; die prächtige Börſe und die von Quaderſteinen erbauten großen Kaſernen, welche 6000 Mann faſſen können. Außer der Univerſität findet man hier eine königliche Akademie der Wiſſenſchaften, eine Geſellſchaft zur Verbeſſerung des Ackerbaues und andere wiſſenſchaftliche Anſtalten. Sehr zahlreich ſind auch die milden Stiftungen. Manufakturen hat zwar die Stadt viele, aber wenige ſind, die ihr Geſchäft ins Große treiben. Die vornehmſten beſtehen in Seide, Baumwolle und Leinwand; auch gibt es viele Whiskybrennereien. Ausgebreiteter und wichtiger iſt der Handel, indem Dublin der Mittelpunkt des ganzen irländiſchen Handels iſt. Der Hafen vor der Bucht von Dublin wird durch einen mit großen Koſten aus Granitſteinen aufgeführten, 30 Fuß breiten Damm, der über eine Meile ins Meer hinausläuft, gebildet. Am Ende dieſes Steindammes befindet ſich ein Leuchtthurm. Auch fängt bei Dublin der große Kanal an, ein Werk von ungeheurer Ausdehnung, der

durch die Provinz Leinſter geführt iſt, und ſich mit dem Shannon vereinigt. Zu den Spaziergängen um die Stadt gehört der Phönixpark, eine Anlage von großem Umfange.

Duchoborzy, ſ. Griechiſche Kirche.

Duker (Carl Andreas), ein ausgezeichneter Philolog des 18ten Jahrhunderts, war 1670 zu Unna in der Grafſchaft Mark geboren. Nachdem er den erſten Unterricht auf dem Gymnaſium zu Hamm genoſſen, beſuchte er die Univerſität Franeker, wo Perizonius ſein Lehrer war. Ungefähr dreißig Jahre alt, ward er Lehrer der Geſchichte und Beredtſamkeit an dem Gymnaſium zu Herborn, und im J. 1704 oder 5 Subrector an der Schule im Haag. Er machte ſich zuerſt bekannt durch einen Brief über den Fluß Oaxes, der auszugsweiſe 1711 in dem Vibius Sequeſter von Heſſelius erſchien. In demſelben Jahre gab er ſeine Opuscula varia de latinitate Iurisconsultorum veterum heraus (zweite vermehrte Auflage 1761). Perizonius vertraute ihm bei ſeinem Tode eine Arbeit an, die er über den Pomponius Mela begonnen hatte, mit dem Auftrag, ſie zu beendigen, und herauszugeben. Verſchiedene Hinderniſſe aber ließen Duker die Abſicht ſeines Lehrers nicht ganz erfüllen; er konnte den Commentar nicht beendigen, und gab ihn ſo, wie er ihn gefunden, im 7ten und 8ten Bande der Miscellaneae observationes. Als Burmann an Perizonius Stelle nach Leiden ging, theilte man den von dieſem bisher eingenommenen Lehrſtuhl der Geſchichte und Beredtſamkeit zwiſchen Duker und Drakenborch. Duker eröffnete ſeine Vorleſungen 1716 mit einer Rede über die Schwierigkeiten der grammatikaliſchen Auslegung der griechiſchen und lateiniſchen Schriftſteller, welche man in Kapp's Sammlung ausgewählter Reden findet. Nach 18 Jahren legte Duker ſeiner Geſundheit wegen ſein Amt nieder, begab ſich nach Mederich, und ſtarb dort im J. 1752. Sein Ruhm als gelehrter und gründlicher Philolog beruht vornehmlich auf ſeinen Ausgaben des Florus (zweite Ausgabe 1744) und Thucydides. Außerdem findet man Anmerkungen von ihm in Drakenborchs Livius, Oudendorps Sueton, Burmanns Servius u. ſ. w.

Du Paty (Em. Ritter v.), ein Sohn des Jean Bapt. Merc. Du Paty, und einer der beliebteſten Theaterdichter unſerer Zeit in Frankreich, ausgezeichnet durch Leichtigkeit, Schärfe und Feinheit des Witzes, und eine reiche Phantaſie in Erfindung höchſt komiſcher Situationen und Charaktere. Er ſchrieb für alle Theater in Paris meiſtens mit vielem Erfolg. Sein ſatiriſches Luſtſpiel: Le valet dans l'antichambre, machte 1802 ſo vielen Lärm, und fand ſo viele getroffene Gegner unter den Emporkömmlingen, daß er ſich plötzlich nach Breſt verſetzt ſah, um nach St. Domingo eingeſchifft zu werden. Nach dreimonatlicher Haft wurde er jedoch wieder nach Paris entlaſſen, wo er mit gleicher Freiheit und Feinheit nach Gelegenheit Napoleon, den König von Rom ꝛc. und die Bourbonen beſang. Von ſeinen Luſtſpielen, Operetten ꝛc. ſind die meiſten ins Engliſche oder Deutſche überſetzt, und gefallen auch hier. Die bedeutendſten davon ſind: Agnes Sorel; D'auberge en auberge; le Camp de Sobieski; le Chapitre second; la Leçon de botanique; l'intrigue aux fenêtres; le poète et le musicien; la Malade qui se porte bien; und manche ſpätere politiſche Gelegenheitsſtücke.

Dupont de Nemours (P. S.). Dieſer franzöſiſche Gelehrte und Staatsmann gehört ſowohl in Hinſicht ſeiner Kenntniſſe und Talente, als in Hinſicht ſeines milden liebevollen Charakters, ſeiner

trefflichen Grundſätze und ſeines tadelloſen Lebens zu den vorzüglichſten Menſchen der neueſten Zeit. Er hatte eine Zeit lang in Paris als Privatgelehrter ziemlich ungekannt gelebt, bis er 1773 ſeine Grundſätze über Philoſophie und politiſche Oekonomie in einer Schrift entwickelte unter dem Titel: Les Ephémérides du Citoyen, wodurch er ſich das Mißfallen des Miniſters Choiſeul zuzog, und Frankreich zu verlaſſen genöthigt wurde. Mehrere auswärtige Regenten boten ihm eine Zuflucht an; der Markgraf von Baden ernannte ihn zum geheimen Legationsrath, der Großherzog von Toscana und Joſeph II. traten mit ihm in Briefwechſel; Guſtav III. von Schweden beehrte ihn mit dem Waſaorden, und der König von Polen, Stanislaus Auguſtus, wollte ihn zum Director der Nationalerziehung ernennen. Dieſe letztere Anerbietung würde ihm die annehmlichſte geweſen ſeyn, wenn ihn nicht der damalige Finanzminiſter Turgot wieder in ſein Vaterland zu einer, wenn auch kleinen, Anſtellung berufen hätte. Im J. 1782 und 1783 legte er mit Dr. Hutton, dem vertrauten Agenten des engliſchen Cabinets, den Grund zu dem Frieden, wodurch die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten anerkannt wurde. Nun war er einige Jahre Generalinſpector und Commiſſär des Handels und der Manufakturen und Staatsrath. In dieſer Eigenſchaft trug er viel zur Belebung der franzöſiſchen Induſtrie bei. Im Jahr 1787 und 1788 wurde er von Ludwig XVI. zum Secretär der Notabeln-Verſammlung ernannt, und 1789 ward er Mitglied der erſten Nationalverſammlung, in der er ſich durch edle Grundſätze, Muth und Talente auszeichnete. Kühn ſtellte er ſich den Intriguen der Parteien entgegen, welche damals die Hoffnungen zu vereiteln drohten, die die Beſſern von der neuen Staatseinrichtung gefaßt hatten. Zweimal wurde er zum Präſidenten der Nationalverſammlung erwählt, und immer war er ſeine gemäßigten Grundſätze auf alle Weiſe geltend zu machen bemüht. Als Robespierre's Tyrannei auf ſeinem Vaterlande laſtete, wurde er eingekerkert, und nur der Fall dieſes Ungeheuers rettete ihn. Späterhin wurde er Mitglied des Raths der Alten. Als im J. 1798 das Directorium geſtürzt wurde, ging er zum erſten Male nach Amerika. Im J. 1802 kehrte er nach Frankreich zurück, ohne jedoch unter Bonaparte's Regierung, aller ihm von dieſem gemachten Anerbietungen ungeachtet, ein öffentliches Amt anzunehmen. Allein das Vertrauen ſeiner Mitbürger folgte ihm auch ins Privatleben, und er erhielt Beweiſe davon durch die Ernennung zum Präſidenten der Territorialbank der Handelskammer, ſo wie zur Leitung mehrerer wohlthätigen Anſtalten. Als Napoleon geſtürzt war, wurde Dupont zum Secretär der proviſoriſchen Regierung ernannt, welche dem Hauſe Bourbon die Rückkehr auf den angeſtammten Thron bereitete. Nach Napoleons Rückkunft von Elba aber wanderte er zum zweiten Male nach Amerika aus, wo bereits ſeine zwei Söhne das Bürgerrecht erhalten hatten. Hier beſchloß er ſein gemeinnütziges Leben am 6. Aug. 1817 in einem Alter von 78 Jahren.

Duport (Louis), einer der trefflichſten Tänzer unſrer Zeit, welcher, in den Balleten des Theaters Ambigu-Comique erzogen, plötzlich zu allgemeinem Erſtaunen 1802 in der großen Oper auftrat, dem berühmten Veſtris nacheiferte und bald ſein Nebenbuhler wurde. Des ewigen Kriegs mit dieſem müde, ging er 1808 vom Theater in Paris ab, und eilte nach St. Petersburg, wo er allgemeine Bewunderung erregte, im J. 1816 aber ſeine Foderungen ſo hoch ſpannte, daß die Direction ihm die Entlaſſung gab. — Die Oper in Paris

verdankt ihm mehrere pantomimiſche Ballete, wie Acis et Galatée, le Volage fixé, Figaro etc.

* Düſſeldorf, Hauptſtadt und Sitz der Regierung des zur preußiſchen Provinz Jülich-Cleve-Berg gehörigen düſſeldorfiſchen Regierungsbezirks, ſonſt die Hauptſtadt des Herzogthums Berg, 82 Meilen von Berlin, breitet ſich auf einer ſchönen Ebene am Rhein aus, und wird an der Südſeite von der Düſſel beſpült, die unter dem Schloße ſich mit dem Rheine vereinigt. Bis zum Frieden von Lüneville (1801) war Düſſeldorf eine Feſtung. Durch das franzöſiſche Bombardement wurde das Schloß und ein großer Theil der anſehnlichſten Gebäude in einen Schutthaufen verwandelt. Die Stadt iſt eine der ſchönſten am Rhein; die Straßen ſind zum Theil regelmäßig angelegt, und die Häuſer durchaus von gebrannten Steinen erbaut. Die Stadt enthält 2,200 Häuſer und 20,000 Einwohner. Sie beſteht eigentlich aus drei verſchiedenen Städten: aus der Altſtadt, der Neuſtadt und der Carlsſtadt. Die Neuſtadt liegt am Rhein hin, und wurde vom Churfürſten Johann Wilhelm erbaut. Die Gebäude ſind Palläſten ähnlich, und die breite Straße iſt mit Linden beſetzt. Die Carlsſtadt ſchließt ſich an der Südſeite an die Altſtadt an, und verdankt ihre Entſtehung dem Churfürſten Carl Theodor, von welchem ſie auch den Namen erhielt. In der neueſten Zeit iſt ſie noch mehr vergrößert worden. Sie beſteht aus mehreren Quadraten, die einen großen, freien Platz einſchließen. Zu den Sehenswürdigkeiten Düſſeldorfs gehören: die Collegiat- und Hauptpfarrkirche mit den Grabmälern der alten Herzoge von Jülich und Berg, unter welchen ſich das marmorne Mauſoleum des Herzogs Johann auszeichnet; die Jeſuitenkirche, welche jedoch mit Verzierungen überladen iſt, die bronzene Statue des kunſtliebenden Churfürſten Johann Wilhelm, welchem Düſſeldorf ſein Emporkommen verdankt; (ſie ſteht auf dem Markte und iſt von Crepello gegoſſen; der Churfürſt ſitzt zu Pferde im Bruſtharniſch, den Commandoſtab in der Hand) die zweite marmorne Statue deſſelben Churfürſten, gleichfalls von Crepello, in der Mitte des Schloßhofes (von dem ſchönen Schloſſe ſelbſt ſind nur noch die Ruinen vorhanden); die Sternwarte im ehemaligen Jeſuiten-Collegium, und die ſchöne Sammlung phyſikaliſcher Inſtrumente. Die herrliche Gemähldegallerie, die reichſte an Werken von Rubens und andern großen Meiſtern der niederländiſchen und flamändiſchen Schule, ſonſt die vorzüglichſte Zierde Düſſeldorfs, wurde bekanntlich nach München gebracht, und nur die koſtbare Sammlung von Handzeichnungen, Kupferſtichen und Gypsabdrücken iſt noch vorhanden. Die Induſtrie iſt nicht ganz unwichtig, indem die Stadt bedeutende Seiden- und Baumwollenſpinnereien, Spiegelfabriken, Eſſig- und Seifenſiedereien, auch Zuckerraffinerien unterhält. Zugleich iſt Düſſeldorf ein wichtiger Ort für den Rheinhandel, und ſein Hafen iſt einer der beſuchteſten am Fluſſe. Auch der Zwiſchenhandel zu Waſſer und zu Lande iſt nicht unbedeutend. Düſſeldorf hat eine Beurt oder Rangfahrt nach Holland und dem Cleviſchen, welche ausſchließlich von neun Schiffern betrieben wird, ſo daß fünf davon die Transporte nach Amſterdam, und die vier andern die Transporte nach Dortrecht und zurück beſorgen. In der Nähe der Stadt iſt der Hofgarten mit geſchmackvollen Anlagen.

Dyadik iſt diejenige Vertheilung der Zahlen in Claſſen zu zweifach ſteigenden Einheiten, deren jede Claſſe zwei enthält, ſo daß zwei Einheiten einer Claſſe eine Einheit der nächſt höhern beſtimmen.

* **Dyck (Anton van)**, einer der größten Meiſter der niederländiſchen Mahlerſchule und der berühmteſte aller Portraitmahler; war zu Antwerpen im J. 1599 geboren. Sein Vater war geſchickt in der Glasmalerei und ſeine Mutter berühmt als die kunſtvollſte Stickerin von Landſchaften und Figuren. Heinrich van Valen wurde ſein erſter Lehrer; da dieſer ſelbſt lange in Italien ſtudirt hatte, und gute Zeichnung mit blühendem Colorit verband, ſo erhielt der Jüngling gleich eine treffliche Methode; er übertraf bald alle ſeine Mitſchüler. Rubens nahm ihn nun in ſeine Schule auf, er vertraute ihm die Ausführung mehrerer großen Zeichnungen an, zu denen er nur flüchtige kleine Skizzen entwarf; eine Amazonenſchlacht und die Cartons für die Tapeten, worauf die Geſchichte des Decius Mus dargeſtellt wurde, erwarben ihm das volle Vertrauen und die Achtung des Meiſters, er war bald mehr ſein Gehülfe als ſein Schüler. Eigne Neigung ſowohl als die Eiferſucht des Rubens beſtimmten van Dyck, ſich immer ausſchließender der Portraitmahlerei zu widmen. Viele behaupten, Rubens habe aus Neid ſehnlich gewünſcht, den mit ihm wetteifernden Schüler zu entfernen und nach Italien zu ſchicken, doch ſprach ſich hierin wohl mehr die ſorgſame Liebe des Lehrers für den vielverſprechenden Jüngling aus. Dieſer mahlte erſt noch drei Gemählde: ein Ecce Homo, einen Chriſtus am Oelberg und die Gemahlin des Rubens für dieſen, der ihm dafür ein herrliches weiſſes Roß ſchenkte, und ihn mit vielen Empfehlungsſchreiben nach Italien ſendete. Doch wenig Meilen von Brüſſel, in dem Dorf Savelthem, feſſelte die Liebe für ein Bauermädchen den jungen Künſtler ſo, daß er geraume Zeit dort verweilte und zwei Altargemählde für die Dorfkirche ausführte, auf deren einem ſeine Geliebte als Madonna dargeſtellt iſt, und auf dem andern er ſelbſt als heiliger Martin auf dem Roß des Rubens. Sein Zögern wurde bekannt, und Rubens bot alles auf, um durch einen kunſterfahrnen Italiener, den Ritter Nanni, Ruhmſucht und Kunſteifer wieder in des Jünglings Seele zu entflammen; es gelang, van Dyck riß ſich ſchmerzlich los, und eilte, von Nanni begleitet, nach Italien, und zuerſt nach Venedig. Hier bildete er ſich beſonders nach Tizian und Paul Veroneſe, und eignete ſich die Glut und den Schmelz ihres Kolorits an. Sein Reiſegeld war verthan, da ging er nach Genua, wo er viele Portraits zu mahlen bekam und ſich große Summen erwarb. Er unternahm nun die Reiſe nach Rom, hier wurde beſonders der Cardinal Guido Bentivogli ſein Beſchützer, deſſen Porträt er ausgezeichnet ſchön mahlte. Dies und die Porträts des dort lebenden Engländers Robert Sherley und ſeiner Gattin, machten ſo großes Aufſehen, daß der andern Künſtler Neid ihn bald verfolgte, und ihn nöthigte wieder nach Genua zurückzukehren, wo er ſehr viele Portraits ſowohl als hiſtoriſche Gemählde ausführte, und ſich Tizians großen Styl immer mehr aneignete. Er beſuchte Florenz, Turin und Sicilien, wo er viel arbeitete. Die Peſt verjagte ihn aber bald aus Sicilien, und er beendete in Genua das berühmte Altarblatt für Palermo. Nachdem ſo ſein Ruf durch ganz Italien verbreitet war, kehrte er wieder in ſein Vaterland zurück. Er führte hier viele große hiſtoriſche Gemählde und Altarblätter aus; von letztern ſind beſonders der heil. Auguſtin in Antwerpen, und die Kreuzigung in Courtray ſehr berühmt. Man erzählt, daß Rubens ihm ſeine älteſte Tochter zur Gattin angeboten habe, aber daß van Dyck ſie ausſchlug, weil ſeine frühere Liebe für ihre Mutter (Rubens zweite Gemahlin Helena) noch nicht ganz erlo-

ſchen war. So ſehr alle Kenner ihn bewunderten, ſo gab es doch auch elende Krittler und Neider genug, die ihn ärgerten und quälten. Um ihnen zu entgehen, folgte er den Einladungen des Prinzen von Oranien, Friedrichs von Naſſau, an ſeinen Hof nach Haag zu kommen. Er mahlte hier dieſen Fürſten, ſeine Gemahlin und Kinder, und dieſe Bildniſſe wurden ſo bewundert, daß faſt alle Fürſten und Reichen von ihm gemahlt ſeyn wollten. Er reiſ'te nach London und Paris, kehrte aber bald nach Antwerpen zurück. Ein Krucifix und eine Geburt Chriſti, die er für Dendermonde mahlte, gehören zu ſeinen ſchönſten Werken. Van Dyck's Ruhm wuchs ſo ſehr, daß man in England bereute, ihn nicht mit mehr Auszeichnung aufgenommen zu haben. König Carl I. ließ ihn einladen; doch er würde nie dahin zurückgekehrt ſeyn, wenn nicht ſein Freund, der Ritter Digby, ihn dazu überredet hätte. Dieſer ſtellte ihn bei ſeiner Ankunft dem König vor, der ihm eine goldene Kette nebſt ſeinem reich mit Diamanten eingefaßten Bild, umhing, ihm den Bathorden, ein anſehnliches Jahrgehalt, eine Sommer- und eine Winterwohnung ertheilte. Van Dyck belohnte dieſe Großmuth durch raſtloſen Fleiß, er bereicherte England mit ſeinen Meiſterwerken. Er führte außer einer Menge Portraits viele mythologiſche und hiſtoriſche Gemählde hier aus. Seine Prachtliebe zeigte ſich in dem überaus glänzenden Hauſe, welches er machte; ſeine Feſte, an denen Fürſten und Damen des erſten Ranges Theil nahmen, übertrafen alle andern an Glanz und Sinnigkeit, die erſten Tonkünſtler und Mimen wetteiferten ſie durch ihre Talente zu verſchönern. Er hielt ſich überdem einen wahren Harem ſchöner Mädchen, die er bei ſeinen hiſtoriſchen Gemählden benutzte. So verſchwendete er ſein Vermögen, ſeine Kräfte und ſeine Geſundheit, doch würde ſein reicher Kunſterwerb erſteres immer glänzend erhalten haben, wenn er ſich nicht in das Studium der Alchymie vertieft hätte. Der Herzog von Buckingham ſuchte ihn auf beſſere Wege zu bringen und ihm neuen Lebensmuth zu geben, indem er ihn mit der wunderſchönen Maria Ruthven, Tochter des ſchottiſchen Grafen von Goree, vermählte. Van Dyck beſuchte mit ihr ſeine Vaterſtadt, und ging von da nach Paris, wo er wünſchte die Gallerie des Louvre zu mahlen. Da aber Pouſſin dieſen Auftrag ſchon hatte, kehrte er ſchnell nach England zurück. Krank und erſchöpft ſchlug er doch noch dem König den Plan zu einer Tapetenmahlerei vor, wo die merkwürdigſten engliſchen Feſte und Prachtaufzüge ſollten abgebildet werden, und erbot ſich die Cartons dazu zu erfinden. Doch ehe dies ausgeführt werden konnte, übereilte ihn im 42ſten Lebensjahre 1641 ſchon der Tod. Er wurde feierlich in der St. Paulskirche begraben; der engliſche Dichter Cowley verfaßte ſeine Grabſchrift. Alle Gallerien beſitzen Gemählde von ihm; ſeine Portraits zeichnen ſich durch ungemeine Wahrheit und Natur, leichte treffliche Behandlung und Farbengebung aus; alles iſt mit breitem Pinſel gleichſam nur hingeſchrieben, flüchtig und kühn, und doch ſind die Tinten herrlich und weich verſchmolzen; ſeine halben Töne ſcheinen in der Nähe ins Graue zu ſpielen, doch ſind ſie, in gehöriger Entfernung betrachtet, vom wärmſten Lebensodem durchhaucht, alles iſt klar, nichts weder bunt noch kalt, alles ruhig, ungeſucht; die Stellungen ſind der Natur abgelauſcht, ſtets der Individualität eines jeden am angemeſſenſten. Nie wählt er vorübergehende leidenſchaftliche Momente, ſtill und unverdreht ſteht jedes ſeiner Porträts vor uns, und läßt uns klar in die Tiefe ſeines Weſens ſchauen. Meiſterhaft leicht wußte er die Haare

zu behandeln; er liebte meiſt ſchwarze Kleidung, und einfache, grünlichgraue Hintergründe; die Stoffe der Kleidungen wußte er täuſchend darzuſtellen. Seine ſpätern Arbeiten kommen den frühern an Zartheit der Ausführung und Vollendung nicht gleich. Seine andern Gemählde haben unſtreitig auch in techniſcher Hinſicht ſehr ausgezeichnete Verdienſte, doch blieb ihm wahrer Idealſtyl immer etwas fremd; ſeine Madonnen ſind mehr Erden- als Himmelsköniginnen. Seine vorzüglichſten Schüler waren David Beek, Bertrand Fouchier und Johann van Reyn. Wl.

Dynameter, Vergrößerungsmeſſer, Augometres, ſind Werkzeuge um die Vergrößerung der Fernröhre durch Verſuche zu meſſen. Es beſteht aus einer kleinen Röhre, mit einer aufs Genaueſte getheilten durchſichtigen Scheibe, die man auf die Augenröhre eines Fernrohrs ſteckt, um dadurch den Durchmeſſer des hellen Bildes des Augenglaſes ganz genau zu meſſen.

Dyrrhachium (ſ. Durazzo), vorher Epidamnus, eine anſehnliche Handelsſtadt im macedoniſchen Illyrien die dadurch ſehr gewann, daß man bei der Ueberfahrt von Italien nach Griechenland gewöhnlich hier anlangte; daher dieſer Ort bei den römiſchen Schriftſtellern oft erwähnt wird.

E

E, der fünfte Buchſtabe des deutſchen A b c, und unter den Selbſtlautern der dritte.

Ebeling (Chriſtoph Daniel) wurde am 20. Nov. 1741 zu Garmiſſen im Hildesheimiſchen geboren. Sein Vater, welcher Prediger war und als Superintendent zu Lüneburg ſtarb, hatte ihn für die Theologie beſtimmt. Zu Göttingen, woſelbſt er von 1763 — 1767 ſtudirte, legte er ſich mit großem Fleiß auf dieſe Wiſſenſchaft, beſonders auf Kirchengeſchichte und Exegeſe, welche ihn zu einem genauen Studium der orientaliſchen Sprachen, beſonders der arabiſchen, führte. Aber eben ſo ſehr beſchäftigte ihn die politiſche Geſchichte, die klaſſiſche Literatur der Griechen, Römer und Engländer und das Studium der ſchönen Wiſſenſchaften, über welchen er endlich der Theologie ganz entſagte. Um ſich ein anderes Fortkommen zu verſchaffen, ging er als Hofmeiſter eines Herrn v. Stenglin nach Leipzig mit der Ausſicht, denſelben ſpäterhin auf Reiſen zu begleiten. Seinen Aufenthalt in jenem intereſſanten Orte wußte er trefflich zu nutzen. Aber das Reiſeproject zerſchlug ſich, eben ſo wie die Abſicht, Ebelingen zu Göttingen eine Profeſſur zu verſchaffen. Ebeling nahm daher im Frühjahr 1769 eine durch Büſchens Vermittelung ihm angebotene Stelle an der von dem Commerzienrathe Wurm zu Hamburg geſtifteten Handlungsakademie an. Weil es damals an guten Handbüchern zur Erlernung neuerer Sprachen fehlte, ſo gab er, zunächſt für die Handlungsakademie, im J. 1773 ſeine „vermiſchten Aufſätze in engliſcher Proſa" heraus, welche nach und nach 6 Auflagen erlebten, und denen er ähnliche Handbücher für die italieniſche, franzöſiſche, ſpaniſche und holländiſche Sprache folgen ließ. Aus gleichen Urſachen warf er ſich immer mehr in geographiſche Studien. Die erſte Frucht davon waren Ueberſetzungen vieler, beſonders engliſcher Reiſebeſchreibungen. Bald aber wußte er

ſich, begünſtigt durch die Verhältniſſe Hamburgs, der Handelsakademie und des Büſchingiſchen Hauſes, noch nähere Quellen geographiſcher Nachrichten zu öffnen. Beſonders beſchäftigten ihn England, Spanien, Portugal und Amerika, vorzüglich aber die nordamerikaniſchen Freiſtaaten. So konnte er bei der neuen Ausgabe der großen Büſchingiſchen Geographie die Bearbeitung von Portugal und den Vereinigten nordamerikaniſchen Staaten übernehmen. Die erſtere iſt vollendet, die andere, von der 1793 der erſte und 1816 der 7te Theil herauskam, aber nicht. Theils die lange Unterbrechung des Verkehrs mit dem Auslande, theils der Wunſch des Verfaſſers, ſeinem Werke die möglichſte Vollkommenheit zu geben, ein Wunſch deſſen Ausführung in Hinſicht eines Landes, das bei unbeſchreiblich ſchnell ſteigender Bevölkerung und Cultur täglich ſeine Geſtalt verändert, doppelte Schwierigkeiten hat, waren Urſachen des langſamen Fortſchreitens dieſer Arbeit. Was aber vollendet iſt, wird mit Recht als ein Meiſterſtück betrachtet. Nicht allein in Europa hat man dieſes anerkannt, ſondern mehr noch in den nordamerikaniſchen Staaten ſelbſt. Faſt alle gelehrten Geſellſchaften dieſes Landes haben ſich beeilt Ebeling unter ihre Mitglieder aufzunehmen, der Congreß hat ihm förmlich gedankt u. ſ. w. — Nach Wurms Abgange von der Handelsakademie hatte Büſch mit Ebeling gemeinſchaftlich die Direction dieſer Anſtalt übernommen, gemeinſchaftlich gaben ſie die Handlungsbibliothek heraus. 1784 ward Ebeling zum Profeſſor der Geſchichte und der griechiſchen Sprache am hamburger Gymnaſio ernannt, ſpäterhin ihm auch die Aufſicht über die ſehr bedeutende hamburgiſche Stadtbibliothek übertragen. Beiden Aemtern hat er bis zu ſeinem Tode (30. Jun. 1817) rühmlichſt vorgeſtanden. Die Bibliothek hat er erſt recht geordnet, und dadurch ihr die rechte Brauchbarkeit gegeben. Faſt für alle gelehrte Zeitungen Deutſchlands hat er im geographiſchen und den verwandten Fächern gearbeitet. So wie er in frühern Jahren eine Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt für das hannöv. Magazin geſchrieben, und die von Friedr. Nicolai herausgegebene deutſche Bibliothek mit vielen Beiträgen unterſtützt hatte, ſo redigirte er ſpäterhin den gelehrten Artikel in der neuen hamburger Zeitung; die meiſten Recenſionen in derſelben ſind von ſeiner Hand. Zu bewundern iſt es um ſo mehr, daß ein offener freudiger und freundlicher Sinn, der ihn zu dem angenehmſten Geſellſchafter machte, dieſen Mann nie verließ, da er faſt 30 Jahr lang an einer Harthörigkeit litt, die nach und nach faſt zur vollkommenen Taubheit wurde, und ihn unter andern auch des Genuſſes der Tonkunſt beraubte, welche er faſt leidenſchaftlich liebte, und in der er ſich nicht gewöhnliche Kenntniſſe erworben hatte. — Er hinterläßt zwei Sammlungen, die vielleicht einzig in ihrer Art ſind, eine Landchartenſammlung von 9 — 10,000 St., und eine Amerika betreffende Bibliothek von mehr als 3000 Bänden. Beide ſollen nach ſeinem Wunſche zuſammenbleiben und öffentlichen Anſtalten einverleibt werden. C — e.

Ebioniten, ſ. Nazarenen.

* Edinburgh, Hauptſtadt Schottlands, liegt in der zu Südſchottland gehörigen Grafſchaft oder Shire Edingburgh, unweit des Meerbuſens von Forth, in einer wohlangebauten Gegend. Mit der faſt zuſammenhängenden Stadt und dem Hafen Leith enthält Edinburgh 103,000 Einwohner, da es hingegen im J. 1687 nur 20,000 Einwohner zählte. Das eigentliche Edinburgh beſteht aus der Alt-

und Neuſtadt, und iſt eine der ſchönſten und häßlichſten Städte zugleich. Nämlich die Altſtadt hat altmodiſche und ſchlecht gebauete Häuſer und enge winklige Straßen; die erſtern liegen auf und an einer Anhöhe, über und unter einander, und einige derſelben haben, von einer Straße aus geſehen, zehn Stockwerke, während ſie von der andern nur zwei oder drei zählen. Eine tiefe Kluft, welche den Namen North-Loch führt, trennt die Altſtadt von einer Anhöhe, auf welcher die Neuſtadt liegt. Die Verbindung zwiſchen dieſen getrennten Theilen Edinburghs wird durch zwei Brücken, die Nord- und Südbrücke, bewirkt. Die erſtere, ein Meiſterſtück der Baukunſt, iſt 310 Fuß lang, und beſteht aus drei großen Bogen, wovon jeder eine Spannung von 72 Fuß und eine Höhe von 68 Fuß hat. Ihre kühnen Bogen bringen, beſonders wenn man ſie von unten betrachtet, eine höchſt mahleriſche Wirkung hervor, und gefallen eben ſowohl durch ihre Leichtigkeit, als durch ihr ſchönes Verhältniß. Die zweite Brücke, welche über den Theil der Vertiefung führt, in welche man eine Straße der Altſtadt hineingebauet hat, geht über die in dieſer Straße ſtehenden Häuſer hinweg, und gewährt das ſonderbare Schauſpiel, daß man von der Brücke auf die in der Straße Wandelnden hinabſehen kann. Gänzlich von der Altſtadt an Bau und Anordnung verſchieden iſt die Neuſtadt, die ſich in Hinſicht der Regelmäßigkeit und Breite der wohlgepflaſterten Straßen und der ſchönen aus Quaderſteinen erbaueten Häuſer mit den ſchönſten Städten in Europa meſſen kann. Hier durchſchneiden ſich die 3 bis 4000 Fuß langen und über 100 Fuß breiten Straßen in rechten Winkeln. Zwei große Plätze, St. Andrews-Square und Charlotte-Square, verſchönern dieſen Theil Edinburghs, deſſen Straßen jedoch ein geringeres Gewühl von Menſchen als die Altſtadt zeigen. In der Altſtadt iſt der alte Pallaſt der ſchottiſchen Könige, Holyrood-Houſe genannt, ein großes altmodiſches Gebäude, welches ein regelmäßiges Viereck bildet, und deſſen Fronte auf beiden Ecken mit zwei hohen, durch eine Zwiſchenmauer verbundenen, Thürmen geziert iſt. Im Innern zeigt man den mit einer Reihe von Bildniſſen der ſchottiſchen Könige behangenen großen Saal, und die Zimmer, welche die Königin Maria bewohnte, und die noch ganz ſo erhalten ſind, wie ſie waren, als ſie von ihr bewohnt wurden. Man zeigt das Cabinet, in welchem die Königin mit ihrem Günſtlinge Rizzio ſaß, als die Verſchwornen hineindrangen. Auf dem Fußboden des Vorſaals ſieht man noch einige Blutstropfen, welche die Stelle bezeichnen, wo Rizzio von den Verſchwornen umgebracht wurde. In neuern Zeiten diente dieſer Pallaſt eine zeitlang der vertriebenen franzöſiſchen Königsfamilie zum Wohnſitze. Auf einem ſteilen Felſen, dem höchſten Theile der Erhöhung, worauf die Altſtadt gebauet iſt, erhebt ſich das Caſtell, welches mit Kanonen beſetzt iſt, und nichts Anziehendes als ſeine Lage hat, welche eine Ausſicht auf die labyrinthiſchen Gaſſen der Altſtadt, auf die Neuſtadt, auf die Umgebungen der Stadt, auf das Meer und auf die Gebirgskette des Hochlandes gewährt. Zu den ſchönſten Gebäuden der Altſtadt gehören: das neue Univerſitätsgebäude, welches 1789 zu bauen angefangen worden, aber bis jetzt kaum zur Hälfte vollendet iſt; das mit einem Aufwande von 75,000 Pfund Sterling erbauete Gebäude der Bank, das Parlamentshaus und die Börſe. In der Neuſtadt zeichnet ſich vorzüglich das prächtige Regiſter-Office oder General-Archiv von Schottland aus, welches 1774 mit einem Aufwande von 40,000 Pfund Sterling erbauet wurde, und deſſen

Fronte 200 Fuß lang iſt. Unter andern zeigt man darin die Original-Acte der Vereinigung Englands und Schottlands, von der Königin Anna unterſchrieben. Auf dem Caltonhill, einem Hügel bei der Neuſtadt, iſt das Obſervatorium und Nelſon's Denkmal, eine 100 Fuß hohe Säule, in deren Innerm eine Wendeltreppe ſich bis zur Spitze hinauf ſchlängelt, und in deren hohem Piedeſtal Zimmer angebracht ſind. Unter den milden Anſtalten Edinburghs ſteht das große Hoſpital, von einem patriotiſchen Goldſchmiede, George Heriot, im J. 1650 geſtiftet, und nach ihm Heriots Hoſpital genannt, oben an. Außer dieſem ſind noch mehrere große Anſtalten dieſer Art vorhanden, unter denen ſich Watſon's und Gilleſpie's Hoſpital und das Waiſenhaus auszeichnen. An der Spitze der gelehrten Anſtalten ſteht die Univerſität, von Jacob VI. im J. 1681 geſtiftet. Gegen 1700 Studirende befinden ſich auf derſelben. Am berühmteſten iſt von jeher die mediciniſche Facultät geweſen, die noch jetzt die talentvollſten Männer von Schottland, einen Duncan, Gregory, Thomſon, Gordon ꝛc., zu ihren Mitgliedern zählt. Die Bibliothek der Univerſität enthält über 50,000 Bände. Einen bedeutenden Zuwachs hat ſie durch den Ankauf der dem verſtorbenen Profeſſor Reimarus in Hamburg zugehörigen Sammlung mediciniſcher Diſſertationen erhalten. Bedeutender noch als die Univerſitätsbibliothek iſt die ſogenannte Advocates-Library oder Advokatenbibliothek, für welche jetzt einer der ſchönſten Säle von 120 Fuß Länge in dem Parlamentshauſe eingerichtet wird. Es gibt mehrere gelehrte Geſellſchaften in Edinburgh, unter welchen ſich vorzüglich die royal Society durch ihre gründlichen Abhandlungen bemerkbar gemacht hat. Als Vorbereitungsſchule für die Univerſität dient die ſehr berühmte High-School (hohe Schule). Edinburgh hat große Kerzengießereien und Seifenſiedereien, ſehr wichtige Whiskybrennereien, Stärkefabriken, Strumpfwirkereien, Stecknadel- und Knopffabriken. Man verfertigt ſchöne Kutſchen, Uhren, Blech- und Meſſingwaaren, und treibt über Leith einen ſtarken Handel, zu deſſen Beförderung drei öffentliche und neun Privatbanken, mehrere Aſſecuranzgeſellſchaften und eine Börſe dienen. Als einen Theil von Edinburgh kann man die Stadt Leith anſehen, wohin die Leith-Walk, eine ſchöne, breite, mit hübſchen Häuſern und Gärten beſetzte Straße führt. In Leith iſt der Hafen der Edinburgher, in welchen jährlich 2,600 Schiffe einlaufen. Die Stadt ſelbſt iſt eng und ſchmutzig, und hat 15,000 Einwohner, Schiffswerfte, Schiffsdocken, Glashütten, welche Flaſchen und Gläſer liefern, die ſelbſt den engliſchen vorgezogen werden, bedeutende Seifenſiedereien und große Magazine der Edinburgher. Merkwürdig ſind noch die in der Umgegend von Edinburgh iſolirt und ſteil heranſteigenden Felſenmaſſen, von denen mehrere eine Höhe von 1000 Fuß haben. Sie ſind baſaltartig, und haben zum Theil eine prismatiſche Form.

Eduard, der Name mehrerer Könige Englands, z. B. **Eduard der Alte**, **Eduard der Bekenner** u. ſ. w. (S. Großbritannien.)

Eheloſigkeit, ſ. Cölibat.

Eingebung (göttliche), ſ. Inſpiration und Offenbarung.

Einkommen (National-Oekonomie). Im Allgemeinen wird darunter die Maſſe von Werthen oder Gütern verſtanden, deren Beſitz während eines gewiſſen Zeitraums erlangt wird. Das Einkommen, das dem einzelnen Bürger zufließt, heißt **Privat-Einkommen**; dasjenige, das ſämmtlichen Bürgern im Staate zufließt, heißt

National-Einkommen; und dasjenige, das dem Staate oder der National-Geſammtheit zu Theil wird, wird Staats-Einkommen genannt. Es gibt drei Hauptquellen des Einkommens für den einzelnen Bürger wie für die Nation, nämlich 1) Grund-Eigenthum, das ſeinem Beſitzer eine Rente trägt (Landrente); 2) geſammelter Gütervorrath, welcher Zinſen oder Gewinnſt abwirft (Capitalrente); und 3) Arbeit, welche Lohn verſchafft (Arbeitslohn). — Alles Privat- und National-Einkommen iſt entweder rohes oder reines Einkommen; unter dem erſtern wird die ganze Maſſe von Gütern verſtanden, welche während eines gewiſſen Zeitraums in Jemandes Beſitz gelangt, unter dem letztern derjenige Theil dieſer Güter, welcher übrig bleibt, nachdem die zur Unterhaltung der ſtehenden und umlaufenden Capitale (ſ. d. Art. ſtehendes Capital, umlaufendes Capital), vermittelſt welcher ſie hervorgebracht ſind, erforderlichen Koſten abgezogen worden; alſo die Maſſe von Gütern, welche unmittelbar verbraucht oder verzehrt werden kann, ohne daß das Capital dadurch eine Verminderung erleidet. Der Unterſchied zwiſchen rohem und reinem Einkommen iſt von großer praktiſcher Wichtigkeit, beſonders in der Finanzwirthſchaft, deren Hauptſorgfalt dahin gerichtet ſeyn muß, daß nicht das Capital von der Beſteuerung angegriffen, ſondern bloß das reine Einkommen der Nation mit Abgaben belegt werde. (S. Abgaben.) H. M.

Einkommenſteuer iſt die Abgabe, welche in beſtimmten Quoten unmittelbar vom Einkommen der einzelnen Staatsbürger erhoben wird, und zwar der Regel nach ohne alle Rückſicht auf die urſprünglichen Quellen des Einkommens. Die berühmteſte Abgabe dieſer Art war auf Pitt's Antrag in Großbritannien eingeführt worden; ſie hatte im J. 1813 14 1/2 Mill. Pfd. Sterl. eingebracht, wurde aber im J. 1816 völlig abgeſchafft. Es ſcheint beim erſten Anblick ſeltſam, daß man erſt in ſpätern Zeiten auf eine Einkommenſteuer gefallen iſt, und daß man ſie nirgends zur Hauptſteuer gemacht hat, da ſie doch dem Grundſatze aller Beſteuerung, welchen man gewöhnlich als den oberſten aufſtellt, nämlich der Gleichheit, ſo ſehr zu entſprechen ſcheint; denn man ſollte denken, daß die Gleichheit in der Beſteuerung nicht beſſer zu erreichen ſtehe, als wenn Jeder eine gewiſſe Quote von ſeinem Einkommen abgäbe. Deſſenungeachtet iſt bei der Ausführung keine Abgabe ſo großen Schwierigkeiten unterworfen, als dieſe, denn 1) die Ausmittlung und Controllirung des Einkommens der Staatsbürger iſt höchſt unvollkommen und mühſam. Wenige Kaufleute, Gewerbtreibende, Pächter ꝛc. führen ſo genaue Bücher, daß ſie ſelbſt wiſſen, was ſie einnehmen; nur Rentenirer und Beſoldete können gewöhnlich ſichere Data darüber liefern. 2) Das Einkommen ſelbſt iſt höchſt veränderlich, daher muß eine Reviſion der Steuerrollen wenigſtens einmal in jedem Jahre Statt finden. 3) Soll die Quote der Abgabe mit dem Einkommen ſteigen, ſo gibt die Natur der Sache nirgends einen Maßſtab dazu an die Hand, ſondern Alles hängt dabei von der bloßen Willkür ab. 4) Die Abgabe wird dadurch höchſt ungleich, daß ſie vom Einkommen der Staatsbürger, ohne Rückſicht auf die Verſchiedenheit ihres Bedarfs erhoben wird, natürlich muß ſie alſo den Familienvater, welcher Frau und Kinder zu verſorgen hat, härter drücken, als den Unverheiratheten, welcher mit jenem zwar ein gleiches Einkommen genießt, aber weit weniger Ausgaben davon zu beſtreiten hat. Wollte man aber die nothwendigen Bedürfniſſe zuvor vom Einkommen abziehen, ſo wäre die An-

lage dieſer Steuer noch ſchwieriger, denn wo würde man hier die Scheidelinie finden zwiſchen Nothwendigem und Ueberflüſſigem? Auch verlangt ja eben die Beſteuerung des Einkommens, daß Jeder ſeine Ausgaben nach dem Ueberreſte regulire, welcher nach Abzug der Abgabe verbleibt. Das Quantum der Einnahme beſtimmt die Ausgabe, nicht die Ausgabe das Quantum deſſen, was zur Beſteuerung angezogen werden kann. In der Regel gibt Jeder Alles aus, was er einnimmt, ja wohl noch mehr; da bliebe alſo nichts zu beſteuern, ja man müßte noch zugeben. Aus dem Allen geht hervor, daß die Einkommenſteuer, ſoll ſie nicht höchſt drückend und ungerecht werden, mit größter Vorſicht und außerordentlich mäßig angelegt ſeyn muß. (Vergl. Abgaben.) K. M.

Einſiedler, ſ. Mönchsweſen.

Eleatiker, eleatiſche Schule, hieß die von Zeno geſtiftete philoſophiſche Schule, von deſſen Geburtsſtadt Elea in Unteritalien.

† Elemente. Wir kennen jetzt folgende elementariſche Stoffe:

I. Unwägbare.

1. Poſitive und negative Electricität.
2. Poſitiver und negativer Magnetismus.
3. Wärmeſtoff.
4. Lichtſtoff.

II. Wägbare.

5. Sauerſtoff (Oxygen).
6. Waſſerſtoff (Hydrogen).
7. Stickſtoff.
8. Kohlenſtoff.
9. Schwefel.
10. Phosphor.
11. Boraxſtoff.
12. Jod.
13. Salzſäure.
14. Flußſäure.

Metalle.

A. Alkaliſche Metalle.

15. Kalimetalloid.
16. Natrummetalloid.
17. Ammonium.
18. Barytmetalloid.
19. Strontian.
20. Kalk.
21. Talk.

B. Erdige Metalle.

22. Alaunmetalloid.
23. Kieſel.
24. Zirkon.
25. Yttermetalloid.
26. Gyclin.

C. Eigentliche Metalle.

27. Platin.
28. Gold.
29. Wolfram.
30. Queckſilber.
31. Palladium.
32. Blei.
33. Rhodium.
34. Silber.
35. Bismuth.
36. Uranium.
37. Kupfer.
38. Nickel.
39. Molybdän.
40. Arſenik.
41. Mangan.
42. Eiſen.
43. Kobalt.
44. Zinn.
45. Zink.
46. Antimonium.
47. Tellurium.
48. Chromium.
49. Titanium.
50. Iridium.
51. Osmium.
52. Cerium oder Demetrium.
53. Tantalum oder Columbium.

D. Problematiſche Metalle.

1. Junonium.
2. Erythronium.
3. Ein von Trommsdorf angekündigtes und
4. Ein von John im Graumanganerz entdecktes Metall.

Elephant, das größte unter den Landthieren, das einen langen beweglichen Rüſſel, zwei lange, dicke, gebogene Zähne, einen kurzen Hals, kleine Augen, große, lappigte herabhängende Ohren,

dicke Füße, einen dünnen, kurzen Schwanz und eine dicke, ſparſam mit Haaren beſetzte Haut von grauer oder bräunlicher Farbe hat. Er wird 12, 16 und mehr Fuß hoch. Seine Nahrung ſind Vegetabilien. Er läßt ſich zähmen und vermöge ſeiner großen Klugheit und Gelehrigkeit zu allerlei Künſten und Arbeiten abrichten. Seine Heimath iſt das ſüdliche Aſien und Afrika, und danach unterſcheidet man eine aſiatiſche und afrikaniſche Gattung.

Elgin (Lord, Graf von) ſtammt von dem berühmten reichbegabten Gefährten Wilhelm des Eroberers, Robert Bruce, ab, und iſt 1769 geboren. Mit außerordentlicher Liebe widmete er ſich den Wiſſenſchaften und vorzüglich dem Studium der Alterthümer und der Künſte. 1790 wurde er geſendet, um dem Kaiſer Leopold zur Thronbeſteigung Glück zu wünſchen, und 1792 ging er als engliſcher Geſandter am öſterreichiſchen Hofe in die Niederlande; 1799 aber mußte er in derſelben Eigenſchaft nach Conſtantinopel gehen, wo er die glänzendſte Aufnahme fand, und vom Sultan den Mondsorden erhielt. Als er 1800 zurückberufen wurde, begann er ſeine Forſchungs- und Aufnahmsreiſe in Griechenland, und warb dazu auf eigene Koſten mehrere ausgezeichnete Künſtler, wie Tita Luſiori, Baleſtra, Ittar und den berühmten Kalmücken Feodor Iwanowitz, weil die Regierung allen ſeinen desfallſigen Vorſtellungen nicht entſprechen wollte. 1812 erſchienen die Reſultate ſeiner Reiſe und Forſchungen in einem eigenen Werke unter dem Titel: Memoiren über die Nachſuchungen des Lord Elgin in Griechenland. 1814 brachte er aber mit ungeheuren Koſten eine Menge herrlicher Alterthümer nach England. (S. Elgin's Marmordenkmale.)

Elis, eine der berühmteſten Landſchaften Alt-Griechenlands, und zwar von geringem Umfange, in der ſüdlichen Halbinſel, dem Peloponneſus. Hier lag am Fluſſe Alpheus Olympia, der den berühmteſten Wettkämpfen geweihte Ort. Darum war auch die ganze Landſchaft dem Jupiter heilig, und vorzüglich die Hauptſtadt Elis, die mit mehreren ausgezeichneten Kunſtwerken geſchmückt war. Die Verfaſſung war demokratiſch, und es hatten ſich mehrere Städte zu einem Bunde vereint. (S. Olympia.)

* Eliſabeth, Königin von England, eine der geiſt- und kenntnißreichſten Frauen, welche je auf einem Throne geſeſſen haben, wurde geboren den 17. Sept. 1533 als die Tochter Heinrichs VIII. und der berüchtigten Anna von Boulen, mit welcher Heinrich in Geheim ſich vermählt, ehe er ſeine Scheidung von Catharinen von Aragonien hatte proklamiren laſſen, und die er erſt öffentlich heirathete den 20. Mai 1533, ſiebzehn Tage nach ausgeſprochener Scheidung und 3 1/2 Monat vor Eliſabeths Geburt. Nachdem Heinrich ſeine erſte Gemahlin verſtoßen und die zweite hatte enthaupten laſſen, um ſich mit der dritten zu vermählen, erklärte er ſeine Tochter Marie aus der erſten, und ſeine Tochter Eliſabeth aus der zweiten Ehe für unfähig zu regieren. Die dritte Gemahlin, Johanna Seymour, gebar ihm einen Sohn, Eduard VI. Nun ordnete er, dem Tode nahe, die Erbfolge dergeſtalt, daß er die gegen ſeine Töchter ausgeſprochene Regierungsunfähigkeit zurücknahm, ohne jedoch das Parlament die Erklärung der Illegitimität zurücknehmen zu laſſen, und feſtſetzte, daß Eduard, Marie und Eliſabeth, in Ermangelung der Nachkommenſchaft der erſtern, nach einander regieren ſollten. Eduard wurde nur fünfzehn Jahre alt. Nun kam Marie zur Regierung, welche catholiſch war, indeß Eliſabeth die proteſtantiſche Religion begünſtigte. Auf Anra-

then des ehrſüchtigen und fanatiſchen Gardiner, in Dienſten der Maria, wurde die junge Eliſabeth als verdächtig, Antheil an einer Verſchwörung genommen zu haben, in das Gefängniß des Towers gebracht. Vor das Gericht geſtellt, vertheidigte ſie ſich mit Muth und Feſtigkeit, und wurde endlich auf Verwendung Philipps von Spanien, den Maria zum Gemahl auserſehen hatte, befreit. Man ſchlug ihr nun vor, den Herzog von Savoyen zu heirathen, allein ſie unterwarf ſich dieſer ſchlecht-verhehlten Verbannung nicht. Da Maria ihre Abſicht, ſie aus dem Reiche zu entfernen, nicht erreichte, ſo ließ ſie durch das Parlament Heinrichs, ihres Vaters, Scheidung für unrechtmäßig erklären, wodurch Eliſabeths Geburt unehelich und ſie den entfernteren Verwandten des verſtorbenen Königs nachgeſetzt wurde. Bald darauf brachte man ſie abermals auf das Schloß zu Woodſtock als Gefangene. Allen dieſen Beleidigungen ſetzte Eliſabeth ſtumme Feſtigkeit und muthvolle Reſignation entgegen. Nachdem ſie auf Philipps Verwendung die Freiheit wieder erhalten hatte, begab ſie ſich in die Einſamkeit auf ein Landgut, wo ſie nur ſehr wenige Bekannte ſahe. Hier wandte ſie alle ihre Zeit auf Ausbildung des Geiſtes, und ſuchte ſich jene Klugheit, Zurückhaltung und Feinheit zu eigen zu machen, deren ſie ſo ſehr bedurfte. Sie war faſt in keiner Wiſſenſchaft fremd, und verſtand außer ihrer Mutterſprache auch die griechiſche, lateiniſche, franzöſiſche, italieniſche in ziemlicher Vollkommenheit. Damit verband ſie Majeſtät im Aeußern, lebhafte, glänzende Augen, eine blendende Weiße der Haut, und ohne regelmäßige Schönheit viel weibliche Reize in ihrer ganzen Perſon, worauf ſie ziemlich ſtolz war. Den 17. Nov. 1558 ſtarb Maria, und Eliſabeth beſtieg den Thron nach dem Teſtamente Heinrichs VIII. Sie wurde als Königin ausgerufen, und zog im Triumph von Hatfield zu London in denſelben Tower ein, wo ſie als Gefangene geſeſſen hatte. Nun erhob die proteſtantiſche Kirche wieder das Haupt, und die Blutgerüſte rauchten nicht mehr vom Blut ihrer Bekenner; auch verſprach ſich das Volk von ihrer Regierung überhaupt die glücklichſten Zeiten. Noch ehe das neue von ihr zuſammenberufene Parlament ſich verſammelt hatte, nahm ſie ſchon ſolche Veränderungen in dem Cultus vor, daß faſt alle katholiſche Biſchöfe (ein einziger ausgenommen) ſich weigerten, noch ferner ihr Amt zu verſehen. Den 23. Jan. 1559 wurde das Parlament eröffnet. Den 9. Febr. erklärten ſie beide Kammern zur Königin nach göttlichem Rechte und als rechtmäßigen Sprößling aus königlichem Blute. Den 18. und 22. aber wurde ſie von beiden Häuſern des Parlaments zur oberſten Regentin der Kirche wie des Staats ernannt. Alle, welche nur im geringſten Verhältniſſe zur Krone ſtanden, beſonders aber die Biſchöfe und die Geiſtlichkeit, ſollten nun den Eid der geiſtlichen Oberherrſchaft der Krone ablegen; allein alle Biſchöfe bis auf einen weigerten ſich; desgleichen leiſteten ihn auch von 9386 niedern Geiſtlichen nicht mehr als 124 Pfarrer und 95 Beneficiaten. Die Trennung von Rom war indeß vollendet, und es blieb nur noch die Beſorgniß, daß die katholiſche Königin von Schottland einſt den proteſtantiſchen Thron von England beſteigen könnte. Man drang daher in Eliſabeth, ſich zu vermählen; allein ſie lehnte dies immer beſtimmt und entſchloſſen ab, und bekannt iſt ihre Aeußerung im Parlamente, daß ſie eine Ehre darin ſuche, wenn einſt auf ihrem Grabſteine zu leſen ſtehe: Hier ruht die jungfräuliche Königin. Im Mai 1559 ſchloß ihr erſtes Parlament ſeine erſte Sitzung, und in 6 Mo-

naten hatte Eliſabeth die Rechtmäßigkeit ihrer Anſprüche, die legitime Ehe ihrer Mutter, die Religion ihres Vaters, die Unabhängigkeit ihrer Krone und ihrer Perſon behauptet. Sie hatte durch einen ehrenvollen Frieden den Krieg beendet, worin Philipp II. England gegen Frankreich verwickelt hatte. So blieb ihr nur noch eine Beſorgniß übrig, nämlich die wegen der Nähe von Schottland, der Geburt und Religion ſeiner Königin, der Verbindung dieſer jungen Fürſtin mit dem Dauphin von Frankreich, der Ehrſucht und Macht der Guiſen, deren Nichte Maria Stuart und deren Schweſter ihre Mutter, die Regentin von Schottland, war. Schottland war zwar mitbegriffen in dem Frieden mit Frankreich, allein deſſenungeachtet und trotz der Beſchwerden des engliſchen Geſandten, fuhren der Dauphin und die Dauphine fort, dem Befehle des Königs, ihres Vaters, zu gehorchen und Englands Wappen zu führen. Heinrich II. ſtarb, und Franz II. und Maria Stuart nannten ſich nun König und Königin von Frankreich, Schottland, England und Irland; ſie ließen franzöſiſche Truppen nach Schottland einſchiffen, unter dem Vorgeben die aufrühreriſchen Bewegungen im Lande zu unterdrücken; allein die Anſprüche der Königin und des Königs machten, daß ein franzöſiſches Heer nicht in Edinburgh einrücken konnte, ohne London zu bedrohen. Entſchloſſen zu handeln, wollte Eliſabeth auch ſchnell und wirkſam handeln; daher ſchloß ſie eine Allianz mit der ſchottiſchen Congregation, ſandte ihr eine Landarmee zu Hülfe, unterſtützte ſie durch eine mächtige Flotte, ſchloß die Franzoſen zu Leith ein, zwang ſie zu einer Capitulation, und ließ ſie ſogleich auf ihren Schiffen nach Frankreich zurückbringen. Es wurde ein Friede geſchloſſen, kraft deſſen der ſchottiſche Monarch und ſeine Gemahlin das Wappen und die Titel der Beherrſcher von England ablegen ſollten. — Beruhigt von dieſer Seite, geliebt in England, gefürchtet in Schottland und Frankreich, bewundert von Europa, ſahe Eliſabeth die Bewerbungen um ihre Hand ſich auf allen Seiten erneuern. Philipp II. hatte ſich zwar mit einer Schweſter des Königs von Frankreich vermählt, allein dafür traten nicht nur Fürſten, ſondern ſelbſt Privatleute von Stande, und empfohlen durch Schönheit oder Geiſt und Talente auf, um ſich der ſeltenen Fürſtin und Frau zur Wahl darzuſtellen. Aber Eliſabeth wußte von dieſen Bewerbungen wohl Genuß für ihre Eitelkeit zu ziehen, doch zeigte ſie keinem entſcheidende Hoffnung auf ihre Hand und den Thron. Robert Dudley, der jüngſte Sohn des Herzogs von Northumberland, wurde indeſſen allen Andern ſichtbar vorgezogen. Er hatte zu gleicher Zeit mit Eliſabeth im Tower geſeſſen, und hier hatten ſie die erſte Bekanntſchaft gemacht. Die Gunſt der Königin war bald kein Geheimniß mehr, nur bedauerte man, daß ſie auf einen im Ganzen Unwürdigen gefallen war; denn über ſeinen Charakter ſind nicht die vortheilhafteſten Zeugniſſe vorhanden. Er erhielt den Namen eines Grafen von Leiceſter, den Orden des Hoſenbands und die Stelle des erſten Miniſters. Jetzt aber tritt jene Epoche in Eliſabeths Leben ein, welche, wenn auch nicht glorreich für ihren moraliſchen Ruhm, doch höchſt einflußreich für ihr Regenten-Glück wurde. Franz II. und Maria Stuart wollten den Traktat von Edinburgh nicht ratifiziren. Es erhob ſich Streit mit der Congregation, ein neuer Krieg bedrohte die ſchottiſchen Anführer und ihre Beſchützerin Eliſabeth. Da ſtarb Franz II. plötzlich den 4. Dec. 1566. Maria Stuart ſah ſich von Frankreich getrennt, ließ nun das Wappen Englands aus dem ihrigen weg, und bereit

nach Schottland zu gehen, verlangte ſie von Eliſabeth ihrer Couſine freien Durchzug durch ihre Staaten. Es wurde ihr abgeſchlagen, denn Eliſabeth haßte und fürchtete Mariens Schönheit noch mehr als ihre Macht. Ja Eliſabeth ließ ſelbſt in's Geheim Schiffe auslaufen, die Marien auf ihrer Ueberfahrt nach Schottland auffangen ſollten. Indeß landete die letztere glücklich in ihrem Reiche, wo ſie aber von dem Haſſe Eliſabeths ſogleich mit den gefährlichſten Schlingen umſtellt wurde. Eliſabeth zeigte ſich überhaupt jetzt höchſt gewaltthätig, beſonders gegen Catharina Grey und deren Gemahl Seymour, Grafen von Hartford, bloß weil die Sprößlinge dieſer Ehe einſt Anſprüche auf die Krone machen *könnten*. Allein die Strafe des Himmels ſchien ſich in ihren mißlungenen Unternehmungen zur Unterſtützung der Proteſtanten in Frankreich, ſo wie durch die in London ausgebrochene Peſt zu verkündigen, welche in einem Jahre an 20,000 Bürger hinraffte. Unterdeſſen wünſchte und verlangte auch Schottland, daß ſich ſeine Königin vermählen möchte. Eliſabeth ließ Marien ihren Günſtling Dudley antragen; Maria willigte ein, allein bald erfuhr Dudley, daß Alles nur Schein geweſen, und Maria konnte ſich nicht verhehlen, daß ſie mehr als Weib, denn als Königin gehaßt würde. Ihr Geſandter Melvil lernte alle Schwächen der kleinlichſten Eitelkeit der Eliſabeth kennen, und brachte die Ueberzeugung mit nach Edinburgh, daß keine wahre Ausſöhnung zwiſchen den beiden gekrönten Frauen möglich ſey. Maria vermählte ſich endlich, nach dem Wunſche ihrer Unterthanen, mit einem Stuart, dem Lord Darnley; allein Eliſabeth ergrimmte darüber ſo, daß ſie ſelbſt Darnley's Verwandte in London in den Tower ſetzen ließ, und alle Güter confiſcirte, welche das Haus Lenox, aus dem Darnley abſtammte, in England beſaß. Ja ſie erregte ſogar einen Aufſtand unter den ſchottiſchen Großen, und unterſtützte ſie gegen ihre Königin. Maria Stuart wurde Mutter. Ein Geſandter meldete dieß der Eliſabeth. Nach der Audienz blieb ſie noch lange allein unter ihren Frauen, den Kopf in die Hand geſtützt, und rief endlich mit drohendem Schmerze: Schottlands Königin iſt Mutter! ich bin ein unfruchtbarer Baum! — Aber was hinderte ſie das erſte auch zu werden? Manche haben gemeint, phyſiſche Gründe hätten Eliſabeth von der Vermählung zurückgehalten. Gewiß iſt, daß ſie verbot nach ihrem Tode ihren Körper zu unterſuchen. Das nach ſechsmaliger Prorogation von neuem zuſammenberufene Parlament erneuerte dringend die Bitte um Vermählung, aber umſonſt; und endlich gab man die Bitte auf. Fünf Jahre, von 1566 bis 1571, verſammelte ſie kein Parlament, und in dieſe Zeit fallen die Ereigniſſe in Schottland, welche Marien in die Gewalt der Eliſabeth brachten und die Hinrichtung der erſtern zur Folge hatten. Dieſe Ereigniſſe ſelbſt gehören zur Lebensgeſchichte der ſchottiſchen Königin. Hier nur ſo viel, daß Maria ſich bloß durch Flucht in die Staaten ihrer Nebenbuhlerin zu retten wußte, nachdem ſich dieſe zur Schiedsrichterin der Streitigkeiten zwiſchen Marien und ihren Unterthanen aufgeworfen hatte. Allein obgleich ſie hier das Gaſtrecht in Anſpruch nahm und nehmen konnte, wurde ſie doch bald als eine Gefangene behandelt, und Eliſabeth warf ſich eigenmächtig zu ihrer Richterin auf, wogegen jedoch Maria mehrmals proteſtirte. Mariens Schönheit und Liebenswürdigkeit erweckten ihr zahlreiche Anhänger, aber ſie mehrten auch den Haß und die Eiferſucht ihrer Nebenbuhlerin. Man beſchuldigte Marien der Ermordung ihres Gemahls und der Angriffe auf Eliſabeths Leben, und ohne daß man ihr ihre Ankläger gegenüberſtellte

und ihr die Beweiſe der Beſchuldigungen vorlegte, die ihr gemacht wurden, ward ſie zum Tode verurtheilt, und endlich den 18. Febr. 1587 hingerichtet. In derſelben Zeit wurde Eliſabeth der Vorſchlag gethan, ſich mit dem Herzog von Anjou zu vermählen. Sie wußte, weil ſie nicht geradezu mit Frankreich brechen wollte, den Herzog mit Hoffnungen zu täuſchen, die ſie nicht erfüllen mochte, bis endlich der Herzog ihre Abſicht bemerkte und Eliſabeth öffentlich der niedrigſten Neigungen beſchuldigte. Vorher ſchon hatte ſie der Papſt in den Bann gethan und ihre Unterthanen des Eides der Treue entbunden, allein ihre Energie hatte den Bannſtrahl unwirkſam zu machen gewußt, was freilich dadurch erleichtert ward, daß die ſchauderhafte Bartholomäusnacht in Frankreich die Proteſtanten überhaupt gegen die Catholiken mit Unwillen und Haß erfüllte. Indeſſen iſt wohl nicht zu läugnen, daß bei aller Neigung zur Deſpotie Eliſabeth doch auch die Kunſt ein Reich unter ſchwierigern Verhältniſſen zu regieren und ihre Würde zu behaupten, im hohen Grade verſtand und geſchickt zu üben wußte. In Schottland hatte der Sohn Maria's den Thron beſtiegen. Dieſen wußte Eliſabeth faſt zu überreden, daß ſie ſchuldlos an der Hinrichtung ſeiner Mutter ſey, indem ſie die tiefſte Verzweiflung heuchelte und mehrere ihrer Räthe ſtrafte, welche ihr dazu gerathen hatten. Nicht ſo gelang es ihr mit Philipp II. von Spanien, der jene Hinrichtung als ein Attentat gegen die königliche Hoheit überhaupt, ſo wie gegen die catholiſche Religion betrachtete. Schon vom Jahr 1578 an hatte Drake Peru's Küſten verheert, und da Eliſabeth den Bruch mit Spanien vorausſah, ließ ſie 1585 von neuem die ſpaniſchen Colonien angreifen, und feindlich behandeln. Im folgenden Jahre zerſtörte Drake in Cadix eine ganze Transportflotte, mit Lebensmitteln und Munition beladen. Dadurch, ſo wie durch Religionseifer aufgefordert, beſchloß Philipp England zu überfallen. Er ließ daher die furchtbarſte Flotte ausrüſten, welche je das Meer getragen hatte. Man nannte ſie die unüberwindliche Armada. Sie beſtand aus 152 Schiffen, hatte 22,000 Mann Landtruppen zu führen, ohne die 25,000, welche ſie noch aus Flandern an Bord nehmen ſollte. Den 1. Juni 1588 ging ſie von Liſſabon aus unter Segel. England ſchien verloren. Aber Eliſabeth ſah den Sturm ohne Schrecken ſich nahen. Sie dachte auf Vertheidigung, durcheilte ihr ganzes Reich, und entflammte alle ihre Unterthanen mit hohem Muthe. Dies war der Zeitpunkt ihrer wahren Größe. Sie hatte kaum 15,000 Matroſen; aber die Stadt London rüſtete auf eigene Koſten 38 Schiffe, das größte von 300 Tonnen aus; die Königin 34, worunter eins, der Triumph, von 1100 Tonnen, 40 Kanonen führte. Der Reſt der Flotte belief ſich auf 42 Fahrzeuge von flachem Bord, unfähig den Angriff der ungeheuern ſpaniſchen Schiffe auszuhalten. Allein die engliſchen leichten Schiffe, welche ſich ſchnell bewegten, wurden von Männern, wie Drake (ſ. d. Art. Drake), Hawkins, und Frobisher, unter dem Oberbefehle von Charles Howard angeführt. Die Holländer rüſteten auch eine Flotte von 90 Segeln aus, um das Heer von Flandern zu hindern, in See zu gehen. Kaum aber hatte die unüberwindliche Armada das Cap Finisterre umſegelt, als ſie von einem Sturme aus einander getrieben wurde. Mehrere Schiffe kamen in die höchſte Gefahr, durch Unwiſſenheit der Piloten und Ungeſchicklichkeit der Matroſen, andere wurden von den engliſchen Schiffen angegriffen, überwältigt, genommen oder zerſtört. So nahm Drake zwei Gallionen, die den Schatz der Flotte trugen. Bei

Gravelingen ſammelte ſie ſich wieder, allein ſie wurde vom Feinde ſogleich angegriffen und getrennt, ſo daß die einzelnen Abtheilungen nur auf ihre Rettung bedacht ſeyn mußten. Die ganze Expedition verunglückte durchaus, und nur wenige Schiffe ſahen die ſpaniſchen Häfen wieder. Nach de Thou ſoll dieſes Unternehmen der ſpaniſchen Krone 120 Millionen Ducaten gekoſtet haben. Unter den Mitteln, deren ſich Eliſabeth zu Entflammung der Begeiſterung ihrer Unterthanen bediente, war auch eine Zeitung, unter dem Titel English Mercury, die erſte, welche in England erſchienen iſt *). Durch den Ausgang dieſes Kriegs wurde die Anhänglichkeit der Engländer an ihre Königin ungemein erhöht, und wir ſehen ſie ſchon von dieſem Zeitpunkte an ihre Ueberlegenheit zur See immer feſter begründen. Gegen Spanien wurden verſchiedene, mehr oder weniger glückliche Unternehmungen verſucht; auch die Unterſtützungen, welche England Heinrich IV. von Frankreich gegen die Ligue leiſtete, gründeten ſich auf den Haß gegen Spanien, das man nicht gern in Frankreich wollte feſten Fuß faſſen laſſen. Eliſabeths Hülfe hatte Heinrich zum Theil ſeinen Sieg und die Einnahme von Paris zu danken. Allein eine perſönliche Zuſammenkunft beider, welche man im Jahr 1601 erwartete, als Heinrich in Calais und Eliſabeth in Dover ſich befanden, hatte nicht Statt. Nur Sülly ſah die Königin. Der Tod Philipps II. im Jahr 1598 hatte England von ſeinem gefährlichſten Feinde befreit, denn er hatte nicht aufgehört, Unruhen in Irland zu unterhalten, welche erſt ſpät durch Eliſabeths Energie unterdrückt wurden. Allein bei dieſer Gelegenheit erlitt ſie auch den härteſten Schlag des Geſchickes, der ſie treffen konnte. Der Graf Eſſex, ihr Günſtling, der ihre Truppen in Irland befehligte, pflanzte dort die Fahne des Aufruhrs gegen die Königin auf. Sein Kopf fiel auf dem Schaffot, und die Monarchin verſank darüber in tiefe Melancholie. Sie wurde immer kränker, und weigerte ſich dennoch die nöthigen Arzneimittel zu nehmen, indem ſie ſagte: ſie wünſche ſich den Tod. Man konnte ſie nicht beſtimmen, ſich zu Bette zu legen. Auf Kiſſen ſitzend, den Finger auf den Mund gelegt, die Augen auf den Boden geheftet, ſchien ſie zehn Tage lang für nichts als Gebet, welches der Erzbiſchoff von Canterbury bei ihr hielt, Gefühl zu haben. Endlich ernannte ſie auf ſeinen Rath den König von Schottland zu ihrem Nachfolger, fiel in einen betäubenden Schlaf und endigte ihr Leben den 3. April 1603. Sie hatte 70 Jahre gelebt und 44 regiert, und zwar mit einem Ruhme und Glanze, den zwei Jahrhunderte nicht haben verdunkeln können, und der in der Geſchichte ſelten iſt. In ihrem Charakter zeigte ſich eine vielleicht einzige Miſchung der edelſten Eigenſchaften des einen Geſchlechts, verbunden mit allen Schwächen des andern. Ihr Name erweckt noch jetzt bei den Engländern den Enthuſiasmus des lebhafteſten Patriotismus. Der Deſpotismus, woran Heinrich VIII. ſeine Unterthanen gewöhnt hat, wurde bei Eliſabeth kaum bemerkt, weil man ihn ſtets zum Beſten des Staats ſich äußern ſah. Ihre Falſchheit ſchien nur Einheit der Politik, ihre oft kindiſche Eitelkeit, bis in ihre letzten Lebensjahre für die ſchönſte Frau in Europa gelten zu wollen, erſchien als eine kleine, durch ihre großen Eigenſchaften aus-

*) Im brittiſchen Muſeum befindet ſich noch ein Blatt davon, vom 23. Juli 1588, worin auch Bücheranzeigen ſtehen. In Frankreich gab es ſchon im Jahr 1509 unter Ludwig XII. eine Art von politiſcher Zeitung.

gelöſchte Schwäche. Eine ihrer Hauptmaximen war, daß das Geld beſſer aufgehoben ſey in den Taſchen ihrer Unterthanen, als in ihrem eignen Schatze, daher ſie denn auch bei jedem Unternehmen ſicher auf die Unterſtützung ihres ganzen Volks rechnen konnte. In ihrem Finanzweſen herrſchte große Ordnung; daher konnte ſie die Schulden ihrer Vorfahren bezahlen ohne neue Auflagen zu machen. Sie erwarb ſich den Namen: Wiederherſtellerin der engliſchen Seemacht und Königin der nördlichen Meere. Ob ſich gleich eine gewiſſe Strenge und Willkühr in ihrem Charakter zeigte, ſo war ſie doch auch großmüthig und milde. Sie liebte vornehmlich Geiſtesbeſchäftigungen, und hatte eine beſondere Neigung zu rauſchender Muſik. Ihre Tafelmuſik beſtand gewöhnlich aus zwölf Trompeten, nebſt Pfeifen und Trommeln. Auch wünſchte ſie für eine treffliche Klavierſpielerin zu gelten. In ihren Mußeſtunden beſchäftigte ſie ſich ſogar mit Ueberſetzungen alter Claſſiker. So ſoll ſie den ganzen Horaz in's Engliſche überſetzt haben, und dieſe Arbeit zu ihrer Zeit ſehr geſchätzt geweſen ſeyn. Auch hatte ſie von einigen Tragödien des Sophokles, ſo wie von zwei Reden des Demoſthenes lateiniſche Ueberſetzungen gefertigt. In dieſer Sprache wußte ſie ſich ſtets fertig und correkt auszudrücken. Man muß bei dem Gebrauche der Schriftſteller über ihre Regierung mit Vorſicht verfahren, und unterſuchen, welcher Religion ſie zugethan waren, denn nicht ſelten hat dieſe Einfluß auf Darſtellung der Begebenheiten und Angabe der Bewegungsgründe ihrer Handlungen gehabt. In Melvils und Walſinghams Memoiren findet man die meiſten intereſſanten Anekdoten aus ihrem ſo höchſt merkwürdigen Leben.

*Eliſabeth Petrowna, Kaiſerin von Rußland, war die Tochter Peters des Großen und Catharinens I. Sie wurde geboren 1709, in dem Zeitpunkte, wo ihr Vater auf dem Gipfel ſeines Glückes und Ruhmes ſtand. Catharina hatte kurz vor ihrem Tode die Erbfolge in Gemäßheit des Geſetzes Peters des Großen geordnet, der dem regierenden Souverain das Recht gelaſſen hatte, ſich einen Nachfolger zu ernennen. Nach dieſer Beſtimmung ſollte Eliſabeth nach Annen, der älteſten Tochter Peters, die mit dem Herzoge von Holſtein vermählt war, zur Regierung kommen; allein dieſe Verfügungen wurden nur zum Theil vollzogen. Die Großen des Reichs und der Senat wählten nach dem Tode des unglücklichen Czarewitſch Alexis Annen, verwitwete Herzogin von Curland, die Tochter Iwans und Nichte Peters des Erſten. Dieſe Fürſtin verfügte über die Thronfolge zum Beſten des jungen Fürſten Iwan, Sohns der Anna, ihrer Nichte, die an Anton Ulrich, Herzog von Braunſchweig, vermählt war, und ſich beim Tode der Kaiſerin, nach Verbannung des berüchtigten Biron, zur Regentin während der Minderjährigkeit ihres Sohnes hatte ausrufen laſſen. Eliſabeth hatte alle dieſe Veränderungen mit der größten Ruhe beobachtet, und da ſie von Natur nicht ſehr thätig, und mehr vergnügungsſüchtig als ehrgeizig war, ſchien ſie gegen alle politiſche Pläne gleichgültig. Indeſſen ſchonte ſie doch die Garden, und wählte ſich ſelbſt Liebhaber unter den Offizieren derſelben. Die Regentin, ſo wie ihr Gemahl, der den Oberbefehl der Truppen führte, lebten in einem blinden Vertrauen, und nahmen nicht die geringſten Maßregeln, ſich gegen Revolutionen zu ſchützen, welche doch ſo oft in Rußland ausgebrochen waren. Es bildete ſich eine Partei für Eliſabeth, für die Tochter Peters des Großen, an deſſen Namen ſo große Erinnerungen hafteten. Die Prinzeſſin wi-

verſtrebte den Verſuchen nicht, die man machte, um ſie auf den Thron zu ſetzen, und überließ ſich den Rathſchlägen Leſtocqs, eines franzöſiſchen Wundarztes, der voller Unruhe und Ehrgeiz eine Rolle zu ſpielen wünſchte. Der Marquis von Chetardie, franzöſiſcher Geſandter, deſſen angenehme Geſtalt und Sitten Eliſabeth für ihn eingenommen hatten, intereſſirte ſich lebhaft für ihre Sache, und ſah in der Revolution, die man vor hatte, nur die Gelegenheit Frankreich einen Allirten zu ſichern. Man zog Schweden ins Intereſſe, welches damals mit dem Petersburger Cabinet unzufrieden war, und brachte es dahin, daß jenes den Ruſſen den Krieg erklärte. Indeß hätte die Verſchwörung leicht entdeckt werden können. Leſtocq war leichtſinnig und unbeſonnen, die Regentin wurde mehrmals gewarnt; allein die natürliche Güte ihres Characters ließ keine ernſtlichen Bedenklichkeiten in ihr aufkommen. Durch heuchleriſche Thränen und Betheurungen gelang es der Eliſabeth leicht ſie zu beruhigen. Dabei aber waren die Verſchwornen ſelbſt nicht ohne Beſorgniſſe, und Leſtocq drang auf Vollziehung des Vorhabens. Einſt fand er, als er bei der Eliſabeth war, eine Karte auf dem Tiſche. Er zeichnete darauf ein Rad und eine Krone, und ſagte zur Prinzeſſin: „Entweder, oder! Eins für mich, das andere für Sie!“ Das entſchied Eliſabeth. Alle Verſchwornen wurden benachrichtigt, und in einigen Stunden ſollte die Verſchwörung ausbrechen. Der Gemahl der Regentin, von der Gefahr benachrichtigt, drang auf Sicherheitsmaßregeln, allein Annens Vertrauen war feſt, ſie wollte den Berichten durchaus nicht glauben; ſo wurden denn beide im Schlaf überfallen. Die Regentin, ihr Gemahl und Sohn wurden in den Pallaſt der Eliſabeth gebracht: zugleich verhaftete man Münnich, Vater und Sohn, Oſtermann, Golofkin, und mehrere Andere. Anna und der Prinz Anton Ulrich wurden auf eine Inſel der Dwina am ſchwarzen Meere, und Iwan auf das Schloß Schlüſſelburg gebracht. Eliſabeth ließ ſich als Kaiſerin ausrufen. Münnich, Oſtermann und andere ſollten hingerichtet werden, allein Eliſabeth wollte mild erſcheinen, und ſo wurden ſie nur nach Sibirien verbannt. Der Wundarzt Leſtocq wurde erſter Leibarzt, Präſident des Medicinalcollegiums und geheimer Rath. Späterhin fiel er in Ungnade, allein er hatte Beſtuſchef, der unter der Kaiſerin Anna Miniſter geweſen war, zum Kanzler ernennen laſſen, und dieſer gewann ein bedeutendes Uebergewicht. Der Krieg mit Schweden wurde fortgeſetzt. Die Schweden waren nicht glücklich. Der alte König hatte keine Kinder. Um den Frieden zu erleichtern, wollten die Schweden dem Herzoge von Holſtein-Gottorp, Carl Peter Ulrich, deſſen Mutter Peters des I. Tochter war, die Thronfolge zuwenden; allein da die Kaiſerin ihn ſchon zu ihrem Nachfolger ernannt hatte, ſo fiel die Wahl auf Adolph Friedrich, aus einer jüngern Linie deſſelben Hauſes. Der Friede wurde endlich zu Abo 1743, durch Frankreichs Vermittelung, und für Schweden unter leidlichen Bedingungen geſchloſſen. Eliſabeths Herrſchaft aber war noch nicht ganz feſt begründet. Es bildete ſich eine Verſchwörung gegen ſie, woran unter andern auch Lapuchin und deſſen Frau, die ſich durch Geiſt und Schönheit auszeichnete, Theil nahmen; allein ſie wurden entdeckt und Frau von Lapuchin, welche die Kaiſerin als eine gefährliche Nebenbuhlerin betrachtete, mußte nebſt ihrem Gemahl und Sohn, ſo wie Frau von Beſtuſchef, die Strafe der Knute leiden, ſich die Spitze der Zunge abſchneiden laſſen und nach Sibirien wandern. Als im Jahre 1756 der ſogenannte ſiebenjährige Krieg aus-

brach, nahm Eliſabeth daran Theil, weil ſie perſönlich gegen Friedrich den Großen eingenommen war, der ſich einſt einige Scherze über ihre Perſon erlaubt hatte. Der Großfürſt Peter hingegen war Friedrich II. ſehr ergeben, daher wurde der Krieg von den ruſſiſchen Generalen nicht mit aller nöthigen Energie geführt, indem ſie bei dem Thronerben ſich dadurch beliebt zu machen ſuchten. Allein dieß wurde bemerkt, General Apraxin durch General Fermor erſetzt, und der Kanzler Beſtuſchef, der zur Partei des Thronerben gehörte, nach Sibirien geſchickt. Jetzt drangen die Ruſſen in Deutſchland vor, allein bald kam Soltikoff an Fermors Stelle, der ſich wieder zurückzog. Friedrich wurde bei Kunersdorf geſchlagen, ohne daß es den Ruſſen beſonders nützte: auch Berlin wurde von ihnen eingenommen. Eliſabeth litt aber ſchon ſeit einigen Jahren an ihrer Geſundheit, und ſtarb den 29. Dec. 1761, in einem Alter von 52 Jahren, nach einer zwanzigjährigen Regierung. Jetzt beſtieg Peter den Thron und der Friede wurde geſchloſſen. Eliſabeth wirkte viel für ihren Ruhm. Sie gründete die Univerſität zu Moskau, und die Akademie der ſchönen Künſte zu Petersburg. Sie ließ an dem Geſetzbuche arbeiten, das unter Peter dem Großen begonnen worden war, allein es wurde nicht vollendet. Sie hatte geſchworen, daß unter ihrer Regierung Niemand mit dem Tode beſtraft werden ſollte. Dafür aber ließ ſie andere noch grauſamere Strafen beſtehen und anwenden. Sie vergoß Thränen über das Unglück des Kriegs, und doch floß unter ihrer Regierung auf den Schlachtfeldern das Blut in Strömen. Sie war ſanft, mild und edelmüthig, aber von Natur liebte ſie die Arbeit nicht, und ließ ihre Miniſter nach Gefallen ſchalten. Die Liebe war ihre herrſchende Leidenſchaft, und oft ſagte ſie ſelbſt zu ihren Vertrauten: Ich bin nur glücklich, wenn ich verliebt bin! — Sie wollte für die ſchönſte Frau ihres Reichs gelten, und dieſe Eitelkeit hatte bei ihr, wie bei Eliſabeth von England, oft ſchreckliche Folgen. Ihre Liebhaber wurden mit kaiſerlicher Pracht unterhalten, und oft ließ ſie ſich mit ihnen zu Intriguen herab, die ſich für ihren hohen Rang wenig ziemten. Allein mitten unter ihren wollüſtigen Genüſſen fühlte ſie abergläubiſche Beſorgniſſe, die ſie durch Ausübung von religiöſen Gebräuchen zu beſchwichtigen ſuchte. Die Ruſſen nannten ſie die Gütige, und ehren noch ihr Andenken. In Leclerc's Histoire de la Russie moderne findet man die intereſſanteſten Züge aus ihrem Leben und ihrer Regierung.

Ellipſe, 1. in der Sprachlehre und Rhetorik Auslaſſung eines oder mehrerer Wörter, die hinzugedacht werden. 2. In der Mathematik einer von den drei Kegelſchnitten. (S. Kegel). Sie gleicht einem ins Längliche gezogenen Zirkel. Die Bahn der Erde und der Planeten um die Sonne hat, wie wir ſeit Kepler wiſſen, dieſe Form. Sie iſt von der Eilinie weſentlich verſchieden, obwohl man ſie im gemeinen Leben oval nennt. Sie bietet dem Auge zu gleicher Zeit Abwechſelung und Symmetrie, und wird daher von den Mahlern zu Begränzung ihrer Gemählde dem Zirkel vorgezogen. Zwei Punkte auf dem längſten Durchmeſſer derſelben haben die Eigenſchaft, daß die Summe zweier geraden Linien, die man aus ihnen an irgend einen Punkt der Umfangslinie zieht, ſich immer gleich bleibt, man mag ſie ziehen, in welchen Punkt man will, daher kann man eine Ellipſe zeichnen, indem man auf einer Fläche zwei Stifte einſchlägt, um dieſelben einen mit den Enden ringförmig zuſammengeknüpften Faden legt, und nun die Bleifeder innerhalb dieſes Fadens dergeſtalt her-

umführt, daß ſie denſelben beſtändig zum Triangel anſpannt. Die Punkte, wo die Stifte ſtehen, heißen die Brennpunkte, Foci.

A. Mnr.

Elmination iſt in der mathematiſchen Analyſis eine Operation, vermöge der man eine Größe, die ſich in mehreren von einander unabhängigen Gleichungen befindet, herausſchafft, ſo daß dadurch eine oder mehrere Gleichungen erhalten werden, in der die weggeſchaffte Größe ſich nicht mehr befindet.

† Emigranten. Die Conſtitution Ludwigs XVIII. enthielt zwar die ausdrückliche Beſtimmung, daß die Emigranten kein Recht haben ſollen, ihre ehemaligen Güter zurückzufodern; dieß hinderte ſie indeß nicht nach der Reſtauration von 1814, mit übertriebenen Anſprüchen hervorzutreten, wodurch die Nation zum Unwillen gegen die königliche Regierung gereizt werden mußte. Eine andere Art von Emigration trat 1814 und 1815 bei den Anhängern Napoleons ein.

Ems, ein berühmter Badeort an der Lahn in der Wetterau, zu Naſſau-Uſingen gehörig. Die Gegend umher iſt von hoher, mannigfaltiger Schönheit. Zwiſchen Bergen und Steinklippen rauſcht die Lahn hin, und bewäſſert anmuthige Wieſenthäler und Auen. Im Jahre 1583 wurden die erſten Brunnengebäude errichtet: überhaupt iſt der Ort alt. Die zwei hier befindlichen Badehäuſer dienen auch den Gäſten zu Wohnungen. Jedes derſelben hat mehrere Hauptbäder, die wieder in mehrere kleinere Bäder abgetheilt ſind; auch ſind in jedem beſondere Trinkbrunnen. Die Privathäuſer ſind zur Aufnahme von Fremden. Das Mineralwaſſer zu Ems iſt durchaus warm, obſchon nicht von gleicher Wärme, denn der Unterſchied der Wärme iſt von 84 — 120 Grad Fahrenheit. Der Trinkbrunnen ſind überhaupt ſieben: das Kränchen, der Keſſel- und Wappenbrunnen, der Mittel- oder Kurbrunnen, das Marienbrünnchen, der Spring- und Wilhelmsbrunnen oder das kalte Kränchen, und die 1812 entdeckte Zwillingsquelle. Die Namen der Bäder ſind: die alten, die neuen, die Fürſten- und landgräflichen Bäder, die Bubenquelle und das Rondellbad. Die ſtärkſten Quellen ſind im alten, ehemals heſſendarmſtädtiſchen Hauſe. Der Mittel- oder Kurbrunnen iſt der wärmſte und hat eine Wärme von 120 Grad Fahrenheit. Das Fürſtenbad iſt ſehr prächtig aus inländiſchem Marmor erbaut. Am Kränchenborn füllt man jährlich gegen 50,000 Krüge zur Verſendung. Die Waſſer gehören zur Gattung der alkaliſch-ſaliniſchen, und enthielten nach Cartheuſer: im Kränchen 25 Gr. alkaliſches Salz und 1 Gr. Kalkerde, im Keſſelbrunnen 22 Gr. alkal. Salz und 1 Gr. Kalkerde, im Wappenbrunnen 21 1/2 Gr. alkal. Salz und 2 Gr. Kalkerde, in der Bubenquelle 23 1/2 Gr. alkal. Salz und 2 1/2 Gr. Kalkerde, im Fürſtenbade 19 Gr. alkal. Salz und 1 Gr. Kalkerde, und im Neubade 18 1/2 Gr. alk. Salz und 1 1/2 Gr. Kalkerde. Sie haben noch außerdem viel Luftſäure. Das Waſſer des Kränchenborns wird, ſo wie das des Kurbrunnens, häufig auswärts verführt. Das hieſige Waſſer iſt ſehr nützlich bei chroniſchen Catarrhen, ſchleimigen Huſten, Verſtopfungen der Lungen, in allerlei Magenübeln von Säure und Schleim, Verſtopfungen in den Eingeweiden des Unterleibes, Hämorrhoiden, Schleim und Gries in Urinwegen, Gicht, ſteifen Gliedern u. ſ. w. Auch rühmt man es bei Augenbeſchwerden. Jenſeits der Lahn, am Spieß, iſt die betäubende Hundsgrotte, ähnlich der von Neapel. Schon oft fand man hier Vögel, Mäuſe ꝛc. von der

betäubenden Luft getödtet. Selbſt in der Lahn ſprudeln warme Quellen auf, und es iſt da ein Pferdebad angelegt. Entferntere Punkte für Ausflüge während der Kurzeit ſind: Tauſenau, in einer herrlichen Gegend, mit einem Mineralbrunnen; Naſſau, in einer ebenfalls höchſt reizenden Umgebung, mit den alten Burgen Stein und Naſſau; Koblenz und Ehrenbreitſtein mit dem unvergleichlichen Rheinthale ꝛc.

Engelsbrüder nannten ſich die Gichtelianer wegen ihres Beſtrebens nach engelgleicher Reinheit des Wandels. Sie hatten im Anfange des 18ten Jahrhunderts kleine Gemeinen in Leyden, Amſterdam und Altona, hielten daſelbſt und einige Zeit auch zu Berlin Privatverſammlungen, konnten ſich aber zu keiner bleibenden Secte conſtituiren. Vergl. Böhme (Jacob).

* England, der ſüdliche Theil Großbritanniens (ſ. d. Art.), begreift im weitern Sinne das eigentliche England, das Fürſtenthum Wales, die Inſel Man und die normanniſchen Inſeln, und enthält zuſammen 2684 Quadratmeilen. Es gränzt gegen Norden an Schottland, und an den übrigen Seiten wird es vom deutſchen Meere, dem Canale, dem atlantiſchen Oceane und dem irländiſchen Meere beſpült. Dieſe Meere bilden an den Küſten eine große Menge von Meerbuſen, Bayen, Buchten und Häfen. Eben ſo wenig fehlt es England an Flüſſen, darunter fünfzig ſchiffbare, wodurch die Verbindung mit den daſſelbe umgebenden Meeren befördert wird. Die vornehmſten Flüſſe ſind: die Themſe, der Trent, welcher nach ſeiner Vereinigung mit der Ouſe den Namen Humber erhält, die Severne und die Merſey. Eine Menge koſtbarer Canäle ſind zur innern Verbindung des Landes angelegt, wodurch die Hauptſtröme und die größten Handelsſtädte London, Briſtol, Liverpool und Hull in Verbindung ſtehen. (S. den Art. Canäle.) An Seen iſt England nicht reich, die größten liegen im nördlichen Theile. Der größte engliſche Landſee iſt das Winander Meer mit lieblichen Partien, vorzüglich auf der größten ſeiner Inſeln. Noch reicher an romantiſchen Gegenden iſt der See Derwent Water, mit ſchönen Wieſenflächen und ſteilen Felſen umgeben. Auch findet man in einigen Gegenden Englands Sümpfe und Torfmoore, beſonders in Lincoln, wo das ſumpfige moraſtige Land, ſo wie in Holland, mit Canälen durchſchnitten iſt. Der Boden Englands iſt theils eben, theils gebirgig, beſonders enthalten der nördlichſte und weſtlichſte Theil Gebirge, wovon jedoch keines die Schneelinie erreicht, ſondern höchſtens ſich bis zu 4000 Fuß erhebt. An der ſüdlichen Küſte ziehen ſich niedrige Hügel, an der ſüdöſtlichen Küſte Kreideberge hin, und in den nordöſtlichen Provinzen Norfolk und Lincoln erhebt ſich der Boden kaum über das Meer, und enthält Marſchländer. Von dem ſüdweſtlichſten Punkte Englands an zieht ſich an der weſtlichen Küſte ein immer höher aufſteigendes Gebirge, das ſich bald mehr, bald weniger der Mitte des Landes nähert, und das man das Gebirge von Cornwall nennt. Es nimmt einen nördlichen Lauf, theilt ſich in mehrere Zweige, neigt ſich nach der Weſtküſte, macht die weſtlichen Grafſchaften gebirgig und ſchließt ſich faſt an das Gebirge von Wales an, deſſen höchſter Gipfel, der Snowdon, ſich 3456 Fuß über das Meer erhebt. Das Hauptgebirge Englands iſt der Peak, deſſen Kette ſich durch die Grafſchaften Derby, Lancaſter und York erſtreckt, und beſonders in Derbyſhire äußerſt anziehende Partien mit den merkwürdigſten Höhlen, darunter die berühmte Höhle von Caſtleton, bildet. Reich ſind dieſe Gebirgsgegen-

den an Wundern der Natur. Steile Felſen ermüden das Auge und tiefe Abgründe bieten ſich dar. Die höchſten Gipfel des Peakgebirges ſind der 4050 Fuß hohe Wharn und der 3987 Fuß hohe Ingleborough. Es erſtreckt ſich bis an das Cheviotgebirge, das nördlichſte Gebirge Englands, welches die Gränze mit Schottland macht. Das Clima Englands iſt feucht und veränderlich, ohne heitern Himmel, aber doch nicht ungeſund. In wenigen Ländern erreicht der Menſch ein ſo hohes Alter und erlangt eine ſolche Körperſtärke und Energie, als in England. Sowohl Hitze als Kälte ſind ſehr gemäſſigt, und der Winter iſt milder als in jedem Lande unter gleicher Breite, ja als in vielen ſüdlicher liegenden Ländern des Continents. Der Froſt hält ſelten länger als 24 Stunden an, der Schnee verſchwindet in wenigen Tagen, und das ganze Jahr hindurch dauert das Vieh unter freiem Himmel aus. Im Ganzen iſt der Boden ſehr fruchtbar, ſowohl zum Getraidebau als zur Viehzucht geeignet, und mit dem reizendſten Grün bedeckt; doch findet man auch noch viele Haiden und unangebaute Gegenden. Die Produkte ſind: treffliches Rindvieh, ſo ſtark und kraftvoll, wie in wenigen Ländern der Erde, vorzüglich gute Pferde, viele Schafe, welche nächſt den ſpaniſchen die feinſte Wolle liefern, Schweine in Menge, große und ſtarke Hunde, darunter die Doggen, vieles Federvieh, beſonders Gänſe, die man bis zu einer Schwere von dreißig Pfunden mäſtet, ein großer Reichthum von Fiſchen, Auſtern und Hummern; Raubwild gar nicht und Speiſewild ſehr wenig. Man baut Getraide, mehr Weizen, wenig Roggen, ſehr gute Gerſte, doch muß noch viel Getraide eingeführt werden, treffliche Gartengewächſe, Flachs, wenig Hanf, hinreichenden und guten Hopfen, Safran, Süßholz, Rhabarber, Obſt von vorzüglicher Güte, aber keinen Wein, ſtatt deſſen man aus Aepfeln Cider bereitet. Die Waldungen ſind nicht bedeutend; daher man Mangel an Bau- und Brennholz hat, welchen der unerſchöpfliche Reichthum an Steinkohlen erſetzt. Kein europäiſches Land liefert ſo viel und ſo gutes Zinn; ferner hat England Blei und Kupfer in Menge, vieles Eiſen, Waſſerblei, Arſenik, Zink, Antimonium, Kobalt, Galmei, die beſte Walkererde, Porzellan, Töpferthon und Pfeifenerde, viel Salz, welches jedoch nicht zum Bedarf zureicht, ſehr geſchätzte Bauſteine, Schwefel, Vitriol, Alaun, Schiefer, Kreide, Alabaſter, Granit, Porphyr, Marmor, Feuerſteine, mineraliſche Waſſer. England hat nach Verhältniß ſeiner Größe eine ſtarke Bevölkerung. Sie beträgt ohne Armee, Flotte, Seeſoldaten und Matroſen, über 10,200,000 Köpfe. Die Einwohner ſind entweder Engländer, die Nachkommen der alten Angeln und Sachſen, ein ſchöner und kräftiger Menſchenſchlag, deren Sprache eine Tochter der plattdeutſchen iſt, mit vielen lateiniſchen und brittiſchen Wörtern vermiſcht; oder Walliſer, der weit geringere Theil, Ueberbleibſel der alten Britten, welche in Wales und auf der Inſel Man ſich unvermiſcht erhalten haben, durch Gaſtfreiheit, Gutmüthigkeit und Geſelligkeit ſich von dem ernſten, zurückhaltenden und ungeſelligen Engländer unterſcheiden, aber ſich in Armuth, Unwiſſenheit und Aberglauben befinden. Ihre Sprache iſt die alte kymmriſche, dieſelbe, die noch unter den Einwohnern von Bretagne geredet wird. Auf den normanniſchen Inſeln leben Franzoſen, die ein verdorbenes Franzöſiſch reden. Die herrſchende Religion iſt die ſogenannte Hochkirche, biſchöffliche, anglikaniſche, welche in ihren Hauptſätzen der proteſtantiſchen ähnlich iſt, aber vieles von der römiſchen Hierarchie beibehalten hat. Die Regentenfamilie und alle Staatsbedienten müſſen

ſie bekennen. Außer dieſer Kirche genießen alle übrigen Religionsverwandten freie Duldung; man findet daher auch Catholiken, Lutheraner, Independenten, Arminianer, Arianer, Socinianer, Quäker, Methodiſten, Mennoniten, Herrnhuther und Juden. Die Induſtrie blühet in keinem Lande ſo als in England, wo faſt die Hälfte der Einwohner in Fabriken lebt, und erſtreckt ſich auf die größten und kleinſten Bedürfniſſe des Lebens. Der Reichthum und Aufwand der Großen, der ſtarke Abſatz nach den Colonien und andern Ländern, das Intereſſe, das faſt jedes Individuum an den Kunſterzeugniſſen nimmt, der Capitalreichthum der Fabrikunternehmer, die bewundernswürdige Maſchinerie, die der Engländer in ſeinen Kunſtarbeiten anwendet, dadurch er eine Menge Hände erſpart, und die Waaren, ungeachtet ihrer Vollkommenheit, dem Ausländer zu einem geringern Preiſe liefert, als dieſer ſie in ſeinem Vaterlande kauft, befördern dieſe Induſtrie, und bringen ſie auf eine ſo hohe Stufe der Vollkommenheit und Ausbreitung. Das jährliche Arbeitsprodukt der Fabriken wird nach Abzug der rohen Materialien auf mehr als 114 Mill. Pf. Sterl. geſchätzt. Die ausgebreitetſten und wichtigſten Fabriken ſind in Baumwolle, welche über eine Mill. Centner Baumwolle verarbeiten, in Wolle, für welche nicht einmal die große Quantität der inländiſchen Wolle zureicht, in Leder, Eiſen, Stahl, Meſſing, Kupfer, Zinn, Porzellan und Fayence, Glas, auch in Seide, Leinwand und Papier. Die Leder- und Stahlarbeiten werden faſt nirgends von der Güte und Schönheit gemacht. Man verfertigt in gleicher Vollkommenheit eiſerne Schiffe, Wagen und Brücken, wie die feinſten Stahlfedern und Uhrketten, und die vollkommenſten mathematiſchen, chirurgiſchen, optiſchen und phyſikaliſchen Inſtrumente. Berühmt ſind die Eiſengußwerke, die großen Gußſtahlfabriken und die Fabriken der plattirten Waaren. Die kurzen Waaren von Birmingham ſind in und außerhalb Britannien die geachtetſten. Unter den Porzellanfabriken ſind die Wedgewoodfabriken bekannt genug. Die Glasſchleiferei wird mit ſeltner Kunſt getrieben, und berühmt ſind beſonders die Luxusartikel aus dem herrlichen Cryſtallglaſe. Die Zuckerſiedereien, Bierbrauereien und Branntweinbrennereien ſind gleichfalls ſehr wichtig. Eben ſo wichtig und ausgebreitet als die Induſtrie iſt der Handel, den England mit allen, ja den entfernteſten Ländern treibt. Engliſche Schiffe bedecken alle Meere. Zur Beförderung dieſes Handels tragen die vortheilhafte Lage nebſt den vielen Häfen, die ſo hoch geſtiegene Induſtrie, die weitläufigen und wichtigen Beſitzungen in andern Welttheilen, die große Bank zu London nebſt den vielen Provinzialbanken, die Aſſekuranzgeſellſchaften, die in jeder großen Stadt vorhanden ſind, die Handelsverträge mit faſt allen handelnden Nationen, die Handelsconſulate in den meiſten auswärtigen Ländern und bedeutenden Handelsplätzen und die Handelsgeſellſchaften bei, worunter die oſtindiſche die wichtigſte iſt, und unermeßliche Provinzen in Oſtindien beſitzt. Die Haupthandelsſtädte Englands ſind: London, welches faſt ein Drittheil des ganzen Handels in Händen hat, Liverpool, Briſtol, Hull ꝛc. England im engern Sinne begreift 40 Shires oder Grafſchaften; hierzu kommen noch Wales, welches in 12 Shires getheilt iſt, die Inſel Man und die normanniſchen Inſeln im Canale, dahin Jerſey, Guernſey, Sark und Alderney gehören, die einzigen Ueberreſte, welche England von ſeinen Beſitzungen in Frankreich gerettet hat.

Engliſche Bank, ſ. Londoner Bank.

† Engliſche Poeſie. Wer das Ganze jener dichteriſchen Lei-

ſtungen der Engländer überſieht, und in einer Zeit von 60 bis 70 Jahren, von der Mitte der Regierung Eliſabeths bis zu der Reſtauration, glänzende Namen wie Shakſpeare, Spenſer, Sydney und andere fände, müßte wohl geſtehen, daß allerdings zum Theil Rieſenwerke Eines Volks mit ſcharf gezeichneter Volksthümlichkeit hier vollendet worden. Wie anders auch, da die Zeit ſo glücklich war, daß der Hang zur Vielwiſſerei und die davon unzertrennliche Sonderung und Vereinzelung die in ſich geſammelte Geiſteskraft noch nicht gebrochen und zerſtreut hatte? da noch kein Meiſtern und Mäkeln den Flug des Geiſtes lähmte? da das öffentliche Leben in einer großen Bewegung war, die ſchmählichen Feſſeln des Papſtthums gänzlich abzuſtreifen? Schon die Proſa war durch Jeromy, Taylor, Barrow, Hooker, Bacon 2c. höchſt gediegen geworden. Die Bürgerkriege förderten eben ſo ſehr ſtarke Geiſter, als ihre ſtürmenden Wetter den Schmetterlingsſtaub der Phantaſie verwehten. Hierauf ſchlich ſich der franzöſiſche Geſchmack mit ſeinen feinen Schicklichkeiten und ſeinem Anſtandszwang ein, und ein witziger, prahleriſcher, glänzender Styl gewann die Oberhand, freilich auch ein ſchulgerechterer, künſtlicherer. Es war etwas Weltliches, Städtiſches, Verſtändiges und Schälkiſches darin, was dem König und ſeinen Höflingen, die vom heitern franzöſiſchen Hofe herkamen und den tiefern ſchweren Ernſt verſchmähten, beſſer gefiel; ſtatt zarter Phantaſie Satire und Sophiſterei, ſtatt großer Gemüthsaufwallungen künſtliche Declamation, ſtatt Shakſpeare's weltumfaſſender, weltgeſchichtlicher Sprache Dryden's Perſönlichkeiten und Unfläthereien, wie dieß ſeine Traveſtien Shakſpeare's und Miltons am beſten beweiſen. Dryden war zu ſeiner Zeit unſtreitig der größte Dichter, Meiſter ſeiner Sprache wie Keiner, und hätte er nur ſeines Landes frühere Muſter vor Augen behalten, hätte er ſich fern von politiſchen Parteiungen, Höfen und Schauſpielhäuſern gehalten, er hätte eine unvergängliche Schule geſtiftet. Addiſon ward der Höhepunkt jenes ausländiſchen Styls. Seine Aengſtlichkeit, Seichtheit und Beſchränktheit, ſein Mangel an allem Leidenſchaftlichen und Glänzenden verrathen auch keine Spur ſeiner Landsmannſchaft mit Shakſpeare. Pope iſt geiſtreicher, geſchmackvoller und belebter, aber, wie ſchon geſagt, Satiriker, Moraliſt, Witzbold, Kunſtrichter, nur nicht Dichter. Dazu fehlt es ihm an Phantaſie und Leidenſchaft. Er hat höchſtens eine Poeſie des Stadt- und höhern Ständelebens. Prior hatte noch feinen Scherz, luſtige, leichte, mahleriſche Erzählungsgabe mit Witz und Schalkheit aus jenem Styl in ſeine Verſe herübergerettet. Unter der Königin Anna war die Seuche aufs höchſte geſtiegen, und fiel ſeitdem immer mehr und mehr. Thomſon zog wieder etwas in das ältere Volksthümliche, und gewann ſich, trotz ſeiner Schwerfälligkeit, doch viel Verehrer. Young hatte von beiderlei Styl, von dem, der uns Urſtyl heißen mag, und von dem ausländiſchen etwas, nicht eben Gefühl und Leidenſchaft, aber eine reiche Phantaſie, welche indeß, ſtatt in leichten Spielen, glänzenden Schilderungen ſich zu ergießen, in das Epigrammatiſche oder auch in froſtige Uebertreibung umſchlug. Er wollte wie Pope ſchreiben, und war doch von Natur mehr an Cowley und Shakſpeare gewieſen, ward alſo unbeholfen und unnatürlich. Akenſide und Gray ahmten die Alten nach. Collins und Goldſmith ſchufen nur wenig. Cowper warf endlich die franzöſiſchen Feſſeln ab, und ſchrieb wieder frei im Urſtyl. Wohl hat er mancherlei Fehler, aber ſeine lautere reizende Natürlichkeit entſchädigt reichlich. Seitdem nun, und in

den letztern Zeiten klagen die engliſchen Kunſtrichter über ein gefliſſentliches Rückſchreiten zum Alten, ja Veralteten, Wilden und Regelloſen, welches ſie die Lakeſchule nennen, weil ſie ſich um die Seen von Cumberland beſonders durch Wordsworth, Southey, Miß Baillie, Coleridge, Scott, Byron gebildet haben ſoll. Dabei nennen ſie unſern deutſchen Aftergeſchmack als die unſelige Schule jener Verſchrobenheit. Hätten aber die Guten bedacht, daß, wenn Kunſt und namentlich auch Poeſie ſich ſo ziemlich ausgelebt haben, ſie nur noch Mägde der Ueppigkeit und Hoffahrt ſind, wenn das große Weltleben ſelbſt ausgelaugt iſt, und keine eines edlen Gemüths würdige Ausbeute mehr gibt, Schwankungen und Rückſchwankungen in eine beſſere Vorzeit ſchon als Uebergangs- und Vorbereitungsmomente zu einer neuen Zeit natürlich, ja unausbleiblich ſind, daß überhaupt jede Bildungsperiode eines jeden Volks immer Einen Mann aufzeigt, in welchem, wie in einem Feuerheerde, die Strahlen der Vor- und Nachwelt ſich zuſammendrängen, ſo würden ſie vielleicht ſich ſelbſt eher betrauert, als uns bezüchtigt haben. Ja, wäre es ihrer ſtarren, ſtolzen, finſtern Eigenthümlichkeit möglich geweſen, die welthiſtoriſche Bedeutung einer Natur, wie unſer Göthe iſt, zu faſſen, ſo würden ſie wohl über den beiherſpielenden Bildern der Zeit nicht das Bleibliche und die Andeutung einer andern Zeit überſehen haben. Da jedoch, nach einem italieniſchen Sprichwort, nur die Zeit ein ehrlicher Mann iſt, und ein Seher ſeiner Zeit und ſeinem Lande am wenigſten gilt, ſo möge dieß auf ſich beruhen. Zu läugnen iſt freilich nicht, daß auch unter uns eine bis zur Götzendienerei und Abenteuerlichkeit gehende Hinneigung zum Romantiſchen Statt gefunden. Aber leichter allerdings, als mit Engländern und Franzoſen, welchen letztern jene es doch nur nachſchwatzen, möchte man ſich mit Deutſchen mindeſtens darüber verſtändigen können, daß das Romantiſche nicht etwa eine nur modiſche Laune unſerer Tage, ſondern Grundzug aller modernen chriſtlichen Bildung ſey, der mithin nicht zu verläugnen, wenn auch etwa eine Zeit lang zu verbergen oder zu verzerren wäre, der aber nur durch den Gegenſatz einer ſeichten, lockern Alltäglichkeitspoeſie eigentlich doch verzerrter ſchiene, als er in der That wäre. Stutzig hätte es wohl auch ſchon die Engländer machen können, daß gerade die Häuptlinge jener Schule, wie Walter Scott (der Herausgeber der Drydenſchen Werke, des Sir Tristrem von Tho. von Ercildoun, der Dichter des Marmion, der Lady of the Lake, des lay of the last minstrel u. a.), William Wordsworth (der Verf. der lyriſchen Balladen und Gedichte), Robert Southey (der Dichter des Madoc, des Curse of Kehama, der Ioan of Arc, des Thulaba the destroyer) und Byron, — von welchem hernach — eingeſtandenermaßen hochbegabte Genien ſind, für welche zum Theil auch die Stimme des Volks gar laut und entſchieden ſpricht. Wie viel nun aber daran ſey, wenn die Kunſtrichter das Weſen ihrer Poeſie auf antiſociale Grundſätze und Rouſſeauſche kränkliche Empfindſeligkeit, Unzufriedenheit mit dem gegenwärtigen Zuſtande der Geſellſchaft, moraliſche Paradoxie und Sehnſucht nach einer unerreichbaren wollüſtelnden Tugend und Vollkommenheit, auf Kotzebueſche Einfalt und Schillerſche Kraft, auf Cowpers ungeſchlachte und rauhe Verſification, untermiſcht mit Ambroſe Philipps Unſchuld, zurückführen (ſ. Edinb. review, Bd. 1. S. 84.), dieß möge, nach dem oben Berührten, von Andern erwogen werden. Zu vergeſſen iſt aber dabei nicht, daß die geſchriebene Poeſie, welche Kunſtwerke der

Wortſprache ſchafft, etwas anderes iſt, als jene in dem früheſten Leben eines Volks ſich ausſprechende, welche mit Theologie und Magie in Eins zuſammenfällt. Ein großer Theil des Tadels jener Kunſtrichter aber betrifft Sprache und Vers, welche von der eben gangbaren, gleichſam conſtitutionell gewordenen, mehr oder weniger abweichen. So iſt es auch Lord Byron ergangen, deſſen Werke jetzt in ſechs Bänden erſchienen ſind. Eine glühende Phantaſie, eine zarte Sinnigkeit neben herber, grollender, menſchenfeindlicher Einſeitigkeit, loſer Behandlung und Verflechtung des Stoffs und der Sprache, kurz eine geiſtreiche Verdrießlichkeit und ein überſatter Lebensekel, der ſich mit Paradoxien ſpannt, ein düſterer Unmuth, der dem Leben den Scheidebrief zugeworfen hat und ſich noch mit den Bildern der Phantaſie tröſtet, ſind allen ſeinen Werken aufgeprägt. Sie werden einzelnen Stimmungen zuſagen, ja willkommen ſeyn, nicht aber den Menſchen in jene heitern Bereiche beſchaulichen Friedens entzücken, welche die Heimath der Poeſie ſind. Natürlich gibt es auch in dieſer Schule Nachtreter und Varietäten, und die Klagen über Verſchrobenheit, Sprachverderbung ꝛc. hören nicht auf. Könnte denn aber England, ſo weit es welthiſtoriſch gewürdigt werden kann, mehr als Einen Dichter, vorzugsweiſe, und einen andern als Shakſpeare haben und verlangen? Sollte es wohl nöthig ſeyn, die Penroſe, Peter Pindar, Moore, Opie, Radcliff, Edgeworth, O'keefe, O'donnel, Morgan, Hamilton, Milman und eine Menge anderer in Reihe und Glied aufzuzählen?

Engliſche Pferde (Blood horse, cheval de race). Dieſer Schlag von Pferden iſt in England nicht einheimiſch, ſondern aus Veredlung durch Hengſte aus Nordafrika, Arabien und Perſien entſtanden. Die Eigenthümer wetteiferten, durch Preiſe von der Regierung dazu aufgemuntert, wer die ſchönſten Pferde zu ziehen verſtände, und die Wettrennen (ſ. d. Art.) wurden ein Nationalfeſt der Pferdeſchau. Auch der hohe Preis der Sieger im Wettlauf und der Luxus der Großen, ſolche Renner zu beſitzen, reizte die Pferdehändler, ihre Sorgfalt auf dieſen Gegenſtand zu verdoppeln. Man kaufte Stuten von edler Abkunft und ſchönem Gebäude, um Füllen davon zu ziehen, oder berühmte Hengſte, von denen ein Sprung mit 10, 20, 50, ja mit 100 Guineen bezahlt wurde. Da nun dieſer Gewinn 30 bis 40 Mal des Jahrs möglich war, ſo glaubte man nicht zu theuer kaufen zu können. Noch andere ſpekulirten auf den Gewinn der Summen, die beim Rennlauf gewettet wurden. So ſoll der Eigenthümer des Eclipſe mit dieſem Wettrenner 50,000 Guineen gewonnen haben, und manches Pferd, das ſein Herr mit 2 bis 3000 Guineen erkaufte, brachte ihm binnen wenig Jahren 10 bis 12,000 Guineen ein. Das Ausland ſuchte mit Begierde engliſche Pferde zu kaufen; dieß trug noch mehr zur Vervollkommnung der engliſchen Pferdezucht bei. Indeß war die Ausfuhr der Hengſte verboten, und wenn auch einzelne auf das feſte Land kamen, ſo wußte man die Zucht davon nicht gehörig einzurichten, oder man hatte in England Pferde von der zweiten oder dritten Güte gekauft, welche oft den einheimiſchen Schlag, wie dieß in der Normandie der Fall war, verſchlechterten. Uebrigens iſt in England die Pferdezucht überall gleich blühend. Man kennt keinen Unterſchied in der Güte nach der Provinz; doch unterſcheidet man zwei ganz verſchiedene Schläge, die ſich nicht mit Vortheil vermiſchen laſſen, von dem dritten, welcher allgemein iſt, der veredelte heißt und die eigentlich ſogenannten

engliſchen Pferde begreift. Die erſte Art ſcheint in England einheimiſch zu ſeyn. Sie iſt 4 Fuß bis 4 Fuß, 4, 5 Zoll hoch, von ſtarkem Bau, kleinem Kopf, dickem Halſe und ſehr ſchlanken Beinen. Dieſe Pferde werden ohne beſondere Sorgfalt in den Gebirgsländern, Cornwallis, Devonſhire, Wallis und Schottland, gezogen. Sie ſind unermüdet und ſehr ſichere Bergläufer. Die zweite Race begreift die Zug- und Laſtpferde, die muskelkräftig, wohl und ſtark gebauet, und wahrſcheinlich flandriſchen Urſprungs, doch durch ſorgfältige Zucht ſehr vervollkommnet ſind. Die zahlreichſte iſt die dritte, die durch mehrere fremde Arten veredelte Race, welche alle Jagd-, Reit-, Kutſch- und Cavalleriepferde begreift. Die ſchönſten darunter, was Ebenmaß und Geſtalt betrifft, ſind die Renner, Chevaux de course, Race-horses, die entweder urſprünglich von einem edlen berberiſchen Hengſte und einer berühmten engliſchen Wettläufer-Stute, die ebenfalls aus dem Geſchlechte der Berben abſtammt, oder von zwei edlen Miſchlingspferden, oder endlich von einem veredelten Geſchlechte überhaupt abſtammen, daher es unter denſelben mancherlei Abſtufungen gibt. Im Allgemeinen ſind ſie 4 Fuß, 7 — 10 Zoll hoch; ſie haben einen ſtarken glatten Kopf, große Augen, lange Ohren, einen etwas langen Hals und eine hohe etwas ſchmale Bruſt; der Bauch iſt wenig vorſtehend; die Gelenke an den Beinen ſind ſtark, der Bau des Rückens faſt grade geſtreckt, die Schenkel lang und muskulös; übrigens haben ſie ſchöne Verhältniſſe, kräftige Formen, eine feine Haut, durch die man jede Muskel, beinahe jede Ader ſieht, und die ſtatt einer Striegel nur mit ſcharfen Bürſten berührt wird, kein Haar an den äußern Gliedmaßen u. ſ. w. Die gewöhnliche Farbe iſt dunkel braunroth mit Abzeichen am Kopfe und weißen Flecken an den Füßen. Eigenthümlich iſt ihnen die beträchtliche Senkung des Vorderbugs und die faſt horizontale Lage des Beckens, ſo daß beide einen Winkel bilden, deſſen Spitze höher und deſſen Oeffnung weiter geöffnet iſt, als bei jeder andern Race. Dieſer Bau begünſtigt unſtreitig das weite Ausgreifen und daher den ſchnellen Lauf des Pferdes. Eben darum iſt es aber auch zum Reiten weniger bequem, ſondern wird faſt allein zum Wettlauf gebraucht, und daran ſchon mit 18 Monaten oder 2 Jahren gewöhnt. Iſt es dazu nicht mehr brauchbar, ſo nimmt man es zur Zucht. Findet man ein ſolches Pferd zum Wettrennen nicht tauglich, ſo wird es zum Kutſchpferde genommen. Nächſt den Rennern werden die Jagdpferde, Chevaux de chasse, hunters, hunting horses, am meiſten geſchätzt, mit 120 — 300 Guineen bezahlt, je nachdem ſie ſicher und leicht über ungleichen Boden anhaltend lange laufen (einen guten Wind haben, ſagen die Engländer), und über Graben und Hecken ſetzen können oder nicht. Man nimmt zu dieſer Zucht gern normänniſche Stuten und einen Wettrenner; doch kommt es hierbei weniger auf die Zucht als auf die Abrichtung an. Eben ſo wählt man zu Reitpferden, Saddle horses, nicht die ſchönſten, ſondern die ſicherſten und bequemſten. Die zur Jagd und zum Reiten nicht mehr tauglichen Renner braucht man als Vorderpferde bei den Poſtkutſchen (Coach horses, Stage-horses). Zu den Deichſelpferden nimmt man gewöhnlich ſtarkgebaute Kutſch- oder Zugpferde. Noch gibt es Pferde, Ponies, Galloways u. ſ. w. genannt, die man zum Reiten und als Einſpänner braucht. Die Ponies ſind ſehr klein, werden auf der Weide von gemeinen Ackerpferden gezeugt, kommen Winter und Sommer in keinen Stall, laufen aber geſchwind und haben einen ſanften Gang, daher ſie ge-

wöhnlich als Reitpferde von Frauen und Kindern gebraucht werden. (Vergl. d. Art. Wettrennen.)

Engliſches Reich in Oſtindien, iſt eine politiſche Erſcheinung von ſeltener Art. Kein europäiſcher Staat, ſondern eine bloße Geſellſchaft von Kaufleuten beſitzt daſelbſt ein Reich, welches fünfmal ſo groß iſt, als das Mutterland, Großbritannien, und faſt dreimal ſo viel Einwohner zählt. Unter dem Schutze der brittiſchen Krone gebietet dieſe Geſellſchaft, man nennt ſie die Oſtindiſche, über den größten und beſten Theil von Vorder-Indien, und unterhält daſelbſt eine beträchtliche Kriegsmacht. Gering war der Anfang. Im J. 1600 vereinigten ſich 101 londoner Kaufleute zu einem Handel nach Oſtindien, ſchoſſen ein Capital von 200,000 Thlr. zuſammen, welches bald darauf um das Doppelte vermehrt wurde, und rüſteten 4 Schiffe aus. Da der Gewinn dieſer Speculation beträchtlich war, ſo wurde hernach das Capital auf 4 Millionen Thaler und noch darüber vermehrt. Durch die Begünſtigung einiger indiſcher Fürſten konnte die Geſellſchaft an mehreren Orten Oſtindiens Factoreien anlegen. 1643 wurde der Geſellſchaft die Stadt Madras eingeräumt, wo ſie das Fort St. George erbaute. Dies war der erſte feſte Punkt, den ſie ſich in dieſem Lande erwarb, wo ſie jetzt ſo weitläufige Beſitzungen hat. 1698 wurde ein Bezirk in Bengalen, wo jetzt die Stadt Calcutta ſteht, erkauft. Die 1689 entſtandene zweite oſtindiſche Geſellſchaft vereinigte 1708 ihre Fonds mit der ältern. Zu dieſer Zeit waren die Beſitzungen der Geſellſchaft ſchon ziemlich beträchtlich, und bildeten die drei Präſidentſchaften Calcutta, Madras und Bombai auf dem feſten Lande, und die vierte Benkulen auf der Inſel Sumatra. Anfangs war es mehr die Abſicht der Geſellſchaft, durch dieſe Territorialbeſitzungen ſich feſte Punkte für ihren Handel zu verſchaffen, als Länder zu beſitzen. Aber in der Mitte des 18ten Jahrhunderts wurde die Geſellſchaft genöthigt, ihrer eigenen Sicherheit wegen, eine kriegeriſche Stellung anzunehmen. Das Reich des großen Moguls, ſonſt einer der mächtigſten Fürſten Aſiens, war durch innere Unruhen, durch die Einfälle der Perſer, Afghanen und Maratten äußerſt geſchwächt worden. Die Franzoſen wollten ſämmtliche Europäer aus Oſtindien vertreiben. Nun ſah ſich die Geſellſchaft genöthigt, Gewalt mit Gewalt zu vertilgen. Der engliſche Feldherr Clive beſiegte die Franzoſen, und trat nun ſelbſt als Eroberer auf. Ganz Bengalen fiel in die Hände der Engländer, und immer größer wurde die Macht derſelben in Oſtindien. Beſonders hat die Geſellſchaft ſeit 1792 durch eine argliſtige Politik ihre Herrſchaft immer weiter ausgebreitet. Gegen eine gewiſſe jährliche Zahlung wurde einzelnen inländiſchen Fürſten eine Macht von ſtehenden Truppen verſprochen. Hierdurch zog man den befreundeten Fürſten von jedem andern Bündniß und von ſeinen eigenen Vertheidigungsmitteln ab. Erſt unterjochte man die Feinde dieſes Freundes, und dann den Freund ſelbſt wegen ſeiner Undankbarkeit. Man verlangte von ihm eine Vermehrung des Tributs, Gebietsausgleichungen oder Sicherheitsplätze; er weigerte ſich deſſen, und man nahm ihm Alles. Alle Gegner der Geſellſchaft unterlagen ihrem Glücke und der europäiſchen Kriegskunſt. Der furchtbare Hyder Ali wurde beſiegt. 1799 fiel auch Tippo Saheb zugleich mit der Eroberung ſeiner Reſidenz Seringapatnam. Auch die Macht der Maratten, die allein der Geſellſchaft Furcht einſtößen konnte, wurde bedeutend verringert, und nach den neueſten Nachrichten ſind die Beherrſcher des öſtlichen und weſtlichen Marattenſtaates, mit de-

nen die Geſellſchaft noch im Jahre 1818 in Krieg verwickelt wurde, ſo gedemüthigt, daß keine Macht in Oſtindien ihr gefährlich werden kann. Jetzt begreift das engliſche Reich in Oſtindien den ſchönſten Theil Vorder-Indiens und einen Theil der Inſel Sumatra, nebſt andern kleinern Inſeln, faſt 30,000 Quadratm. und 50 Mill. Menſchen. Dieſe Beſitzungen ſind theils unmittelbare, theils mittelbare Gebiete, deren Fürſten ganz von den Britten abhängen. Sie ſind in die Präſidentſchaften Calcutta, Madras, Bombai und Benkulen eingetheilt. Die Einkünfte aus dieſen weitläufigen Landen betragen jährlich 18 Mill. Pfund Sterling, die Ausgaben faſt 17 Mill. Das Activ-Capital der Geſellſchaft beträgt über 49 Mill. Pfund Sterl.; die Schuldenlaſt beläuft ſich aber auch auf mehr als 46 Mill. Die Kriegsmacht der Geſellſchaft beſteht aus 160,000 Mann, worunter 20,000 europäiſche Truppen. Die inländiſchen Truppen der Geſellſchaft, Seapoys genannt, ſind auf europäiſche Art bewaffnet und exercirt, und daher den Truppen aller übrigen indiſchen Staaten durch den Geiſt der europäiſchen Kriegskunſt überlegen. Die Oſtindiſche Geſellſchaft iſt als Souverän dieſer Länder unter Großbritanniens Schutze und Oberaufſicht anzuſehen. Ein Generalgouverneur, welcher zu Calcutta ſeinen Sitz hat, iſt oberſter Staatsbeamter des geſammten Civil- und Militärweſens, nicht allein der Präſidentſchaft Calcutta, ſondern er iſt zugleich der Vorgeſetzte aller übrigen Gouverneurs in Indien, die nicht zu ſeiner Präſidentſchaft gehören. Er herrſcht beinahe, wie ein König, iſt aber für ſeine Handlungen dem brittiſchen Parlamente verantwortlich. Sowohl dem Generalgouverneur, als jedem Gouverneur der Präſidentſchaften iſt ein Rath von vier Mitgliedern beigegeben. Die gebornen Britten und ihre Nachkommen werden nach brittiſchen Geſetzen, die Hindu's und Eingebornen nach ihren eigenen Geſetzen und durch eigene Richter gerichtet. Die Religion, Sitten, Gebräuche, Casteneintheilung der Hindu's werden von der brittiſchen Regierung ungeſtört gelaſſen. — Außer dieſen Beſitzungen der Oſtindiſchen Geſellſchaft beſitzt noch die Krone die oſtindiſche Inſel Ceylon. (S. d. Art.)

Enkratiten, Enthaltſame, ſ. Gnoſtiker.

Entbindungskunſt, ſ. Geburtshülfe.

Entreſolen, ſ. Attika.

Ephialtes, ſ. Aloiden.

Epicykloide, iſt in der Geometrie diejenige krumme Linie, welche ein in der Ebene eines Kreiſes befindlicher Punkt beſchreibt, indem dieſer Kreis auf dem Umfange eines andern in derſelben Ebene mit ihm liegenden Kreiſes, ſich um ſeinen Mittelpunkt dergeſtalt bewegt, daß die beiden Bogen, die zwiſchen zuſammengehörigen Berührungen größter Kreiſe liegen, gleich groß ſind.

Epidaurus, eine der angeſehenſten Städte des alten Griechenlandes, in Argolis, im Peloponneſus. Vorzüglich merkwürdig iſt ſie durch den berühmten Tempel des Aesculap, der nicht fern von ihr auf einer Anhöhe ſtand, und einer der prächtigſten war. Nur reinen Seelen ſteht der Zutritt offen, lautete die Inſchrift über dem Eingange. Eine Menge Kranker beſuchten dieſen Ort, und erwarteten von der Wunderkraft des wohlthätigen Gottes ihre Geneſung.

Epinay (Madame Louiſe d'), dieſe als geiſtreiche Schriftſtellerin, vornehmlich aber durch ihre Verhältniſſe zu Rouſſeau, Duclos und Grimm berühmte Frau verdient den ausgezeichneten Erſcheinun-

gen ihres Geſchlechts, welche das Zeitalter Ludwigs XV. darbietet, beigezählt zu werden. (S. Geoffrin, Eſpinaſſe.) Um die Thaten ihres Vaters, der im Dienſte des Königs gefallen war, in der Tochter zu belohnen, verheirathete man ſie mit einem jungen Mann, Namens de la Live de Bellegarde, und ernannte dieſen zum Generalpächter. Sie verlebte die erſten Jahre ihrer Verbindung im Schooße des Ueberfluſſes, bis dieſem ſchönen Traume die Verſchwendung ihres Gatten ein Ende machte. Gleich damals begann ihre Verbindung mit Rouſſeau, den ſie durch ihr gefühlvolles Herz und die Annehmlichkeit ihres Geiſtes, ſo wie durch die Grazie ihrer Perſönlichkeit anzog, ob er gleich leugnet, ſie je geliebt zu haben. Sie überhäufte ihn mit Beweiſen der zarteſten und zärtlichſten Freundſchaft, und ließ 1756 für ihn in dem Thale von Montmorency, die durch Rouſſeau's Aufenthalt daſelbſt berühmt gewordene Hermitage einrichten. Als aber ſpäter Grimm, den jener ſelbſt bei ihr eingeführt hatte, ſeine Eiferſucht weckte, ſtand er nicht an, ihre Wohlthaten mit Undank zu belohnen und ſie ſelbſt mit den giftigſten Beſchuldigungen anzugreifen. Grimm dagegen ſpricht von ihr ſtets als enthuſiaſtiſcher Vertheidiger. In ihren ſpätern Jahren, die durch körperliche Leiden getrübt wurden, ſchrieb ſie für ihre Enkelin die Conversations d'Emilie, (2 Bde.) in denen eine treffliche Moral einfach und klar vorgetragen iſt. Ein Auszug ihrer höchſt intereſſanten Memoiren und Correſpondenz iſt 1818 in Paris in 3 Bänden erſchienen. Sie geben das treuſte Bild der eben ſo verfeinerten als in den Geſchlechtsverhältniſſen höchſt verdorbenen Sitten unter den höhern Ständen Frankreichs vor der Revolution, oder vielmehr unter Ludwig XV.

Epiſcopalſyſtem in der cathol. Kirche, ſ. Catholicismus.

Epitritus, ſ. Rhythmus.

Erard (Gebrüder) aus Straßburg gebürtig, haben ein eben ſo großes Fabriketabliſſement in Paris als in London. Ihre Pedalharfen und Pianoforte's ſind beſonders berühmt. Sebaſtian Erard erfand für erſtere eine ganz neue Art von Mechanismus, welche dieß Inſtrument ſo ſehr vervollkommnet, daß alle Pedalharfen anderer Fabriken tief unter den Erardſchen ſtehen; er erhielt das Brevet d'Invention für Frankreich und das Patent für England dafür, ſo daß während ſeines Lebens niemand anders ſolche Harfen bauen darf. Neuerlich vervollkommnete er dieſen Mechanismus noch, indem er Harfen mit doppelten Reihen von Pedalen bauete, wo nämlich jedes Pedal zweimal eingehängt werden kann; auf dieſen kann aus allen Tonarten geſpielt werden. So findet man in Erards Sälen unter der Menge prachtvoller Harfen auch höchſt elegante ganz kleine Pedalharfen für Kinder von allen Größen. Die Pianoforte's von Erard gleichen ſehr den engliſchen, die Züge daran ſind ſehr ſchön, und durch einen eigenen Mechanismus wird es auf ihnen möglich, denſelben Ton äußerſt raſch hinter einander anzuſchlagen. Der kunſtliebende edle Sebaſtian Erard beſaß ſonſt eine der ſchönſten Gemäldeſammlungen, die wohl je einem Privatmann gehörten, und ſein Haus war in Paris der Vereinigungsort aller berühmten Künſtler und ausgezeichneten Fremden. Die Concerte bei Erards gehörten zu dem Trefflichſten, was man hören konnte, denn hier ſpielten alle Virtuoſen nur aus Freundſchaft für die biedern, gaſtlichen Wirthe. Duſſek, Steibelt, Kreuzer, Lafond, Kalkbrenner, Bochſa, Garat ꝛc. wetteiferten hier oft und aus den glänzenden Muſikſälen trat man zum verſchwiſterten Kunſtgenuß in die ſtillern Gemäldeſäle zu den Meiſterwerken von Giulio Romano

und Tizian, Dominichino und Leonardo da Vinci. Am glänzendſten waren dieſe Vereinigungen in den Jahren 1804 bis 1812. Unvergeßlich werden jedem Kunſtfreund die Stunden bleiben, welche er in dieſem Hauſe verlebte, welches an ſelbſterworbener Pracht, Sinn und Wohlthätigkeit an die Zeiten der Fugger in Augsburg erinnerte. Später traf manches Unglück dieſes Haus, ſo daß auch Sebaſtian Erard genöthigt wurde, ſich von ſeinen Lieblingen, den herrlichen Gemälden, zu trennen; der größte Theil derſelben wurde nach England verkauft. Die raſtloſe Thätigkeit und der redliche Eifer der Brüder Erard aber entwaffneten bald das Unglück, und ihre herrlichen Inſtrumente bleiben durch ganz Europa berühmt und geſucht. Wl.

Eratoſthenes, einer der berühmteſten Gelehrten aus den Zeiten der Ptolemäer, geb. zu Cyrene in Afrika, 275 v. Chr., Bibliothekar zu Alexandrien. Er machte ſich vorzüglich verdient um die mathematiſche Erdkunde, brachte die vorhandenen Beſtimmungen in ein Syſtem, und berichtigte und erweiterte zugleich die Wiſſenſchaft. Den meiſten Ruhm erwarb er ſich durch ſeine Unterſuchungen über die Größe der Erde; auch um die Sternkunde machte er ſich verdient, und ſuchte die Schiefe der Ekliptik genau zu beſtimmen. Von ſeinen Schriften iſt bloß eine vollſtändig übrig, Catasterismi, die von den Sternbildern handelt (Schaubach, mit Commentar, 1795). Von ſeinen geographiſchen Werken, die lange in vorzüglichem Anſehn ſtanden, hat die wenigen Ueberreſte Seidel geſammelt und herausgegeben, 1798.

Erdnähe (Perigaeum), ſ. Mond.

Erlöſung, ſ. Chriſtenthum und Religion.

* Erzählung iſt die Mittheilung einer wirklichen oder erdichteten Begebenheit. Der Gegenſtand der Erzählung wird daher immer als etwas Vergangenes angeſehen, und unterſcheidet ſich dadurch von der Beſchreibung. Der Erzählende will das Geſchehene einem Andern mittheilen, der davon noch nichts weiß, oder er will ihm davon genauere Kenntniß verſchaffen, oder an das Gewußte erinnern, oder durch die Darſtellung ſelbſt ein beſtimmtes Urtheil, oder eine Entſchließung bei Andern hervorbringen. Von dieſen Zwecken und von der Angemeſſenheit der Erzählung an die erzählte Begebenheit (Wahrheit) nach Urſprung, Entwickelung und Wirkung, hängt die Beſchaffenheit der Erzählung, ſo wie der Werth derſelben im gemeinen Leben überhaupt ab. Und damit hängt zuſammen, ob der Erzählende ſie ſelbſt oder von andern erfahren hat, weil im erſtern Falle der Bericht gewöhnlich vollſtändiger und genauer iſt. Die Unterſuchung der Wahrheit unterliegt den Grundſätzen der hiſtoriſchen Kritik (ſ. Geſchichte, Hiſtorie). Aber oft iſt auch die Uebung im Vortrag, ferner die Beluſtigung und Unterhaltung Anderer durch die Mittheilung Zweck; und hier kommt es nicht ſowohl auf Wahrheit, ſondern hauptſächlich auf die Form der Mittheilung, und im letztern Fall insbeſondere auf das damit verbundene Intereſſe, welches man durch geiſtreiche Darſtellung einem ſelbſt erdichteten Gegenſtande zu geben weiß, an. In beiden Fällen unterſcheidet man das Erzählen von dem bloßen Herzählen, d. i. von dem ungeordneten, unverbundenen Aufzählen der Umſtände der Begebenheit, nach äußerer Folge. Die wahre Erzählung ſoll eine Begebenheit deutlich und vollſtändig mittheilen. Klarheit, Objectivität und innerer Zuſammenhang der wirkenden Umſtände ſind daher Haupterforderniſſe derſelben. Dieß gilt in noch höherm Grade von der

poetiſchen Erzählung, als der vollendeten, d. i. lebendigen und anſchaulichen Darſtellung einer äſthetiſchen Idee unter der Form einer Begebenheit oder Handlung. Unter dieſen Begriff gehört nicht bloß die verſificirte oder in Proſa abgefaßte Erzählung von geringerm Umfange und Gegenſtande, welche gewöhnlich vorzugsweiſe poetiſche Erzählung genannt wird, ſondern auch das große epiſche Gedicht (ſ. Epos), und der von jenem ſonſt unterſchiedene Roman. Was die Gegenſtände der Erzählung ſelbſt anlangt, ſo umfaßt dieſelbe nicht bloß menſchliche Handlungen und Schickſale, ſondern auch Wunderereigniſſe und Wunderwirkungen, welche mit dem Menſchenleben in Beziehung geſetzt werden; und die Erzählung iſt um ſo reichhaltiger an jenen, je größer die Scene und der Zeitraum ſind, welche ſie umfaßt. Vermöge jenes Begriffs aber wird zu jeder poetiſchen Erzählung erfodert 1. ein poetiſches Ereigniß, d. h. eine Reihe von Erſcheinungen und Veränderungen, welche durch eine zum Grunde liegende Idee verbunden, ein Ganzes bilden, worin ein individuelles und an ſich vollkommenes Bild des Menſchenlebens dargeſtellt werden kann. Man nennt dieß auch die Fabel der Erzählung, und es ergibt ſich hieraus von ſelbſt, daß dieſer Stoff der poetiſchen Erzählung nicht ſchlechthin aus gemeinen Verhältniſſen des täglichen Lebens, oder aufgerafften hiſtoriſchen Thatſachen beſtehen könne. Im Allgemeinen kann die Fabel der Erzählung ſowohl aus Verhältniſſen und Situationen, als aus dem freien Willen der Perſonen entſpringen; da aber in der erzählenden Darſtellung die Handlung als Geſchehenes und ſchon Vollendetes vorgeſtellt wird, ſo erſcheint ſie mehr als Begebenheit, und der Menſch abhängig von der äußern Ordnung, in welche er geſtellt wird. Hier wird daher die Freiheit weniger, als das Schickſal und ſelbſt der Zufall wirken. Die Haupterforderniſſe einer intereſſanten Fabel ſind: intereſſante Perſonen, intereſſante Situationen und Verhältniſſe, und eine intereſſante abwechſelnde Folge der Veränderungen, was man auch den Verlauf der Begebenheit nennt; und eine Verſchiedenheit der Erzählungen in dieſer Hinſicht beſteht auch darin, daß das Intereſſe derſelben bald mehr auf den Perſonen und zwar ihrer Eigenthümlichkeit (Charakter), und ihren Schickſalen, bald mehr auf den Verhältniſſen, in welchen ſie auftreten, und auf dem Verlauf der Handlung (Fabel im engern Sinne) liegt, obwohl beide ſich gegenſeitig beſtimmen und in Uebereinſtimmung ſtehen müſſen. Dem Umfange der Handlung und der Menge der Charaktere nach, kann die Erzählung einfach oder zuſammengeſetzt ſeyn. Im letztern Falle vorzüglich wird ein poetiſcher Contraſt, d. h. Verſchiedenartigkeit der Charaktere gefodert. Bei dem Verlauf der Handlung aber läßt ſich die Entſtehung oder Anlage, die Verwickelung und die Auflöſung oder Entwickelung unterſcheiden. Auch bei einer zuſammengeſetzten Fabel muß jedoch die Verwickelung noch zu überſehen ſeyn, und ſich in einem klaren Bilde zuſammenfaſſen laſſen; auch dürfen die Nebenhandlungen (Epiſoden), dem allgemeinen Geſetze eines organiſchen Ganzen gemäß, die Aufmerkſamkeit auf die Haupthandlung nicht vernichten, ſondern müſſen zur Entwickelung und Vervollſtändigung des Ganzen hinwirken. In dieſem Allen nun zeigt ſich 2. die poetiſche Darſtellung, welche hauptſächlich in der klaren und lebendigen Entwickelung des allmählig Geſchehenen, mithin zugleich in der Anordnung der erfundenen Charaktere, Verhältniſſe und Si-

tuationen ſichtbar wird. Hierdurch iſt jedoch nicht gefodert, daß der Erzähler immer mit dem eigentlichen Anfange der Begebenheit anfangen müſſe, denn oft iſt dieſes das Unbedeutendſte; oft fängt dagegen der erzählende Dichter mit einem Momente der Handlung an, der den Leſer oder Zuhörer ſogleich in die Mitte der Handlung verſetzt, und begierig macht, Anfang und Entwickelung weiter zu erfahren; wiewohl wir dieſes darum nicht als nothwendige Regel jeder Erzählung anzuſehen haben. Die Folge der Vorfälle und Veränderungen iſt hier alſo keine chronologiſche oder bloß logiſche, ſondern durch den Zweck einer poetiſchen Darſtellung beſtimmt. Sie hängt ſonach von der Anſchaulichkeit und Lebendigkeit der Darſtellung ab. Erſtere fodert eine klare Ueberſicht der Ereigniſſe, wozu auch natürliche Abtheilungen und Ruhepunkte dienen. Hier darf aber das Eigenthümliche der erzählenden oder epiſchen Darſtellung nicht überſehen werden, welches ſie von der dramatiſchen Darſtellung unterſcheidet. Da nämlich der Erzählende ſeinen Gegenſtand als vergangen betrachtet, ſo verweilt er mit größerer Ruhe auf demſelben. Daher iſt der Erzählungsſtyl ruhiger und ausführlicher, als der dramatiſche und lyriſche, obwohl er weder die Erhebung des Gefühls ausſchließt, noch in Geſchwätzigkeit fallen darf. Er ſchildert die Gegenſtände objectiver, d. h. unabhängiger von den Eindrücken, welche der Handelnde oder affectvoll Bewegte von ihnen empfängt. Auch hat der erzählende Dichter darum einen größern und freiern Spielraum, denn er ſtellt für die Einbildungskraft, der dramatiſche Dichter zunächſt für den Sinn dar. Was aber die mit Anſchaulichkeit verbundene Lebendigkeit der Darſtellung betrifft, ſo beſteht ſie in der das Gefühl erregenden Entwickelung intereſſanter Gegenſtände, und ſie iſt es eben, deren Wirkung das fortdauernde Intereſſe iſt, welches der Leſer oder Zuhörer an dem Erzählten nimmt. Dieſes fortdauernde Intereſſe äuſſert ſich durch Be[illegible]gniſſe des Leſers für die Perſonen, Mitfreude und Mitleid bei ihren Schickſalen, und die geſpannte Aufmerkſamkeit auf die zukünftige Entwickelung, welche am Ende der Erzählung liegt; und es wird am ſicherſten anhalten, wenn die Thatſachen ſich mit Möglichkeit, bedingt durch die Charaktere und den Ton des Ganzen, leicht und natürlich an einanderreihen. Wenn wir übrigens von der höchſten Art des erzählenden Gedichtes, dem Epos, abſehen, und bei der poetiſchen Erzählung im engern Sinne, welche Ereigniſſe und Vorfälle aus dem Leben einzelner Individuen zum Gegenſtande hat, ſtehen bleiben, dergleichen z. B. gewiſſe Novellen ſind, ſo können ſie, wie der Roman, ſich dem dramatiſchen durch dialogiſche Form, dem lyriſchen durch die Briefform annähern, die Grundform aber bleibt die monologiſch erzählende. Dem Tone und der Tendenz nach gibt es nicht nur ernſthafte und komiſche Darſtellung, zu welcher letztern auch die humoriſtiſche gehört, und die ſatiriſche gehören kann, ſondern auch idylliſche und naive, romantiſche und phantaſtiſche (wohin das Mährchen gehört), bürgerliche und pſychologiſch-ſentimale Erzählungen. In der einen Art wird ſich mehr die Phantaſie, in der andern mehr die Weltlebenskenntniß des Erzählers zeigen. Von dem Roman unterſcheidet ſich aber die poetiſche Erzählung im engern Sinne, wenn nicht durch die Verſification, doch gewöhnlich durch geringern Umfang und Mangel an Epiſoden, daher ſie ſich nicht auf das ganze Leben

eines Individuums erſtreckt. Indeſſen gibt es auch hier Uebergänge. Eben ſo gränzt die verſificirte Erzählung, — die oft nur die äußere poetiſche Form (Rhythmus und Reim) von der Dichtkunſt entlehnt, um dem erzählten Stoffe dadurch eine wirkſamere Faſſung zu geben, an verſchiedene andere Dichtungen, wie z. B. eines Theils an das größere, romantiſche Epos, andern Theils an die Legende, Ballade, Idylle ꝛc. Die gewöhnlichen Metra für dieſelbe ſind freie gereimte Jamben, mit Dactylen vermiſcht, Ottaven ꝛc. Unter den kleinern Erzählungen der Engländer ſind die von Chaucer, Dryden, Prior ꝛc.; unter den Franzoſen die von Lafontaine, Marmontel, Florian, Voltaire, Dorat, Bernard, unter den deutſchen Erzählungen die von Leſſing, Wieland, von Thümmel, Schilling, Schulz, Lafontaine, Huber, St. Schütze, Steigenteſch, Fouqué, Conteſſa, Pfeffel, Langbein, Kleiſt, Kind (beſonders die metriſchen) ausgezeichnet. Da im Drama nicht alles vergegenwärtigt werden kann, ſo tritt oft auch die Erzählung in daſſelbe ein, aber dieß muß vorſichtig und ſparſam geſchehen, wenn nicht das dramatiſche Intereſſe geſchwächt werden ſoll. Wo aber die Erzählung im dramatiſchen Gedichte nothwendig iſt, da bezieht ſie ſich gewöhnlich auf eingreifende Vorgänge, und muß lebhafter dargeſtellt und vorgetragen werden, als die gewöhnliche Erzählung, weil wir hier gewöhnlich auch die Einwirkung des Ereigniſſes auf den Erzählenden wahrnehmen ſollen. T.

* Eſſex (Robert Devereux, Graf von), ausgezeichnet in der Geſchichte als tapferer Krieger, mehr aber noch durch die beſondere Gunſt ſeiner Monarchin, der großen Eliſabeth von England, ſo wie durch die unglückliche Wendung ſeines Schickſals, welches ihn ſchnell von dem höchſten Gipfel des Glücks auf das Blutgerüſt führte, war der Sohn von Gautier Devereux, Grafen von Eſſex, und Lettice Knolles, einer Verwandtin der Königin Eliſabeth, geboren den 10. Nov. 1567 zu Nethewood, dem Schloſſe ſeines Vaters, in der Grafſchaft Herefordſhire. In ſeiner erſten Jugend ſoll er keine bedeutende Anlagen gezeigt haben, ſo daß ſein Vater auch keine große Hoffnungen von ihm faßte. Sterbend empfahl er den Sohn dem Lord Burleigh. Dieſer ſandte den jungen Grafen im zwölften Jahre auf die Univerſität Cambridge, wo er ſich bald durch Fleiß und Talent bemerklich machte. In ſeinem ſiebzehnten Jahre erſchien er zum erſten Mal am Hofe, wo die Annehmlichkeiten ſeines Aeußern, ſo wie ſeine glänzenden Eigenſchaften einen ihm ſehr günſtigen Eindruck machten, und, von dem Andenken ſeines Vaters unterſtützt, ihm viele Freunde gewannen. Er begleitete zuerſt, auf dringendes Bitten ſeiner Mutter, wiewohl nicht ohne Widerwillen, den Grafen Leiceſter im J. 1585 nach Holland. Im folgenden Jahre erhielt er den Titel eines Generals der Cavallerie, und legte in der Schlacht bei Zütphen Beweiſe der Tapferkeit ab. Leiceſter ernannte ihn dafür im Lager zum Bannerritter. Nach England zurückgekehrt, wurde er an des höher beförderten Leiceſters Stelle Großſtallmeiſter, und erreichte im J. 1588 den Gipfel ſeines Glücks; denn Eliſabeth ernannte ihn zum General der Cavallerie unter Leiceſters Befehlen bei der Armee, die zu Tilburn zum Schutz gegen einen von Spanien befürchteten Einfall verſammelt wurde. Von jetzt an galt er auch als erklärter Günſtling der Monarchin, die ihn noch mit dem Orden des Hoſenbandes ſchmückte. Es iſt wohl nicht zu verwundern, wenn dieſes ſchnelle,

unerwartete Glück den jungen Mann zuweilen über die Gränzen der Mäßigung führte. Nachdem er einen heftigen Streit, ja einen Zweikampf mit einem andern Günſtling der Königin gehabt hatte, ſchloß er ſich ohne ihre Erlaubniß dem Kriegszuge an, durch den Sir John Norris und Franz Drake den Don Antonio wieder auf Portugalls Thron ſetzen wollten. Die Königin machte ihm jedoch bloß zärtliche Vorwürfe darüber, und überhäufte ihn bei ſeiner Rückkehr mit neuen Wohlthaten. Leiceſter war das Jahr zuvor geſtorben. Eſſex, der ihm zum Theil ſeine Erhebung dankte, unternahm nun manches, was der Monarchin mißfiel, beſonders eine heimliche Vermählung mit der einzigen Tochter von Sir Francis Walſingham, der Witwe von Sir Philipp Sidney. Obgleich Eliſabeth nicht über dieſe Angelegenheit ſprach, gedachte ſie derſelben doch lange Zeit nicht ohne Empfindlichkeit. Immer unternehmend und nach Ruhm dürſtend erhielt Eſſex 1591 den Oberbefehl eines Truppencorps, welches Eliſabeth zu Heinrichs IV. Unterſtützung nach Frankreich ſandte. Allein dieſen Zeitpunkt benutzten ſeine Feinde, um ihm bei der Königin zu ſchaden, welche mit ſeinem Benehmen ohnedies nicht ganz zufrieden war; jedoch wußte er diesmal ihre Pläne zu vereiteln, und Eliſabeth ernannte ihn im J. 1593 zum Mitgliede ihres geheimen Raths. Nach einer glücklichen Unternehmung gegen Cadix, die Eſſex mit dem Admiral Howard ausgeführt hatte, und wodurch Cadix in die Gewalt der Engländer gekommen war, wurde er von der Monarchin mit Lobſprüchen, vom Volke mit öffentlichen Beifallsbezeigungen empfangen; allein daß er ſich merken ließ, er achte dieſe eben ſo hoch als jene, ſchadete ihm in Eliſabeths Augen. Die Königin ließ ihn dieß empfinden; da erwachte ſein Stolz, und er gerieth in häufige Streitigkeiten mit der Monarchin. Dennoch ernannte ſie ihn zur Belohnung ſeiner Dienſte 1597 zum Großmeiſter der Artillerie. Dieſe neue Gunſtbezeigung ſchien ſeinen hochſtrebenden Ehrgeiz zu befriedigen, und er erbot ſich zu einem neuen Seezuge gegen Spanien; allein dieſer hatte nicht den gehofften Ausgang. Eſſex ſah bei ſeiner Rückkehr, daß Eliſabeth Menſchen, die er nicht liebte, reichlich belohnt hatte, dieß kränkte ihn. Er wollte ſich auf ſeine Güter zurückziehen; aber Eliſabeth beſänftigte ihn nochmals dadurch, daß ſie ihn zum Großmarſchall von England ernannte. Dieſes Benehmen der Monarchin, welches ihm zeigte, daß ſie ihn nicht zu hoch neben ſich ſtellen wollte, hätte ihn Mäßigung und Klugheit lehren ſollen, allein ſein Stolz verleitete ihn zu Unbeſonnenheiten, die ſeine Feinde nur zu ſehr benutzten. Burleigh's Tod, der jetzt erfolgte, war ein großer Nachtheil für ihn, denn dieſer kräftige Mann war eine bedeutende Stütze für ihn geweſen. Zwar wurde Eſſex nach ihm Kanzler der Univerſität Cambridge, aber dieß konnte man auch als den letzten Schimmer ſeines Glücks betrachten. Schon vor Burleigh's Tode hatte ſich Eſſex mit der Monarchin über die Wahl des Mannes entzweit, der nach dem damals unruhigen Irland geſchickt werden ſollte. Dabei kam es ſo weit, daß Eſſex von der Königin eine Ohrfeige bekam, weil er ſich ungeziemend gegen ſie betragen hatte. Indeſſen verſöhnte ſie ſich ſpäter doch wieder mit ihm, und ſandte ihn ſelbſt als Vicekönig nach Irland und zwar mit den ausgedehnteſten Vollmachten. Er benahm ſich jedoch bei dieſem wichtigen Geſchäfte auf eine ſolche Art, daß er ſich das Mißfallen und den Unwillen der Königin nicht unverdienter Weiſe zuzog. Sie gab ihm dieſen zu erkennen; er antwortete im ſtolzen Tone darauf, und ob ſie ihm gleich befahl, Irland nicht zu verlaſ-

ſen, hielt er es doch für beſſer, nicht zu gehorchen, ſondern in Perſon ſich bei der Monarchin zu rechtfertigen. Sie nahm ihn bei ſeinem Erſcheinen nicht ungütig auf, allein bei der gegen ſein Benehmen angeordneten Unterſuchung vertheidigte er ſich ſo ſchlecht, ſeine Feinde wirkten überdies ſo geheim und nachdrücklich, daß er verurtheilt ward, alle ſeine Aemter außer dem eines Generals der Cavallerie zu verlieren. Eliſabeth wollte ihm dadurch noch Hoffnung auf ihre Gnade laſſen. Allein durch Heinrich Cuffs, ſeines Secretärs Rathſchläge aufgereizt, erlaubte er ſich ſelbſt Aeußerungen über die Häßlichkeit und das Alter der Königin, welche ſie aufs tiefſte verwunden mußten. Dazu kam, daß ihn die Volksgunſt aufgeblaſen machte, ſo daß er in geheime Unterhandlungen mit dem Könige von Schottland Jacob, Eliſabeths vermuthlichem Nachfolger trat, um ihm früher auf den Thron zu helfen, ja endlich ſogar mit dem verbrecheriſchen Plane umging, ſich mit Gewalt des Palaſtes der Monarchin zu bemächtigen und ſie zu zwingen, ein neues Parlament zu verſammeln, und ihre Miniſter zu wechſeln. Der Plan wurde verrathen; nun verſuchte er einen Aufſtand in London zu erregen, um vielleicht den Thron zu erſchüttern und Eliſabeth zu demüthigen. Dieß mißlang, er wurde in ſeinem Palaſte umringt und mußte ſich auf Discretion ergeben. Ihm und ſeinen Mitſchuldigen wurde nun der Prozeß gemacht; die Königin ſchwankte lange, ehe ſie das gegen ihn ausgeſprochene Todesurtheil unterzeichnete. Immer noch hoffte ſie, er würde ihre Gnade anflehen; allein vergebens. So gab ſie endlich den Befehl zu ſeiner Hinrichtung, welche am 25. Febr. 1601 durch das Beil im Tower, dem Wunſche des Verurtheilten gemäß, erfolgte. Man erzählt: als Eſſex von ſeinem Unternehmen gegen Cadix zurückgekommen, und bemerkt habe, daß die Königin ihre Zärtlichkeit ihm von neuem geſchenkt, habe er ſeine Beſorgniſſe laut werden laſſen, daß ſeine oft nothwendige Abweſenheit ihn dem böſen Einfluſſe ſeiner Feinde bei der Monarchin bloß ſtellen möchte; da habe ihm die Königin einen Ring gegeben mit dem Verſprechen, daß, was er auch gegen ſie begehen möchte, wie groß auch die Beſchuldigungen gegen ihn ſeyn möchten, er nur dieſen Ring ihr zu ſenden brauche, um gewiß zu ſeyn, daß ſie ſeine Rechtfertigung anhören werde. Eſſex wollte nach ſeiner Verurtheilung davon Gebrauch machen; er gab den Ring der Gräfin Nottingham, um ihn der Königin zu bringen. Allein der Gemahl der Gräfin, Eſſex Todfeind, beſtimmte ſie, den Ring nicht abzugeben. So fiel er, zum Theil ein Opfer des Haſſes und Neides, im vierunddreißigſten Jahre ſeines Alters. Graf Eſſex war mit vielen vorzüglichen Eigenſchaften ausgerüſtet, tapfer, beredt, geiſtreich, gewandt, edelmüthig und ſehr offen, dabei aber auch unbeſonnen und von äußerſt heftiger Gemüthsart. Sein Verhältniß zur Königin, die in ihrem hohen Alter ſich noch ſo verliebt zeigte, daß ſie ihm nicht ſelten lächerlich erſchien, machte ihn ſo vermeſſen, daß er ſich zuweilen Spöttereien gegen ſie erlaubte, die zuletzt ihr Herz einigermaßen von ihm abwandten. Er vermochte ſein Glück nicht zu tragen. Manche haben das ganz vertraute Verhältniß des Geliebten zur Liebenden zwiſchen ihm und Eliſabeth bezweifeln wollen. Lord Oxford hat es beſtimmt für Liebe erklärt. Die Cataſtrophe, welche das Leben dieſes merkwürdigen Mannes endigte, hat Stoff zu vier engliſchen und drei franzöſiſchen Tragödien gegeben, ſo wie zu verſchiedenen Romanen. Auch auf die deutſche Bühne iſt ſie durch eine Ueber-

ſetzung des engliſchen Trauerſpiels von Henry Jones durch Dyck gekommen.

* Eſte, eins der älteſten und glänzendſten Fürſtenhäuſer Italiens, welches ſeit dem 10ten Jahrhundert eine bedeutende Rolle in der Geſchichte ſpielt. Arioſt und Taſſo laſſen bekanntlich die Genealogie dieſes Geſchlechts ſich in dichteriſche Fabelzeiten verlieren; allein wir wiſſen durch Muratori, daß man den Urſprung der Familie Eſte unter den kleinen Fürſten zu ſuchen hat, die im 10ten Jahrhundert Statthalter der Carolinger in Toscana waren. Späterhin erhielten ſie von den Kaiſern mehrere Diſtrikte und Grafſchaften als Lehn, namentlich Eſte, Rovigo, Montagnana, Caſalmaggiore, Fontrimoli und Obertenga, und führten den Titel Markgrafen. Von einem derſelben, Guelfo IV., der 1071 das Herzogthum Baiern als Lehn erhielt, ſtammen die Häuſer Braunſchweig und Hannover, die man deshalb auch lange die Eſtenſiſch-Guelfiſchen nannte. Während des 12ten, 13ten und 14ten Jahrhunderts iſt die Geſchichte der Eſte großentheils mit den Schickſalen der übrigen Herrſcherfamilien und kleinen republikaniſchen Staaten in Ober-Italien verflochten. Wir finden eine lange Reihe von Regenten des Hauſes Eſte in den Kriegen der Guelfen und Ghibellinen beſchäftigt, deren Macht, mancher Widerwärtigkeiten ungeachtet, bereits ſo geſtiegen war, daß ſie nebſt andern neuen Beſitzungen bald Ferrara und Modena ſich zueignen konnten. Mehr als durch Waffenthaten ſollte indeſſen das Haus Eſte durch ſeine Verdienſte um Künſte und Wiſſenſchaften in den Jahrbüchern der Geſchichte glänzen. Nicolaus II. (geſt. 1338) muß als der erſte genannt werden, der den Hof von Ferrara zum Sitz der Eleganz und des guten Geſchmacks erhob. Glänzender ſteht bald nach ihm Nicolaus III. da (geſt. 1441), deſſen thatenreiches Leben durch mannigfache Schickſale im Kriege wie im Frieden bezeichnet iſt. Er ſtellte im J. 1402 die von ſeinem Vater Albert geſtiftete Univerſität zu Ferrara her, die während ſeiner Minderjährigkeit eingegangen war, und ſtiftete eine andere zu Parma, ſo lange dieſe Stadt ihm unterworfen blieb. Durch Belohnungen zog er die ausgezeichnetſten Männer der Zeit an ſeinen Hof, unter andern Guarino von Verona, den Ahnherrn des bekannten Dichters, und Johann Auriſpa; auch vererbte er die Liebe zu den Wiſſenſchaften auf ſeine Söhne Lionel und Borſo, deren höchſtes Streben einzig dahin ging, unter allen Städten Italiens Ferrara als das Vaterland der Gelehrten und Dichter in Ruhm zu bringen. Die Regierung Lionel's (geſt. 1450) glänzt weder durch Eroberungen noch andere politiſche Ereigniſſe, aber kein Fürſt des Hauſes Eſte wurde wegen der Liebenswürdigkeit des Charakters, Anmuth des Geiſtes und Feinheit der Sitten von ſeinen Zeitgenoſſen mehr geſchätzt, als Lionel. Er beförderte Handel und Induſtrie, Künſte und Wiſſenſchaften auf alle Weiſe, ja er ſelbſt gab ein Muſter von Beredſamkeit in zwei Sprachen, der lateiniſchen und italieniſchen, ab. Mit allen großen Männern Italiens ſtand er in Briefwechſel, lebte mit ihnen auf Bruderart, und trug mehr als irgend ein Fürſt ſeiner Zeit dazu bei, die alte Literatur wieder in den Schwung und Glanz zu bringen, der das 16te Jahrhundert ſo verherrlicht hat. Sein Bruder und Nachfolger Borſo (geſt. 1471) ſtand ihm in dieſen Beſtrebungen nicht nach. Auch unter ihm blüheten Handel, Ackerbau, Gewerbe und alle Künſte des Friedens, deren höchſter Aufwand einem Lande nie ſo verderblich werden kann, als militäriſcher Luxus. Borſo war

prachtliebend, da er aber weder Feſtung noch Heer unterhielt, ſo erſchöpfte doch aller Aufwand nicht die Finanzen, und er hatte ſogar das Glück, auf dieſem Wege Eroberungen zu machen. Durch ihn wurden ſeinem Hauſe neue Ehren und Würden zu Theil. Kaiſer Friedrich III. war bei ſeiner Reiſe durch Ferrara von der Aufnahme, die er bei Borſo gefunden, ſo entzückt, daß er ihm 1452 den Titel eines Herzogs von Modena und Reggio ertheilte. Hiezu verſchaffte ſich Borſo noch vom Papſt Pius II. im J. 1471 die Herzogswürde für Ferrara, welches er als päpſtliches Lehn beſaß. Sein Nachfolger Herkules I. (geſt. 1505) hatte viel von den Venezianern und ihren Bundesgenoſſen auszuſtehen, die das Haus Eſte ſeiner Staaten berauben wollten; Mailand, Florenz und Neapel bewaffneten ſich für ihn, und ſo entſpann ſich ein allgemeiner Krieg. Nach einem ungünſtigen Friedensſchluſſe (1484) beſtrebte ſich Herkules fortan, neutral zu bleiben, und es gelang ihm 21 Jahre hindurch, während Italien die größten Umwälzungen beſtand. In dieſer Zeit blühte ſein Land in allen Segnungen des Friedens und ſeine Hauptſtadt im Glanze des Luxus und der Künſte. Sein Freund und Miniſter war der als Dichter des verliebten Rolands berühmte Graf Bojardo von Scandiano; und Arioſt, damals noch ſehr jung, erfreute ſich ebenfalls ſchon der herzoglichen Gunſt. Alles, was von ſchönen Geiſtern jener Zeit in Anſehen ſtand, ſchmückte den Hof zu Ferrara. Ueberhaupt beſeelte im 14ten Jahrhundert die italieniſchen Fürſtenhäuſer der herrlichſte Wetteifer, ſich einander in der Pracht des Hofhalts, in edler Freigebigkeit, und Unterſtützung der Künſte und Wiſſenſchaften zu übertreffen. Daſſelbe, was uns die Familie Eſte ſo achtungswerth macht, preiſt uns die Geſchichte von den Visconti in Mailand, den Gonzaga in Mantua, den Medici in Florenz u. ſ. w. — Auf Herkules I. folgte ſein Sohn Alfons I. (geſt. 1534), deſſen zweite Gemahlin jene berühmte Lucrezia Borgia war, die durch ſeltene Talente und Liebe zu den Wiſſenſchaften einigermaßen die Schande ihres frühern Lebens verwiſchte. Im Dienſte ſeines Bruders, des Cardinals Hippolit, ſtand Arioſt; doch war dieſer Fürſt des großen Dichters nicht würdig. Der Cardinalshut ſchützte ihn ſo wenig vor Leidenſchaft und Verbrechen, daß er ſeinem natürlichen Bruder Julius, deſſen Nebenbuhler in der Liebe er war, die Augen ausſtechen ließ, weil die von beiden verehrte Dame dieſe Augen einſt ſchön genannt hatte. Alfons ließ dieſe Grauſamkeit, über welche ganz Ferrara empört war, ungeahndet, aber Ferdinand, ſein anderer Bruder, und der gemißhandelte Julius zettelten dafür eine Verſchwörung an, um ihn zu entthronen und ſich deſto ſicherer an Hippolit zu rächen. Sie wurde entdeckt und beide Brüder, über deren Haupt ſchon das Beil des Henkers ſchwebte, kamen zwar mit dem Leben davon, mußten dieſes aber im Kerker beſchließen. Alfons, der große Feldherrntalente beſaß, hatte Gelegenheit ſie während ſeiner Regierung zu entwickeln. Nachdem er 1509 der Ligue von Cambrai beigetreten, erſchienen die Venezianer unter Angelo Trevisani mit einer Flotte an der Mündung des Po, und verbreiteten Schrekken im ganzen Gebiet von Ferrara. Alfons brachte dieſe Flotte, die den Fluß hinauffuhr, zwiſchen das Feuer ſeiner an beiden Ufern errichteten Batterien, wodurch er ſie theils eroberte, theils verbrannte (1509) — ein Sieg, der von allen berühmten Dichtern Italiens gefeiert worden iſt. Papſt Julius II., der bald die Ligue von Cambrai verließ, und den Venezianern beitrat, wollte auch Alfons dazu

bewegen, den er, als dieſer ſich weigerte, mit dem ſtrengſten Interdict belegte und aller ſeiner Kirchenlehen verluſtig erklärte. Alfons verlor Modena und allen Beiſtand, nur die Franzoſen blieben ihm noch treu, denen er zum Siege bei Ravenna (1512) verhalf. Bald aber mußten auch die Franzoſen Italien räumen, und Alfons ſtand nun ganz verlaſſen da. Indeſſen ſtarb Julius II.; doch wollte ſein Nachfolger Leo X., ſo günſtig anfangs ſein Benehmen ſchien, die Städte Modena und Reggio nicht herausgeben, wozu ihn König Franz I., der dem Hauſe Eſte vorzüglich wohl wollte, verpflichtet hatte. Ja, der römiſche Hof ging ſo weit, daß er den Herzog Alfons durch den Hauptmann ſeiner Leibwache, den man zu beſtechen ſuchte, ermorden laſſen wollte. Während, von allen Seiten bedroht, Alfons ſich zur tapferſten Gegenwehr rüſtete, ſtarb Leo X. (1521), durch welches Ereigniß ſich das Haus Eſte plötzlich vom nahen Untergange gerettet ſah. Alfons ließ bei dieſer Gelegenheit eine Münze ſchlagen, auf welcher ein Mann ein Lamm aus den Klauen eines Löwen befreit, mit der Umſchrift: De manu leonis. Adrian VI. hob zwar den Kirchenbann auf, allein Clemens VII. ſchien den Haß ſeines Oheims Leo gegen Alfons geerbt zu haben, indem er ihm Modena vorenthielt und auch die noch übrigen Staaten zu nehmen ſuchte. Modena ward während der Eroberung Roms (1527) wieder ſein, wie auch bald nachher Carl V. ihm ſeine frühern Beſitzungen wieder ausfertigen ließ, und die Hoheitsrechte ſeines Hauſes beſtätigte. So wußte Alfons, wie kein anderer Fürſt ſeiner Zeit, den Ruhm der Waffen mit den Talenten der Staatskunſt zu vereinen, aber keiner wurde auch von ſo ausgezeichneten Männern umgeben, und keiner von ſo hohen Dichtern gefeiert, unter welchen Arioſt obenan ſteht. Sein Nachfolger Herkules II. (geſt. 1559) beobachtete die größte Ergebenheit gegen Carl V., deſſen Uebergewicht in allen italieniſchen Angelegenheiten den Ausſchlag gab, während ſein Bruder zu Rom, Cardinal Hippolit der Jüngere, auf den Nothfall ſich den Schutz Frankreichs verſchafft hatte. Dieſer Cardinal, der die prächtige Villa d'Eſte in Tivoli erbaute, war der größte und edelmüthigſte Beſchützer der Wiſſenſchaften, den das Jahrhundert erzeugte. Alfons II. (geſt. 1597) hatte zwar von ſeinen Vorfahren den Sinn für die Wiſſenſchaften geerbt, aber noch mehr den Hang zu Feſten und rauſchenden Vergnügungen. Seine Eitelkeit regte ihn unaufhörlich an, es dem Großherzog von Florenz zuvorzuthun, und um die Krone von Polen zu buhlen, die während ſeines ganzen Lebens ein Gegenſtand des koſtſpieligſten Strebens für ihn blieb. So mußten die Finanzen erſchöpft und die Unterthanen mit Auflagen gedrückt werden. Auch ſeinen Hof ſchmückten die erſten Dichter und berühmteſten Männer Italiens, allein die Schickſale Taſſo's an dieſem Hofe erwecken dem Namen Eſte nur trübe, wenn nicht gehäſſige Erinnerungen. Die ſieben Jahre, welche der Dichter im Narrenſpitale verleben mußte, weil er entweder die Fürſtin Leonore, Schweſter des Herzogs, wirklich liebte, oder, in ſeiner Leidenſchaftlichkeit gegen dieſen ſich vergeſſend, die Gränzen des Anſtandes überſchritt, — ſtehen da laut klagend und zeugend wider den unedeln hartherzigen Fürſten! Dieſer, obgleich drei Mal verheirathet, blieb kinderlos; deßhalb erwählte er, den Stamm Eſte nicht ausgehen zu laſſen, ſeinen Vetter Cäſar (geſt. 1628), einen natürlichen Sohn von Alfons I. zum Nachfolger. Als dieſer die Regierung antrat, erhob ſich Papſt Clemens VIII. wider ihn, erklärte ſeine Erwählung

für unrechtmäßig und alle geiſtlichen Lehen des Hauſes Eſte für ein der Kirche wieder zuſtändiges Eigenthum. Cäſar beſaß ſo wenig Muth und Charakter, daß er den Drohungen und Truppen des Papſtes gleich nachgab, und Ferrara nebſt den andern geiſtlichen Lehen wieder abtrat. Glücklicherweiſe machte ihm der Kaiſer das Erbfolgerecht in den Reichslehen nicht ſtreitig; er behielt Modena und Reggio, wohl aber mußte er mit der Republik Lucca zwei Kriege um den Beſitz von Garfagnana führen, bis Spanien eine Ausgleichung vermittelte. Sein Sohn und Nachfolger Alfons III. ließ anfangs ſeiner großen Heftigkeit wegen eine harte und tyranniſche Herrſchaft befürchten, allein der Tod ſeiner von ihm leidenſchaftlich geliebten Gemahlin Iſabelle von Savoyen, ſtimmte ihn zur größten Sanftmuth um. Bald legte er ſogar die Regierung nieder, die er ſeinem älteſten Sohne Franz übergab, und zog ſich unter dem Namen des Bruders Johann Baptiſt von Modena in ein tyroliſches Kapuzinerkloſter zurück, wo er unter Andachtsübungen und frommen Werken ſeine Tage beſchloß. Faſt ſcheint es, daß mit dem Verluſte Ferrara's das Haus Eſte auch ſeine politiſche Bedeutung eingebüßt habe, und von dieſer Zeit an nur noch im Schimmer des alten Ruhmes glänze, da während des ganzen 17ten Jahrhunderts von ſeinen Fürſten weder Großes gethan noch gefördert wurde. Wir begnügen uns, ihre Namen zu nennen: Franz I., Sohn Alfons' III. (geſt. 1658), Alfons IV. (geſt. 1662), Franz II. (geſtorb. 1694), Rinaldo (geſt. 1737). Dieſer Fürſt, der früher Cardinal geweſen, aber den Purpur auf dem Throne ablegte, heirathete Charlotte Felicitas von Braunſchweig, Tochter des Herzogs von Hannover, und vereinigte ſo die ſeit 1070 getrennten Zweige des Hauſes Eſte. Sein Sohn Franz III. (geſt. 1780) erwarb ſich einige Verdienſte um die Wiſſenſchaften. Muratori und Tiraboſchi waren ſeine Unterthanen, und erhielten Jahrgehalte von ihm. Herkules III., der letzte Herzog von Modena, Reggio und Mirandola, vermählte ſeine einzige Tochter Maria Beatrix mit dem Erzherzoge Ferdinand von Oeſterreich; eine Frucht dieſer Ehe war die verſtorbene Kaiſerin von Oeſterreich. Herkules III., der ſich bedeutende Schätze geſammelt, aber dadurch die Liebe ſeines Volkes verloren hatte, flüchtete bei der Annäherung der franzöſiſchen Heere 1796 nach Venedig, Modena und Reggio traten 1797 dem ciſalpiniſchen Bunde bei, und das Haus Eſte wurde förmlich durch den Vertrag zu Campo Formio (17. Oct. 1797) ſeiner Oberherrſchaft über dieſe Länder beraubt. Zwar hatte Oeſterreich dem Herzog Herkules Breisgau als Entſchädigung verſprochen, allein er ſtarb zu Trieſt, ehe er ſein neues Beſitzthum übernahm. XX.

Eteocles und Polynices, des Oedipus und der Jokaſte Söhne. Sie ſchloſſen einen Vergleich, nach welchem ſie abwechſelnd ein Jahr um das andere über Theben herrſchen ſollten. Eteocles aber brach den Vergleich; ſein Recht zu erkämpfen, rückte Polynices mit noch ſechs griechiſchen Fürſten vor Theben, das ſie belagerten. Bei einem Ausfall trafen beide Brüder auf einander, und fielen durch Wechſelmord. Jetzt ward Kreon, der Gefallenen Oheim, Herrſcher in Theben. Er verbot bei Todesſtrafe des Polynices Beerdigung. Antigone aber, des Unglücklichen Schweſter, der Stimme ihres Herzens folgend, geht dennoch hinaus, ihn zu beſtatten, wird entdeckt, und auf Kreon's Spruch, jedoch ihm ſelbſt zum Jammer, lebendig

begraben; denn ſein eigner Sohn Haimon, der ſie liebte, gab ſich an ihrer Seite den Tod. (Vergl. Theben.)

Eton, ein großer Flecken in der engliſchen Grafſchaft Buckinghamſhire, am nördlichen Ufer der Themſe, Windſor gegenüber, berühmt wegen der von Heinrich VI. im J. 1440 daſelbſt geſtifteten hohen Schule, die viele ausgezeichnete Männer unter ihren Zöglingen zählt.

Euböa (jetzt Negroponte), eine große Inſel an der Oſtküſte Griechenlands, von welcher ſie bloß durch einen ſchmalen Canal (Euripus) getrennt war. Ihre Länge betrug an 1200 Stadien, und ſie dehnte ſich längs der ganzen Küſte von Attika und Böotien bis Theſſalien aus. Sie hatte vortreffliche Weideplätze, war überhaupt ſehr fruchtbar, wie auch ergiebig an Eiſen und Kupfer, das die Einwohner ſehr geſchickt zu bearbeiten wußten. Merkwürdig iſt das Vorgebirge Artemiſion, wo eine berühmte Schlacht zwiſchen den Griechen und Perſern vorfiel. Die merkwürdigſten Städte waren Chalcis, Eretria und Karyſtos. Die Verfaſſung war demokratiſch, und eine zeitlang übten die Athenienſer eine Art von Oberherrſchaft über die Inſel aus.

Eucheten, ſ. Meſſalianer.

Eudoxus, aus Knidos in Karien, im J. 366 v. Chr., einer der berühmteſten griechiſchen Mathematiker und Aſtronomen, der ſich lange in Aegypten aufhielt. Seine Schriften, die verloren ſind, galten lange als Hauptwerke, nach denen man ſich richtete.

† Eugen Beauharnois. Durch eine Verordnung des Königs von Baiern wurde er im Nov. 1817 zum Herzog von Leuchtenberg ernannt, ihm das Fürſtenthum Eichſtädt unter baieriſcher Landeshoheit übergeben, und ſeine Nachkommen, im Fall des Ausſterbens der baieriſchen Linie, für erbfähig erklärt.

* Euler (Leonhard), einer der berühmteſten und ſcharfſinnigſten Mathematiker der neuern Zeit, war geboren zu Baſel den 15. April 1707. Sein Vater, Paul Euler, der im folgenden Jahre Prediger zu Riechen wurde, ertheilte ihm ſelbſt den erſten Unterricht in der Wiſſenſchaft, in der er ſpäterhin ſo groß wurde. Auf der Univerſität zu Baſel benutzte er den Unterricht von Johann Bernouilli, und genoß der Freundſchaft von Daniel und Nicolaus Bernouilli, welche ſchon ihrem berühmten Vater Jacob mit Glück nachſtrebten. Im neunzehnten Jahre erhielt der junge Euler das Acceſſit des Preiſes, den die Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften auf die beſte Abhandlung über das Bemaſten der Schiffe geſetzt hatte. Als Catharina die Erſte die Stiftung der Petersburger Akademie vollenden wollte, berief ſie auch Daniel und Nicolaus Bernouilli dahin. Nicolaus unterlag der Strenge des Clima's, und Daniel kehrte in ſein Vaterland zurück, nachdem er Eulern eine Stelle bei der Akademie verſchafft hatte. Jetzt bildete dieſer allein im Fache der Mathematik die ganze Akademie, und arbeitete mit einem Fleiße und einer Anſtrengung, welche Bewunderung verdienen, denn er verfaßte mehr als die Hälfte der Abhandlungen dieſes Faches in den 46 Quartbänden, welche die Petersburger Akademie von 1727 bis 1783 herausgab, und bei ſeinem Tode hinterließ er noch ungefähr hundert ungedruckte Abhandlungen, welche die Akademie nach und nach erſcheinen ließ. Außerdem ſchrieb er mehrere größere Werke von nicht geringer Bedeutung; auch bereicherte er die Schriftenſammlung der Akademie zu Berlin während der 25 Jahre, die er in dieſer Stadt zubrachte. Der Akademie zu

Wiſſenſchaften zu Paris reichte er mehrere Abhandlungen ein, und gewann oder theilte zehn Preiſe. Dieſe Thätigkeit iſt um ſo bewundernswerther, da er die letzten 17 Jahre ſeines Lebens in dem Zuſtande der Blindheit zubrachte. Seine Arbeiten zeichnen ſich vor denen ſeiner Zeitgenoſſen beſonders dadurch aus, daß er als unmittelbarer Nachfolger von Bernouilli, und ſo die Schule von Leibnitz fortſetzend, die Wiſſenſchaft des Rechnens vorzüglich zu vervollkommnen ſuchte, indem er immer mehr und mehr die Anſichten der reinen Geometrie entfernte, welche Newton's Schüler am meiſten zu Hülfe nahmen. Er ſtellte zuerſt das Beiſpiel jener langen Deductionen auf, in welchen die Bedingungen des Problems erſt mit Hülfe algebraiſcher Symbole ausgedrückt werden, und dann das Rechnen allein alle Schwierigkeiten entwickelt und beſiegt. Euler zeigte hier einen außerordentlichen Scharfblick und ein eben ſo tiefes als erfindungsreiches Genie. Was Voltaire im Gebiete der ſchönen Wiſſenſchaften war, war Euler im Felde der mathematiſchen. Er gab ſeiner Wiſſenſchaft eine ganz neue Geſtalt. Er behandelte die Mechanik durch die Analyſis, und indem er ſo den Umfang dieſer Wiſſenſchaft erweiterte, vervollkommnete er ſehr die Differential- und die Integralrechnung, worüber er ſpäterhin einen ausführlichen Curſus herausgab, der Alles übertraf, was man bisher über dieſen Gegenſtand kannte. Seine erſte Schrift: über das Bemaſten der Schiffe, und noch mehr ſein Aufenthalt zu Petersburg beſtimmten ihn ohne Zweifel, die Mathematik auf die Erbauung und Leitung der Schiffe anzuwenden. Die wichtigen Fragen über das Weltſyſtem, welche Newton ſeinen Nachfolgern aufzulöſen hiterlaſſen hatte, waren der immerwährende Gegenſtand von Eulers Forſchungen, und erwarben ihm den größten Theil der Preiſe, die er bei akademiſchen Bewerbungen erhielt. Eine ſehr ausführliche Abhandlung über die Dioptrik war die Frucht ſeiner Unterſuchungen über die Mittel, die Brillengläſer zu verbeſſern. Schon der Antheil, den er an der Erfindung der achromatiſchen Ferngläſer hatte, würde hinreichend ſeyn, um ihn auch hier ausgezeichnet zu nennen. In der Behandlung der Phyſik, die ihm gleichfalls nicht fremd blieb, war er nicht ſo glücklich. Hier gibt er ſich oft ſehr unhaltbaren willkührlichen Hypotheſen hin, und ſcheint nur Gelegenheiten zum Rechnen aufzuſuchen. Größer war hier Bernouilli. Auch mit der Philoſophie im eigentlichen Sinne beſchäftigte er ſich. Er wollte die Unkörperlichkeit der Seele beweiſen, und die Offenbarung gegen die Freigeiſter vertheidigen. In ſeinen bekannten Briefen an eine deutſche Prinzeſſin über verſchiedene Gegenſtände der Phyſik und Philoſophie greift er das Leibnitziſche Syſtem der Monaden und der präſtabilirten Harmonie an; allein man ſieht doch bald, daß dies nicht das Feld war, auf dem er glänzen konnte. — Im J. 1741 folgte er einem ehrenden Rufe Friedrichs des Großen an die Berliner Akademie, zur Stelle eines Lehrers der mathematiſchen Wiſſenſchaften, kehrte aber 1766 nach Petersburg zurück, und ſtarb hier 1783 als Director der mathematiſchen Claſſe der Akademie. Er erhielt, wo er ſich auch befand, aus allen gebildeten Ländern Europens fortwährende Beweiſe der ausgezeichnetſten Achtung. Im J. 1755 wurde er von der franzöſiſchen Akademie zu einem ihrer auswärtigen Mitglieder ernannt, obſchon keine der damals ſo geſuchten Stellen offen war. Er empfing auch bedeutende Geſchenke für ſeine Arbeiten von mehreren Höfen, unter andern erhielt er für ſeine Nachforſchungen

über die Mondstafeln einen beträchtlichen Theil des Preiſes, den das engliſche Parlament demjenigen beſtimmt hatte, der eine ſichere Methode auffinden würde, die Längengrade auf der See zu beſtimmen. — Aus ſeiner erſten Ehe hatte er 13 Kinder gehabt, von denen ihm 5 blieben, als er ſich zum zweiten Male mit ſeiner Schwägerin verheirathete. Von 38 Enkeln lebten bei ſeinem den 7. Sept. 1783 erfolgten Tode noch 26. Er verlor auch zwei verheirathete Töchter. Seine ſo äußerſt zahlreichen Schriften, welche nicht in Sammlungen erſchienen ſind, finden ſich in *Meuſels* bekanntem Werke verzeichnet. Wir bemerken hier nur die ſchon genannten *Briefe an eine deutſche Prinzeſſin*, die ſehr oft gedruckt worden ſind, dann ſeine Theoria motuum planetarum et cometarum; ſeine *Introductio in analysin infinitorum*; ſeine Institutiones calculi differentialis; ſeine Institut. calculi integralis; ſeine Anleitung zur Algebra; ſeine Dioptrik; ſeine Opuscula analytica, u. ſ. w. Als Menſch war er von liebenswürdigem Charakter, anſpruchlos, heiter und ſtets guter Laune; er liebte Geſellſchaft, und wußte ſie durch angenehmen Witz zu beleben.

Eumenes, aus Kardia gebürtig. Philipp von Macedonien und Alexander der Große brauchten dieſen klugen und gewandten Mann, der ſich durch ſeine Talente frühzeitig auszeichnete, als ihren Geheimſchreiber, letzterer beſonders in Staatsgeſchäften. Nach Alexanders Tode hielt er es mit *Perdiccas*, und wurde Statthalter von Kappadocien und Paphlagonien. Als Oberfeldherr in Kleinaſien war er glücklich gegen Kraterus, mußte aber doch endlich im Kampfe mit Antigonus unterliegen, der ihn zum Gefangenen machte.

* **Europa**, einer von den Haupttheilen, worin unſere Erde gewöhnlich getheilt wird, iſt zwar der kleinſte Erdtheil, aber durch ſeine Bevölkerung, Cultur des Bodens, Flor der Künſte, Wiſſenſchaften, Induſtrie und des Handels, durch ſeine Macht und Einfluß auf alle übrigen Erdtheile und durch die Menge der großen und wohlgebauten Städte zeichnet er ſich vor allen aus, und verdient daher am genaueſten kennen gelernt zu werden, wozu auch die reiche geographiſche Literatur, die wir von den ſämmtlichen Ländern deſſelben (mit Ausſchluß der Türkei) beſitzen, die genügendſten Hülfsmittel darbietet. Wann und woher Europa ſeinen Namen und ſeine erſten Bewohner erhalten habe, reicht über die Gränzen der Geſchichte hinaus. Am wahrſcheinlichſten iſt es, daß von Aſien aus, als der Wiege des Menſchengeſchlechtes, die erſten Menſchen nach Europa kamen. Griechenland war wohl der Theil, welcher zuerſt von Aſien aus ſeine Bevölkerung erhielt. Hier bildete ſich etwa 1400 Jahre vor unſerer Zeitrechnung ein Volk aus, die Hellenen, das bald die Cultur Aſiens übertraf. Die Blüthe dieſes Volks, gewöhnlich Griechen genannt, fällt etwa drei Jahrhunderte vor Chriſti Geburt. Groß im Denken und Handeln, blühend durch Künſte und Wiſſenſchaften, fruchtbar an den herrlichſten Erzeugniſſen eines mannigfach ausgebildeten Geiſtes, wird es, ſo lange die Cultur der Menſchheit fortdauert, ein Gegenſtand der Bewunderung, und ſein Nachlaß die erſte Quelle unſeres Denkens und Wiſſens bleiben. Aber auch dieſes blühende Volk unterlag dem Wechſel aller menſchlichen Schickſale. Mit der Auflöſung des Univerſalreichs, welches Alexander der Große auf den Trümmern der griechiſchen Freiheit errichtet hatte, trifft der Verfall deſſelben wieder zuſammen. Zu eben der Zeit, wo Griechenland ſank, erhob ſich in Italien ein anderes Volk, die Römer, das zwar ſchon früher

in der Geſchichte erſcheint, aber erſt um dieſe Zeit, nachdem es ſich zum Herrn von ganz Italien gemacht, und den Kampf um die Herrſchaft der am mittelländiſchen Meere gelegenen Länder mit den Carthaginenſern in Afrika, einer Colonie der Phönizier, ſiegreich beſtanden hatte, in der Geſchichte Epoche zu machen, und ſeinen Einfluß auch auf das übrige Europa zu verbreiten anfängt. Es überwältigte das ſeit dem Untergange der Alexandriniſchen Monarchie geſchwächte Griechenland, und verpflanzte griechiſche Cultur auf Italiens Boden. Bald wurden nun durch die ſich mehr und mehr erweiternden Eroberungen der Römer die ſüdlichen Länder Europa's, Portugal, Spanien, Frankreich, auch ſelbſt ſchon Englands Geſtade, Belgien, Helvetien, der zwiſchen der Donau und den Alpen gelegene Theil Germaniens, die ungariſchen Provinzen (damals Pannonien, Illyrien und Dacien), bekannter, und erhielten von denſelben römiſche Cultur, Sitten und Sprache. Aus Nomaden wurden nun Ackerbauer, und blühende Städte erhoben ſich. Auch die Lehre der chriſtlichen Religion, welche ſich in den Provinzen des weiten römiſchen Reichs verbreitete, wurde wichtig für die Entwilderung der meiſten europäiſchen Nationen. Nur Germanien widerſtand der andringenden Macht der Römer, und verhinderte dadurch die Verbreitung der römiſchen Cultur in dem Norden von Europa, der bis dahin auch noch der Geſchichte unbekannt blieb. Mit dem Verfalle des römiſchen Reichs, hauptſächlich veranlaßt durch die Theilung in ein morgenländiſches und abendländiſches Reich, trat eine große Umänderung der politiſchen Verfaſſung Europa's, die große Völkerwanderung, ein. Die Völker des rauhen Nordens fielen über die ſchönen und angebauten Länder des ſchon geſchwächten römiſchen Reichs her, brachten ihre ganze Roheit in dieſe Länder mit, worin römiſche Cultur, Künſte und Wiſſenſchaften blüheten. Barbarei, tiefe Unwiſſenheit und Aberglauben verbreiteten ſich hierauf. In Italien hatten Oſtgothen und Longobarden, in Gallien Franken, in Spanien Weſtgothen und in England Angelſachſen ſich niedergelaſſen, und ſich die Einwohner dieſer Länder unterworfen, oder auch ſich mit ihnen vermiſcht. Das Reich der Franken erhob ſich unter Carl dem Großen zu Ende des 8ten Jahrhunderts zu einer ſolchen Größe, daß aus demſelben in der Folge die neuen Staaten Frankreich, Deutſchland, Italien, Burgund und Navarra hervorgehen konnten. Um eben dieſe Zeit fingen die nördlichen und öſtlichen Nationen Europa's an, Einfluß in die Welthändel zu erhalten. Slaven ſtifteten in Böhmen, Polen, Rußland und dem nördlichen Deutſchland Reiche; in Ungarn traten die Magyaren auf, und im höchſten Norden ſpielten die tapfern Normänner eine bedeutende Rolle. Hierauf gelang es den Päpſten, durch ihre Herrſchaft auf die abergläubiſchen Gemüther, eine Hierarchie zu gründen, die vorzüglich Gregor VII. auf den höchſten Gipfel brachte. Um ihre Herrſchaft zu ſichern, verleiteten ſie die Völker zu den abenteuerlichen, Millionen von Menſchen hinwegraffenden Kreuzzügen, welche jedoch bewirkten, daß in allen Ländern ſich ein Mittelſtand bildete, der Landmann meiſtens die Feſſeln der Leibeigenſchaft von ſich warf, und daß gelehrte Kenntniſſe und Künſte von den Arabern und Griechen in Europa zurückkehrten. Die errichteten Univerſitäten, die Erfindung der Buchdruckerkunſt, die Reformation begünſtigten jene erſten Keime einer hervorſproſſenden neuen wiſſenſchaftlichen Bildung der europäiſchen Völker. Es geſtalteten ſich nun aus dem Chaos des Mit-

telalters die Staaten: Deutſchland, Frankreich, Spanien, Portugal, England, Schottland, Helvetien, die italieniſchen Staaten, Ungarn, Böhmen, Polen, Dänemark, Schweden und Rußland. Durch die 1453 erfolgte Eroberung Conſtantinopels miſchten ſich die Türken, ein aſiatiſches Volk und deſpotiſcher Staat, in den europäiſchen Staatenbund, den Oeſterreich, Holland und Preußen vermehrten; auch Rußland verwandelte ſich erſt ſeit Peter I. aus einem aſiatiſchen in einen europäiſchen Staat. Die Verſuche Carls V., Beherrſchers der ſpaniſchen Monarchie, und Ludwigs XIV., das beſtehende Gleichgewichtsſyſtem der europäiſchen Staaten zu zerſtören mißlangen, bis endlich in unſern Zeiten Napoleon beinahe das Ziel erreichte, aus allen europäiſchen Staaten eine Univerſalmonarchie zu bilden. Aber kurz und vorübergehend war ſeine Herrſchaft und Macht. Seit der Geſtaltung der Staaten Europas ſind aus der Reihe der ſelbſtſtändigen verſchwunden: Ungarn, Polen, das deutſche Reich, Schottland, Böhmen, Venedig, Genua, Mailand. Hinzugekommen ſind: die Staaten des deutſchen Bundes, die italieniſchen, Jonien und Krakau. — Europa iſt von drei Seiten von dem Meere umfloſſen, das hier verſchiedene Namen führt, und entweder zum nördlichen Eismeere oder zum atlantiſchen Ocean gehört. Eine ſchmale Meerenge des mittelländiſchen Meeres trennt es von Afrika; gegen Oſten allein hängt es mit dem feſten Lande, nämlich Aſien, zuſammen, und hier wird ſeine Gränze von den Geographen auf verſchiedene Art beſtimmt. Europa liegt in der nördlichen kalten und in der nördlichen gemäßigten Zone, vom 8ten Grade der öſtlichen Länge bis zum 80ſten und vom 36ſten Grade der nördlichen Breite bis zum 71ſten Grade. Mit Einſchluß der Inſeln, welche gegen 15,000 Q. M. enthalten, beträgt der Flächeninhalt Europa's 153,000 Q. M., wovon Rußland faſt die Hälfte einnimmt. Die größte Ausdehnung hat Europa zwiſchen dem Cap St. Vincent in Portugal und dem nördlichen Ende der Grenze zwiſchen Europa und Aſien, an der Straße Waigatz. Dieſe Ausdehnung beträgt in gerader Linie ungefähr 750 Meilen. Die größte Breite hat dieſer Erdtheil zwiſchen dem Cap Matapan in Morea und dem Nordcap in Norwegen, welche Ausdehnung ungefähr 520 Meilen beträgt. Europa iſt außerordentlich gut bewäſſert, obgleich ſeine Ströme wegen der geringen Landmaſſe keinen ſo langen Lauf und keine ſo große Waſſerfülle haben, als in andern Erdtheilen, beſonders in Amerika. Von den vornehmſten Strömen fließen: der Ebro, Rhone und Po in das mittelländiſche Meer; die Donau, der Dnieſter und der Dnieper in das ſchwarze Meer; der Don in das aſowſche Meer; die Wolga in das kaſpiſche Meer; die Dwina in das nördliche Eismeer; die Düna, die Weichſel und die Oder in die Oſtſee; die Elbe, Weſer und der Rhein (doch nachdem ſeine Gewäſſer andere Namen erhalten haben) in die Nordſee; die Seine in den Canal und die Loire, Garonne, Duero, Tajo, Guadiana und Guadalquivir in das atlantiſche Meer. Den längſten Lauf haben unter dieſen Flüſſen die Wolga und die Donau. Von den zahlreichen Seen befinden ſich die größten, welche jedoch keine Vergleichung mit den nordamerikaniſchen aushalten, in Nord-Europa, als in Rußland der Ladoga- (der größte unter allen europäiſchen Seen), der Onega- und Peipus-See; in Schweden der Mälar-, Wener- und Wetter-See. An der Gränze von Deutſchland und der Schweiz iſt der Bodenſee, an der Gränze der Schweiz und Italiens der Genferſee. In Ungarn ſind der Platten- und der Neu-

ſiedlerſee. Ein großer Theil von Europa iſt gebirgig, der ſüdliche mehr als der nördliche. Das höchſte Land iſt die Schweiz, von da der Boden ſich nach allen Seiten zu ſenkt und endlich gegen die Nord- und Oſtſee in flache Ebenen ausläuft. Die ebenſten und niedrigſten Länder ſind Holland und Nord-Deutſchland, Dänemark, Preußen und Rußland. Das größte europäiſche Gebirge ſind die Alpen in der Schweiz und Italien, welche von da ſich in viele Aeſte nach verſchiedenen Richtungen ausbreiten. Sie erſtrecken ſich weſtlich nach Frankreich, und hängen vermittelſt der Sevennen mit den Pyrenäen zuſammen, die Frankreich von Spanien trennen. Südwärts läuft ein Arm der Alpen zum mittelländiſchen Meere, wendet ſich dann öſtlich und zieht unter dem Namen der Apenninen durch ganz Italien. Oſtwärts gehen mehrere Arme von den Alpen aus, und erſtrecken ſich durch Süd-Deutſchland bis in die türkiſchen Provinzen. Nordwärts von den Alpen läuft eine andere Gebirgskette, und ſcheidet die Schweiz von Frankreich, das Juragebirge genannt. In dem öſtlichen Theile von Europa ſind beſonders die Karpathen zu bemerken, die auf der einen Seite mit den Sudeten und auf der andern mit den Gebirgen in der europäiſchen Türkei zuſammenhängen. Der höchſte aller europäiſchen Berge iſt der zu den Alpen gehörige Montblanc in der italieniſchen Provinz Savoyen, deſſen Höhe gewöhnlich auf 14,676 Fuß über dem Meere geſchätzt wird, alſo beinah nur halb ſo hoch als der Dholagir, die höchſte Spitze des Himalleh-Gebirges in Aſien. Mehrere von dieſen Gebirgen, als der Aetna, der Veſuv, der Hekla, ſind feuerſpeiende Berge. Der Boden Europa's iſt zwar nicht mit der üppigen Vegetation der tropiſchen Länder geſchmückt, aber doch faſt durchgehends des Anbaus empfänglich. Nur die zur nördlichen Zone gehörigen Striche machen hiervon eine Ausnahme. In Hinſicht des Clima's kann man Europa in drei Landſtriche eintheilen, den warmen, wo der Citronenbaum ohne Pflege blühet, bis zum 43ſten Grade der Breite, mit angenehmem Frühling, heißem Sommer und kurzem Winter; den gemäßigten, bis zum 65ſten Grade, wo noch das Getraide zur Reife gelangt; und in den kalten, bis zum äußerſten Norden, wo nicht einmal Holz, ſondern nur Rennthiermoos fortkommt, alle Cultur erſtirbt, außer dem Rennthiere kein Hausthier das Clima erträgt, und im höchſten Norden die Sonne drei Monate lang den Horizont nicht verläßt, und die drei Monate lange Nacht durch das prächtige Schauſpiel des Nordlichtes erleuchtet wird. Die Producte ſind nicht ſo mannigfaltig, als in den übrigen Erdtheilen, und viele derſelben ſind erſt aus fremden Zonen dahin verpflanzt und einheimiſch gemacht worden. Dagegen hat aber Europa den Vorzug eines ſorgfältigern Anbaues. Aus dem Thierreich hat es Pferde, zum Theil von edlern Racen, Rindvieh, Schafe in Spanien, Sachſen und England mit der feinſten Wolle, Eſel, Ziegen, Schweine, Hunde, Rennthiere, Speiſe-, Raub- und Pelzwild von verſchiedenen Arten, Wallfiſche, Seekühe, Seehunde, viel zahmes und anderes Geflügel, eine große Menge von Fiſchen in den Meeren, Seen und Flüſſen, worunter beſonders die Häringe vielen Bewohnern Unterhalt verſchaffen, nutzbare Inſecten, als Bienen, Seidenwürmer, Kermes, Gallweſpen, ſpaniſche Fliegen, auch Auſtern und Perlenmuſcheln. Aus dem Pflanzenreiche hat Europa Getraide aller Art und hinreichend zur Conſumtion, ſchöne und ſchmackhafte Gartengewächſe, vieles Obſt, edle Südfrüchte, als Feigen, Mandeln, Kaſtanien, Citronen, Pome-

ranzen, Oliven, Granatäpfel, auch Datteln, Flachs, Hanf, Baumwolle, Färberröthe, Tabak, die edelſten Weinſorten und einen großen Reichthum von Brenn-, Bau- und Schiffsbauholz. Am längſten trotzt die Weide und Birke der Kälte des nördlichen Polarzirkels. Das Mineralreich liefert alle Metalle, edle und unedle und überhaupt die meiſten Mineralien in hoher Güte und hinreichender Menge. An Gold und Silber ſind Ungarn und Siebenbürgen am reichſten, an Eiſen die nordiſchen Länder, Schweden, Norwegen und Rußland. Salz hat Europa hinlänglich, ja überflüſſig, ſowohl Stein- als See- und Quellſalz. Die Zahl der Einwohner kann man auf 178 Millionen rechnen, die ungleich auf dem Boden Europa's vertheilt ſind. Während in Rußland und Schweden gegen 3 bis 400 Menſchen auf einer Quadratmeile leben, ernähren die Niederlande, wo die Bevölkerung am ſtärkſten iſt, Italien, Frankreich, Großbritannien und Deutſchland eben ſo viele Tauſende auf demſelben Raume. Sämmtliche Bewohner beſtehen aus Völkerſchaften verſchiedener Abſtammung, und reden mehrere ganz von einander verſchiedene Sprachen, wovon folgende die Hauptſprachen ſind: die deutſche, von welcher zugleich die holländiſche, engliſche, ſchwediſche und däniſche entſtanden ſind; die lateiniſche oder römiſche, zwar jetzt nur Gelehrtenſprache, aber Mutter der italieniſchen, franzöſiſchen, ſpaniſchen, portugieſiſchen und wallachiſchen Sprache; die ſlaviſche, wozu die ruſſiſche, polniſche, böhmiſche, wendiſche, bulgariſche und illyriſche gehören; die neugriechiſche; die türkiſch-tatariſche; die finniſche; die ungariſche; die kimriſche im Fürſtenthum Wales und in einem nordweſtlichen Theile Frankreichs (in der Bretagne); die ſchottiſch-iriſche in Nordſchottland und Irland; die baskiſche an den Pyrenäen. Am verbreitetſten ſind die deutſche mit ihren Töchterſprachen, die von der römiſchen entſprungenen und die ſlaviſche Sprache. Die herrſchende Religion iſt die chriſtliche, nämlich die römiſch-katholiſche Kirche, welche die meiſten Bekenner zählt, die proteſtantiſche, als die lutheriſche, reformirte und anglicaniſche oder engliſche Kirche, nebſt mehreren Secten, Wiedertäufern, Mennoniten, Quäkern, Unitariern, Methodiſten, Herrnhutern, und endlich die griechiſche Kirche. Ein Theil der Bewohner bekennt ſich zu der jüdiſchen, ein anderer zu der muhamedaniſchen Religion. Unter den Lappländern und Samojeden findet man noch Heiden, doch nur in geringer Zahl. Die Cultur ſteht in den meiſten Ländern auf einer hohen Stufe und hebt ſich täglich mehr und mehr. Beſonders zeichnen ſich in dieſer Hinſicht die Länder aus, wo die deutſche und die mit ihr verwandten Sprachen geredet werden, ferner Frankreich und ein Theil Italiens. In keinem Erdtheile blühen die Manufacturen und Fabriken ſo außerordentlich, als in vielen europäiſchen Ländern, beſonders in Großbritannien, Frankreich, den Niederlanden, Deutſchland und Helvetien; ſie bearbeiten nicht allein europäiſche Naturprodukte, ſondern auch außereuropäiſche, und liefern alle Bedürfniſſe eines bequemen Lebens und ſelbſt des Luxus. Eben ſo lebhaft iſt der Handel, der in vielen Ländern durch Kunſtſtraßen, Canäle, das wohleingerichtete Poſtweſen, Banken, Aſſecuranzen, Handelsgeſellſchaften und Meſſen befördert wird. Der Handel erſtreckt ſich nicht blos auf Europa, ſondern auf alle Erdtheile, und alle Meere werden von den Europäern befahren. Jedoch kommt keine europäiſche Nation in dieſer Hinſicht der brittiſchen gleich, welche die Beherrſcherin der Meere iſt, und allein mehr Schiffe unterhält, als alle übrigen zuſammen. Eu-

ropa iſt der Sitz der Künſte und Wiſſenſchaften. Ihm verdankt die Menſchheit die Erforſchung der wichtigſten Wahrheiten, die nützlichſten Erfindungen, die ſchönſten Producte des Geiſtes, die Erweiterung aller Wiſſenſchaften; denn keine ſchließt die Europäer aus. Doch ſtehen hierin die deutſchen und diejenigen Völker, welche die Töchterſprachen der lateiniſchen reden, nur auf dieſer hohen Stufe: die ſlaviſchen Nationen ſtehen hierin nach, und der türkiſchen Nation iſt bis jetzt noch die vielſeitige wiſſenſchaftliche Bildung der übrigen europäiſchen Nationen faſt ganz fremd geblieben. Fünfundachtzig Univerſitäten ſorgen für den höhern Unterricht, ihnen arbeiten die zahlreichen Gymnaſien und Lyceen vor, und mit der Volksbildung beſchäftigen ſich die bereits zahlreich vorhandenen Volksſchulen. An vielen Orten beſtehen Akademien der Wiſſenſchaften, Kunſt- und wiſſenſchaftliche Sammlungen aller Art. Nach der natürlichen Lage zerfällt Europa in Weſt- und Oſteuropa, wovon jenes die pyrenäiſche Halbinſel (Portugal und Spanien), das Weſtalpenland (Frankreich), das Südalpenland (Italien), die Nordalpenländer (Helvetien, Deutſchland und die Niederlande, die Nordſeeinſeln (Großbritannien, Irland und Island), die Oſtſeeländer (Dänemark, Norwegen, Schweden und Preußen) begreift. Oſteuropa enthält die nordcarpathiſchen Länder (Rußland und Galizien), und die südcarpathiſchen Länder (Ungarn im weitern Sinne und die Türkei). In politiſcher Hinſicht beſtehen jetzt in Europa folgende Staaten: drei Kaiſerreiche, Oeſterreich, Rußland und die Türkei; vierzehn Königreiche, Portugal, Spanien, Frankreich, Großbritannien, die Niederlande, Dänemark, Schweden, Sardinien, beider Sicilien, Preußen, Baiern, Sachſen, Hannover und Würtemberg; ein geiſtlicher Staat, der Kirchenſtaat; acht republikaniſche Staaten, die Schweiz, Jonien, Krakau, St. Marino, Hamburg, Lübeck, Bremen und Frankfurt; ein Churfürſtenthum, Heſſen; ſechs Großherzogthümer, Baden, Heſſen-Darmſtadt, Sachſen-Weimar, Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz und Toscana; dreizehn Herzogthümer, Oldenburg, Gotha, Meinungen, Hildburghauſen, Koburg, Braunſchweig, Naſſau, Deſſau, Bernburg, Cöthen, Modena, Parma und Lucca; ein Landgrafthum, Heſſen-Homburg; und zwölf Fürſtenthümer, Hohenzollern-Hechingen, Hohenzollern-Sigmaringen, Schwarzburg-Rudolſtadt, Schwarzburg-Sondershauſen, Waldeck, Lippe-Detmold, Schaumburg-Lippe, Lichtenſtein, Reuß-Greiz, Reuß-Schleiz, Reuß-Lobenſtein und Reuß-Ebersdorf.

Sch.

Euſebianer, ſ. Arianer.

Exmouth (Lord Edward), früher unter dem Namen Sir Edward Pellew bekannt, zeichnete ſich ſchon um 1780 als Lieutenant und ſpäter als Fregattencapitain im Kriege der Colonien und gegen die neufränkiſche Republik, durch Gewandtheit, Kenntniſſe und kühnen Muth aus. 1802 trat er in die Kammer der Gemeinen und vertheidigte hier mit vieler Wärme den Lord St. Vincent, welchem man die Vernachläſſigung der engliſchen Marine Schuld gegeben hatte. Beim Wiederausbruch des Kriegs wurde er zum Contre-Admiral, und 1804 zum Generalcommandanten der Seemacht in Indien ernannt, und erhielt nach ſeiner Rückkehr das Commando der vor Frankreich kreuzenden Flotte. 1814 wurde er unter dem Namen eines Lord-Baron Exmouth zum Pair erhoben, und erhielt den Oberbefehl der Flotte im Mittelmeere. Im Juli beſchützte er die Roya-

liſten von Marſeille gegen den Marſchall Brune, und erhielt ein ſchönes Geſchenk von ihnen, verweigerte aber dem König Murat die Aufnahme auf ſeine Flotte. Im April 1816 erhielt er Befehl von der Admiralität, zwiſchen Neapel, Sardinien und den Raubſtaaten einen Frieden, und wo möglich die Abſchaffung der Chriſten-Sklaverei zu Stande zu bringen. Sogleich ſegelte er mit einer mächtigen Flotte nach Algier, wo der Friede zwar bewilligt, die Abſchaffung der Sklaverei aber nur mit Genehmigung der hohen Pforte zugeſtanden werden ſollte. Glücklicher war er vor Tunis und Tripolis, wo ſeine Anträge keine Schwierigkeiten fanden. Nach Algier zurückgekehrt, ſchloß er einen Interimsvertrag, beſonders wegen Loskaufung der Sklaven aus Genua und Neapel, und eilte dann nach England. Hier erfuhr er die Ermordung ſämmtlicher franzöſiſcher, engliſcher und ſpaniſcher Korallenfiſcher, und ſegelte mit einer noch mächtigern Flotte ab, um den Frieden zu erzwingen. Im Mittelmeere vereinigte ſich der holländiſche Admiral von Capellen mit ſechs Fregatten mit ihm. Nach vergeblichen Vorſchlägen begann das Bombardement. Die ganze Flotte von Algier, der Molo, die Magazine ꝛc. wurden ein Raub der Flammen, und der Dey mußte harte Bedingungen eingehen. S. Barbaresken und Sklavenhandel.

† Expanſion. Man unterſcheidet an ſich expanſible Körper, wie Wärmeſtoff, Lichtſtoff, und durch Mittheilung expanſible Körper, welche, wie Dämpfe, Dünſte u. ſ. w., ihre Expanſibilität den erſtern verdanken.

* Expoſition, Auseinanderſetzung; im Schauſpiel Darlegung, Erzählung der Vorgeſchichte, d. h. alles desjenigen, was vor dem Zeitpunkte der Handlung, mit welchem das Stück anhebt, nach der Vorausſetzung des Dichters ſich begeben hat (im Franz. Avant-Scène). Man kann ſie eintheilen in die abgeſonderte und verwebte. Jene wird dem Zuſchauer unmittelbar in der Form eines erzählenden Prologs gegeben, wie z. B. in den Phönicierinnen des Euripides; dieſe empfängt er mittelbar, oder ſcheinbar zufällig, indem die handelnden Perſonen unter einander die Thatſachen der Vorgeſchichte erwähnen und dem Zuſchauer klar machen. Die verwebte kann ſich erſtrecken durch das ganze Stück bis zur Cataſtrophe, wie z. B. im König Oedip des Sophokles. Nebenzweck der Expoſition iſt Bekanntmachung der Zuſchauer mit dem Orte und der Zeit der Handlung, mit den Charakteren der Handelnden u. ſ. w., ferner Erregung von Ahnungen und Vermuthungen, welche die Aufmerkſamkeit auf die Handlung des Stücks (die Folgen der Vorgeſchichte) ſpannen. Uebrigens wird der Begriff der Expoſition auch auf die einzelnen Acte eines Stücks bezogen, und dann bedeutet das Wort die Bekanntmachung des Zuſchauers mit demjenigen, was nach der Vorausſetzung des Dichters während des Zwiſchenactes geſchehen iſt.

Exterritorialität, ſ. Geſandte.

Ezechiel, der dritte der großen Propheten, ein Sohn Buſy's, aus dem Prieſtergeſchlechte. Er wurde jung (gegen 599 v. Chr. Geb.) in die babyloniſche Gefangenſchaft geführt. Hier offenbarte er die ihm verliehene Gabe der Weiſſagung, als er ſich mit andern Gefangenen am Fluſſe Chobar befand. Er hatte ein Geſicht, in welchem ihm Gott den Befehl gab, zu den Kindern Iſrael zu ſprechen und ihn zum Wächter ſeines Volks beſtellte. In einem andern Geſichte offenbarte ihm Gott die Leiden, welche Iſrael für ſeine Abgötterei treffen ſollten. Auch zeigte ihm Gott das Ende der Gefangenſchaft,

die Rückkehr ſeines Volks nach Paläſtina und die Wiederherſtellung der heiligen Stadt und des Tempels, endlich die Vereinigung Juda's und Iſraels unter einer Herrſchaft und einen glücklichen Zuſtand ſeines Volks an. Von der Belagerung Jeruſalems durch die Chäldäer bekam er durch ein Wunder Kunde, und erzählte ſie ſeinen Mitgefangenen. Er prophezeihte wider Aegypten, wider Tyrus und Sidon, wider die Idumäer und Ammoniter. Sämmtliche Prophezeiungen beſtehen aus 48 Capiteln; ſie ſind dunkel, voll poetiſchen Feuers, aber ſchwer zu verſtehen, und wurden von den Juden erſt ſpät in ihren Kanon aufgenommen. Wann und wie Ezechiel geſtorben, iſt ungewiß.

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Conversations-Lexicon oder Encyclopädisches Handwörterbuch für gebildete Stände

Bd.: [1. Supplement]

Stuttgart 1819

Enc. 42 x-11,1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10400827-7